This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Literarische
Charakteristiken
und
Kritiken

von

Konrad Schwenck.

(Cl. Brentano — G. A. Bürger — Fr. Dingelstedt — M. Enk — F. Freiligrath Geibel — J. Görres — Görres und Börne gegen Goethe — A. Grün — H. Heine — Herder — G. Herwegh — E. T. A. Hoffmann — Hoffmann von Fallersleben — Jakob — F. M. Klinger — N. Lenau — Lewitz — Montaigne — G. Pfizer — Platen's Werke — Platen's Tod — R. F. Prutz — H. v. Redenstock — Rötscher über die Wahlverwandtschaften — Rötscher über König Lear — Fr. Rückert Fr. Schlegel — F. C. Schlosser — J. H. Voß — v. Zedlitz.)

Vet. Ger III B. 610

Literarische Charakteristiken und Kritiken

von

Konrad Schwenck.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1847.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

	Seite
E. T. A. Hoffmann's Schriften. (Hermes. 1823)	1
Clemens Brentano's Gokel, Hinkel, Gackeleia. (Phönix. 1838)	85
Görres und Börne gegen Goethe. (Phönix. 1836)	90
Friedrich Schlegel's Geschichte der alten und neuen Literatur. (Hermes. 1823)	98
Johann Heinrich Voß' poetische Werke. (Phönix. 1835)	155
G. A. Bürger's Werke. (Phönix. 1835)	161
F. M. Klinger's Werke. (Jenaische Literatur-Zeitung. 1842)	167
Athanasius von J. Görres. (Phönix. 1838)	195
Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. (Phönix. 1838).	203
Lewitz über Goethe's Tasso. (Hallische Literatur-Zeitung. 1840)	209
Kurze Charakteristik Herder's. (Herder-Album. 1845)	226
Graf August von Platen's Werke. (Hallische Literatur-Zeitung. 1840).	245
Auf Platen's Tod. (Phönix. 1836)	270
Friedrich Rückert's Gedichte. (Hallische Literatur-Zeitung. 1841)	271
Ferdinand Freiligrath's Gedichte. (Hallische Literatur-Zeitung. 1841).	283
Lyrische Poesie. (Hallische Literatur-Zeitung. 1842)	289
Gustav Pfizer	292
Nicolaus Lenau	299
Anastasius Grün	302
J. Ch. Freiherrn von Zedlitz's Gedichte	309
R. F. Prutz, ein Mährchen	315
Hoffmann's von Fallersleben Unpolitische Lieder	319
Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters	326
Gedichte eines Lebendigen. (Konnte wegen Verbots des Buchs in der Literatur-Zeitung nicht zum Abdruck gelangen.)	332
Geibel's Gedichte *	340
H. Heine's Buch der Lieder. (Hallische Literatur-Zeitung. 1843).	341

Seite

Heinrich Theodor Rötscher über Goethe's Wahlverwandtschaften. (Hallische Literatur-Zeitung. 1839) 350

Heinrich Theodor Rötscher über Shakspeare's König Lear. (Hallische Literatur-Zeitung. 1839) 375

M. Enck, die Epistel des Q. Horatius Flaccus über die Dichtkunst. (Hallische Literatur-Zeitung. 1842) 385

H. von Rebenstock, das Nibelungenlied. (Phönix. 1836) . . 396

Montaigne † 401

Jakob's vermischte Schriften. (Berliner Jahrbücher für wißenschaftliche Kritik. 1834) 468

E. T. A. Hoffmann's Schriften.

Nachdem nicht lange vor dem jetzigen Zeitalter Kunst und Regel für den Menschen in Einseitigkeit zu steifen, todten Formen vielfach entartet waren, sahen wir die beeinträchtigten Kräfte des Geistes die drückende Fessel zersprengen und in der durch den langen Niederdruck gereizten Stärke das bisher Widerstrebende rasch zerstören, wie der durch den hohen Damm immer mächtiger anschwellende Strom endlich bei seinem Durchbruch alles plötzlich überschwemmt. Die natürlichste Natur sollte nun allein herrschen; allein der mathematische Sinn, fast noch schwerer zu unterdrücken, als irgend ein anderer, wußte sich bald wieder in gehörigem Maße geltend zu machen, und so sehen wir jetzo, wenigstens in der Idee, sehr gesunde Begriffe über das wahre Verhältniß von Regel und Natur zu einander, und diese Begriffe bilden jetzt die herrschende Ansicht in der Beurtheilung der sogenannten schönen Künste. So wie hier im Formellen, gieng auf der andern Seite zugleich im Materiellen, wenn man Ansichten so nennen darf, ein Umschwung vor, der nicht minder bedeutend war. Als die leidige bekannte Aufklärerei, die zur wahren Sucht geworden, indem man sah, wie so manches bis dahin unerklärlich und wunderbar Geglaubte durch die rasch vorschreitende Erweiterung der physikalischen Kenntnisse eine sichere und natürliche Erklärung fand, nun jede Erscheinung in den Kreis ihres Wissens zu ziehen vermeinte, da erwachte die höhere Ahnung im Menschen um so deutlicher und trat um so lebhafter als Widersacher auf, da auch sie, die nie zu vertilgende, negirt werden sollte, weil sie während jenes Treibens unthätig zugeschaut hatte. Es war ihr leicht, die zu weit gehende Aufklärung in die gehörigen Schranken zurückzu-

weisen, da die Dinge selbst, deren Wesenheit und Endursache ein unaufklärbares Räthsel bleiben, vor Augen lagen, als handgreifliche Wunder. Als auf diese Weise die geheimnißvolle Ahnung im Menschen wieder in ihre Rechte eintrat, ward alles, was die Aufklärerei als Wahn und Aberglauben bekämpft hatte, wieder mit frischer Liebe hervorgezogen und dem wiedereroberten Reiche des Wunderbaren einverleibt. Alles, was damit Aehnlichkeit hatte, ward hinzugefügt, und dieselbe Physik, die vorher dem Widersacher gedient, ward nun den neuen Herrschern dieses Reiches zinsbar und brachte in dem Magnetismus einen Tribut, der allen Ahnungen und wunderbaren, geglaubten psychischen Einflüssen zu mächtiger Stütze dienen sollte. Weil das Gefühl der Vergänglichkeit und die Sehnsucht nach dem Ewigen das Gemüth auf eine schmerzlich-süße Weise spannt und mit sanfter Melancholie durchschauert, so hat alles Vergangene und Alte, ganz vorzüglich aber, wenn es noch in unsre Kinderzeit herüberreichte und sich in die ersten sonnigen wunderbaren Träume des erwachenden Lebens in uns drängte, einen poetischen Schimmer, und zwar den, der dem Romantischen und Wunderbaren sich vorzüglich eignet, nämlich den, der die Sehnsucht weckt. Alles Altfränkische daher war und ist der Poesie des Wunderbaren ein willkommener Schmuck, die, wo sie zur Poesie des Wundersamen wird, weit mehr auf den Effect oder die Erschütterung der Seele zielt, als daß es ihr darum zu thun wäre, das Schöne zur Anschauung zu bringen. In diesem Sinne verschmähte sie nicht, Producte der Kunst und Regel, des mathematischen Sinnes, der als Rhythmus und Harmonie ihr in allem der Melodie untergeordnet ist, gegen deren allgemeine gegenwärtige Verbreitung sie viel würde einzuwenden gehabt haben, zu loben und sie zu so viel Effect, als möglich, zu verwenden. Durch das Reich des Wunderbaren hat Hoffmann, dessen Schriften wir jetzt einige Betrachtung widmen wollen, seine Leser führen und ihnen dessen Zauberschätze erschließen wollen, welches Bestreben er selbst als durchaus romantisch betrachtet, und wiewohl das Romantische viel weitern Umfang hat, kann doch auch füglich das soge-

nannte Wunderbare, als dahin gehörig, am besten betrachtet werden. Man dürfte aber wohl zu näherer Bezeichnung das Wunderbare in das Wunderbare und Wundersame eintheilen, unter jenem die höhere Gattung verstehend, welche den Geist wirklich mit der Ahnung des Ueberirdischen erfüllt, unter dieser die niedrige, welche mit ungewöhnlichen, aber nicht zu höhern Ahnungen weckenden Erscheinungen die Sinne erschüttert und dabei in Verwunderung setzt. Wunderbar ist eigentlich alles, dessen Endursache uns unerklärlich bleibt, mithin die ganze Welt und alles Leben. Allein die Gewohnheit, die Dinge und das Leben in gewisser fester Ordnung, in bestimmter Entwickelung und, die Endursache abgerechnet, überall Causalität zu erblicken, hat gemacht, daß wir nun vorzugsweise das wunderbar nennen, was außer jener Causalität und dem gewöhnlich Erblickten sich vor unsre Augen stellt. Daß auch dergleichen Erscheinungen der Poesie einen brauchbaren Stoff darbieten, obgleich die Behandlung, wenn das Werk poetisch befriedigen soll, trotz allem Anschein, schwer seyn dürfte, läßt sich nicht bezweifeln, da es sich bewährt hat, daß eine angemessene Behandlung dieses Gebiets die in der Brust ruhende Poesie zu erwecken vermag. Wo das Wunderbare, d. h. das in einer Reihefolge von Begebenheiten Unerklärliche nicht als wirklich mit dem Leben verbunden dargestellt, sondern als Traum, der das wirkliche Leben höher potenzirt und das geahnete Höhere mit hineinzieht, ausgebildet wird, entsteht das Mährchen, das keinen andern Glauben verlangt, als unsre Sehnsucht und unsre Wünsche, und nichts anders seyn will, als die ins Leben heraustretende Phantasie. Beide Gattungen des Wunderbaren machen den Hauptbestandtheil von Hoffmann's Schriften aus; denn einige Ausbrüche von Begeisterung für die Musik sind Begeisterungen für die Kunst, nicht aber in der Kunst, und gehören daher nicht der Poesie, sondern der visionären Aesthetik an, wie sie über Malerei sich häufig findet in den Phantasien über die Kunst, von einem kunstliebenden Klosterbruder, und wozu in der Musik kein unebener Anfang in Heinse's Hildegard von Hohenthal gemacht ist. Doch

auch hierin zeigt sich die Vorliebe des Dichters für das Wunderbare, romantisch Unbestimmte in der vorzüglichen Hinneigung zur Instrumental-Musik, welche unter allen Künsten diejenige ist, die am meisten die unbestimmte, reinste Sehnsucht erregt. Er selbst drückt sich darüber in den Ausbrüchen über Beethoven aus: „Sie ist die romantischste aller Künste, beinahe möchte man sagen, allein echt romantisch; denn nur das Unendliche ist ihr Vorwurf. Orpheus Lyra öffnete die Thore des Orkus. Die Muse schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf, eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußern Sinnenwelt, die ihn umgiebt, und in der er alle bestimmten Gefühle zurückläßt, um sich einer unaussprechlichen Sehnsucht hinzugeben." Selbst bei einem Büchlein über Theaterdirection, einem bloß ästhetischen Aufsatze, vermochte der Hang, alles in ungewöhnlichem Lichte zu zeigen, den Verfasser zu dem Titel: „Seltsame Leiden eines Theater-Directors, aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom Verfasser der Phantasiestücke in Callot's Manier." Wer hier das Seltsame angekündigt sieht von einem Schreiber von Phantasiestücken, und zwar in Callot's Manier, mag wohl bis ans Ende des Werkchens immer erwarten, jetzt werde was Besonderes kommen; allein am Ende sieht er, daß das Seltsame hier nur in der Ankündigung und in der gänzlichen Auslassung des Angekündigten besteht. Denn ein wirklicher und ein ehemaliger Theater-Director, deren letzterer mit Marionetten reist, unterhalten sich über die allergewöhnlichsten Quackeleien, die ein Theater-Director auszustehen hat, und suchen dann das allgemein Bekannte zu lehren, daß nämlich ein Schauspieler zu seiner Kunst müsse geboren seyn, oder im Entstehungsfalle sich durch Uebung zu einiger Brauchbarkeit bilden müsse; daß man die Stücke nicht verstümmeln oder ändern solle, und daß es schlimm sey, dem Rhetorischen das Uebergewicht über das Dramatische zu verstatten, so wie auch, daß allzugroße Theater ihr Nachtheiliges hätten. Hieran wird wohl Niemand etwas Seltsames entdecken. Diese Abhandlung, in Form eines Dialogs vorgetragen, zeigt auch, beiläufig gesagt, deutlich, daß Hoff-

mann durchaus kein dramatiſches Talent hatte, ſondern daß ihm alles zur Erzählung ward; denn das Ganze iſt doch nur ein Vortrag, ganz ohne Grund und geſchickte Wendung von einem Andern von Zeit zu Zeit unterbrochen, damit es wie ein Geſpräch ausſehe, das aber ſelbſt durch den dabei getrunkenen Champagner nicht in Fluß kommen will.

So ſehr auch Hoffmann's Schriften von gleichem Ton und gleichem Beſtreben ſind, ſo kann man ſie doch füglich in zwei Abtheilungen bringen, indem ein Theil derſelben die aus der poetiſchen Anlage und der Sehnſucht des Gemüthes ſich entwickelnde phantaſtiſche Welt des Innern darzuſtellen ſtrebt, ein Theil aber das Gemüth in eine ungewöhnliche Stimmung zu verſetzen ſucht durch unerwartete, außer der Regel liegende und dadurch an eine verborgene, dunkle Macht mahnende Erſcheinung und ihre Einflüſſe auf das Individuum; woran ſich noch einige gewöhnliche Erzählungen zur Unterhaltung reihen, die ſich von andern nur durch das mit beſonderm Beſtreben herbeigezogene Grelle in der Draperie unterſcheiden, ſonſt aber viele ihres Gleichen in der Literatur der Erzählungen haben. Da nun der Hauptcharakter dieſer Schriften ein durchaus exaltirter Zuſtand der Phantaſie und eine durch Sehnſucht nach dem Höheren fieberhafte Entzündung des Gemüths iſt, ſo ließe ſich leicht die Frage aufwerfen, ob dieſer exaltirte Zuſtand und die Ausbrüche eines ſolchen erhitzten Gemüths hinreichten zur Poeſie, oder ſolche ſchon ſelbſt wären. Weil es jedoch in der Poeſie gleichgültiger iſt, von wo ſie ausgeht, als wohin ſie geht, das heißt, wie ſie geſtaltet iſt und zur Anſchauung bringt, ſo iſt es am beſten, dem Dichter den Grund, auf den er baut, nicht ſtreitig zu machen, ſondern das darauf errichtete Gebäude zu betrachten. Wenn ſich aber in der Behandlungsart eine ſolche Verwandtſchaft mit fremder Behandlungsweiſe findet, daß man den lebendigen Funken, der zündend herüberkam, leicht erkennt, ſo gereicht dies zwar nicht dem Verfaſſer zum Tadel, allein es iſt doch gut, daran zu denken, weil es zum Verſtändniß beiträgt; denn nur dann kann es gleichgültig ſein, ob

die Darstellung sich hier- oder darauf beziehe, wenn sie einen sonst noch rohen Stoff erst wirklich ins Leben gerufen hat. Darum mag auch hier daran erinnert werden, daß Hoffmann, der gegen ähnliche Rückblicke protestirt, doch, so viel Selbstständigkeit er auch erlangt hat, lebhaft an Tieck und Jean Paul erinnert, so wie er denn überhaupt mehr von dem Romantischen erfaßt wurde, als daß er es eigentlich erfaßt hätte, ja so sehr diesen Schriften auch der Enthusiasmus aus allen Poren dampft, so weiß derselbe doch recht gut um sich, und die Begeisterung führt einen Spiegel bei sich, in welchem sie sich mit Wohlgefallen betrachtet und sich selbst zu immer stärkerm, groteskem Mienenspiel reizt. Auf die eine Hälfte könnte man wenigstens ohne Uebertreibung setzen als Motto, was der Verfasser eine gewisse Battina zu dem reisenden Enthusiasten sagen läßt: „Ein Herenmeister sind Sie gerade nicht, aber zuweilen etwas widerhaarigter Natur." Denn wenigstens vielen dieser Erzeugnisse sieht man, so widerhaarigt sie auch anzusehen sind, doch an, daß sie nicht, wie mit einem Zauberschlag, der innern Anschauung entsprangen, sondern daß das Denken vorherrschend ist, und daß sie gemacht sind auf dem Wege des Nachdenkens, wie sich denn überall viel Betrachtung und Erklärung hervordrängt. Der Verfasser selbst dringt zwar sehr auf die bekannte, echt poetische Darstellungsart, die nur das wahrhaft im Geist angeschaute und Empfangene giebt; allein Wollen und Vollbringen sind, wie es scheint, nicht immer verbunden, denn sonst würden wir, statt vieler Experimente und Farben, mehr lebendige Gestalten mit wirklichen Physiognomien haben. Dieses Bestreben der Darstellung legte die in vier Bänden erschienene Sammlung von Mährchen und Erzählungen, die Serapionsbrüder betitelt, vorzüglich als unerläßlich an den Tag, und in der Geschichte des Verrückten, der sich für den Märtyrer Serapion hält und in diesem Sinne Visionen hat, die an und für sich ganz klar und rein in seinem Geist angeschaut sind, ist sie auf recht sinnreiche Art motivirt, und dadurch zugleich eine neue Einkleidung für eine Erzählungsgesellschaft gefunden. Das Bestreben

derſelben iſt, daß jeder bei der Verſammlung des ſchönen Bundes ſich ſo geiſtreich, lebendig, gemüthlich, anregbar und witzig zeige, als es in ſeinen Kräften ſteht, und dem heiligen Serapion (nämlich dem eingebildeten, der des Bundes Schutzpatron iſt) nachfolge, der ſelbſt Geſchichtliches ſo aus ſeinem Innern heraus erzählte, wie er Alles ſelbſt mit eignen Augen lebendig erſchaut, und nicht, wie er es geleſen. Als das Gegentheil davon erſcheint, was gedacht, reiflich überlegt, erwogen, aber nicht wirklich geſchaut iſt, wo der Verſtand nicht die Phantaſie beherrſcht, ſondern ſich an ihre Stelle drängt.

Dies iſt freilich die richtige Anſicht für poetiſche Erzeugniſſe und immer, ſeitdem Poeſie beſteht, anerkannt geweſen; denn nichts anders will es ſagen, wenn ſchon die Alten von Begeiſterung und einem Eingeben der Muſe reden. Ueberhaupt ſind die Anſichten über die Kunſt, die in Hoffmann's Schriften oft wiederkehren, meiſt ſehr richtig und wiederholen mit Lebhaftigkeit die vorzüglichen äſthetiſchen Anſichten und Wahrheiten, die wiederholt ausgeſprochen worden. Solche gute Anſichten zu haben, iſt vorzüglich bei einem Schriftſteller erſprießlich, der weniger ein Talent an den Tag legt, Geſtalten und Charaktere, die wahrhaft dieſen Namen verdienen, aufzufaſſen und wiederzugeben, als Umſtände zuſammenzureihen und dieſe oder jene Idee dadurch zu bewähren, wie es bei dieſem Verfaſſer oft der Fall iſt. Erfreulich und von guter Vorbedeutung für das Geleiſtete muß es ſeyn, wenn man den Grundſatz anerkannt ſieht, es gebe keinen höhern Zweck der Kunſt, als in dem Menſchen diejenige Luſt zu entzünden, welche ſein ganzes Weſen von aller irdiſchen Qual, von allem niederbeugenden Druck des Alltagslebens, wie von unſaubern Schlacken befreit und ihn ſo erhebt, daß er, ſein Haupt ſtolz und froh emporrichtend, das Göttliche ſchaut, ja mit ihm in Berührung kommt. — Die Erregung dieſer Luſt, dieſe Erhebung zu dem poetiſchen Standpunkte, auf dem man an die herrlichen Wunder des Reinen, Idealen willig glaubt, ja mit ihnen vertraut wird, und auch das gemeine Leben mit ſeinen mannichfaltigen bunten Erſcheinungen durch den Glanz der Poeſie in allen

seinen Tendenzen erklärt und verherrlicht erblickt, auffassen müsse sie die Natur in der tiefsten Bedeutung des hohen Sinnes, der alle Wesen zu höherm Leben entzündet, und nichts tauge, was nicht aus der Tiefe eines wackern Sängergemüthes komme, sondern nur die Frucht der Lehren irgend eines falschen Meisters sey. Nichts helfe aller Prunk, aller Schimmer, aller Glanz, wenn er nur dazu dienen solle, einen todten Leichnam zu umhüllen, wenn nur von hohen Dingen, von den Geheimnissen der Natur gesprochen werde; aber nicht, wie sie, süße Ahnung des höhern Lebens, in der Brust des Menschen aufgehen, sondern wie sie der kecke Astrolog begreifen und messen will mit Zirkel und Maßstab. Letzteres schmeckt freilich etwas nach jenem frömmelnden, mittelalterlichen, vorzüglich von Fouqué angenommenen Ton, der in gar zierreichen Worten von der blanken, sinnlichen Heidenwelt und ihren Götzen mit dem abgöttischen Naturdienst, im Gegensatz der frommen Liebe in christlichen, erleuchteten Herzen redet. Angenehm aber ist es, zu sehen, daß der Verfasser sich wenig auf die Ausübung dieser Ansicht eingelassen und da noch vor dem süßlich-widerlichen Vortrag bewahrt hat, der diese schmächtige Frömmlichkeit zu begleiten pflegt. Besser war es, daß auch er, da er gerade auf Schilderung von excentrischen Gefühlen und grellen Begebenheiten ausgieng, doch einsah, daß zu keinem Werk fast mehr ein klares, ruhiges Gemüth gehöre, als zu einem solchen, das, wie in regelloser, spielender Willkür, von allen Seiten ins Blaue hinausblitzend, doch einen festen Kern in sich tragen solle und müsse. Daß der echte Genius nicht darauf sinne, zu frappiren durch erkünstelte Künstlichkeit, die zur argen Unkunst wird. Von diesem Grundsatz wäre zu wünschen gewesen, der Verfasser hätte sich vorzüglich klare Rechenschaft abgelegt; denn einigemal möchte er doch wohl in diesem Punkte gefehlt haben. So auch möchte wohl mehr von ihm richtig anerkannt, als jederzeit gehörig beobachtet worden seyn, daß die Begeisterung von dem darüber schwebenden Verstande beherrscht und gezügelt werden müsse, weil nur so das classische Kunstwerk geschaffen werde, indem die Rolle

von der begeisterten Person, von dem versteckten Poeten geschaffen werde, während das Bewußtseyn des eignen Ichs, der Verstand es ist, der den versteckten Poeten hervorlockt und ihm die Kraft verleiht, körperlich gegründet mit Fleisch und Bein ins Leben zu treten. Wenige, so meint der Verfasser, sind aber dieser Duplicität fähig, und auch er hat diese Zahl oft so gering gelassen, als sie war. So sehr auch der Verfasser von allem, was an Geschichtliches erinnert, entfernt ist, so hat er doch den Werth desselben ebenfalls eingesehen und ist für die Darstellungen Walter Scott's, der den romantischen Glauben und seinen Einfluß auf Lebensgestaltung, wie er wirklich Statt gefunden hat, in historisch-treuen Bildern darstellt, nicht unempfindlich; doch könnte man nicht sagen, daß er von ihm etwas für seine Kunst gelernt hat, so leicht auch jene Werke den, der das Wunderbare darstellt, zu mancher Selbstverständigung veranlassen könnten. Er hat es bloß dabei gelassen, zu bemerken, es sey nicht zu bezweifeln, daß das Geschichtliche Eigenthümliches darbietet, das der ohne Halt im Leeren schwebende Geist zu schaffen sich vergebens bemüht. Eben so gebe das geschickte Benutzen der historisch-wahren Gebräuche, Sitten, herkömmlichen Gewohnheiten irgend eines Volkes oder einer besondern Classe desselben der Dichtung eine besondere Lebensfarbe, die sonst schwer zu erlangen.

Was überhaupt die Darstellung des Wunderbaren betrifft, das die Seele ergreifen und in einem unergründlichen Schauer an den Rand des unsichtbaren Reiches der Ahnungen führen soll, daß der seltsame Hauch desselben sie anwehe, so kann unmöglich jeder Schnack ohne allen Unterschied dazu dienen, sondern die Darstellung muß historisch seyn, oder im Entstehungsfall das poetische Gefühl in seiner unmittelbaren Sehnsucht zur Natur sich entfalten und die Wunder der Phantasie in Gestalten, die ihren Charakter tragen, hervorspringen lassen. Historische Darstellung des Wunderbaren ist die, die sich nach der jedesmaligen Bildungsstufe und dem ihr zugesellten Glauben richtet, das heißt, welche die wunderbaren Erscheinungen oder die Ansichten des Unerklärlichen immer nur als die ins Leben

tretenden Gestalten des Geistes einer Zeit darstellt. Das Gefühl des Unerklärlichen erzeugt immer mehr oder minder hervortretende ahnende Ideen, die, mit passender Gestalt bekleidet, geeignet sind zur Anschauung, weil sie ein Theil des geistigen Lebens der Menschen geworden sind, mit dem es die Poesie ja einzig und allein zu thun hat. Aendert sich aber jene Anschauung und nimmt das Gefühl eine andere Richtung, so muß auch die Darstellung geändert werden, wenn sie mehr als ein bloßer, schnell vorübergehender Zeitvertreib seyn will. Ist aber die Dichtung auf geschichtlichem Boden, so kann sie jedesmal getreu alles Wunderbare, was das Zeitalter glaubte, in ihren Kreis aufnehmen, ja sie muß es sogar, weil ein solcher Glaube nicht ohne Einfluß auf die Lebensgestaltung und ein wesentlicher Theil der bestehenden Ansichten ist. So konnte, um ein Beispiel anzuführen, Walter Scott in dem herrlichen, gewöhnlich verkannten Kloster, die Sage von der weißen Frau des Hauses Avenel nicht weglassen; denn er würde das Bild der Zeit verfälscht und den Begriffen, die sich an jenes Haus knüpften, einen so wesentlichen Theil entnommen haben durch die Auslassung desselben, als hätte er ihre Burg in ein gewöhnliches Landhaus verwandelt und ihnen den Adel entzogen. Solche geglaubte Erscheinungen gewinnen eine solche Macht über die Phantasie, daß sie selbst entscheidend wirken im gewöhnlichen Leben, und sie haben durch diese historische Beziehung noch ihren ganzen Werth für uns. Allein in eine Zeit, wo der Glaube an das Unerklärliche eine andre Gestaltung gewonnen, die Wahngebilde vergangener Geschlechter, auf welche religiöse Verständnisse oder Mißverständnisse, Mangel gewisser, zu andern Zeiten allgemein verbreiteter Kenntnisse den entschiedensten Einfluß hatten und ihnen die eigenthümliche Gestalt, in der wir sie erblicken, verliehen, übertragen zu wollen, ist eine vergebliche Mühe. Der Dichter kann wohl aus der Zauberbüchse der Pandora einen solchen poetischen blauen Dunst aufsteigen lassen, aber in der verdünnten Atmosphäre der Gegenwart zerrinnt er schnell und mit ihm die Gestalten, die sich darin im Kräuseln seines Nebels bildeten. Nehmen

wir z. B. die Idee des Uebels und den Glauben an seine Quelle, so mußte nothwendig zu einer Zeit, wo die Vorstellung eines teuflischen Wesens sich zu einem mit bestimmten Umrissen versehenen Bilde geformt hatte, der Einfluß, der ihm auf das menschliche Gemüth beigelegt ward, auf andre Weise stattfinden, und kann daher auch im poetischen Bilde jener Zeit anders dargestellt werden, als späterhin, wo das Bild verschwunden und nur die Idee geblieben ist. Zwar hat die Poesie die magische Beschwörungsformel in der Gewalt, alle dunkeln Gefühle des Gemüths in das Leben zu rufen, die aber auch in noch so schöner Gestaltung erst durch ihre Verbindung mit den Menschen, gleich Undine, ihre wahre Seele erhalten und darum sich seinem Glauben und Ahnen befreundet zeigen müssen.

Wohl darf man dem Verfehlen des eben ausgesprochenen Grundsatzes die Kälte zuweilen zuschreiben, mit der manche Hervorbringungen des romantischen Bestrebens mitunter aufgenommen werden, und minder gegründet möchte die Annahme seyn, daß die meisten Menschen unpoetisch und daher für wahrhaft poetische Gegenstände unempfänglich seyen. Die musikalische und pittoreske Erregsamkeit der bei weitem meisten Menschen zeigt schon, daß die Verbildung selten ganz jenen glimmenden Funken auslöscht, der in dem Dichter sich als Flamme zeigt. Es dürfte daher so schwer nicht seyn, durch wahrhaft gelungene romantische Darstellungen jene Verbildung zu beseitigen und die Phantasie auf gehörige Weise in Thätigkeit zu setzen. Wenn aber das Wunderbare ohne vollkommene Gestaltung, ohne gehöriges Eingreifen in dem Kreise, in dem es wirken soll, innerlich schlaff und mit unnöthigem Flitterstaat beladen, und in den grellsten Farben das Auge ermüdend, auftritt, wie es denn wirklich oft geschieht, so kann dergleichen freilich nicht Jedermann ansprechen, sondern nur Manche durch die bunten Farben anziehen, ohne weiter anzuregen, andern schon poetisch empfänglichern Gemüthern aber zur Anregung dienen, um durch diesen höhern oder geringern Grad romantischer Wärme in das Reich der Ahnung,

das ihnen leicht aufgeht, verſetzt zu werden. Ohne nun gerade leugnen zu wollen, daß auch das echt Romantiſche manchmal kalt aufgenommen werde, läßt ſich doch annehmen, daß die Schuld meiſt am Mangel der Kunſt bei der Ausführung liegt, und daß die Menſchen nicht im Allgemeinen ſolche Philiſter ſind, als ſo viele dichtende Leute in ganzem Ernſte ſagen; denn der Humor hat ſeine eignen Rechte. Jene Klage iſt ſchon ſo oft vorgekommen, daß man wünſchen möchte, ſie einmal verſtummen zu ſehen; doch iſt auch Hoffmann nicht frei davon, und es kann für ſeine Anſichten einen guten Maßſtab geben, wenn er meint, die Anerkennung Tieck's in ſeiner ganzen, hohen Vortrefflichkeit bleibe der Nachwelt vorbehalten, während ſchnell aufflackernde Irrlichter, die mit erborgtem Glanz das Auge zu blenden vermochten, wieder verlöſchen. Keineswegs verkennt die Mitwelt Tieck's ſchönen Humor und ſein muſikaliſches Talent in der Poeſie, ſondern überſieht ſogar dankbar für das dargebotene Herrliche die oft über Gebühr in ſeinen Darſtellungen herrſchende Schlaffheit und Nachläſſigkeit, die ſo weit geht, daß er unter den beſſern Dichtern in dieſem Punkte ſeines Gleichen nicht findet. Allein die Nachwelt würde ihn eben ſo wenig verſtehen können, als nach Hoffmann die Mitwelt thut, wenn es wahr wäre, was er ſagt, daß nämlich nur der Dichter den Dichter verſtehe, daß nur ein romantiſches Gemüth eingehen könne in das Romantiſche, nur der poetiſch exaltirte Geiſt, der mitten im Tempel die Weihe empfangen, das verſtehen könne, was der Geweihte in der Begeiſterung ausſpricht. Die poetiſchen Werke hervorzubringen, erfordert eine Kraft, die freilich nur ausnahmsweiſe ſtattfindet, aber das Nichtverſtehen derſelben iſt gewiß eben ſo gut eine Ausnahme, und es iſt durchaus eine optiſche Täuſchung und hiſtoriſch erweislich eine Unwahrheit, wenn Hoffmann mit den allzu lebhaften Verehrern früherer Zeiten behauptet: „Damals glühte in der Bruſt des Berufenen das innige, heilige Beſtreben, das im Innerſten Empfundene in herrlichen Worten auszuſprechen, und ſelbſt Die, welche nicht berufen waren, hatten Glauben und Andacht, ſie ehrten die Dichter

und Propheten, die von einer herrlichen, unbekannten Welt voll glänzenden Reichthums weissagen, und wähnten nicht, auch unberufen selbst in das Heiligthum treten zu dürfen, von dem ihnen die Poesie die ferne Kunde gab. Nun ist aber alles anders geworden, weil reich gewordene Bürgersleute die Künste zur Dressur ihrer Kinder mißbrauchen und herabwürdigen." — Allein dazumal, wie heute, waren zwar Viele berufen, aber Wenige auserwählet, und das Handwerksmäßige hatte einen großen und gewiß größern Einfluß, als heut zu Tage, so daß kein Mangel war an kunstlosen Schalken, wie sie Walter von der Vogelweide nennt, und ihre Behandlung nicht poetischer war, wenn auch der Stoff schon viel Romantisches hatte, weil der Glaube gestaltender auf das Leben wirkte. Die Nachahmung ihrer Manier und selbst mancher Einzelheiten vermag, trotz des Alterthümlichen, das immer einigen Reiz hat, uns doch nicht das Gezierte und mitunter Schlaffe, Unbeholfene, was dort so oft stattfand, zu verbergen. Zwar hat Hoffmann sich in der Diction fern von der Ziererei der galant verwelschten Sprache, die bei Fouqué so häufig die Erzeugnisse seiner oft kräftigen, gesunden Phantasie mit einem widerlichen Firniß übergleißt, gehalten, bis auf einige ganz leise, unbedeutende Anflüge, als z. B. das fatale: geheißen, B. oder N. geheißen. Doch mag in der Composition und Erzählungsweise der Glaube an die unbedingte Vortrefflichkeit alles dessen, was die ältern Dichter darstellten und wie sie es darstellten, seinen Einfluß auf ihn nicht verfehlt und mit beigetragen haben, ihn in der Vorliebe für Wunderbares und Wundersames in der Poesie zu bestärken. Jedoch wann gab es einen wahren Dichter, und die neuere Zeit hat allerdings einige aufzuweisen, von dem nicht gelten muß, was Hoffmann bei den alten sucht, von denen er schlechtweg im Allgemeinen sagt: „Ihr Dichten war ein Trachten aus dem Innersten heraus, diejenigen Laute anzugeben, die die Natur als ihre eignen in jedem Wesen auf tausendfache Weise widertönen läßt. Der Dichter Gesang war ihr Leben und sie setzten ihr Leben daran, als an das Höchste, das das Schick-

sal, die Natur ihnen vergönnt hatte, zu verkünden." Die wenigen wahren Dichter der alten romantischen Zeit, denn ihre Zahl ist wirklich sehr gering, können gewiß auch zur Belehrung dienen in der Form und Behandlung, aber nicht dadurch, daß man die ihrige nachahmt, sondern erwägt, wie sie sich zu der Lebensgestaltung ihrer Zeit und dem Stoff insbesondere verhält, um auf verändertem Standpunkte nicht Formeln zu wiederholen, sondern ihre Einsicht und Besonnenheit sich zu Herzen zu nehmen, und wo sie das Rechte getroffen, aus ihrem Verhalten zu ihrer Zeit zu lernen, wie man sich zu der seinigen zu verhalten habe.

In den meisten Erzählungen Hoffmann's ist es unverkennbar wahrzunehmen, daß er sich durch alle Ideen, die er sich vom Wunderbaren, Ungewöhnlichen, Seltsamen im Leben gemacht oder angenommen hatte, durchzuexperimentiren suchte, und daß bei vielen, so sehr auch alles darin in poetischem Taumel die Haare sträubt, das von ihm aufgestellte serapiontische Anschauungsprincip nicht stattfindet. Denn wenn sich etwa die Erzähler selbst mit ihrer serapiontischen Tüchtigkeit brüsten und einander loben, so muß man das nicht so genau nehmen, und wiewohl jedem derselben aufgegeben war, wohl zu prüfen, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden, so kann man leicht denken, daß ein solches Selbsteramen nicht zu streng auszufallen pflegt. Bei einem Dichter nun, der Ideen und Principe darzustellen sucht (denn vom Princip ist so häufig die Rede, daß man es Niemand verdenken könnte, wer mit Dionysos in Aristophanes Fröschen sagte:

> Allmächtiger Gott, welch große Menge Principe doch?
> Ich meines Ortes will wahrhaftig in das Bad;
> Denn unter diesen Principen krieg' ich Nier'ngeschwulst),

fragt es sich, ob denselben eine Wahrheit kann zugestanden werden, oder ob Täuschungen darunter sind. Im Vorwort zur Prinzessin Brambilla protestirt zwar der Dichter gegen das Beginnen, seine bunte Mährchenwelt überall allegorisch und ernst bedeutend zu

nehmen; allein so wie auch der allerwunderlichste, seltsamste Traum immer nur ein Reflex des Lebens ist, wie sehr er auch die Züge desselben verzerren mag, so auch das Mährchen. Ohne sich auf die Gefühle und Ansichten des Lebens und seine Gestaltung und Form zu beziehen, würde ein Mährchen nur unverständlicher Unsinn seyn und dem Geiste nichts zur Anschauung darbieten; es kann daher nur die Erscheinung des Lebens höher potenziren und verklären oder sie in der Allegorie abspiegeln. Dies hat auch Hoffmann gethan, und seine Mährchen sind nur loser gehalten, so daß nicht alle einzelne Züge zu einer Allegorie zusammenlaufen, sondern vieles darin arabeskenartig bleibt; aber auch die Arabeske ist nur phantastische Mischung wirklicher Formen, direct dargestellt oder in der Karrikatur reflectirt. Gerade durch das Bestreben, das Allegorische allzusehr zu überbieten und die Züge des Lebens in das Allergrellste hinein zu verzerren und zu den sonderbarsten Arabesken durch die launenhafteste Mischung zu verschlingen, leiden selbst die bessern Stücke fast alle an Ueberladung, die natürlich nirgends unangenehmer wirkt, als gerade beim Grellen, Pikanten. Zwar soll gewöhnlich der, welcher sich über dergleichen Ueberladung beschwert, nach der gewöhnlichen Ausflucht, den Grund seines beleidigten Gefühls in seinem Mangel an innerer Poesie und in seiner Nüchternheit suchen, und dies wird auch oft bei diesem Dichter hervorgehoben, wo das Häuflein Auserwählter auf seiner Höhe schmerzlich und in nothgedrungener Ironie auf die meisten Menschen herabsieht und sie für Prosaiker hält, weil besagte Auserwählte in dem beständigen Drange, in dem sie leben, nie, was still und göttlich aus der Tiefe des Herzens steigt und in ruhiger Seligkeit sich nur als Lichtblick kund giebt, bemerken können, sondern überall nur die Grimassen und starken Mienenspiele für Ausdruck des poetischen Sprudels, der im Innern kocht, halten, und sogar in der Hast so wenig Unterschied machen, daß sie selbst die Schmerzensgesichter, die es bei den chirurgischen Operationen des Lebens giebt, mit hineinziehen. Aber wer Arabesken da liebt, wo sie hingehören, ohne alle Wände seiner Zimmer nebst Fußboden und Decke und dem

kleinen Reſt von Außenſeite, Dachziegel und ſeinen Hausrath damit überſäen zu wollen; wer die ganze Seligkeit der Muſik fühlt, ohne ſein Gehör zur Ertragung des wirreſten Chariwari's abgehärtet zu haben, wird ſich nicht überreden laſſen, daß in dem Ueberladenen der wahre Geſchmack zu ſuchen ſey, ſo wenig, als in dem bloß Leeren. An das Gefühl zu appelliren und es zu dem Vehikel aller Verwirrung und aller verblaſenen Dinge zu machen, beruht auf einem Sprachgebrauch, der die Geiſteskräfte ganz trennt, aber nur im Wort, nicht in der That; denn alle geiſtigen ſogenannten Gefühle ſind die Wirkung von Vorſtellungen, hängen mithin von Formen ab und ſind daher durchaus von ſinnlicher Anſchauung ausgegangen; denn wo gäbe es je eine Vorſtellung ohne Form, und wo eine Form, die nicht urſprünglich von ſinnlicher Aperception ausgegangen wäre? Die höhere Ahnung, welche vor den Formen ſteht und das Göttliche dahinter ſucht, kann daher keineswegs von der bloßen Buntheit, Bizarrerie und dem wirren Durcheinanderſchwärmen vieler Geſtalten geweckt werden, ſondern von dem aus der Form ſtrahlenden, göttlichen Abglanz, von dem Blick, in welchem ein dunkler, uns nicht meßbarer Geiſtesquell uns unſer eignes Spiegelbild als treu und doch unbegreiflich zurückwirft. Sehr oft iſt es nur zur Phraſe geworden, was manche von dem Aufſchließen des romantiſchen Reiches ſprechen, und man wird oft in eine wunderliche Polterkammer geführt voll Reliquien, deren Echtheit man bezweifeln kann. Manchmal auch, wenn das Hochgeiſtige, Ueberverzückte ſoll gezeigt werden, hört man die großen Schlüſſel des mächtigen Schlüſſelbundes raſſeln, womit das Schloß ſoll aufgethan werden; die Thüre dröhnt in ihren Angeln und vor ſeinen Augen hat der Leſer das — rothe Meer, wie es Eulenſpiegel mit ſeiner Kunſt zuerſt gemalt; die Kinder Iſraels ſind ſchon durch, Pharao aber mit den Seinen ertrunken. Zuweilen auch iſt die Wand ganz weiß, und wie beſagter Eulenſpiegel die, welche nichts auf dem leeren Kalk erblicken würden, liſtig zum voraus für Hurenſöhne ausgab, ſo ſchreien auch in ähnlicher Lage die Romantiker über Proſa und heißen die, welche keinen

blauen Dunst vor den Augen mitbringen, Philister. Da heißt es denn, der romantische Geschmack ist selten, noch seltener das romantische Talent; daher giebt es wohl so wenige, die jene Lyra, deren Ton das wundervolle Reich des Romantischen aufschließt, anzuschlagen vermögen. Wer nicht alles für baare Münze annimmt, ist dann einer von denen, die es für gar nicht wunderbar halten, daß die Kirschen blühen und nachher zu Früchten reifen, weil sie diese dann eßen können, die aber alles für unwahr halten, wovon ihnen bis daher die leibliche Ueberzeugung abgeht.

Ueber den Theil seiner Poesie, den man füglich den der Einflüsse und Principe nennen kann, hat Hoffmann, so viel möglich, sich zu rechtfertigen gesucht, eben so über die Erzählungen, die der Erschütterung halber einen schwarzen Gegenstand, gleichviel welchen, haben. Dies Feld ist groß und die Gränzen sind schwer abzustecken über das, was der Kunst hier zum Stoff dienen kann, und über die Art der Behandlung, die so oft durch ihre belebende Kraft dem sonst wenig geeigneten Stoff aufzuhelfen vermag. Doch giebt es auch Principe, die durch keine Behandlung zu einer poetisch erschütternden Vorstellung gebracht werden können, und hierin haben manche, und auch Hoffmann, gefehlt, indem sie jede Erschütterung in die Kunst aufnehmen wollten, ohne erst gehörig darauf zu merken, ob sie auch von dem Hauche geheimer Ahnung umwittert sey und fähig, uns vor das unerforschliche Räthsel des Lebens sinnend und ahnend zu führen. So kann z. B. das unter dem Namen Spitzbuben bekannte Landstraßenprincip, unerachtet es einen feindlichen Einfluß oder vielmehr Ausfluß rücksichtlich des Beutels der Wanderer übt, doch kein Gegenstand der Kunst seyn, so wie überhaupt alles Grauenhafte, welches in den Bereich der niedern Polizei fällt, dieser nicht entzogen und in das Gebiet der Poesie übergetragen werden sollte. Am Ende kann man Erzählungen aus allem machen und den spanischen Pfeffer von allerhand Fratzen, da dies Unkraut nicht leicht ausgeht, hineinmischen, so wie man jedes Metall ausprägen kann, aber kein Gepräge wird aus Blei Gold und aus Zinn Silber

machen, und wenn auch die poetische Falschmünzerei nicht bestraft wird, und das Publicum auch hier durch das genau nachgemachte Gepräge getäuscht werden kann, so ist wenigstens nicht jeder gehalten, dergleichen an Zahlungsstatt anzunehmen. Hoffmann hat sich in dieser Hinsicht nach Tieck umgesehen und meint, es bedürfe keiner Apologie des Grauenhaften, da die größten Dichter vermöge jener Hebel das menschliche Gemüth in seinem tiefsten Innern zu bewegen gewußt. Man dürfe nur an Shakspeare denken, so wie sich auch Niemand besser darauf verstanden, als Tieck in mancher seiner Erzählungen, z. B. im Liebeszauber. Die Idee dieses Mährchens müsse in jeder Brust eiskalte Todesschauer, ja der Schluß das tiefste Entsetzen erregen, und doch seyen die Farben so glücklich gemischt, daß, trotz alles Grauens und Entsetzens, uns doch der geheimnißvolle Zauberreiz des Tragischen befange, dem wir uns willig und gern hingeben. Wahr sey, was Tieck seinem Manfred in den Mund gelegt, um die Einwürfe der Frauen gegen das Schauerliche in der Poesie zu widerlegen, das Entsetzlichste sey, was sich in der alltäglichen Welt begebe, und dies sei es eigentlich, was die Brust mit unverwindlichen Qualen foltere und zerreiße. Die Grausamkeit der Menschen, das Elend, was große und kleine Tyrannen schonungslos mit dem teuflischen Hohn der Hölle schüfen, gebäre die echten Gespenstergeschichten. Schön habe Tieck bemerkt, daß in dergleichen mährchenhaften Erfindungen das Elend der Welt nur wie von muntrer Farbe gebrochen hineinspiele, und auch ein nicht starkes Auge müßte es wohl auf diese Weise ertragen. Es könne darum nicht verwehrt seyn, den Hebel der Furcht, des Grauens und Entsetzens zu bewegen, weil etwa hier und da ein schwaches Gemüth dergleichen nicht vertrage, so wie es ja auch kein Grund sey, gar keine starke Kost aufzutragen, weil einige am Tische sitzen, die schwächlicher Natur sind und sich den Magen verdorben haben. Der richtige poetische Takt des Dichters werde es hindern, daß das Grauenhafte nicht ausarte ins Widerliche, Ekelhafte, das dann aber auch meistentheils zugleich aberwitzig genug erscheine, um auch die leiseste Wirkung auf unser Gemüth zu verfehlen.

So munter und herumcourbettirend auch Hoffmann hier sein Roß tummelt und sich der Reitschule Tieck's rühmt, so sieht man doch, daß er hier auf dem fahlen Rosse sitzt, und dies macht seine Künste unnütz. Als Euripides fragt:

> War etwa denn die Geschichte nicht wahr von der Phädra, die ich geschrieben?

antwortete ihm Aeschylos sehr richtig:

> Wohl wahr, beim Zeus! Allein es geziemt, zu verbergen das Böse dem Dichter,
> Nicht vorzubringen und aufzuführen.

Was geht es die Poesie an, daß das Leben allerhand Qualen darbietet und daß Gräuel und Verbrechen geübt werden? Wo keine Würde des moralischen Menschen ist, fängt die Gemeinheit an, und die kann nicht der Vorwurf der schönen Kunst seyn. Die Behandlung kann gemeinen Gräuel nicht heben, denn die schönste gestickte Binde macht keinen Beinbruch, und die herrlichste Charpie keine Wunde zum Gegenstand der Malerei, mögen auch Beinbrüche sich täglich ereignen und Wunden stündlich geschlagen werden. So ist der Vampyrismus, wie ihn Hoffmann beschrieben hat, wo eine schöne Frau durch Krankheit, die sie geerbt, dahin kommt, auf dem Kirchhofe Leichname zu fressen, ekelhaft, widerlich, unausstehlich, scheuslich, und es ist durchaus die höchste Verirrung in der Kunst, wenn die Krankheit und ihre ekelhaften Wirkungen Effect machen sollen. Was am deutlichsten hervortritt bei jeder solchen Erzählung, ist das Bild der Person, welche die Hauptrolle spielt, und wo es den Brennpunkt seines Schicksals hat, der Moment ist es, der die Hauptvorstellung bildet, und wenn in ihm keine moralische, schauerliche Seite sich darbietet, sondern bloß eine physisch ekelhafte Handlung, so liegt wenig daran, ob beim Nachdenken über das Entstehen einer Krankheit allerlei interessante Motive angegeben sind, oder nicht; dies kann nichts in der Anschauung ändern. Es ist nicht an dem, daß aus einem solchen scheußlichen Leichenschmaus ein Stoff hervorgehen könne, der von einem phantasiereichen Dichter, dem

poetiſcher Tact nicht fehlt, behandelt, die tiefen Schauer jenes geheimnißvollen Grauens erregt, das in unſrer Bruſt wohnt, und berührt von den elektriſchen Schlägen einer dunkeln Geiſterwelt, den Sinn erſchüttert, ohne ihn zu verſtören. Die Erzählung: der Liebeszauber, auf die ſich der Dichter beruft, ſteht freilich über dieſem widerlichen Exercitium im Scheußlichen, aber auch ſie iſt unbedeutend, und kann nur ſchwache Gemüther, die ſich mit jeder Koſt abfinden laßen, einen Augenblick intereſſiren. Ein Mädchen nämlich ſchlachtet ein ſiebenjähriges, aufgenommenes Kind mit Hülfe einer Alten, um Zauberkerzen zu weihen, die den Geliebten zur Gegenliebe zwingen ſollen; dieſer, der ſie aber ſchon liebte, ſieht dieſe That, bekommt das hitzige Fieber; nach der Heilung beſinnt er ſich jedoch derſelben nicht mehr und macht Hochzeit, auf welcher eine Maske, die das von der Alten verkaufte rothe Wämmschen, das ſie beim Mord trug, zu ihrem Anzug gewählt, ihm jene That ins Gedächtniß ruft. Nun wird er wüthend, tödtet ſeine Braut und fällt mit der Alten, die ihn halten will, über die Gallerie und ſtirbt. Da ſieht man freilich, wohin es führt, Böſes zu thun; aber dies ſieht man auch ſonſt, und zur nähern Warnung melden es die langen, ſtark ausgedrückten Ausrufungszeichen, die unter dem Namen Galgen an den Landſtraßen ſtehen. Ein ſo leichtfertig begangener Mord, ohne nur den mindeſten Verſuch gemacht zu haben, den Geliebten ſonſt zu gewinnen, von dem der Leſer ſchon weiß, daß er in voller Liebe glüht, daß alſo jener Mord kein Verzweiflungsmittel ſeyn kann, ſondern höchſtens eine Miſchung von Blödſinn und ſündiger Leichtfertigkeit, erregt Widerwillen und Abſcheu, und obgleich Tieck's Erzählung in allen Nebenumſtänden gewandt iſt, ſo iſt und bleibt ſie eine gemeine Verbrechergeſchichte, weil die That, von welcher alles abhängt, keinem edeln Grauſen Raum giebt, ſondern oberflächlich, platt und durch Mangel aller Motivirung unverzeihlich leichtſinnig iſt. Obgleich einer ſchwachen Natur dergleichen „hintereinander fort gearbeitetes phantaſtiſches Zeug den Sinn verwirren, ja wohl gar Kopfſchmerz und Fieberanfälle (?) erregen kann," ſo meint der Dichter, ein jeder

möge tragen, was er könne, jedoch nur nicht das Maaß seiner Kraft für die Norm deßen halten, was dem menschlichen Geist überhaupt geboten werden dürfe. Hierin irrt der Dichter bei manchem der versuchten Erschreckungsprincipe; denn gerade nur schwachen Naturen können diese geboten werden, wenn sie Glück machen sollen, denn nur in einem sehr matten Zustande vermag man über jeden Knall oder Schatten, über jedes raschelnde Laubblatt, oder gar über die Fratze, die einer einem im Vorbeigehen zeigt, zu erschrecken und sich ein feindliches Princip nahen fühlen. Für einigen gesunden Sinn und einige wenige Stärke wird die Entwickelung eines solchen Princips langweilig. — Einen großen Theil, selbst der bessern Dichtungen Hoffmann's, trifft, was Tieck, auf den er sich gern beruft, von den Gartenanlagen sagt: „Bald genügten die Effecte der Natur und der sinnigen Bäume und Pflanzen nicht mehr, dem bizarren Streben waren die Wirkungen zu gelinde, man baute Felsenmassen, Labyrinthe, hängende Brücken, chinesische Thürmchen auf steilen Abhängen, gothische Burgen, Ruinen aller Art, und so waren diese verworrenen Räume am Ende mehr auf ein unangenehmes Erschrecken oder unbehagliche Aengstlichkeit, als für einen stillen Genuß eingerichtet. Für das Erschrecken reizbarer oder träumerischer Menschen ist oft hinlänglich gesorgt, wenn unvermuthet ein Bergmann aus einem Schacht neben dem Wege herauszusteigen scheint, oder im einsamen Dickicht eine andre widrige Puppe als Eremit vor einem Crucifixe kniet. Selbst Schädel und Beingerippe müssen dem Wandelnden zum Ergötzen dienen." Das paßt vollkommen auf einen Theil der Hoffmann'schen Erzählungen, zumal auf die Nachtstücke, wo der Dichter, um recht schwarz zu malen, das ganze Dintenfaß ausschüttete, woher es denn freilich kommt, daß es nicht an Schwärze, wohl aber an Geschmack und Poesie fehlt, und wo wirklich der anschauende Serapionsbruder seinen „leichten und leuchtenden Sinn auf's Spiel setzte und am Ende nicht vermochte, gleich blinkenden Goldfischlein im hellen Wasser lustig zu spielen und zu plätschern, sondern am Ende versank im farblosen Moraste." In diesem Buche

hatte ſich der Verfaſſer recht Tieck's Worte zu Herzen genommen: „Warum ſollte denn nicht Furcht, Abſcheu, Angſt, Ueberraſchung zur Abwechſelung auch einmal in unſer nächſtes und alltäglichſtes Leben hineingeſpielt werden? Alles, auch das Seltſamſte und Widerſinnigſte, hat ſeine Zeit.“ Ja wohl! Aber, gebe der Himmel, nur eine kurze! Doch hatte er deßen Gebet vergeſſen, worin er den Himmel erſucht, es zu verhüten, daß jene Begeiſterung nicht die Thorheit einer jüngern Zeit werde, die ſie dann mit leeren Uebertreibungen weit überflügeln möchte. Das Ueberflügeln liebt zwar unſer Dichter nicht, ſondern „funkelt ſeine innere Poeſie in ſchönen, milden Strahlen gar herrlich heraus,“ wie es in ſeiner Redemanier heißt; denn ſo viel Lob auch ſeine Sprache verdient, zumal in Vergleich mit manchen, die Aehnliches behandelten, ſo iſt dennoch ein Anflug von Manier nicht zu verkennen, und zwar von einer ſüßlichen, blühendzuthulichen, nebſt einem Streben, dem Humor eine kräftiger freie Rede zu geben, welches auch ſo gut gelungen iſt, daß eigentlich nur einmal ein allzudicker Pinſelſtrich dem Verfaſſer entwiſchte, wenn er ſagte: „Kein Miserere, das mich rein bürſtete von jedem irdiſchen Schmutz miſerabler Gedanken!“

Eine glückliche Idee Hoffmann's war es, das Mährchenhafte in die Gegenwart, in das wirkliche Leben zu verſetzen; und er hat Recht, wenn er meint, „daß die Baſis, die Himmelsleiter, auf der man hinaufſteigen will in höhere Regionen, befeſtigt ſeyn müſſe im Leben, ſo daß jeder nachzuſteigen vermag. Befindet er ſich dann immer höher und höher hinaufgeklettert in das phantaſtiſche Zauberreich, ſo wird er glauben, dies Reich gehöre auch noch in ſein Leben hinein und ſey eigentlich der wunderbar herrlichſte Theil deſſelben. Es iſt ihm der ſchöne, prächtige Blumengarten vor dem Thore, in dem er zu ſeinem hohen Ergötzen luſtwandeln kann.“ Durch die Ferne muß es natürlich an ſeinem wunderbaren, friſchen Glanze verlieren, weil wir unſer eignes Leben und Treiben alsdann mehr außer Acht laßen und dem Lande ſelbſt ſchon einen ſolchen Charakter in unſrer Einbildungskraft beilegen, daß das Wunderbare dort als

natürlich ſich begibt. Gerade da aber iſt ſein Zauber am ſtärkſten, wo es als das in unſrer Ahnung, unſerm Traum ſchlummernde, erſehnte Reich, auf einmal wie für einen feſtlichen Tag von der Sonne erhellt erſcheint, in welchem nun der unvertilgbare Wunſch, es möge einem einmal etwas ganz Beſonderes begegnen, und das heimliche Gefühl der Dämmerung, das aus dem Stoffe das geträumte Geiſtige ſichtbar, wenn auch in nebliger Geſtalt, hervortreten läßt, zur Erfüllung kommen. Wer hätte erwartet, phantaſtiſche Mährchen in Berlin ſpielen zu ſehen, und doch iſt es Hoffmann mit dieſer und ähnlicher Localität gelungen, und warum ſollte die Phantaſie, die der Menſch überall mit ſich herumträgt, nicht auch überall hervortreten dürfen? Sie iſt der Zauberſtab in der Hand des Dichters; wo er ihn ſchwingt, entſteigen die Geiſter dem Stoff und erfüllen die Scene, ſeinem Winke getreu. Ein wenig Raum iſt alles, was ſie bedürfen. Ihr eigner Glanz und Odem geſtaltet ſich als farbiger, transparenter Nebel zur herrlichſten Decoration, und darum iſt es nicht nöthig, ihnen erſt einen ſchon von der Natur decorirten Ort zu ſuchen, der oft nur dazu dienen muß, was ihnen an jenem lebendigen Glanz und Odem abgeht, zu erſetzen, dies aber doch eigentlich nie vermag. Die Mährchen ſind die Träume des wachenden Menſchen, die, von dem wirklichen Leben ſich immer weiter und weiter entfernend, doch nach und nach wieder in daſſelbe hinein erwachen.

Zuerſt trat Hoffmann auf mit vier Bänden Phantaſieſtücke in Callot's Manier, die er Blätter aus dem Tagebuche eines reiſenden Enthuſiaſten nannte. Jean Paul ſchrieb eine Vorrede dazu und bemerkte gleich, wie wenig von Callot's Manier ſich vorfinde. Der Dichter ſelbſt ſagt von ſeinem reiſenden Enthuſiaſten: „Er trennt offenbar ſein inneres Leben ſo wenig vom äußern, daß man beider Grenzlinie kaum zu unterſcheiden vermag. Aber eben weil du, günſtiger Leſer, dieſe Grenze nicht deutlich wahrnimmſt, lockt der Geiſterſeher dich vielleicht herüber, und unverſehens befindeſt du dich im fremden Zauberreiche, deßen ſeltſame Geſtalten recht in

dein äußeres Leben treten und mit dir auf du und du umgehen wollen, wie alte Bekannte. Daß du sie wie diese aufnehmen, ja daß du, ihrem wunderbaren Treiben ganz hingegeben, manchen kleinen Fieberschauer, den sie, stärker dich erfaßend, dir erregen könnten, willig ertragen mögest, darum bitte ich, günstiger Leser, recht von Herzen. Was kann ich mehr für den reisenden Enthusiasten thun, dem nun einmal überall so viel Seltsames und Tolles begegnet ist?" So arg ist es nun gerade nicht mit dem Seltsamen, was diesem Enthusiasten begegnet ist, und die Fieberschauer, die sich etwa erheben könnten, lassen sich leicht durch vier Gläser kaltes Wasser, für die der Dichter gesorgt hat, niederschlagen, und diese sind vier Satyren, die wirklich, wenn auch nicht mit Kunst gemacht, doch selbst voll Kunst sind, da sie es verstehen, dem Leser den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Sie sind in der schon von Rabener empfohlnen Manier geschrieben, nämlich so, daß man das Lobenswerthe, Edle tadelt und das Erbärmliche im Gegentheil lobt, und bei Jean Paul findet sich diese Weise ebenfalls, aber auch bei ihm gehört sie oft zu dem Schwächsten, was er gemacht hat. Nur in der kaustischen Manier des herrlichen Gianozzo vermag diese Gattung Wirkung zu thun, nicht aber, wenn nur die Dinge in ihrem gewöhnlichen Gange umgedreht werden. Zwei dieser matten Satyren beziehen sich auf Musik; die erste als drittes Kreislerianum: Gedanken über den hohen Werth der Musik, läßt den Enthusiasmus der Musiker und das Hohe dieser Kunst vorüber am Auge gehen und erklärt es für Thorheit, in dieser matten Sprache, wie z. B.: „Das Talent, oder in der Sprache dieser Thoren, der Genius der Musik, glühe, sagen sie, in der Brust des die Kunst übenden und hegenden Menschen und verzehre ihn, wenn das gemeinere Princip den Funken künstlich überbauen oder ableiten wolle, mit unauslöschlichen Flammen." Dieser gutmüthige Spott erregt sicherlich keine Fieberschauer, wohl aber zu Zeiten einiges Gähnen, welches in der Redemanier unsers Dichters heißen würde: „man gähnt was Erkleckliches." Die zweite: der Musikfeind, ebenfalls

wieder ein Kreislerianum, stellt den wahren Musikfreund als Feind dieser Kunst dar, und zählt nun die ihm anhaftenden Eigenschaften als Beweise dafür auf. Die dritte: Nachricht von einem jungen gebildeten Manne, Brief des cultivirten Affen Milo an seine geliebte Aeffin Pepi, zählt als wahre Bildung läppischen Gesellschaftsschnack auf, und hier war das Terrain für Schärfe und Kraft der Satyre günstig, aber auch hier streift alles nur laff und schlaff an der Oberfläche hin. Fast über jedes Thema ließe sich ein solches Exercitium schreiben, und zwar ohne besondre Anstrengung; doch ist zu wünschen, daß es so selten, wie möglich, d. h. gar nicht, geschehe. Das vierte ist der vollkommene Maschinist.

In den Phantasiestücken machen wir die erste Bekanntschaft des Kapellmeisters Johannes Kreisler, die vorzüglich im Kater Murr zu größerer Vertraulichkeit wird. Für diesen zerrissenen, in bitterster Verstimmung oft wild aufzuckenden und auf und davon laufenden Musiker ist die Darstellung, die der Dichter wählte, höchst passend, indem sie ebenfalls fragmentarisch ist, und der Leser ihn oder Spuren von ihm an verschiedenen Orten findet. Dieser theure Kapellmeister ist ein kleiner, wunderlicher Mann, mit einer Physiognomie, „welche man in einiger Hinsicht dem von Alcibiades belobten Sokrates vergleichen kann; nämlich weil der Gott im Gehäuse sich versteckt hinter einer wunderlichen Maske.“ Sein Reich ist nicht von dieser Welt; Bürger einer unbekannten Stadt, ist er in seinem äußern Thun und Treiben seltsam, mit einem treuen Gemüth für alles Gute und Wahre, mit einer tiefen Verachtung alles oberflächlichen, allem Heiligen entarteten Weltsinnes. Er naht den Menschen mit dem Humor eines tief verletzten Gemüthes, oft mit einer Verbitterung, die, von dem Mißverhältniß des innern Gefühls mit der Gestaltung des Lebens erzeugt, sich beinahe bis zum Gehässigen steigert. Dies Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben treibt ihn denn zu besondern Grimassen, „die die ruhigen Gesichter, über die der Schmerz so wenig Gewalt hat als die Lust, nicht begreifen können, sondern sich nur daran ärgern.“

Es erzeugt den krankhaften Ueberreiz, der in bitter höhnende Ironie ausbricht, die oft in Verzweiflung alle günstigen Einwirkungen des Höhern anficht. Aber dieser krampfhafte Kitzel, den das schmerzlich berührte, wunde Gemüth empfindet, und sein Lachen ist nur der Schmerzenslaut der Sehnsucht nach der Heimath, die im Innern sich regt. Mit tiefer, innerer Musik, mit der glühendsten Sehnsucht geboren, verlebt er älternlos und in trostlosem Einerlei die Knaben- und einen Theil der Jünglingsjahre; mit tiefem Seufzen denkt er daran, wie seine Jugendzeit einer dürren Haide gleicht, ohne Blüthen und Blumen, Geist und Gemüth erschlaffend in trüber Oede. Die musikalische Tante Sophie, an der das Kind einzig hing, starb frühe und weht in sein Leben herüber als wehmüthiger Flötenklang aus der dadurch gänzlich verwaisten Jugend. Auch sie mochte der Schmerz des Lebens verzehrt, und die Sehnsucht frühe die Melodie ihrer Seele aus der beklommenen Brust geführt haben. Durch sie und ihre Laute war die Musik in seinem Innern frühe mächtig hervorgelockt, in die Brust des Knaben mit tausend Adern verwachsen und diese so reizbar gestimmt, daß, ward sie nur leise verwundet, ihr gleich heißes Herzblut entquillt. Der Mann, der Vaterstelle an ihm zu vertreten berufen war, sein Oheim, konnte ihm nicht anders, als in all seinem Thun und Wesen lächerlich erscheinen, er konnte ihn nicht wahrhaft achten. Dieser von ewiger Unruhe gequälte, nirgends befriedigte, in heißer Sehnsucht glühende Geist wird nun in den Karren des Lebens gespannt mit seiner wunden Brust; aber nirgends ist seines Bleibens und rastlose Unruhe jagt ihn umher. Als Kapellmeister am Hofe eines Großherzogs, hatte er gehofft, daß, der Kunst lebend, diese Stellung ihn ganz beschwichtigen, daß der Dämon in seinem Innern besiegt werden würde. Aber die fade Spielerei mit der Kunst daselbst, zu der er nothgedrungen die Hand bieten mußte, die Albernheit seelenloser Kunstpfuscher, abgeschmackter Dilettanten, das ganze tolle Treiben einer Welt voll Kunstgliederpuppen jagte ihn bald von dort weg, als er zu genesen glaubte von dem vorher im bürgerlichen Amte ihn ergreifenden Gedanken eines

ganzen verlornen Lebens, der ihn mit troſtloſem Weh erfaßte, als er ſich in Ketten geſchlagen ſah, die ihm unzerbrechlich dünkten. Als er ſich frei fühlte, da erfaßte ihn jene unbeſchreibliche Unruhe, die ſeit ſeinen frühen Jugendjahren ihn ſo oft mit ſich ſelbſt entzweit hatte. Nicht die Sehnſucht iſt es, die, wie jener tiefe Dichter ſo herrlich ſagt, aus dem höhern Leben entſprungen, ewig währt, weil ſie ewig nicht erfüllt, weder getäuſcht, noch hintergangen, ſondern nur nicht erfüllt wird, damit ſie nicht ſterbe: nein, ein wüſtes, wahnſinniges Verlangen bricht oft hervor nach einem Etwas, das er in raſtloſem Treiben außer ſich ſelbſt ſucht, da es doch, in ſeinem Innern verborgen, ein dunkles Geheimniß, ein wirrer, räthſelhafter Traum iſt von einem Paradies der höchſten Befriedigung, das ſelbſt der Traum nicht zu nennen, nur zu ahnen vermag, und dieſe Ahnung ängſtigt ihn mit den Qualen des Tantalus. Dies Gefühl bemeiſterte ſich ſchon, als er noch ein Kind war, ſeiner oft ſo plötzlich, daß er mitten aus dem froheſten Spiel mit ſeinen Cameraden davonlief in den Wald, auf den Berg, dort ſich niederwarf auf die Erde und troſtlos weinte und ſchluchzte, unerachtet er eben der tollſte, ausgelaſſenſte von allen geweſen. Später lernte ich, ſo ſagt er, mich ſelbſt bekämpfen; aber nicht auszuſprechen vermag ich die Marter meines Zuſtandes, wenn ich in der heiterſten Umgebung gemüthlicher, wohlwollender Freunde, bei irgend einem Kunſtgenuß, ja ſelbſt in Momenten, wo meine Eitelkeit in Anſpruch genommen wurde auf dieſe oder jene Weiſe, ja, wenn mir dann plötzlich alles elend, nichtig, farblos, todt erſchien und ich mich verſetzt fühlte in eine troſtloſe Einöde. Nur Einen Engel des Lichts giebt es, der Macht hat über den böſen Dämon. Es iſt der Geiſt der Tonkunſt, der oft aus ihm ſelbſt ſich ſiegreich erhebt und vor deſſen mächtiger Stimme alle Schmerzen irdiſcher Bedrängniß verſtummen. In den Kreiſen, in denen ſich unſer ganzes Seyn bewegt und aus denen wir nicht heraus können, mögen wir es anſtellen, wie wir wollen, dreht ſich der arme Kreisler bis zum Schwindeln herum, und ſo kommt es, daß er oft, ermüdet von den Sprüngen des St. Veits-

tanzes, zu dem er gezwungen, rechtend mit der dunkeln, unerforschlichen Macht, die jene Kreise umschrieb, sich mehr, als es seiner ohnedies schwächlichen Constitution zusagt, hinausschnt ins Freie. Der tiefe Schmerz dieser Sehnsucht wird dann jene Ironie, jener Humor, der nichts gemein hat mit seinem ungerathenen Stiefbruder, dem Spott. In den Ergüssen seiner überspannten Laune schneidet er denn freilich zuweilen einige besondre Gesichter, und die verstimmten Saiten seines Innern erklingen dann in einem tollen Murkl der bittersten Ironie. Auch ihn ergreift, dessen ganzes Wesen ja Liebe ist, die Liebe: aber es zerrann in Nebel die himmlische Gestalt, die geheimsten Herzfasern des Lebens erfassend, und namenloser Schmerz zerschnitt seine Brust, und jeder wehmuthsvolle Seufzer der ewig dürstenden Sehnsucht wurde zum tobenden Schmerz des Zorns, den die entsetzliche Qual entflammt hatte. Wer kann sich wundern, wenn der unglückliche Kapellmeister von der fixen Idee ergriffen wird, daß der Wahnsinn auf ihn laure, wie ein nach Beute lechzendes Thier, und ihn einmal plötzlich zerfleischen werde; ja daß sein Bild durch eine Astrallampe einst ihm als Doppelgänger sich aufdrängt, und dieser aus den Blutstropfen der zerrissenen Brust emporgekeimte Doppelgänger ihn in den Wahnsinn des Fiebers treibt? Ihm ist es wohl vergönnt, wenn er es nicht aushalten kann, mit zweien auf einander gestülpten Hüten auf und davon zu gehen, was einem gesetzten Manne leicht an der Reputation schaden könnte. Welch Kleid könnte ihm auch schöner stehen, als jenes, das er sich einst im höchsten Unmuth über ein mißlungenes Trio gekauft hatte, dessen Farbe in Cismoll geht, weßhalb er zu einiger Beruhigung der Beschauer einen Kragen aus Cdur-Farbe darauf setzen laßen; ein Rock, dessen Farbe man seltsam nennen würde, wäre der Kragen nicht von noch seltsamerer, und dessen Form zwischen Ueberrock und Leibrock streitet. Wer es ihm aber übel nimmt, gegen den darf der Freund ihn füglich entschuldigen: Kreisler trägt nicht eure Farben, er versteht nicht eure Redensarten, der Stuhl, den ihr ihm hinstellt, damit er Platz nehme unter euch, ist

ihm zu klein, zu enge, ihr könnt ihn gar nicht für eures Gleichen achten, und das ärgert euch. Er will die Ewigkeit der Verträge, die ihr über die Gestaltung des Lebens geschloßen, nicht anerkennen; ja er meint, daß ein arger Wahn, in dem ihr befangen, euch gar nicht das eigentliche Leben erschauen laße. Liebt er doch auch vor allen Dingen Scherz, der sich aus der tiefern Anschauung des menschlichen Seyns erzeugt und der die schönste Gabe der Natur zu nennen, die sie aus der reinsten Quelle ihres Lebens schöpft; denn nur in dem Zwiespalt der verschiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle geht das höhere Leben auf. Innig und zart ist sein Verhältniß zu einigen reinen, tief fühlenden musikalischen Jungfrauen, zu der holden Julia an des Fürsten Irenäus Hofe und dem lieben Kinde in des Consistorialpräsidenten Hause. Wie ein Schutzengel bewacht er die keusche Flamme ihres Herzens, daß sie nicht entheiliget werde. Sie sind ihm Kunstideal, ein Abglanz aus seinem romantischen Reiche, und er vermählt sich mit ihnen in der Musik, und ihre Sehnsucht glüht vereint empor.

Dieser Kapellmeister erfreut gewiß jeden, wo er ihm begegnet, was bei seinem vagabundirenden Leben verschiedentlich geschieht. Er ist bei weitem die interessanteste Person, die unser Dichter vorgeführt hat, und deren Anlage und Ausführung wirklich gelungen zu nennen ist. Nur einmal will er dem guten Johannes etwas aufbürden, was derselbe aber gewiß, wenn es ihm zu Ohren kommen sollte, von sich ablehnen würde. Er soll nämlich in seinem musikalisch-poetischen Clubb die Prinzessin Blandina, ein romantisches Spiel in drei Aufzügen, mit veranstaltet haben. Allein der geistreiche Mann hat zu viel Verstand und Gefühl von romantischer Poesie, um nicht etwas Besseres zu veranstalten, als diese flache, schlaffe Nachäfferei des Tieck'schen Humors, eine Abzeichnung, die am Fenster geschehen, wo aber das aufgelegte Blatt öfters gerutscht hat, und deßen Färbung leblos, matt und monoton ist. Hat Kreisler hier die Hand im Spiele gehabt, so ist es gewiß nur in der Veranstaltung, daß nur der erste Act vorgelesen ward; denn

was auch von den folgenden Gutes gesagt wird, so fühlt man sich doch wenig geneigt, die Fortsetzung eines solchen Exercitiums zu begehren. Dergleichen ist nicht gemacht, oder er macht vielmehr dergleichen nicht, um sich von seinen musikalischen Leiden zu erholen, wo die Fadheit ihn zu sehr verfolgt, als daß er selbst in dieselbe gerathen könnte.

Der zweite Theil der Phantasiestücke enthält Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza, auf Veranlassung des Gesprächs der beiden Hunde Scipio und Berganza, von Cervantes. Freilich hat so ein Hund alle Gelegenheit, sich von vielem zu unterrichten, und die Wechselwirkung zwischen Menschen und Hunden muß einleuchten, wenn man auch nicht gerade an den versificirten Grund ihrer wechselseitigen Liebe glaubt. Was in diesem Potpourri von Hundegeschwätz über das Theater vorkommt, ist zwar alltäglich, auch oft und mit weit mehr Schärfe und Eindringlichkeit gesagt worden, allein für einen Hund immer noch gut genug gesagt; dagegen sollte sich selbst ein ditto von leidlicher Dressur nicht erlauben, zu erzählen, was er von der Hochzeitnacht vorbringt; denn auch für einen etwas robusten Geschmack bleibt es gemein, widerlich und unausstehlich. Dergleichen muß entweder ganz vermieden, oder besser vorgetragen werden, als es von diesem wohlmeinenden Hunde geschieht. Weiter jedoch, als Jean Paul in der Scene von Bouverot und Liane ging, kann Niemand hierin gehen, ohne die Gränzen des Erträglichen zu überschreiten.

Die zweite Erzählung dieses Bandes ist der Magnetiseur, eine Familienbegebenheit. Dieser Erzählung ist die dritte des dritten Bandes der Serapionsbrüder, überschrieben: der unheimliche Gast, ganz ähnlich. Wo unser Dichter nicht die bloße Poesie des Innern in bunten Bildern heraustreten läßt, sondern das wirkliche Leben zu seinen Darstellungen wählt, reitet er in der Regel auf seinem Steckenpferde gestreckten Galopps in die Welt der Ahnungen, Träume, psychischen Einflüsse, Sympathien, Idiosynkrasien u. s. w. und sitzt gewöhnlich auf der Station des

Magnetismus ab. Von dieſem aber möchte doch nur ſehr bedingt Gebrauch für die Poeſie gemacht werden können; denn im Falle, daß ſelbſt ſeine Kraft ſo weit reichte, daß eine Perſon die völlige Herrſchaft über eine andre erlangte, wie unſer Dichter es dargeſtellt hat, ſo erſcheint dies mehr als phyſiſche Krankheit, denn als Poeſie. Dieſe bezieht ſich immer auf den moraliſchen Theil des Menſchen und ſeine Sehnſucht nach Höherem, und die Seele darf darin nie von der phyſiſchen Gewalt abſolut abhängig erſcheinen, wie es der Fall iſt, wenn magnetiſch auf die Nerven gewirkt wird; ſie muß im Gegentheil mächtiger auf den Körper wirken, als dieſer auf ſie. Alles Leben iſt bedingt durch Nothwendigkeit und Freiheit, und erſt wo die letztere überwiegt, geht das Gebiet der Dichtung und der Schönheit an, die einzig und allein unſer Geſchöpf iſt, wenn auch nach urſprünglichen, nothwendigen Regeln. Denn ſo weit unſer Verſtand menſchliche Nothwendigkeit und Freiheit zurückverfolgen kann, ſelbſt bis auf das Gebiet des Geſchaffenſeyns, — und da mögen beide, als Eins erſcheinend, in das uns undurchdringliche Dunkel ſich verlieren, — wir müßen uns an die Erſcheinungen halten und das, was in ihnen auf uns wirkt, unterſcheiden. Unmöglich kann etwas bloß darum, weil es uns mit Schauer erfüllt oder erſchüttert, der Kunſt geeignet ſeyn. Hängen, Waſſerſcheu, hitziges Fieber, abſolute Raſerei des Narren können keine Gegenſtände im Gebiet der Dichtung ſeyn. Nur in ſecundairem Verhältniß kann eine ſolche phyſiſche Nothwendigkeit, die Wirkung eines Nervenfluidums von außen, in die Darſtellung aufgenommen werden, nur dienend und untergeordnet der moraliſchen Welt als blindes Mittel. Wenn der Wille des Einen auf ſein Nervenfluidum eine ſolche Wirkung hat, daß es, die Nerven des Andern berührend, ſein Denken überwältigt, da wird der Ueberwältigte mehr oder minder maſchinenartig, ſein Geiſt iſt der freien Werkzeuge beraubt, die er für das Erkennen des Lebens bedarf; er iſt ein geiſtig Befangener; und eine allen freien Willen hemmende Befangenheit, die durch körperliche Afficirung kommt, kann kein Gegenſtand der Kunſt ſeyn, die im

Stoff immer einen freien Geist darstellen muß. Hoffmann verwechselt den Magnetismus mit dem eigentlich Wunderbaren; denn so wunderlich er auf den ersten Blick erscheinen mag, bald tritt, was davon fest steht, regelrecht in die physischen, medicinischen Erscheinungen ein und ist keineswegs eine unerklärlichere Sache oder Ahnung, als die Befangenheit des Geistes durch die Wirkungen hitziger Getränke oder die Visionen im hitzigen Fieber. Alles, was man über die neuerweckte Heilmethode Geistreiches vorbringen mag, wird nie einen Halt in dem wahren geistigen Leben finden, das nur erst mit der Freiheit desselben beginnen kann. Darum halte, wer da wolle, viel von solchen nachhelfenden Erklärungen, wie sie Hoffmann giebt: „Wunderglaube müsse in jedem wahrhaft poetischen Gemüthe wohnen, und eben deßhalb habe auch Jean Paul über den Magnetismus solche hochherrliche Worte gesprochen, daß eine ganze Welt voll hämischer Zweifel dagegen nicht aufkomme. Nur in der Poesie liege die tiefere Erkenntniß alles Seyns. Die poetischen Gemüther wären die Lieblinge der Natur, und thöricht sey es, zu glauben, daß sie zürnen solle, wenn diese Lieblinge darnach trachteten, das Geheimniß zu errathen, das sie mit ihren Schleiern bedecke, aber nur wie eine gute Mutter, die das köstliche Geschenk den Kindern verhüllt, damit sie sich desto mehr freuen sollen, wenn, ist ihnen die Enthüllung gelungen, die herrliche Gabe hervorfunkelt." Ja, die wunderlichsten Wirkungen des Magnetismus, d. h. die man ihm zuschreibt, werden von den meisten Menschen bezweifelt, und sie haben bis jetzt auch noch keine sicherere Garantie, als Philadelphia's Wunder. Dies würde, wenn sie selbst an und für sich der Kunst zusagten, ihren Gebrauch zweifelhaft machen; denn unerwiesene, auf vagen Gerüchten beruhende Dinge verlieren das Interesse, wenn der Glaube daran nicht durchdringt. So wenig Jean Paul's Autorität, groß in dem, was die Empfindungen und die Tiefe der Seele betrifft, da er selbst der herzlichste und seelenvollste Dichter ist, hier entscheiden kann, so wenig ist auf eine andre Phrase unsers Dichters zu geben: „Wie, wenn in dieser alles vergeistigenden Zeit,

in dieſer Zeit, da die innige Verwandtſchaft, der geheimnißvolle Verkehr des phyſiſchen und pſychiſchen Princips klarer, bedeutender hervortritt, da jede Krankheit des Körpers ſich ausſpricht im pſychiſchen Organismus; wie, wenn da der Magnetismus die im Geiſt geſchaffene Waffe wäre, die uns die Natur ſelbſt darreicht, das im Geiſt wohnende Uebel zu bekämpfen?" Hier berührt der Dichter ein Thema, das bei ihm zur bloßen Phraſe geworden; denn in unſern Tagen iſt von jenem geheimnißvollen Verkehr nichts klarer geworden, ſondern man hat darüber genaturphiloſophirt, und das poetiſchſte, glänzendſte Reſultat, das dabei herauskommt, iſt, daß Eins Alles iſt, und was weiter daraus folgt, mit der beſten Kraft behandelt in den Söhnen des Thales. Nach dieſer Lehre iſt ſchon die Sprache der angeführten Stelle ſich in ſich ſelbſt widerſprechend. Auf eine andre Weiſe aber hat unſre alles zu einem Eins und Alles machende Zeit jenes Problem einer Erklärung um keinen Schritt näher gebracht. Verzeihlicher iſt es einem Dichter, wenn er ſagt: „Doch wollen wir auch nicht vergeſſen, daß wir dem Magnetismus ſchon deßhalb nicht ganz abhold ſeyn können, weil er uns in unſern ſerapiontiſchen Verſuchen ſehr oft als tüchtiger Hebel dienen kann, unbekannte, geheimnißvolle Kräfte in Bewegung zu ſetzen." Allein keineswegs iſt unſerm Dichter die Behandlung des Magnetiſchen gelungen, da er es zur Hauptſache der dahin einſchlagenden Erzählungen machte, wozu ihn denn freilich auch der Glaube von dem hier vorherrſchenden „pſychiſchen Princip" mag bewogen haben, denn einen höhern Zuſtand will er durchaus hierin erkennen. „Was iſt der Magnetismus," ſagt er, „als Heilmittel gedacht, anders, als die potenzirte Kraft des pſychiſchen Princips, das nun vermag, das phyſiſche ganz zu beherrſchen, es ganz zu erkennen, jeden, auch den leiſeſten abnormen Zuſtand darin wahrzunehmen, und eben durch die volle Erkenntniß dieſes Zuſtandes ihn zu löſen. Unmöglich kann man die Macht unſers pſychiſchen Princips wegläugnen, unmöglich das Ohr verſchließen wollen den wunderbaren Anklängen, die in uns hinein, aus uns heraustönen, die

geheimnißvolle Sphärenmuſik, die das große, unwandelbare Lebensprincip ſelber iſt. Es iſt gewiß, daß es erhöhte Zuſtände giebt, in denen der Geiſt, den Körper beherrſchend, ſeine Thätigkeit hemmend, mächtig wirkt und in dieſer Wirkung die ſeltſamſten Phänomene erzeugt. Ahnungen, dunkle Vorgefühle geſtalten ſich deutlich, und wir erſchauen das mit aller Kraft unſers vollen Faſſungsvermögens, was tief in unſrer Seele regungslos ſchlummerte. Der Traum, gewiß die wunderbarſte Erſcheinung im menſchlichen Organismus, deſſen höchſte Potenz, meines Bedünkens, eben der ſogenannte Somnambulismus ſeyn dürfte, gehört ganz hieher. Aber gewiß iſt es auch, daß ſolch ein Zuſtand irgend eine Abnormität in dem Verhältniß des pſychiſchen und phyſiſchen Princips vorausſetzt. Die lebhafteſten, ſtärkſten Träume kommen, wenn irgend ein krankhaftes Gefühl den Körper ergreift. Man ſieht, daß das fremde pſychiſche Princip auf höchſt myſteriöſe Weiſe in irgend ein Fluidum, oder wie man es ſonſt nennen mag, in das vom Magnetiſeur ausgehende Agens überhaupt verkörpert und ausſtrömend (bei der magnetiſchen Manipulation) die geiſtige Potenz des Magnetiſirten erfaßt und jenen Zuſtand erzeugt, der von der Regel alles menſchlichen Seyns und Lebens abweicht und ſelbſt in ſeiner hochgerühmten Verzückung alles Entſetzen des fremdartigen Geiſterreichs in ſich trägt." In dem Einfluß des Körpers auf den Geiſt kann ſich unmöglich ein fremdartiges Geiſterreich zeigen, da es das Allergewöhnlichſte iſt; und wo erreicht denn der Magnetismus für den unbefangen Nachdenkenden je das Wunder der Geburt und das Forterben geiſtiger Kräfte, ſelbſt ſpecieller Anlagen in dem Kinde? Reicht er auch nur von weitem an die wunderbare Einwirkung vibrirter Luft vermittelſt der Nerven auf unſre Seele in der Muſik? Sicherlich nicht. Was man aber zum erſten Mal ſieht, verwundert einen; aber nicht alles Verwunderliche ſoll der Künſtler ergreifen, ſondern prüfen, wie es ſeiner Natur nach beſchaffen und welche Stelle es bei allgemeiner Verbreitung und längerer Gewohnheit einnehmen kann, und darnach auch die Stelle, die ihm in der Kunſt gebührt, ermeſſen. Am wenig-

ſten aber können Erzählungen Intereſſe gewinnen, die im wirklichen Leben darſtellen, was nur, wenn es wahr iſt, den Knoten der Geſchichte ſchürzt, ſonſt aber nicht ergreifen kann; und auch hierin hat unſer Dichter gefehlt: denn die Wirkungen des Magnetismus, wie er ſie darſtellt, ſind durchaus unerwieſen; und wenn ſie auch mehr Grund haben mögen, als der trügeriſche Wahn einer Nonne von Dülmen oder eines Hohenlohe, ſo darf man doch glauben, daß zwiſchen der wirklichen Macht des Nervenfluidums und den ihm von unſerm Dichter beigelegten Kräften noch ein großer Unterſchied ſey. Alles demnach erwogen, können wir nicht anders urtheilen, als: iſt es ſo, wie der Dichter es darſtellt, ſo kann ihm nur eine ſecundäre Stelle in der Poeſie eingeräumt werden, indem erſt der wirklich freie Zuſtand der Seele in gewöhnlichem körperlichen Zuſtande hinzukommen und der Magnetismus für denſelben Verwickelungen knüpfen muß, die ſich poetiſch geſtalten; allein höchſt wahrſcheinlich iſt es gar nicht einmal wahr, was als Hauptſache jener Erzählungen daſteht.

Doch wollen wir vom herrlichen Kapellmeiſter über den Graben des Magnetismus ſpringen zu dem guten Studioſus Anſelmus, wo man auf ſicherm Boden fußt, und zwar dem ſchönſten obendrein, um da auszuruhen und Kraft zu gewinnen zum Anlauf vor neuen Gräben. In dem Gemüth des Studioſus blüht nicht weniger, als die ganze Poeſie, und er wandelt, von ihrem Zauberkelche berauſcht, etwas taumelnd durch die Welt, und ſtößt natürlich überall an, zumal an Aepfelkörben der Hökerweiber bei Thoren, die ins Freie führen, und ſieht die Gegenſtände wenig in ihrer gewöhnlichen Form; denn ſeine Augen, von dem ſüßen Tranke der Dichtkunſt verklärt und umflort zugleich, bringen alle Bilder des Aeußern in ſeltſamer Geſtalt in ſein Inneres, wo ſie geläutert werden von aller Schwere, damit ſie ſich ſchicken mögen, in der göttlichen Atlantis zu wohnen, wohin der gute Anſelmus ſich ſo innig ſehnt und ſtets mit großen Schritten vorwärts reiſt, ob er gleich nicht vom Fleck zu kommen ſcheint. Sein Ohr, von der Tireſiasſchlange geleckt,

vernimmt durch alle Klänge durch ein seltsam Lispeln und Flüstern, und wohl muß er davor oft zusammenschaudern, wenn ihm in der Klingel einer Hausthüre plötzlich die Metallgeister zurufen mit deutlicher Stimme, wo andre Menschen nur einen unangenehmen Schall hören. Seine Nerven, von dem in den Adern rinnenden Glühtrank aufgereizt und gespannt, ertönen fein in seinem Innern in wundersamen Sehnsuchtsmelodien, wenn das Wehen südlicher Luft oder der kühle Abendhauch sie berührt. Der Archivar Lindhorst, der Zeit der Alte vom Berge, nämlich der vom poetischen Carmel, konnte keinen bessern poetischen Assassinenjünger finden, als unsern Anselmus, der ihm, wenn er einmal das Paradies der göttlichen Atlantis betreten und in seinen Genüssen die Weihe des Taumels geschöpft, sein ganzes Leben der Dichtkunst treu, alles und sogar dieses für sie opfern würde. Zwar während ihm der alte Archivar mit dem Zauberschlüßel seiner Hieroglyphen das Archiv der Natur aufschließen will, damit er durch das Thor eintrete in die ersehnte Atlantis, die ihm verkörpert schon in dem goldgrünen, tönenden Schlänglein, worin sich die Natur gekleidet, im Hollunderbusch erschienen war, tritt auch der irdische Wunsch auf ihn zu und will ihn in die Freuden der Alltagswelt führen. Aber ach! da schließt sich diese dumpfe Welt, durch die er hinblicken muß in endlose, selige Gefilde, wenn sie ihm nicht zu eng seyn soll für all seine Träume und seine sehnende Brust, über dem armen Anselmus dicht zusammen, und gefangen sitzt er in der Flasche, durch die er schauen, aber nicht entrinnen kann. Doch er entsagt dem Irdischen und der Bann ist gelöst; denn die irdische Fessel kann den nicht binden, der sich von ihr mit heiligem Ernste lossagt; und nun schwimmt er genesen und selig in dem goldnen Schifflein der Sonne über das südhelle Krystallmeer der Phantasie, das wie Harmonikaglocken unter dem gleitenden Schifflein ertönt und ihn bei offenen Augen in die seligsten Träume wiegt, bis er aussteigt auf der Frühlingsinsel, wo die Düfte zugleich klingen und die Töne zugleich duften. Versteht sich, nur sein sehnender, seliger Geist; denn deßen Anhängsel, der

Leib, treibt ſich noch eine Zeitlang aus alter Gewohnheit in den Straßen und der Umgegend der Stadt herum. Obgleich in dieſer Erzählung auch etwas Breite zu verſpüren iſt, ſo iſt doch die Anlage und Durchführung anmuthig und ſinnvoll; ein ſchönes, buntes Blatt aus dem Buche der Phantaſie, mit dem ein lauer Frühlingswind herumſpielt und uns die Bilder gaukelnd vor den Augen herumtreibt.

In großem Abſtande von dieſer Erzählung ſtehen die Abentheuer der Sylveſter-Nacht, wo der reiſende Enthuſiaſt in Berlin die geliebte Julie bei einem Thee wiederfindet, aber weil ſie eigentlich nur eine die Männer ins Verderben lockende Teufelsmaske iſt, ſofort durch inneres, grauenhaftes Unbehagen dies merkt und in einen einſamen Bierkeller rennt, wohin auch Peter Schlemihl mit ſeinen Meilenſtiefeln und Erasmus Spikher kommen, der, wie jener ſeinen Schatten, ſo ſein Spiegelbild verloren in Italien durch Giulietta, welche eben die verlockende, teufliſche Julie iſt. Die Nachahmung erreicht aber hier durchaus nicht das einfache, ſchöne, wahrhaft rührende Original. Denn daß der Teufel, als fratzenhafter Doctor, mit Giulietta verbündet erſcheint, bringt eine Fratze mehr ins Spiel, aber kein Intereſſe mehr und kein ergötzliches Bild. Affectirt und geſpannt, nicht aber ſpannend, ſind dieſe Spikheriana. Doch ſieht man auch nicht ab, warum gleich alles nachgeahmt und jede Idee gleich durch alle Kategorien durcherperimentirt ſeyn muß. Bei einer ſo bekannten Geſchichte, als die des Peter Schlemihl iſt, kann ſich der Leſer der Vergleichung nicht erwehren, wodurch die Nachahmung ſchon leidet und nicht das Intereſſe findet, das dieſelbe Erzählung als Original finden könnte, als welches aber auch die Spikheriana nicht ſehr anmuthig wären. Die Idee des mangelnden Schattens iſt allgemeiner, für die Allegorie weit paſſender und eher geeignet, einen rührenden Effect hervorzubringen, als das geraubte Spiegelbild. Dem Schatten jagen die Menſchen nach und vergeſſen oft ihr ganzes Leben über ihn das Echte und Wahre, und wehe dem, wer dies Kainszeichen des allgemein gültigen Schattens ent-

behrt, ihn wird das Schattengeschlecht haßen und verfolgen. Anders aber mit dem verlornen Spiegelbilde, das nur ein Reflex von jener Idee ist und mehr von der Stube ausgeht, so wie die Sache selbst darin eigentlich vorgeht. — Mit seiner mit Baron Wallborn geführten Correspondenz und seinem Lehrbrief begleitet der Kapellmeister den Leser zur Thüre der Phantasiestücke hinaus, und wer schiede nicht mit Herzlichkeit und gerührt von dem guten Johannes, der so viel musikalischen Thee leiden und in Geduld ausharren muß, so viele vielseitig gebildete, poetische, künstlerische Weiber ertragen muß, die ihm in den Tod zuwieder sind, so gern er auch von einer feinen Mädchenhand sich streicheln läßt und seinen Kopf auf eine zierliche Schürze legt? Ist es denn dem glühenden Musiker, wenn er so eine Frau ohne alles tiefe Gefühl, ohne allen höhern Sinn ins Blaue hinein in allerlei eingelernten poetischen Floskeln schwatzen hört, nicht immer gewesen, als müsse er ihr in irgend einen empfindlichen Theil ihres Leibes mit seinen scharfen Zähnen einen tüchtigen Denkzettel beißen? Während der ganze Thee sich freut, bleibt es ja todt und kalt um ihn; und indem man eine schwierige Roulade, eine gelungene Manier beklatscht, greifen eisige Hände in sein glühendes Herz. Darum correspondire nur, armer Kreisler, mit Wallborn; denn auch ihm ist das wunderbare, romantische Reich aufgegangen, wo der göttliche Zauber der Dichtung wohnt. Lebe denn wohl, guter Mann, bis auf Wiedersehen, und möge dies bald sich ereignen! Wie wird dein liebevolles Herz insgeheim den Leser bedauern, wenn du hörst, daß derselbe stracks von dir weg sich in die

Nachtstücke (2 Theile) begeben soll, worin Erzählungen sind, so platt, als es welche geben kann, die freilich Nachtstücke sind, da sie sich bei Tag nicht wohl dürfen sehen lassen, und wo alles schwarz angestrichen ist und grell abstechend zinnoberrothe Teufel drauf gemalt sind, den Leser zu schrecken. Allein diese Kienrußwolken schrecken ihn nicht, denn er weiß aus seinen technologischen Wörterbüchern, daß sie nicht aus der Hölle stammen, sondern von Menschen bereitet werden.

I. Die erste Rauchsäule, der wir hier begegnen, ist der Sandmann. Student Nathanael ist der Held der Erzählung, der in seiner Kindheit mit seinen Geschwistern oft Abends zu Bette getrieben wurde, unter dem Bedeuten, der Sandmann komme. Er hörte dann wirklich Jemand die Treppe heraustappen, und versteckte sich aus Neugierde eines Abends im Zimmer, um den Sandmann zu sehen, welches der Advocat Coppelius, grau gekleidet, mit widerlichem Gesicht ist, der, zuweilen miteßend, den Kindern sich gram und freudestörend bewies. Es treibt derselbe mit seinem Vater Goldmacherkünste, was aber schwül auf dem Hause lastet und bei einem verunglückten Experiment den Vater durch die Explosion tödtet. Coppelius verschwindet, Nathanael bezieht die Universität, wo ihm ein italienischer Wetterglashändler aufstößt, in welchem er jenen erkennt, sich jedoch darüber täuschen läßt. Derselbe verbindet sich mit dem italienischen Professor der Naturwissenschaft zu Nathanael's Untergang; es wird eingerichtet, daß dieser dem Professor gegenüber zu wohnen kommt und deßen angebliche Tochter, ein kunstreiches Automat, im Zimmer, in das er schauen kann, mit starren Augen dasitzend, erblickt. Leidenschaftliche Liebe ergreift ihn und er vergißt seine Braut Clara, wird zum Tanzthee des Professors eingeladen, wo die Automattochter zum ersten Mal erscheint, von der Gesellschaft für steif gehalten, von Nathanael mit Liebe bestürmt und von nun an besucht wird, ohne daß er die Täuschung merkt. Eines Tags aber streitet Coppelius mit dem Professor um das Automat, und Nathanael, dazu kommend, lernt sein Holzpüppchen kennen und verfällt in Raserei. Geheilt, will er sich mit Clara, seiner ehemaligen Braut, verbinden; eine Aussicht von einem Thurme, auf den er mit ihr gestiegen war und wo er den Coppelius kommen sieht, weckt die Tollheit, und er will die Braut hinabstürzen, die noch durch ihren Bruder befreit wird, wogegen er sich nun, unter Coppelius Lachen, über die Gallerie stürzt. — Wo soll nun das Schreckhafte, Geisterartige in dieser Erzählung liegen? Das Einzige, was einen Sinn in diese Darstellung brächte, wäre, daß sich die Anschauung

daraus ergäbe, wie ein reizbares Gemüth durch das Einwirken eines ihm feindlichen nach und nach könne verstrickt und zu Grunde gerichtet werden. Hier ist aber die Darstellung so ungeschickt und trotz aller groben Pinselstriche so matt, daß kein Interesse, kein Leben sichtbar ist. Denn eine solche Anwendung eines Automats vermag nicht die Wirkung hervorzubringen. Um sich in dasselbe zu verlieben und längere Zeit in seiner Gesellschaft getäuscht zu leben, muß (jedem drängt sich dies Gefühl auf) schon ein Grad von Verrücktheit stattfinden, der für's Irrenhaus, nicht für die Poesie paßt. Hätte dieser Wahnsinn schon in früherer Leidenschaft und der durch sie bewirkten Zerrüttung seinen Grund, so stünde die Sache ganz anders; hier muß er bloß des Coppelius Einwirkung zugeschrieben werden, die sich aber nicht erklären, gar nicht in diesem Grade denken läßt. Und warum verfolgt denn dieser Mensch den reizbaren Nathanael? Aus bloßer Idiosynkrasie? Kurz, der Wahnsinn des Studenten, die Wirkung des Wetterglashändlers, die Liebe zu dem Automaten sind durchaus nicht motivirt; die letztere drängt sich als lächerlich und unglaublich zugleich auf. Kurz, es fliegen hier einige Fratzen dem Auge vorüber, ohne daß sich eine Bedeutung ergäbe, die durchaus in Nathanael's Gemüth tief begründet erscheinen müßte, nicht aber als bloße Kränklichkeit, die nur medicinisches Mitleid erweckt, und eine scheusliche Beleidigung des Gefühls durch die Rohheit des Advocaten, einen nervenschwachen Menschen zum Narren zu machen, mit sich führt. Denn daß derselbe hier etwas mit seinem widerlichen Gesicht ins Dunkel gestellt wird, fast als gebiete er über dunkle Naturkräfte, kann nichts motiviren, da dergleichen eine leere Erfindung wäre, was der Dichter auch selbst mag gefühlt haben, wenn er sagt: „Giebt es geheimnißvolle, thätige Kräfte, die mit bedrohlichen Angriffen auf uns zutreten, so kann uns dagegen nur irgend eine Abnormität im geistigen Organismus Kraft und Muth zum standhaften Widerstande rauben, mit einem Wort, nur geistige Krankheit. Die Sünde macht uns unterthan dem dämonischen Princip." Auch er kann keineswegs an unbedingte Herrschaft eines

geistigen Princips über das andre glauben, sondern will vielmehr annehmen, daß irgend eine Abhängigkeit, Schwäche des innern Willens oder eine Wechselwirkung stattfinden müsse, die jener Herrschaft Raum giebt. Aus welchem Gesichtspunkte man daher auch Coppelius Verhältniß zu Nathanael betrachten mag, nirgends zeigt sich eine wahrhaft begründete Einwirkung, die so Schreckliches hervorbringen könnte.

II. Ueber die zweite Erzählung: Ignaz Denner, muß man erstaunen. Man hatte von einem geistreichen Dichter eine solche gemeine Räuber-, Teufel-Spectakelgeschichte nicht erwartet. Jägerhaus im Walde, Räuberei, Teufelskünste in Neapel, wo der böse Feind als Hahn auftritt, das sind die Ingredienzien zu dieser lamentabeln, langweiligen Geschichte, deren Portrait zu entwerfen, überflüssig, ja gehäßig ist, da man wohl sagen könnte mit dem griechischen Epigramm: Es ist schon an einem zu viel, was braucht man gar zwei? Dergleichen Gesindel, als hierin spukt, knüpfe man auf, beschreibe aber nicht ein Langes und Breites daran.

III. Die Jesuiterkirche in G. Maler Berthold ringt nach dem Kunstideal; es erscheint ihm in der holden Angiola. Als er jedoch zu ihrem Besitz gelangt ist, verschwindet das Ideal aus seinem Innern und trostlose Zerrißenheit quält und martert seine Seele. In dieser traurigen Stimmung malt er in jener Kirche. — Diese Erzählung soll zur Anschauung bringen, daß der Künstler nicht das ihm erscheinende Ideal im Leben heirathen dürfe, weil die an das Weib geknüpfte Idee bei dem Besitze desselben schwinde. Diese Ansicht drückt auch in den Serapionsbrüdern die Erzählung: der Artushof in Danzig, aus, wo der Maler dem Ideal, das er nach Neapel gegangen glaubt, nacheilt, bei seiner Rückkehr hört, die Angebetete sey verheirathet und habe einen stattlichen Titel. Dies zeigt denn dem Maler, daß sie leichtfertig sey (die Erzählung nimmt es nämlich nicht genau damit, da sie zu Ende eilt; denn sonst sieht man die Leichtfertigkeit derselben nicht ein), und er merkt, wie sie nur sein Ideal gewesen. Außerdem, daß Aehnliches beim Kapell-

meiſter Kreisler angedeutet wird, wiederholt ſich derſelbe noch in dem Meiſter Martin dem Küfner und ſeinen drei Geſellen, wo der Maler, ſobald er das Bild der Geliebten auf die Leinwand gebracht hat, ſich von ſeiner Liebe frei fühlt. Man ſieht alſo, daß es unſerm Dichter Ernſt damit iſt; denn nur ein einziges Mal widerſpricht er ſich in dem Signor Formica, wo der Maler ſein ſchönes Ideal, auch nachdem es ſchon auf der Leinwand prangte, heirathet, Kinder zeugt und froh ſein Leben in Malerei hinbringt. Welche von beiden Angaben ſoll nun die richtige ſeyn? Doch wohl die letztere, da alles Idealiſiren aus der innern Sehnſucht, die nach dem Unendlichen, Ueberirdiſchen ſtrebt, entſpringt, wovon die Liebe ein Theil, oder richtiger zu reden, die ſie ganz ſelbſt iſt. Zwar mag durch den Beſitz jene Idee, jener glänzende, ſchimmernde Traum nicht mehr den Gegenſtand umfließen; muß er aber darum vergehen? Iſt das blühende Arkadien unſrer Kindheit denn zerſtört, ſind ſeine bunten Bilder zerronnen, weil wir herangewachſen, oder ſteht nicht vielmehr dies Blumenland in einem ſüdlichen Schimmer als ganz abgeſondert, unverwelklich immer da? Ueberhaupt kann aber das Kunſtvermögen nicht in einem einzigen Bilde beſtehen, ſondern es iſt wie eine feine Kryſtallfeuchte aller Gefühle, die jeden Gegenſtand, der in den Geſichtskreis des Dichters tritt, mit einer Kryſtalliſation überzieht, unter der er in erhöhtem Glanze ſtrahlt. Aber auch das einzelne Bild kann durch den Beſitz nicht zerſtört werden, wenn die Sehnſucht darnach nicht bloße Täuſchung der Phantaſie war, ſondern wirkliche Liebe; denn daß die Liebe keine Füße habe, um auf der Erde auszuruhen, ſondern ewig in den Lüften ſchwebe, wie der Paradiesvogel, iſt ſo gut, wie letzteres, nur ein Mährchen, und wo es Statt zu finden ſcheint, wird man immer ſehen, daß ſie da eigentlich weder Hände noch Füße hat. In unſers Dichters Darſtellung herrſcht demnach ein zwiefacher Irrthum: der erſte, daß er vorgiebt, das durch ein Ideal geweckte oder in ihm zuerſt aufgegangene Kunſtvermögen hänge auch immer davon ab und ſey nicht vielmehr eine Kraft, die, eingeboren, einmal aus ihrem Schlummer geweckt, in die

Reihe der selbstständigen Vermögen und Naturkräfte tritt; der zweite, daß er in diesem Punkte die wahre Liebe mit einer Täuschung der Phantasie verwechselt; denn erstere kann nicht durch den Besitz zerstört werden, letztere aber wohl.

IV. Das Sanctus. Bettina kann nicht mehr singen, weil sie einmal versucht, Heiliges zu singen mit weltlichen Gedanken im Herzen; sie muß sich daher erst wieder von dieser Sünde läutern und bessern. Als Parallele ist die Geschichte der schönen Mohrin Zulema eingeflochten, der es eben so gieng. Auch diese Idee ist in jener süßlich-frömmelnden Manier, an der Fouqué's Dichtung zuletzt unselig erkrankt ist, überspannt, und man sollte diese Manier billig allein Franz Horn für seine manierirten, steifen, verschrobenen Automaten, die er unter dem Namen Dichtungen herausgiebt, laßen. Dies ist eine Spielerei mit dem Heiligen, die nicht aus dem Herzen kommt; denn aus ihm würde schon keine Spielerei kommen, sondern sich in tändelnder Reflexion gestalten. Die Innigkeit des Gefühls, die im Gesange sich ausdrückte, kann durch einen innern Sündenfall leiden und zu einer eiteln, nach leerem Prunk haschenden Manier werden; aber was soll für Schönheit darin liegen, dies so weit zu treiben und vorzugeben, es finde ein solches Befangenseyn statt, daß die Stimme überhaupt versage? Dem Leser zumuthen, daß er dies geradezu für baare Münze annehmen soll, wäre lächerlich; als Allegorie fehlt die Wahrheit und das Einleuchtende, weßhalb auch hier, wie anderwärts, gerathener wäre, das Uebertriebene, wenn es da seyn soll, in die Draperie zu bringen, wo es weniger schaden kann, weil hier mehr Willkür seyn darf, als in dem Inhalte der Erzählung.

Zweiter Theil. I. Das öde Haus. Der magnetische Rapport, selbst aus der Ferne zwischen Personen, die sich nicht kennen, ist der Inhalt dieser Erzählung, die übrigens unfreundlich ist. Wäre es möglich, daß jener Rapport stattfände, so hätte dies Geschichtchen einen Halt, obgleich auch dann noch der Fehler in der Darstellung bliebe, daß es mehr als nöthig aus dem Menschlichen in das Haschen nach Effect getrieben ist, so daß mehr seltsam seyn

ſollende Einzelnheiten zuſammengehäuft werden, als die Auflöſung befriedigen kann. Das genaue Abwägen zwiſchen den Situationen, dem Aeußerlichen und dem Inhalte iſt, wie überall, ſo doch vorzüglich in Erzählungen, die Schauer erwecken ſollen, nöthig, fehlt aber oft bei unſerm Dichter, wodurch mitunter die erregte Spannung eine zu ſchnelle und unangenehm fühlbare Nachlaßung erfährt. Geſellen ſich nun zu ſolcher oft um nichts ſeltſamen Darſtellung lauter von Principen beſeſſene Perſonnagen, ſo entſteht nicht ein ahnungsvolles Regen des Geiſtes und ſchauerndes Sinnen am Rande einer dämmernden Geiſterwelt, ſondern eine langweilige Unbehaglichkeit, die immer falſches Haſchen begleitet. Es hält dann ſchwer, ſich des Wunſches zu enthalten, daß doch mit der Heerde der Gergeſener alle die ſomnambul-magnetiſchen Principe möchten ausgerottet worden ſeyn, um nicht nach einer langen Metempſychoſe wieder ihren Unfug zu treiben in zwar ſcheinbar fieberheißen, doch aber innerlich froſtigen Berichten einer poetiſchen Pathologie.

II. Das Majorat. In einem Schloſſe an der Oſtſee ſpukt's, weil da Jemand iſt ermordet worden. Wer dies nicht glauben kann, für den iſt dieſe Erzählung ohne Intereſſe, da ſich wirklich alles nur um dieſen Spuk dreht. Unſer Dichter nimmt dergleichen nicht ohne allen Ernſt, ſondern läßt ſeine pſychiſchen Principe nach Gefallen wirken, und auch das vom Körper geſchiedene, wie er deutlich zu verſtehen giebt, wenn er ſagt: „daß unſer Geiſt im Traum an das höhere, nur in Ahnung ſich geſtaltende Seyn oft Gemeinplätze des befangenen Lebens hängt, dieſes aber dadurch auf bittere Weiſe zu ironiſiren weiß. Kann dieſe Ironie, die tief in der ihrer Entartung ſich bewußten Natur liegt, nicht auch der entpuppten, der Traumwelt entzogenen Pſyche eigen ſeyn, wenn ihr Rückblicke in den verlaſſenen Körper vergönnt ſind? So würde das lebhafte Wollen und Einwirken des fremden geiſtigen Princips, welches den Wachenden im Wachen in die Traumwelt führt, jede Erſcheinung bedingen, die er mit äußern Sinnen wahrzunehmen glaubt; und es wäre doch komiſch, wenn wir dieſer Erſcheinung irgend eine ſittliche Norm nach

unſrer Art geben wollten." Es iſt Schade, daß wir nicht erfahren, wie das abgeſchiedene pſychiſche Princip auf phyſiſche Weiſe unſern Sinnen vernehmbar wirkt; eine Sache, die gerade dieſer Erzählung erſt den rechten Werth geben würde, da die Spukgeſchichten, aus Mangel dieſer Erklärung, etwas in Unwerth gekommen ſind. Die Situation und Umgebung des Majorats erinnert in manchem an die Braut von Walter Scott; aber während unſer Dichter alles Grunds und Bodens ermangelt, iſt bei jenem das Geiſterreich nur ein wunderbares Rauſchen der Luft aus alter Zeit, ein Wehen vergangener Tage, das den alten Stamm und ſeinen Sitz magiſch umzieht und einweiht mit Geiſterbannſpruch, was natürlich geſchieht, damit der Bach, aus geheimer Ferne durch das Thal der Gegenwart rinnend, nicht gemein verſiege, ſondern nach vollbrachtem Lauf wieder in heiligem Dunkel verſchwinde.

III. Das Gelübde. Unter allen magnetiſchen Geſchichten iſt dieſe die widerlichſte und abſtoßendſte. Ein Mädchen ſteht im magnetiſchen Rapport an der polniſchen Grenze, was mit dem Geliebten in Italien vorgeht; ein ihm ähnlicher Verwandter ſchwängert ſie, während ſie in magnetiſcher Verzückung iſt. Sie weiß es anfangs nicht, ſondern glaubt ſich die Frucht dieſer ungezogenen Handlung gleichſam wie durch Wechſel übermacht; aber es erfahrend, wird ſie närriſch, findet zuletzt einigen Troſt in der Religion und trägt nun bis zum Tode eine Maske vor dem Geſicht. Der Hauptpunkt bleibt für die Anſchauung die ſie zu Grunde richtende Handlung; dieſe iſt abſolut gemein, ſtrafbar als ſchweres Verbrechen, gehört vor die Gerichte, nicht in die Kunſt, und kann keiner poetiſchen Erzählung auf dieſe Weiſe zum Stoff dienen.

IV. Das ſteinerne Herz. Bei weitem das beſte Stück dieſer zwei Bände und in mancher Hinſicht ſinnvoll und anmuthig durchgeführt. Hofrath Reutlinger liebte einſt, und noch iſt ſein Herz nicht geheilt von der alten Flamme. Er bewohnt ein altfränkiſches Gut, d. h. nach franzöſiſchem Geſchmack angelegt, worin ein Pavillon in Form eines Herzens erbaut iſt, und in demſelben iſt

am Boden ein rothes marmornes Herz, das sein im Leben brennendes einmal, wenn es erkaltet, bedecken soll. Dieser schöne, sinnvolle Gedanke verbreitet über das Ganze eine rührende Liebe und erquickende Wärme. Er lebt in der Vergangenheit, in der Rückerinnerung sonniger Jugendzeit, und diese giebt seinen französischen Anlagen eine edle Bedeutung. Diese Anlagen mögen auch unserm Dichter als altfränkisch wohl willkommen seyn, besonders wenn sein Vorbild, Tieck, sich der seltsamen Verirrung erinnert, daß man jetzt vorsätzlich auch viele Gärten zerstört, die in dem sogenannten französischen Geschmack angelegt sind, um eine unerfreuliche Verwirrung von Bäumen und Gesträuchen an die Stelle zu setzen, die man nach dem Modeausdruck Park benennt, und so bloß einer todten Formel fröhnt, indem man sich in dem Wahne befindet, etwas Schönes zu erschaffen. Das Fest, welches der humoristische Hofrath giebt, wo alles im Costume von 1760 erscheint, ist durch die Bedeutung, die ihm zum Grunde liegt, rührend schön; und das Ganze erhält dadurch einen herrlichen Schluß, daß die Tochter von der Geliebten des Hofraths durch diesen mit seinem Neffen verbunden wird, und so gleichsam seine alte Liebe in dem Reflexe eines sonnigen Nachsommerblicks in Erfüllung geht.

Besser ausgestattet, als die Nachtstücke, sind die Serapionsbrüder, welche 23 Erzählungen in 4 Bänden enthalten, die sich meist in dem Kreise der schon angegebenen Ideen und Ansichten unsers Dichters bewegen. Die erste, den Wahnsinn erzählend deßen, der sich für den heiligen Serapion hielt, stellt, wie schon oben angeführt, das wirkliche, innere Erschauen des zu Erzählenden als für wahre Dichtung unerläßlich auf. „Der Einsiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geschaut, was er verkündet, und deßhalb ergriff seine Rede Herz und Gemüth. Armer Serapion! worin bestand dein Wahnsinn anders, als daß irgend ein feindlicher Stern dir die Erkenntniß der Duplicität geraubt hatte, von der eigentlich allein unser irdisches Seyn bedingt ist? Es giebt eine innere Welt und die geistige Kraft, sie in voller Klarheit, in dem

vollendetſten Glanze des regſten Lebens zu ſchauen; aber es iſt unſer irdiſches Erbtheil, daß eben die Außenwelt, in der wir eingeſchachtet, als der Hebel wirkt, der jene Kraft in Bewegung ſetzt. Die innern Erſcheinungen gehen auf in dem Kreiſe, den die äußern um uns bilden, und den der Geiſt nur zu überfliegen vermag in dunkeln, geheimnißvollen Ahnungen, die ſich nie zu deutlichen Bildern geſtalten. Aber du, o mein Einſiedler, ſtatuirteſt keine Außenwelt, du ſahſt den verſteckten Hebel nicht, die auf dein Inneres einwirkende Kraft, und wenn du mit grauenhaftem Scharfſinn behaupteteſt, daß es nur dein Geiſt ſey, der ſehe, höre, fühle, der That und Begebenheit faße, und daß alſo auch ſich wirklich das begeben, was er dafür anerkenne, ſo vergaßeſt du, daß die Außenwelt den in den Körper gebannten Geiſt zu jenen Functionen der Wahrnehmung zwingt nach Willkür. Dein Leben, lieber Anachoret, war ein ſteter Traum, aus dem du in dem Jenſeits gewiß nicht ſchmerzlich erwachteſt." Er ſelbſt ſagt: „Bin ich nun wirklich wahnſinnig, ſo kann nur ein Verrückter wähnen, daß er im Stande ſeyn werde, mir die fixe Idee, die den Wahnſinn erzeugt hat, auszureden. Wäre dies möglich, ſo gäbe es keinen Wahnſinnigen mehr auf der ganzen Erde: denn der Menſch könnte gebieten über die geiſtige Kraft, die nicht ſein Eigenthum, ſondern nur anvertrautes Gut der höhern Macht iſt, die darüber waltet. — Iſt es nicht der Geiſt allein, der das, was ſich um uns her begiebt in Raum und Zeit, zu erfaßen vermag? Ja, was hört, was ſieht, was fühlt in uns? Vielleicht die todte Maſchine, die wir Auge, Ohr, Hand u. ſ. w. nennen, und nicht der Geiſt? Geſtaltet ſich nur etwa der Geiſt ſeine in Raum und Zeit bedingte Welt im Innern auf eigne Hand und überläßt jene Functionen einem andern uns inwohnenden Principe? Wie ungereimt! Iſt es nun alſo der Geiſt allein, der die Begebenheit vor uns erfaßt, ſo hat ſich das auch wirklich begeben, was er dafür anerkennt." So geſinnt, erzählt er denn Novellen, angelegt, durchgeführt, wie ſie nur der geiſtreichſte, mit der feurigſten Phantaſie begabte Dichter anlegen und durchführen kann. Alle Geſtalten treten mit einer plaſtiſchen

Rundung, mit einem glühenden Leben hervor, daß man, fortgerißen, beſtrickt von magiſcher Gewalt, wie im Traume daran glauben muß, daß Serapion alles ſelbſt wirklich erſchaut. So herrlich ſind aber freilich die hier vorgetragenen Novellen keineswegs, ſondern gehören meiſt zum Mittelgut, obgleich die Erzähler, die ſich hier vereinigt haben, keine geringe Meinung von ſich hegen, und jeder von ſich meint: „er habe einen verdammten Hang, alles ſo hell und farbigt mit Worten auszumalen, wie es vor ſeines Geiſtes Angeſicht ſteht.“

II. Krespel. Hier erblicken wir einen grotesken Kreisler, in welchem der Schmerz des Lebens ſich zum Spleen geſtaltet hat. Die von ihm ganz eingezogen gehaltene Tochter Antonie ſieht der tief verwundete Kapellmeiſter, ſein letztes Liebesgut, früh dahinwelken. In ihrer Bruſt wohnt der göttlichſte Geſang, aber ſie darf nicht ohne Lebensgefahr ſingen, und hört nun gern die Töne einer Geige, in welchen ſie die melodiſchen Töne, die die Sehnſucht aus ihr ſelbſt zwingen will, vernimmt und davon einigen Troſt fühlt. Dieſe innige Liebe Antonien's zu dem Inſtrumente, das ihre Sehnſucht ausſpricht, ſoll, wie einer der ſerapiontiſchen Pfefferfreßer bemerkt, rührend ſeyn auf eine Weiſe, daß man heißes Herzblut rinnen fühlt; weil keiner derſelben etwas gern in ſeiner natürlichen Geſtalt betrachtet.

III. Die Fermate. Deutung eines Bilds von Hummel. Hier wird bei einem Muſiker der oft von unſerm Dichter oben ſchon berührte Satz ausgedrückt, ein Künſtler müſſe ſein Ideal nicht heirathen. „Jeder Componiſt erinnert ſich wohl eines mächtigen Eindrucks, den die Zeit nicht vernichtet. Der im Ton lebende Geiſt ſprach, und das war das Schöpfungswort, welches plötzlich den ihm verwandten, im Innern ruhenden Geiſt weckte. Mächtig ſtrahlte er hervor und konnte nie mehr untergehen. Gewiß iſt es, daß, ſo angeregt, alle Melodien, die aus dem Innern hervorgehen, nur der Sängerin zu gehören ſcheinen, die den erſten Funken in uns weckte. Wir hören und ſchreiben es uns auf, was ſie geſungen. Es iſt aber das Erbtheil von uns Schwachen, daß wir, an der Erdſcholle

klebend, ſo gern das Ueberirdiſche hinabziehen wollen in die irdiſche, ärmliche Beengtheit. So wird die Sängerin unſre Geliebte, wohl gar unſre Frau! Der Zauber iſt vernichtet und die innere Melodie, ſonſt Herrliches verkündend, wird zur Klage über eine zerbrochene Suppenſchüſſel oder einen Tintenfleck in neuer Wäſche. — Glücklich iſt der Componiſt zu nennen, der niemals mehr im irdiſchen Leben die wiederſchaut, die mit geheimnißvoller Kraft ſeine innere Muſik zu entzünden wußte. Mag der Jüngling ſich heftig bewegen in Liebesqual und Verzweiflung, wenn die holde Zauberin von ihm geſchieden; ihre Geſtalt wird ein himmelherrlicher Ton, und der lebt fort in ewiger Jugendfülle und Schönheit, und aus ihm werden die Melodien geboren, die nur ſie und wieder ſie ſind. Was iſt ſie denn nun aber anders, als das höchſte Ideal, das aus dem Innern heraus ſich in der äußern fremden Geſtalt ſpiegelte?" Die Unzulänglichkeit dieſer Idee iſt ſchon oben berührt worden.

IV. Der Dichter und der Componiſt. Sehr ſchlecht dialogiſirtes Geſpräch über die Oper, in welchem äſthetiſirt wird auf gewöhnliche Weiſe, ohne neue Anſichten vorzubringen. Es wird dargethan, daß der Dichter nicht zugleich Componiſt ſeyn könne, weil das zum Componiren nöthige Feuer verkniſtere und verdampfe bei der Verſification, und am Ende müßten dem Componiſten ſeine Verſe ſelbſt nur armſelig vorkommen, wie die papiernen Hülſen der Racketen, die geſtern noch in feurigem Leben praſſelnd in die Lüfte fuhren. Denn in keiner Kunſt ſey es ſo nöthig, das Ganze mit allen ſeinen Theilen bis ins kleinſte Detail im erſten, regſten Feuer zu ergreifen, als in der Muſik, und nirgends ſey Feilen und Aendern untauglicher und verderblicher. Ganz hingerißen von den Melodien, die ihm zuſtrömten, würde er vergebens nach den Worten ringen, und gelänge es ihm, ſich mit Gewalt dazu zu treiben, ſo würde jener Strom, brauſte er auch noch ſo gewaltig in hohen Wellen daher, gar bald, wie in unfruchtbarem Sande verſiegen. — Auch hier, wie gewöhnlich, nimmt unſer Dichter die Kunſt zu ſehr als augenblickliche Fieberaufwallung des Enthuſiasmus, obgleich er bei

der Musik noch am ersten Recht haben könnte; aber doch kann diese Ansicht nicht unbedingt gelten; und da alle Kunst nur mit Besonnenheit und Ruhe das Ideal, das ihr aufgegangen, ausbilden kann, so braucht auch die musikalische Begeisterung nicht Worte zu scheuen, und wenn Dichten und Componiren getrennt werden, so ist dies nicht nothwendig, im Gegentheil wäre sehr zu wünschen, daß ein großer Künstler sie einmal vereinigte.

V. Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde. Leicht und anmuthig ist die Verliebung dreier Freunde im Thiergarten zu Berlin geschildert, und die Entwickelung dieser Liebe nicht ohne Laune, aber die eingeflochtene spukende Tante langweilig, wie es freilich mit derlei Fratzen nicht leicht anders seyn kann; dagegen ein tief erschütternder Zug ist es, wie das Leben dieser Tante traurig zerdrückt, immer in ihrem Weh beharrend, das verlorne Gut wie im Wahnsinn festhält und von neuem verliert. Sie war einmal wirklich versprochen, ja der Hochzeittag war da, und sie erwartete in vollem Brautschmuck den Bräutigam, der aber ausblieb, weil er für gut gefunden hatte, mit einem Mädchen, das er früher geliebt, an demselben Tage die Stadt zu verlaßen. Die Tante zog sich dies sehr zu Gemüthe, und ohne im mindesten verwirrten Verstandes zu seyn, feierte sie von Stund an den Tag des verfehlten Ehestandes auf eigne Weise. Sie legte nämlich früh Morgens den vollständigen Brautstaat an, ließ, wie es damals geschehen, in das sorgfältig gereinigte Putzzimmer ein kleines, mit vergoldetem Schnitzwerk verziertes Nußbaum-Tischchen stellen, darauf Chocolade, Wein und Gebackenes für zwei Personen serviren, und harrte, indem sie seufzend und leise klagend im Zimmer auf und ab ging, bis zehn Uhr Abends des Bräutigams. Dann betete sie eifrig, ließ sich entkleiden und ging still, in sich gekehrt zu Bette. — Ja, diese stille, rührende Todtenfeier, die resignirte, nur ins Innere hineintönende Klage um den Treulosen kann nicht anders, als aus einem tiefen, zarten Gemüthe kommen. Aber schroff steht freilich in der Erzählung der alberne Schnack ihres Spukens, und widerlich ist die Beendung

deſſelben dadurch, daß ihr Neffe ſich auf die Weiſe vermählt, wie ſie es für ſich angeordnet hatte. Jener tiefe Schmerz iſt zu heilig, um ſolchen Fratzen zum Spotte zu dienen.

VI. Die Bergwerke zu Falun. Die von Schubert gegebene Nachricht eines in den Bergwerken verſchütteten und dann als verſteinert hervorgegrabenen Menſchen, der von einem alten Mütterchen als ihr ehemaliger Bräutigam erkannt wurde, gab Veranlaſſung zu dieſem ſerapiontiſchen Verſuch. Die Hauptidee, die ſich als der Faden des Stücks kund gibt, iſt, daß Niemand ſich einer Sache widmen dürfe, außer um ihrer ſelbſt willen, ſonſt gerathe er ins Verderben. Ein Schiffer reiſt hier nach Falun, und obgleich vor dem trüben Bergbau ſchaudernd, bringt ihn die Liebe zu der Tochter eines Bergwerkbeſitzers dahin, ſich dieſem Geſchäfte zu widmen. Aber Wahnſinn ergreift ihn, und ſcheinbar geneſen und im Begriff, ſich zu vermählen, rennt er, wieder in Verirrung ausbrechend, in das Bergwerk, welches über ihn zuſammenſtürzt. Daß es nicht ohne Berggeiſt abgeht, verſteht ſich bei einer ſerapiontiſchen Erzählung von ſelbſt, da ſie eher des Geiſtes, als der Geiſter entbehren mag. Daß die Idee für poetiſche Behandlung vorzüglich geeignet iſt, leuchtet gleich ein, indem das ganze Gemüth des Menſchen hier der Spielraum der Dichtung ſeyn kann, aber in der Behandlung, die ſie von unſerm Dichter erfahren hat, weniger hervorgehoben wird, ſondern einem geſchraubten Helldunkel der äußern Umſtände Platz macht. Wo ſo viel Anlaß zu herzlichen Zügen war, iſt kein einziger zu finden.

VII. Nußknacker und Mauſekönig. Ein Kindermährchen. Die Ingredienzien zu einem Kindermährchen finden ſich hier vor, Kampf der Mäuſe und Püppchen, köſtliche Kandieswieſe, und daß das Kind auf dieſelbe durch den Aermel eines Pelzes im Schranke gelangt, iſt eine echte Kindermährchenidee, wie es nur eine ſeyn kann; denn der nächſte Winkel, das erſte, beſte Möbel, nun gar ein wunderlicher Pelz, nimmt die Phantaſie dieſer Kleinen auf und leitet ſie in den bunten, kleinen Irrgarten der jungen

Träume, die das erste erwachende Fieber des Lebens entzündet. Daß der Dichter überzeugt ist, daß dergleichen Phantasiegebilde, auch noch so bunt gewebt, die Kinder ansprechen und von ihnen gefaßt werden, ist gewiß keine Täuschung, wie jeder, der die Kleinen etwas beobachtet hat, weiß. Denn nichts ist leichter, als ihre Phantasie aufzuregen und sie mit geringen Mitteln lange in dieser Spannung zu erhalten.

Zweiter Theil. I. Der Kampf der Sänger. Die Wartburg ist der Schauplatz und der Inhalt die poetische, süßliche Frömmelei, womit kränkliche Schwachheit oder Affectation in unsern Tagen buhlt. Der bekannte Sängerverein dort ist treu der Liederkunst ergeben; weil aber die schöne Gräfin Mathilde sich mehr zu Wolfram von Eschenbach neigt, so sucht Heinrich von Osterdingen höhern Glanz der Kunst, um seinen Nebenbuhler zu überwinden. Der Teufel erscheint gleich, giebt ihm ein Buch, worin die weltliche Kunde von der Natur steht, und nun gar bei Klingsohr in Oestreich lernt er vollends die weltliche Liederkunst. Dieser soll den auf Tod und Leben gehenden Kampf, den Landgraf Ludwig dem Heinrich von Osterdingen verhängt, entscheiden; aber trotz aller Hülfe des Teufels weiß er selbst, daß er kein wahrer Dichter ist, weil er mit Weisheit und Gelahrtheit das serapiontische „Hervorfunkeln" der innern, unschuldigen Kraft und Frommheit ersetzen will. Im Kampf erscheint nun der Teufel unter der fremden Maske und fliegt besiegt auf und davon, nicht ohne Gestank. Mit Erzählungen der Art kann der Leser unmöglich in das Mittelalter versetzt werden, da hierzu weit mehr Eigenthümlichkeiten des Zeitalters müßen dargestellt werden, wie Walter Scott vergangene Zeiten dadurch zur klaren Anschauung bringt; zur Ergötzung aber kann unmöglich etwas dienen, was ohne allen Halt dasteht und für die Gegenwart keinen Sinn hat: denn der Gedanke, der Gesang müße aus unverdorbenem Herzen kommen, ist hier so übertrieben und verzerrt in dem affectirten, lüderlichen Buhlen mit süßlicher Frömmelei, und verbrämt mit der Hanswurstjacke von Fratzen, daß das Ganze eine höchst miserable

Lecture darbietet. Es ist Schade, daß unser Dichter sich so leicht von allen Influenzen anstecken ließ, da sein Sinn, sich selbst überlaßen, eigentlich gesund war.

II. Die Automate; der redende Türke. Hier wird auch, wie im Sandmann, ein Mensch durch Automate geneckt und getäuscht, verliebt sich wahrscheinlich und kommt enttäuscht mit gesundem Verstande davon. Das Ganze ist schon ziemlich vorne abgebrochen und hätte nicht geschrieben werden sollen: denn was soll die Erzählung von einigen Automaten, mit welchen Jemand getäuscht wird, wenn nicht etwa durch die Scenen dieser Täuschung einige Unterhaltung soll hervorgebracht werden, wo aber diese alsdann nicht fehlen dürfen, wie es hier der Fall ist. Lächerlich ist das Berufen auf das Goethe'sche Lied vom braunen Mädel, welches durch das plötzliche Abbrechen wirkt: denn hier ist die Scene bis auf einen Punkt geführt, wo das Grauen aufs Höchste gesteigert ist; wogegen gar kein Interesse dabei abzusehen ist, wenn man sagt, es habe Jemand sich in ein Automat verliebt, ohne etwas hinzuzufügen.

III. Doge und Dogaresse. Nach einem Bilde von Kolbe. Der alte Marino Falieri wird Doge von Venedig und läßt sich vom Oheim der schönen, jungen Annunziata bereden, diese zur Frau zu nehmen; allein sie liebt immer noch aus ihrer Kinderzeit einen Knaben, den sie einst als spielendes Mädchen in einem Park gesehen. Dieser Knabe ist der als unbedeutender Mensch in gemeiner Arbeit lebende Antonio, Sohn eines dort enthaupteten reichen deutschen Kaufmannes, der seine Herkunft nicht weiß, sich aber wohl der Kinderzeit noch erinnert und ebenfalls von da die Liebe zu Annunziata im Herzen trägt. Eine alte Bettlerin bemüht sich um ihn; denn sie, einst seine Wärterin, hatte ihn gerettet. Als Marino Falieri enthauptet ward, wollte er mit Annunziata fliehen, aber der Kahn geht mit Beiden unter. Dies ist der mit mancherlei Nebensachen verzierte Inhalt der Erzählung, die mit einzelnen schönen Momenten, und öfters die Aufmerksamkeit spannend, zuletzt versiegt und nicht

befriedigt, weil eben alles nur Einzelheit bleibt. Die rechte Macht der Liebe, gleichsam als Naturnothwendigkeit, in dem Kinde schon glimmend und durchs ganze Leben nicht wieder versiegend, soll hier freilich zur Anschauung gebracht werden; allein die Erzählung ist nicht genug zusammengehalten, um dies zu bewirken, sondern diese Liebe erscheint ziemlich farblos, wie sie denn auch mehr auf einer bloßen Idee beruht und eigentlich nur eine Hypothese ist. Trotz allem serapiontischen Anschauen behandeln diese Erzählbrüder „bei ihren herrlichen, lichtvollen Kenntnißen, bei ihrem steten, in Brillantfeuer auflodernden Humor, und an allem Mystischen mit ganzer Seele hängend," doch eigentlich niemals das wahre menschliche Leben, weder das innere, noch äußere, sondern beliebige Theorien, die einen gespannten Seelenzustand fingiren, und laufen so Gefahr, wenn die Theorie nicht wahr befunden wird, etwas Geschraubtes und Seelenloses geliefert zu haben. So möchte es auch dieser Idee gehen, da keineswegs die wahre Liebe eine schon in der Kindheit hervorbrechende Seelenprädestination ist, sondern dem erwachten Leben angehört. Doch leicht „findet der Serapiontiker Trost bei den holden Frauen, denen er sein Werk mittheilte, und die über die ganze Gestaltung recht inniges Wohlgefallen aussprachen und ihn mit Lob überhäuften." „Jeder derselben spricht ja nur, wie es ihm im Innersten recht aufgegangen ist, ohne seine Gedanken für etwas ganz Besonderes und Außerordentliches halten oder dafür ausgeben zu wollen, wohl wißend, daß das erste Bedingniß alles Dichtens und Trachtens eben jene gemüthliche Anspruchlosigkeit ist, die allein das Herz zu erwärmen, den Geist wohlthuend anzuregen vermag." Daß zwar diese Serapionsbrüder höchst eingebildet sind und weit von jeder Anspruchlosigkeit entfernt, thut nicht viel, da man ja ihren guten Willen sieht und dieser immer zu betrachten und zu loben ist, wenn auch „solche blinkende Goldfischlein zuweilen versinken im farblosen Moraste."

IV. Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. Nach einem Bilde von Kolbe. Meister Martin in Nürnberg besitzt

eine ſchöne Tochter, Roſa, und will ſie, ſein Handwerk hochhaltend, nur dem beſten Küfner geben. Ein junger Goldſchmidt liebt ſie, ſie ihn; er lernt das Handwerk und geht dann zu Meiſter Martin und bekommt, wie billig, zuletzt die Braut. Reinhold, ein Maler, ebenfalls ſie liebend, wird auch des Meiſters Geſell, ſo wie ein Junker. Der Maler malt ſie und wird dadurch ſeiner Liebe quitt und ſieht, „daß das Ringen nach Roſa's Beſitz eine Täuſchung war, die ſein irrer Sinn ſich bereitet. Als er Roſa's Bild vollendet, ward es in ſeinem Innern ruhig, und oft war ihm, freilich auf ganz verwunderliche Art, nur ſo zu Muthe, als ſey Roſa nun das Bild, das Bild aber die wirkliche Roſa geworden.“ Und „wie konnte auch das Himmelskind, wie er es im Herzen getragen, ſein Weib werden? Nein, in ewiger Jugend, Anmuth und Schönheit ſoll ſie im Meiſterwerke prangen, das ſein reger Geiſt ſchaffen wird. Wie konnte er auch nur der göttlichen Kunſt abtrünnig werden?“ Der Junker prügelt, wie billig, den Meiſter derb durch und heirathet ein Frauenzimmer, das Roſa ähnlich ſieht und natürlich das wahre Ideal, das er in ſeinem männlichen Jagdherzen getragen, geweſen, indem Roſa nur eine Täuſchung, ein Surrogat war. Wie ſollte ſich auch ſein Ichor, ſein ſchönes, rothes Junkerblut mit dem Bürgerblute vermiſchen! Wenn es auch kein Verbrechen wäre, ſo könnte es doch ein ritterlich-frömmlicher Dichter, dem das Muſenroß zugleich gepanzertes Junkerroß iſt, nicht zugeben, und wenn auch Hoffmann nicht von der Art iſt, ſo konnte er doch den Influenzen nicht widerſtehen; wie man denn auch nicht umhin kann, einzugeſtehen, daß ihm die Liverei, wenn er ſie anzieht, gut ſteht. Der Goldſchmidt dagegen iſt Roſa treu, kehrt aber auch zu ſeiner Kunſt zurück und erfüllt ſogar durch einen ſilbernen Becher den Ausſpruch der Großmutter Roſa's, die ſterbend ihr als Gemahl den prophezeiht hatte, der ein gewiſſes Weingefäß fertigen würde, welches Martin von einem wirklichen Weinfaß verſtand und wodurch er zu der Hartnäckigkeit kam, Roſa nur einem Küfner geben zu wollen. Der Prophezeigeſang der Alten iſt etwas abgeſchmackt, konnte aber nicht

ausgelaſſen werden, da ſich ſonſt keine gute Gelegenheit zu einem Spuk zeigte, der doch in jeder ſerapiontiſchen Erzählung ſeyn muß, und ſollte es auch nur als Zeichen ſeyn, wie die Maler auf ihre Werke mitunter welche ſetzten, um den Meiſter jedem gleich anzudeuten. Dennoch iſt dieſe Erzählung im Vortrag natürlich, Roſa ein ſo lieblich Kind, Martin ein ſo wohlgezeichneter Handwerksmann, mit Tüchtigkeit und Dünkel, daß ſie ſich vor den übrigen dieſes Bandes vortheilhaft auszeichnet, obgleich einzelne Züge an Affectation leiden. Wie ſich ſchon mehrmals ergeben, befällt auch unſern Dichter, doch nur bald vorübergehend, der chriſtlich-frömmelnde, ſo wie auch der deutſche Pips, der auch in dieſer Erzählung hervorbricht, wenn der Maler Reinhold ſagt: „Da brachte aber einſt ein Bilderhändler ein Madonnenbild von dem alten Albrecht Dürer in die Galerie des Herzogs, welches auf wunderbare Weiſe mein Innerſtes durchdrang, ſo daß ich meinen Sinn ganz abwandte von der Ueppigkeit der italiſchen Bilder.“ Wer ſollte denken, daß die Urdeutſchelei das Auge ſogar für das Göttliche der italieniſchen Malerei umfloren könnte!

V. Das fremde Kind. Herr von Brakel auf Brakelheim ſtellt mit ſeiner Familie in dieſer Erzählung das menſchliche Gemüth in der Fülle des unverdorbenen kindlichen Gefühls für die Natur und das Leben darin dar. Die Kinder leben in der freien Natur und dem Walde, und der lebendige Odem derſelben bringt die Blüthe des Herzens und der Phantaſie zu ihrer üppigſten Entfaltung und macht ihr Auge klar, die Wunder Gottes zu erſchauen, die das fremde Kind, im Walde erſcheinend, geſandt von der ewigen Natur, ihnen deutlich zeigt. Da kommt aber der Herr Oheim, geſteift und gebügelt im Stadt- und Hofleben, mit ſeinen am Spalier gezogenen Zwergbäumchen von Kindern, auf denen nur ſchlechtes, ſaures Steinobſt unnützer Gelahrtheit wächſt, und, die fröhlichen Naturkinder ungezogen und ungebildet findend, verſpricht er, den Hofmeiſter zu ſchicken, der ſie einfangen und in das Miſtbeet ſeines Unterrichts ſtecken ſoll. Magiſter Tinte langt auch an und quält

die Kinder sattsam; aber sie wollen in der Kräuterpresse seiner Erziehung nicht trocknen, und da es sich am Ende kund giebt, daß er nur ein Käfer ist, so jagen ihn Aeltern und Kinder fort, als er letztern nachschwirrt gegen das Fenster. Die frische Natur tritt nun wieder in ihre Rechte ein und das anmuthige Kindermährchen hat ein Ende. Die Darstellung des Magister Tinte als Käfers ist eins der gelungensten komischen Phantasiespiele und ironischen Allegorien unsers Dichters, vorzüglich da sie nicht über Gebühr überladen ist.

Dritter Theil. I. Teufelsgeschichte aus der Berliner Chronik. Ganz gewöhnlich, weder zum Lesen, noch zum Beurtheilen.

II. Die Brautwahl. Reckend tritt hier das Wunderbare hervor, und die Hand höherer Macht greift ein in das Alltagsleben und treibt ihr Spiel mit der gewöhnlichen Prosa. Ein sehr kunstreicher Goldschmidt, in alter Zeit der Verbindung mit dem Teufel angeklagt, kommt als Revenant und, wie billig, den Maler Edmund, der wahrhaft begeistert ist, liebend und schützend, treibt er den Kanzleisecretär Tusmann, ein ziemlich eingewelktes Blatt aus dem Gemüsgarten des täglichen Lebens, der mit Edmund zugleich Albertine, Tochter des Commissionsraths Melchior Voßwinkel, liebt, oder eigentlich mehr heirathen will, im Kreise herum und läßt ihn lustig, das antiquarische Büchermännlein, allerlei Entrechats machen, wovor sich des anständigen Kanzleisecretärs Seele, als vor ganz Unpassendem, entsetzt. Schwer erfaßt den guten Mann das Wunderbare und er weiß nicht fertig damit zu werden; doch tritt er endlich mit einem hübschen Fund eines seltenen, gewünschten alten Buchs vom Schauplatz der Liebe ab, wo er zum Ergötzen des Lesers viel Schnack erduldet, bis er sich aus der fremden Sphäre wieder auf die Kanzlei gerettet. Edmund aber wandert, ehe er Albertinen heirathen soll, nach Italien und wird dort in der Kunst von seiner Liebe befreit, nach der schon öfters angeführten Idee unsers Dichters. Als Zwischenact tritt der in Wien baronisirte Jude Bansch auf, um Albertine freiend; aber als er sie umarmen will, wächst

ihm die Naſe ellenlang, wenn er zurücktritt, ſich wieder einziehend, beim Vortreten wieder vorſpringend. So wird der Mauſchel mit langer Naſe und einigen Ducaten, die eigentlich auch allein ſeinen Herzbeutel ausfüllen können, abgefunden, und die mehr heirathsals liebeluſtige Jungfer Voßwinkel verehelicht ſich bald mit einem jungen, anſtändigen Mann. — So tritt die Proſa, nachdem ſie eine Zeit lang geneckt worden und ſich faſt toll gelaufen in dem bunten Irrgarten der Poeſie und des Wunderbaren, wieder auf ihr Gebiet und fährt fort in dem alten Gleiſe, froh, die Qual des Spuks los zu ſeyn.

III. Der unheimliche Gaſt. Magnetiſche Geſchichte, gleich dem Magnetiſeur in den Phantaſieſtücken, was zu bedauern iſt, da es ſchon an einer Erzählung der Art zu viel war, geſchweige gar an zweien. Wir ſehen hier, daß ein Mann durch Magnetiſiren die Nerven eines Mädchens in einen ſolchen Zuſtand verſetzt, daß ſie ihres erſten Geliebten halb vergißt, indem ſich das Bild des ſie Magnetiſirenden vor ihre Sinne ſtellt; allein zuletzt kommt romanmäßig alles ins Gleiche, den Magnetiſeur rührt der Schlag und die Liebenden werden copulirt. Kann man durch Magnetiſiren die Nerven auf die hier dargeſtellte Weiſe afficiren, ſo könnte es wohl zu einer Preisaufgabe dienen, aber nicht zum Hauptgegenſtand künſtleriſcher Darſtellung. Es iſt dies eine „Materie, die für die Kunſt ein fremdes Gebiet bleibt, in dem wir nur einige durch Farbe und Aroma verlockende Früchtlein pflücken zu poetiſchem Verbrauch, oder woraus wir höchſtens ein hübſches Bäumchen verpflanzen dürfen in unſern kleinen poetiſchen Garten."

IV. Fräulein Scuderi. Dieſe Erzählung iſt veranlaßt durch eine in Venedig erfolgte Begebenheit, wo ein Schuſter dem Schutzpatron ſeines Handwerks, dem heiligen Rochus, gelobt hatte, ein Sümmchen zuſammenzuſparen, und nun, den Ruf eines redlichen Mannes genießend, mordet und ſtiehlt. Hier iſt die Sache vom gewöhnlichen Geiz weggebracht und auf einen andern Grund geführt worden. Die Stehlſucht wird nämlich von einem tiefen,

sonderbaren, unüberwindlichen Hang zu Geschmeiden und glänzenden Steinen hergeleitet, welcher als eigne dämonische Sucht dargestellt wird. Cardillac, der beste Goldschmidt in Paris, stößt jedesmal Abends die nieder, für die er Schmuck verfertigt, wenn er weiß, daß sie denselben bei sich haben, bis er endlich von einem, der sich vorgesehen, ermordet wird. Die Erzählung ist spannend, der Knoten gut geschürzt und die Sprache rein. Durch Cardillac's seltsame, dämonische Liebe zu Juwelen sollte die gemeine Habsucht umgangen und etwas Edleres, vorzüglich etwas seltsam Geistiges, als Seele des Ganzen, gewonnen werden. Ob dies aber nicht der Kraft der ganzen Erzählung schadet, mag dahin gestellt seyn; denn jene Lust an Juwelen ist weder auf der einen Seite so gespenstisch, noch auf der andern so einleuchtend, daß sie das Allgemeinere der Habsucht ersetzen dürfte, die hier als das Natürlichste erscheint.

V. Spielerglück. Der Zufall, daß, wenn jemand oft im Spiele gewinnt, solches ein beständiges, unerklärliches Glück sey, das fortdaure, bis ein andres ähnliches Glück ihm den Preis abgewinnt, wird hier dargestellt mit solchen Verzierungen, die die Erzählung beleben, auch der traurige Zustand des verunglückten Spielers geschildert. In moralischer Hinsicht mag es gut seyn, durch Schilderung des Spielerunglücks davon abzuhalten, falls dies auf solche Weise geschehen kann. Auch sonst wirkt der Zufall auf die Einbildungskraft, und wirklich wird durch allgemeine Verbreitung dieses Gedankens das Schicksal oder der Zufall als ein bestehendes Einflußreiches genannt, und nimmt ohne weitere Untersuchung darüber in der Phantasie auch solcher Platz, die außer dem ewigen Naturgesetz keinen Eingriff in die Ereignisse gestatten. Dieser völlig unbestimmte Begriff, ja dies unmittelbare Gefühl von Schicksal, von dem man, so paradox es auch klingt, doch mit Wahrheit sagen kann, daß ohne Glauben daran doch daran geglaubt wird, weil der Sinn alle Handlungen an einen Willen knüpft, und auch bei der jetzt willenlosen Handlung doch in seinem Gefühl wenigstens den Willen vorausbatirt, hat in einer schön erfundenen Erzählung viel

Reiz, und wenn nicht gleich auf gut ſerapiontiſch bunter Hokuspokus eingemiſcht wird, gewährt dergleichen eine angenehme Unterhaltung. Auch iſt vorliegende Erzählung durch die mit jenem Zufall in Verbindung gebrachten andern Umſtände und durch gehöriges Maaß wirklich angenehm zu leſen, wenn auch der Ausgang ein poetiſcher Gewaltſtreich iſt. Man kann von dieſem Geſchichtchen ſagen: „Es bleibt unbegreiflich, wie ſich das begeben konnte, was ſich wirklich begab, und das iſt genug, um eine lebhafte Einbildungskraft zu allerlei geheimnißvollen und abenteuerlichen Hypotheſen zu entzünden.

Vierter Theil. I. Signor Formica. Novelle. Salvator Roſa, der gut dargeſtellt wird, hilft dem jungen Maler Antonio, den alten Gecken Pasquale Capuzzi, der ſeine ſchöne Nichte Marianna ſelbſt heirathen will, um dieſelbe prellen. Alles jedoch ſoll hier in Umgebung und Ausführung ungewöhnlich und piquant ſeyn, wodurch manches Unnütze, Groteske angebracht iſt. Ein verſchnittener Zwerg, Patichinaccio, ſteht in greller Widerlichkeit dem lächerlich gezeichneten Capuzzi zur Seite und ſchwächt, da er ganz unnütz und überflüßig iſt, die Wirkung, die dieſer hervorbringt. Eben ſo iſt der Pyramidendoctor zwecklos und verpfuſcht. Daß Salvator Roſa als Signor Formica auf einem kleinen Budentheater erſcheint, wo Perſönlichkeiten der römiſchen Bevölkerung die Würze ſind, und, den Capuzzi lächerlich machend, auf dieſe Weiſe dem Antonio die Geliebte verſchafft, ſo wie ſpäterhin auf ähnliche Weiſe erhält, iſt über die gewöhnlichen Novellenintriguen und lieſt ſich angenehm. Hübſch war es von dem ſonſt bei Künſtlern unerbittlichen Dichter, daß er diesmal, gerührt von der Liebe des jungen Malers, ihm gütigen Dispens ertheilte zur Heirath der holden Marianna, die auch fröhlich und glücklich gedeiht und den Maler in ſeiner Kunſt nicht irre macht.

II. Erſcheinungen. Ein ſinnloſes Nichts. Graf Lobau macht in Dresden einen Ausfall, aber der Feind iſt ſchon benachrichtigt. Das wird nun hier, als auf ſeltſamliche Weiſe geſchehen, ange-

deutet. Bei dem Marsch der Truppen über die Elbbrücke sitzt da nämlich ein Alter bettelnd, verwunderſamlich mit dem Haupte nickend, über den Strom murmelnd und wimmernd. Hernach ſpricht es ruſſiſch aus dem Strom und ein Mädchen ſteigt daraus herauf, Agaſia von dem Alten genannt, welches aber das Bauermädchen Dorothea, Pachterstochter aus Sachſen, war, dienend in einem Dresdner Haus. Sie iſt ganz ſtupid, aber gewiß nicht ſo ſehr, als die Erzählung von ihr; denn Alberneres kann wohl nicht erdacht werden, als allerlei Geſtalten um nichts in ein wunderliches Zwielicht zu ſtellen und mit allerlei Lappen zu behängen, um in dem Leſer eine Art Erwartung rege zu machen, die ſich auf nichts gründet und keine Befriedigung findet.

III. Der Zuſammenhang der Dinge. Euchar ficht in Spanien, befreit ein Mädchen, das nachher mit dem verbannten Vater nach Deutſchland kommt und ihn mit Muſik und Tanz, die ſie überall aufführt, ernährt. Hier ſieht ſie Euchar wieder und heirathet ſie. Dieſe einfache, ordinäre Geſchichte iſt aber hier lebhaft und ohne die gewöhnliche ſerapiontiſche Seltſamthuerei erzählt, und ſo läßt ſich dieſe Novelle einmal mit Vergnügen leſen; denn zum Wiederholen ſind freilich Erzählungen der Art nicht, wo nur die Verwickelung der Umſtände unterhaltend iſt, mit deren Bekanntſchaft das Intereſſe an dem Geſchichtchen verſchwindet.

IV. Die ſchon oben berührte Vampyrgeſchichte. Hier vergaß der Dichter, daß ſein Vorbild, Tieck, ſagt: „Wir ſollen weder den moraliſchen noch phyſiſchen Ekel in uns zu vernichten ſtreben.“ Aber freilich haben die Serapiontiker äſthetiſche Truthahnsmägen, die alles verdauen und aus allem Nahrung zu ziehen wißen, und ſie finden darum auch dieſe Erzählung noch leidlich, indem ſie ſich äußern: „Alles darin iſt ſcheuslich intereſſant und mit Asa foetida ſo überreichlich gewürzt, daß ein überreizter Gaumen, dem alle geſunde, natürliche Koſt nicht mehr mundet, ſich daran ſehr erluſtiren mag. — Und doch iſt manches verſchleiert, über manches hinweggeſchlüpft, daß es nur eine vorübergehende,

schreckhaft schauerliche Ahnung erregt, wofür wir ihm dankbar seyn wollen. Die Geschichte stand wirklich in einem alten Buche, und wiewohl es garstiges Zeug ist, muß man doch gestehen, daß bei der Erzählung so ziemlich an den Schutzpatron, den heiligen Serapion, gedacht worden, und daß manches, wenigstens der Schluß, flüchtige Schauer erregt hat. Wir wurden alle ein wenig blaß, am mehresten aber der Erzähler selbst." Dieser hätte wenigstens lieber erröthen sollen, wozu er mehr Grund hatte, als zum Blaßwerden.

V. Die Königsbraut. Daysul von Zabelthau treibt Astrologie, und seine Tochter Aennchen findet das höchste Behagen am Gemüsgarten und hat nichts wider des Studenten Amandus von Nebelstern Liebe einzuwenden, die derselbe auf der Universität zu Gedichten benutzt, die das gute Aennchen in Erstaunen setzen, den Leser aber weniger, der schon ähnliche genug in poetischen Almanachen und Gedichtesammlungen kennt, die sich aber freilich in den Gemüsegarten Aennchen's nicht verirren. Dahin kommt dagegen der Carottenkönig Corduanspitz oder Daucus Carota, der sie endlich durch das Königthum zur Gegenliebe bringt und den Amandus zum Hofpoeten macht, der aber durch ein Lied den edlen Carota wieder in das Möhrenland schlüpfen macht und Aennchen, nachdem sie in dem herrlichen Gemüslande geherrscht, zum Weibe nimmt. Man kann dem Dichter wohl zugeben, „daß, wenn die Erfindung des Mährchens auch nicht eben besonders zu rühmen, doch das Ganze sich nicht sowohl im wahrhaft Humoristischen, als im Drolligen rein erhalte ohne fremdartige Beimischung und eben daher ergötzlich zu nennen sey." Allerdings ist es ergötzlich, zu sehen, wie dem guten Landfräulein im geliebten Gemüsgarten, mitten in ihrer behaglichen Prosa, ein Mohrrübenfeld aufsteht und seltsam neckend ins Leben tritt, als liege sie im Fieberwahnsinn und phantasire über ihre Gartenbeete, die ihr im Traume lebendig geworden sind. Höhern Anspruch, als den neckender Ergötzlichkeit, kann freilich ein Schwank dieser Art nicht machen, und wenn der Erzähler sagt, er

ſey an der Tafel aufgefordert worden von einer Dame, die einen Ring am Finger gehabt, der einmal, an einer Mohrrübe ſitzend, aus der Erde ſey gezogen worden, über dieſen Ring ein Mährchen zu erfinden, ſo muß man geſtehen, daß er ſich ſeiner Aufgabe nicht anmuthiger entledigen konnte.

Höher und glänzender, als in dieſen Erzählungen, bewährte ſich das Talent unſers Dichters in den Elixiren des Teufels, nachgelaſſenen Papieren des Bruders Medardus, eines Capuziners. In keinem ſeiner Werke hat der Dichter dieſe Reinheit der Sprache und das Ergreifende der Situationen wieder zu erreichen vermocht, und in allen ſeinen auf Effect berechneten Erzählungen findet ſich nichts, was an das Erſchütternde in dieſer Dichtung reicht. Medardus, aus einem Geſchlechte entſprungen, das, vom Heiligen abgefallen, in glühender Luſt ſich der Sünde hingab und Verbrechen auf Verbrechen häufte, ſoll, ſich dem Himmel weihend, den Cyclus ſchließen und den Stamm ſühnen. Aber in ſeinen Adern wallt mit heißem Brande die Erbſünde und brennt fieberhaft in ſeinem Haupte. „Wie, wenn die Natur die Regel des körperlichen Organismus auch im Geiſtigen befolgte, daß gleicher Keim nur Gleiches zu gebären vermag? Wenn Neigung und Wollen, wie die Kraft, die, im Kern verſchloſſen, des hervorſchießenden Baumes Blätter wieder grün färbt, ſich fortpflanzt von Vätern zu Vätern, alle Willkür aufhebend? Es gibt Familien von Mördern, von Räubern. Das wäre die Erbſünde, des frevelhaften Geſchlechts ewiger, durch kein Sühnopfer vertilgbarer Fluch. Doch der ewige Geiſt ſchuf einen Rieſen, der jenes blinde Thier, das in uns wüthet, zu bändigen und in Feßeln zu ſchlagen vermag. Bewußtſeyn heißt dieſer Rieſe, aus deſſen Kampf mit dem Thiere ſich die Spontaneität erzeugt. Des Rieſen Sieg iſt die Tugend, der Sieg des Thieres die Sünde.“ Medardus iſt in den Kampf getreten, aber der Trank der Hölle iſt zu berauſchend und der wildeſte Schwindel reißt ihn fort, und ſchwer wird ihm der Sieg, und „wer hat dieſes oder jenes der hölliſchen Getränke des Böſen nicht einmal ſchmackhaft

gefunden? Aber das iſt der Wille des Himmels, daß der Menſch der böſen Wirkung des augenblicklichen Leichtſinns ſich bewußt werde und aus dieſem klaren Bewußtſeyn die Kraft ſchöpfe, ihr zu widerſtehen. Darin offenbart ſich die Macht des Herrn, daß, ſo wie das Leben der Natur durch das Gift, das ſittlich gute Princip in ihr erſt durch das Böſe bedingt wird." Mit irdiſcher Liebe im Herzen, wird Medardus Mönch und predigend gewinnt er Beifall; aber unter den Reliquien ſind zwei Flaſchen Elixire, die einſt der Verſucher dem heiligen Antonius in der Einſamkeit hingeſtellt hatte, und aus ihnen trinkt Medardus Kraft, jedoch die Kraft der Hölle. Seine Reden ſind nun glänzender, als je, aber es fehlt ihnen die Frömmigkeit des Herzens. Ergreifend iſt die Scene, als er in einer heiligen Rede in Wahnſinn ausbricht, ſich für den heiligen Antonius haltend. Von der Kriſis hergeſtellt, mag er flehen um Ruhe, wie er will, ſie wird ihm nicht zu Theil; das Elixir der Erdenluſt glüht übermächtig in ſeinen Adern und erfüllt ihn mit der Qual der Hölle, ſein Mark verzehrend, wie das giftige Centaurgewand des Herkules. Nach Rom geſandt in Kloſtergeſchäften, ſtürzt er ſich in das Leben, und gleich der Eintritt iſt ſpannend. Dieſe Spannung zu erhalten, oft bis zum erhabenen Grauen zu ſteigern, hat der Dichter wohl verſtanden, und zwar auf eine ſehr natürliche Weiſe, und ſo ſelbſt dargethan, wie wenig es nöthig ſey, Spuk zu citiren, um das Gemüth zu erſchüttern und in grauenhafte Spannung zu verſetzen. Sein ihm unbekannter Zwillingsbruder, Graf Victorin, begegnet ihm, ſitzend an einem Abhange, in welchen er durch Medardus ſtürzt, der dann, für denſelben gehalten, in ſeine Rolle tritt und in die Arme der Wolluſt eilt, die des Grafen warteten. Auf dem Schloße, wohin er gekommen und als verkappter Graf Victorin mit der Gebieterin des Hauſes in ſündigem Umgange lebt, findet er die Stieftochter derſelben, Aurelie, gleichend dem Bilde der heiligen Roſalie in ſeiner Kirche, und eine glühende Liebe zu ihr erfaßt ihn. Auch ſie hatte ihn ſchon in dem Beichtſtuhl ſeiner Kirche beſucht, heftig in ihn ſelber entbrannt, und ihm

ihre Liebe geſtanden und Abſolution dieſer frevelhaften Neigung begehrt. Nach ihrer Minne ringend, benutzt er die geiſtlichen Uebungen dazu, ſie zu entflammen, und neben ihr kniend, ſtrebt er die herrliche Blume zu vergiften. Ihr Bruder trit, als er einſt in ihre Kammer eilt, dazwiſchen; Medardus ermordet ihn und flieht. In der Reſidenz kommt er an den Hof; Aurelie erſcheint, und wie er in der Verſammlung gleichſam unwillkürlich lacht, erkennt ſie ihn deutlich an dieſem teufliſchen Tone, und das Gefängniß nimmt ihn auf. Aber nun erſcheint ſein Doppelgänger, der von dem Sturze wahnſinnig gewordene Victorin, hat die von Medardus im Walde abgelegte Kleidung und hält ſich für dieſen. Medardus wird frei und der Doppelgänger ſoll für ihn büßen. Im Begriff, Aurelien zu heirathen, und neben der geſchmückten Braut ſtehend, ſieht er Victorin zum Gericht geführt. Wahnſinn ergreift ihn, er zückt den Dolch nach Aurelien und flieht. Vom Wahnſinne geneſend, findet er ſich wieder unfern Rom und iſt ſo am Orte ſeiner Kloſterbeſtimmung bald angekommen. Hier entdeckt ſich ihm ſein frevelhaftes Geſchlecht; Aurelie iſt ihm verwandt und das Bild der heiligen Roſalie von dem ſündigen Ahnherrn gemalt. Er kehrt zurück; Aurelie ſoll eben eingekleidet werden. Er ſieht die Geliebte der Welt entſagen, aber der wahnſinnige Victorin erſcheint in dem Augenblicke und ermordet ſie. Medardus lebt nun und ſtirbt als Mönch. — Dieſe Skizze der Geſchichte hat der Dichter aber ſo lebendig auszumalen verſtanden, daß alle Theile durch das raſcheſte Leben ergreifen und den Leſer in der höchſten Spannung hinreißen. Der ganze Boden dieſer Geſchichte iſt ſchwanger von dem ſündigen Feuer von Medardus Geſchlecht, und wie brennende Naphthaquellen bricht es überall hervor, mit glühendem Odem anſchauernd, und das Elixir des Teufels umzieht mit einem ſüdlichen, aber ſündig-üppigen Duft das ganze Werk. Selbſt unter den grotesken Figuren unſers Dichters reicht keine an den hier ſo trefflich gezeichneten Peter Schönfeld, der ſich Pietro Belcampo nennt. Geſcheidt von Natur, machte ihn der Haarkräuslerhochmuth zum Narren, der

aber mit der Narrheit über seine Haarkünste einen scharfen Blick in vielen Dingen und eine ungemeine Einsicht in das Wesen der Menschen verbindet. „Sein Licht ist in dem Dampfe der Narrheit verlöscht, in die sich in seinem Innern die Ironie des Lebens umgestaltet;" so sagt in diesem Buche ein geistlicher Herr von ihm; er irrt sich aber, denn sein Licht brennt fort, steht aber am unrechten Orte und erhellt andre Gegenden, als die es sollte nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge. In den Reden über seine Haarkünste herrscht so viel Ergötzliches, ein solches Ineinanderschmelzen von scharfem Verstand und der lächerlichsten Verrücktheit, daß Pietro Belcampo sich rühmen darf, unter die ersten und angenehmsten Narren, die es je gegeben hat, zu gehören. Er ist wohl, genau betrachtet, von allgemeinerer Natur, als es wegen der komischen Uebertreibung auf den ersten Blick scheinen mag; denn ihn hat die Eitelkeit verrückt gemacht, die zwischen seinem angebornen Verstande und seiner äußern Lage, deren Druck er nicht entfliehen konnte, und die ihm durchaus, als zu niedrig, nicht genügte, eine Kuppelei geschlossen, deren Frucht die Narrheit ist, wie unter glimpflicherem Scheine so oft der Fall in der Welt vorkommt. Doch ist auch Pietro Belcampo keineswegs ein allgemeiner oder wahrer Charakter, sondern streift nur wie im Vorbeigehen daran, da unser Dichter durchaus nicht vermocht hat (oder vielleicht auch nicht gewollt hat), irgend einen Charakter geradezu oder in der Parodie zu zeichnen, sondern die Menschen in seinen Landschaften des Wunderbaren, Wunderlichen und Seltsamen nur als Staffage gebraucht hat. Zwar sieht er selbst recht gut ein: „es gehöre ein eigner Sinn, ein durchdringender Blick dazu, die Gestalten des Lebens in ihrer tiefern Eigenthümlichkeit zu erschauen. und auch mit dem Erschauen sey es noch nicht gethan. Alle die aufgefaßten Bilder, wie sie in ewigem, buntem Wechsel sich ihm zeigten, bringt der Geist, der in dem wahren Dichter wohnt, erst auf die Capelle, und, wie aus dem Niederschlag des chemischen Processes, gehen als Substrat die Gestalten hervor, die der Welt, dem Leben in seiner ganzen Exten-

ſion angehören. Dies ſind die wunderbaren Perſonen, die, ohne Rückſicht auf Ort, Zeit, ein jeder kennt, mit denen ein jeder befreundet iſt, die fort und fort unter uns lebendig ſind, z. B. Sancho Panſa, Fallſtaff u. a. m." Den Wahnſinn, als einen abnormen Zuſtand, grell in ſeinen Erſcheinungen, zieht unſer Dichter, wo es angeht, gern in ſeine Darſtellungen. Er meint, „daß einiger Wahnſinn, einige Narrheit ſo tief in der menſchlichen Natur bedingt iſt, daß man dieſe gar nicht beſſer erkennen kann, als durch ſorgfältiges Studium der Wahnſinnigen und Narren, die wir gar nicht in den Tollhäuſern aufſuchen dürfen, ſondern die uns täglich in den Weg laufen, ja am beſten durch das Studium unſers eignen Ichs, in dem jener Niederſchlag aus dem chemiſchen Proceß des Lebens genugſam vorhanden." In dieſer Anſicht werden offenbar Wahn und Wahnſinn vermiſcht, da der chemiſche Proceß des Lebens eigentlich keinen Wahnſinn erzeugt, der nicht in der verkehrten Meinung ſelbſt beſteht, ſondern in dem Mangel der Fähigkeit, die ſinnlichen Werkzeuge des Denkens auf die menſchlich naturgemäße Weiſe zu gebrauchen, und die Wahrnehmungen vollſtändig zu erkennen. Irgend ein kranker Zuſtand der Nerven, deren ſich die Seele bedient, muß daher ſtattfinden, wenn Wahnſinn da iſt; denn ein kranker Zuſtand der Seele ſelbſt könnte nur angenommen werden, wenn ſich darthun ließe, wie derſelbe möglich ſey; was ſchwerlich je geſchehen dürfte, da die Sache abſolut undenkbar iſt, natürlich wenn die Seele für ſich ſeyend angenommen wird, und nicht als bloßer Ausdruck, die Art, wie die Materie exiſtirt, zu bezeichnen. Unſer Dichter täuſcht ſich demnach, wenn er den Verkehr mit Wahnſinnigen ſehr belehrend über das Weſen des Geiſtes glaubt und ſagt: „Immer glaubt' ich, daß die Natur gerade beim Abnormen Blicke vergönne in ihre ſchauerlichſte Tiefe, und in der That, ſelbſt in dem Grauen, das mich oft bei jenem ſeltſamen Verkehr befing, gingen mir Ahnungen und Bilder auf, die meinen Geiſt zu beſonderem Aufſchwung ſtärkten und belebten." Denn, wo der Geiſt, weil die Werkzeuge, die zu ſeiner vollkommenen Offen-

barung gehören, ſchadhaft ſind, in befangenem Zuſtande iſt, bekommen die Aeußerungen deſſelben, wegen der Abweichung von dem Gewöhnlichen, ein ſeltſames Anſehen und werden dadurch für uns, weil uns jeder menſchliche Zuſtand durch natürliches Mitgefühl in den unmittelbarſten Anſpruch nimmt, ſehr erregend, je nachdem die Aeußerungen ſind, ſchreckhaft und tief erſchütternd. Damit aber wird uns keineswegs ein tiefer Blick in das Innere vergönnt, der weit mehr ſtattfinden kann, wo die Seele in ihrer vollen Kraft iſt, ſo wie denn überhaupt niemals etwas Beſchädigtes oder Krüppelhaftes, mag es auch das groteskeſte und ſeltſamſte Ausſehen haben, eine ſolche Einſicht in die Weſenheit der Natur, wozu es gehört, vergönnt, als das Vollkommene derſelben Gattung. Ueberhaupt hat die äußere Erſcheinung unſern Dichter oft zu weit fortgerißen in ſeinen Anſichten, ſo daß ihm manchmal die gehörige Würdigung derſelben fehlt, was oft eine Anwendung über die gebührenden Gränzen hinaus mit ſich führte. Wahnſinn kann in der Poeſie nur eine bedeutende Stelle einnehmen, wenn ihm Gefühle, die der Poeſie ſich eignen, vorhergehen, oder wenn ſeine Wirkungen auf das Gefühl und Seyn Andrer poetiſche Momente erzeugt, an und für ſich nicht, da ſeine Schauerſeite keine poetiſche, ſondern bloß pathologiſche iſt.

Ueber dem Ergreifenden und immer mit ſtärkern Schlägen Erſchütternden der Elixire überſieht man gern, daß das Legendenartige derſelben mit der Zeit, in der die Geſchichte ſich begiebt, contraſtirt. Denn eine ſehr neue Zeit hat der Dichter in der ganzen Umgebung ausgedrückt, in der Hof und Reſidenz ſehr weimariſirt ſind, und doch iſt zumal der Schluß ganz eine Legende. Der Ahnherr des Geſchlechts von Medardus, der immer, bis er durch dieſen entſühnt iſt, auf Erden wandelt als Revenant; der Roſengeruch, als Medardus ſtirbt, erinnernd an die heilige Roſalie, deren Bild der Ahnherr gemalt und welches Aurelien glich, müßten in frühere Zeit verſetzt werden, wo ſie, im Glauben gegründet, dieſen abſpiegelnd, eine hiſtoriſche Wahrheit hätten, die wegen des poetiſchen

Gehalts sich zur Dichtkunst eignet. In neue Zeit versetzt, wirkt es störend; denn was dahin ist, ist dahin und läßt sich nicht wieder erzwingen. Unser Dichter sucht nach Vertheidigung und sagt: „Die Wunder sind geblieben; denn wenn wir selbst das Wunderbarste, von dem wir täglich umgeben, deßhalb nicht mehr so nennen wollen, weil wir einer Reihe von Erscheinungen die Regel der cyclischen Wiederkehr abgelauert haben, so fährt doch oft durch jenen Kreis ein Phänomen, das alle unsre Klugheit zu Schanden macht, und an das wir, weil wir es nicht zu erfassen vermögen, in stumpfsinniger Verstocktheit nicht glauben. Hartnäckig leugnen wir dem innern Auge deßhalb die Erscheinung ab, weil sie zu durchsichtig war, um sich auf der rauhen Fläche des äußern Auges abzuspiegeln." Dies ist eine leere Tirade und es paßt hierauf, was der Dichter selbst anderswo sagt: „Was die Leute nicht verstehen und handhaben können, das soll gleich was Uebermenschliches seyn, was dem Himmel angehört oder der Hölle." Wunderbar ist das Dunkel, in das sich alles Daseyn verliert, dies aber ist in seiner Erscheinung der festen Regel unterworfen, und darum muß seine Erkenntniß dahin führen, den Phänomenen nicht eine neue, wunderbare Existenz zu gestatten, sondern sie auf die Regel alles Daseyns zurückzuführen, solange, bis ein triftiger Grund sich findet, der dies unstatthaft macht, was bis jetzt noch nicht geschehen, da der bloße, wenn auch noch so sehnliche Wunsch darnach dies nicht bewirken kann. Was auch die begünstigten Sonntagskinder reden mögen, alles dahin Einschlagende ist eine Mystification, die noch nie die Beleuchtung in der That ausgehalten und darum sich nicht geltend machen kann. Niemand kann hierin wegen besonderer Kraft besondern Glauben fordern; denn es giebt keine Seelenkraft, die nicht allgemein wäre, und sie ist nur durch mehrere oder mindere Aeußerung und Stärke verschieden, ohne was die Seelenkraft sich den Andern nicht in ihren Aeußerungen verständlich machen könnte, was ja von dem Verstehenden den ähnlichen Sinn voraussetzt. Es ist daher auch mehr poetische Floskel, als eigentliche Wahrheit, wenn unser Dichter sagt:

„Glaubst du denn nicht, daß das Erkennen, das beinahe noch schönere Ahnen der Wunder unsers Lebens manchem verliehen ist, wie ein besonderer Sinn? Um nur gleich aus der dunkeln Region, in die wir uns verlieren könnten, heraufzuspringen in den heitern Augenblick, werf' ich das scurrile Gleichniß hin, daß Menschen, denen die Sehergabe, das Wunderbare zu schauen, verliehen, mir wohl wie die Fledermäuse bedünken wollen, an denen der gelehrte Anatom Spalanzani einen vortrefflichen sechsten Sinn entdeckte, der, als schalkhafter Stellvertreter, nicht allein alles, sondern viel mehr ausrichtet, als alle übrigen Sinne zusammengenommen. — Jener sechste Sinn vermag an jeder Erscheinung, sey es Person, That oder Begebenheit, sogleich dasjenige Excentrische zu schauen, zu dem wir in unserm gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden und es daher wunderbar nennen." Einen sechsten Sinn hat kein Sonntagskind, sondern höchstens, außer den fünf Sinnen, einigen Unsinn, mit dem es, wie die Fledermäuse in der Dämmerung, sich herumtreibt. — Anders verhält es sich mit dem Wunderbaren oder auch Legendenartigen, wie die Elixire des Teufels sind, mit denen er den heiligen Antonius versucht, und die nun den Medardus mit Höllenglut erfüllen. Dergleichen ist immer ein hoher allegorischer Schmuck der Poesie; denn es erscheint nur als der bildliche, poetische Ausdruck des Natürlichen, der die Phantasie kräftig anregt, ohne ein Widerstreben in dem unmittelbaren Gefühl zu finden, das durch Verstandesgründe von so schwacher Art, als die angeführten des Dichters sind, sich nicht beschwichtigen läßt. Noch weniger vermag das weder im unmittelbaren Gefühl, noch in der wirklichen Anschauung des Lebens Gegründete sichern Halt zu gewinnen durch Phrasen, wie folgende: „Hält man sich nur an das Resultat irgend eines Ereignisses, das sich wirklich begeben, so ist dies Resultat der gräßlichste Spuk, den es geben kann." — „Nichts ist so toll und wunderlich zu ersinnen, als was sich von selbst im Leben darbietet." Dergleichen Redensarten beweisen nichts, da erst von irgend einem Ereigniß mit Sicherheit die Abweichung von dem unveränderlichen

Gesetz, das jede Erscheinung, alles Leben befolgt, nachgewiesen werden muß, um dem Wunderlichen zum Stützpunkte zu dienen; denn wunderlich muß man die kleine Welt der Hokuspokus nennen, im Gegensatz des Wunderbaren der Schöpfung und des Lebens. Unser Dichter sagt: „Wunderlich sind alle Aeußerungen der Erkenntniß und des Begehrens, die sich durch keinen vernünftigen Grund rechtfertigen lassen; wunderbar aber, was man für unmöglich, für unbegreiflich hält; was die bekannten Kräfte der Natur zu übersteigen, oder, wie ich hinzufüge, ihrem gewöhnlichen Gange entgegen zu seyn scheint. Gewiß ist es, daß das anscheinend Wunderliche aus dem Wunderbaren sproßt, und daß wir nur oft den wunderbaren Stamm nicht sehen, aus dem die wunderlichen Zweige mit Blättern und Blüthen hervorsproßen." Allein diese Abtheilung ist grundlos, denn nur der Sprachgebrauch bezeichnet den in den Worten selbst nicht gegründeten Unterschied zwischen beiden, und giebt den Namen des Wunderlichen dem Unbegreiflichen niedrer Gattung, den des Wunderbaren aber dem Höhern und Feierlichen. So lange jener Beweis von Abweichung nicht geführt wird, kann die Dichtung nicht etwas Unglaubliches im Ernste und ohne alle Allegorie beliebig setzen und in das Leben eintreten lassen. Mögen auch die Serapionsbrüder darüber einig seyn, daß die wirklichen Erscheinungen im Leben oft viel wunderbarer sich gestalten, als alles, was die regste Phantasie zu erfinden trachtet, so ist es z. B. doch für uns widernatürlich und ohne wahre poetische Wirkung, wenn man uns Legenden im Leben dichtet, deren Zeit vorüber ist, und welche die Dichtung darum nur in ihrer Zeit darstellen darf. Daß unser Dichter eines festen Begriffs des Wunderbaren und seiner Anwendung ermangelte, hat ihn zu manchem Vergeblichen geführt, da er es einmal zu seiner Aufgabe gemacht, das Phantastische mit dem wirklichen Leben aufs innigste zu verbinden, indem er vor nichts solchen Abscheu äußert, als vor jener gesetzten, kaltblütigen Philisterei. Darum glaubte er, er müsse wohl bewandert seyn in allen möglichen Zauber- und Hexengeschichten und andern

Teufeleien, ja ſich ſelbſt etwas weniges auf das Zaubern und Hexen verſtehen, da ſolches zu manchem Dichten und Trachten nützlich ſey. Hätte der Dichter das Legendenhafte in der Anlage ſeines Werks etwas weniger hervortreten laſſen, ſo würde der Genuß unſtreitig höher ſeyn, der aber auch ſo durch die ungemein kraftvolle Darſtellung ſo vieler an und für ſich natürlicher und dabei doch wie mit magiſcher Gewalt überraſchender und erſchütternder Situationen groß iſt.

Klein Zaches, genannt Zinnober, ſtrebt in ſcharfem Gegenſatz mit der poetiſchen Welt und dem höhern geiſtigen Leben, die Alltagswelt und ihr thörichtes Treiben darzuſtellen. Die Darſtellung ſelbſt ſpielt frei im Grotesken, Feenhaften und Phantaſtiſchen, deren flüchtige Strahlen oft zu humoriſtiſchen Gebilden aufſchießen. Es iſt zwar der Boden der gewöhnlichen Welt, auf dem wir in dieſem Mährchen wandeln, aber wie verzaubert nimmt plötzlich alles eine andre Geſtalt an und neckt den Leſer mit ſeltſamer Gaukelei, wie der verkörperte, bunte Traum, und zieht ſich eben ſo plötzlich wieder in ſeine natürliche Geſtalt zurück. Es iſt das Phantaſtiſche, das zum Theil aus dem abenteuerlichen Schwunge einzelner Charaktere, zum Theil aus dem bizarren Spiel des Zufalls entſteht, und das keck in die Alltagswelt hineinfährt und alles zu oberſt und unterſt dreht. Klein Zaches, der an Geiſt und Körper gänzlich verkrüppelte Sohn ſehr armer Aeltern, erhält von der Fee Roſabelverde, die ſich trotz aller Aufklärung im Lande noch ein Plätzchen zu erhalten wußte, durch das Kämmen mit einem goldenen Kamme den Zauber, daß alles, was in ſeiner Gegenwart irgend ein andrer Vortreffliches denkt, ſpricht oder thut, auf ſeine Rechnung kommen, ja daß er in der Geſellſchaft wohlgebildeter, verſtändiger, geiſtreicher Perſonen auch für wohlgebildet, verſtändig und geiſtreich geachtet werden und überhaupt allemal für den vollkommenſten der Gattung, mit der er im Conflict, gelten muß. Wie dem guten Peter Schlemihl der Mangel des Schattens durch keine Vortrefflichkeit aufgewogen werden konnte, ſo überwiegt bei Zaches

der Zauber einiger goldnen Haare, obgleich eben so unbedeutend, alles, was es Edles giebt, und so feenhaft es aussieht, ist es doch der gewöhnliche Philistergang des Lebens, daß von unbedeutender Kleinigkeit und vorzüglich vom geschickten Aneignen des Fremden die Menge bethört wird. Zaches kommt auf die Universität, und ihm trit gegenüber der Student Balthasar, ein Jüngling, der Sehnsucht und Liebe im reinen Herzen trägt, in dessen Innerm noch jene herrlichen Accorde wiederhallen, die dem fernen Lande voll göttlicher Wunder angehören. Ein echter Dichter, trägt er die göttliche Musik seines Herzens in die Wälder und lebt dort im Zauberlande der Phantasie; aber Schwermuth wölkt seine Stirn, denn die herrliche Candida liebend, die Tochter des Mosch Terpin, des Professors der Naturkunde, besucht der schüchterne Jüngling die Vorlesungen des Mannes, wo ihn die Naturanatomie quält, aber er weiß sonst der Geliebten nicht zu nahen. Bei Mosch Terpin in Gesellschaft, sieht er, wie Zaches alle bezaubert und selbst der theuern Candida angenehm wird und sie, wie in unauflöslichen Banden, fest umstrickt. Schnell beim Fürsten Basanuph sich zum ersten Minister aufschwingend, steht Zaches im Begriff, die schöne Candida zu heirathen, aber da wird dem Jünglig Rettung durch Prosper Alpanus, den auf einem Landhause wohnenden Doctor, einen zweiten Archivar Lindhorst, der bei der allgemeinen Aufklärung sich hinter das Schild eines Doctors zurückgezogen hat, eigentlich aber ein wunderbarer Zauberer ist, hausend in seiner wundersamen Zauberburg, dem herrlichen Landhause der Natur und der romantischen Traumwelt. Er belehrt den geliebten Dichterjüngling Balthasar über die Eigenschaft einiger Haare des Zaches und wie er, sie ihm ausreißend, den Zauber zerstören werde. Aber den Freund und Begleiter Balthasar's, den prosaischen, ungläubigen Fabian, berührt er, und siehe, als derselbe in die Stadt zurückkehrt, erlebt der Zweifler an allen Wundern das schreckliche Wunder an sich, daß ihm die Rockschöße ins Ungeheure wachsen, die Aermel aber ganz einschrumpfen. Keine Kunst der Schneider kann helfen, und der

Rock sey von welchem Stoff er wolle, an Fabian's Leibe ist er verzaubert, bis Prosper Alpanus, als jener, bis zur Siechheit geängstet, darniederliegt, den Zauber löst. Balthasar führt am Verlobungstage den Angriff auf Zaches aus, und nach dem Verlust des Haares steht er in seiner Blöße da, und alle erkennen den Elenden. Verfolgt nach Hause eilend, stürzt er sich in der Angst in eine Flasche und ertrinkt, worauf aber Rosabelverde ihm im Tode mit dem Feenkamm wieder die erlogene Schönheit giebt. Sie hatte es freilich mit dem armen Zaches, diesem Stiefkinde der Natur, sehr gut gemeint, aber sie sieht selbst ein, daß es wohl Thorheit seyn mochte, daß sie glaubte, die äußere schöne Gabe, womit sie ihn beschenkt, würde hineinstrahlen in sein Inneres und eine Stimme wecken, die ihm sagen müßte: du bist nicht der, für den man dich hält; aber strebe, so viel an dir ist, der Meinung, die man von dir hat, zu entsprechen. Trotz all dem ist das Ende beleidigend für das Gefühl und stört die volle Wirkung des Mährchens. Ein von der Natur geistig und leiblich so stiefmütterlich bedachter Mensch erregt unser Mitleid, und seine bloße Dummheit, die seiner Anmaßung zum Grunde liegt, kann dies nicht aufheben. Der bizarre Zufall des Aeußerlichen hebt ihn auf eine hohe Stufe; daß er dies aber mit dem Tode büßen muß, ist zu hart und vermehrt das Mitleid, welches jedoch von dem Mährchen keineswegs an dieser Stelle bezweckt wird und nicht bezweckt werden konnte, weil es keine Befriedigung findet. Der Dichter, welcher Menschen schildert, kann es durch keine Schilderung dahin bringen, daß das natürliche Gefühl der Liebe oder des Hasses gegen dieselben in dem Leser verstumme; denn es kommt unmittelbar aus dem Herzen und ist mächtiger, als alle Phantasie, weil alles Menschliche von dem Menschen immer auf ihn selbst bezogen wird und jeder sich in dem andern erblickt. Doch bleibt trotz des etwas beleidigenden Schlußes Klein Zaches immerhin ein wahrhaft anmuthiges Mährchen, in dem die Prosa der poetischen Welt mit genialer Laune zum Spiel gegeben ist, und selbst der phantastische Schnörkel von Fabian's Rock ist von der

ergötzlichſten Art. Denn weil die Situation des armen proſaiſchen Teufels ſo überaus lächerlich, und in dem Weſen doch nur eine unſchuldige Züchtigung für ſeinen trocknen Unglauben iſt, ſo erſetzt die lächerliche Anſchauung die Wahrheit, und man zweifelt nicht an einem Zauber, der ſo ſpaßhaft wirkt. Das Bemühen, Klein Zaches ſo grotesk darzuſtellen, als es ſich thun ließ, kann wenig Wirkung hervorbringen, da es durchaus nur das Aeußerliche betrifft und in den bizarren Zufällen beſteht. Soll die äußere Erſcheinung des Menſchen auf irgend eine ſeltſame, grelle Weiſe wirken, ſo muß das Sonderbare an ihm als bloßer Abdruck geiſtiger Anlagen und Kräfte ſich darthun, weil es ſonſt beziehungslos, todt bleibt. Bei der abſoluten Dummheit, die der Dichter Klein Zaches zugetheilt, wird darum ſein groteskes Ausſehen erſt etwas, doch nicht viel gehoben durch die Bethörung der Menſchen und ihre Verblendung gegen einen ſo in jeder Hinſicht unbedeutenden, ſelbſt abſchreckenden Gegenſtand. Der Dichter ſagt von ſeinem Mährchen in der Vorrede zur Prinzeſſin Brambilla: „Das Mährchen Klein Zaches, genannt Zinnober, enthält nichts weiter, als die loſe, lockere Ausführung einer ſcherzhaften Idee. Nicht wenig erſtaunte indeſſen der Autor, als er auf eine Recenſion ſtieß, in der dieſer zu augenblicklicher Beluſtigung ohne allen weitern Anſpruch leicht hingeworfene Scherz mit ernſthafter, wichtiger Miene zergliedert und ſorgfältig jeder Quelle erwähnt wurde, aus der der Autor geſchöpft haben ſollte.“ Dem Schreiber dieſer wenigen Blätter über Hoffmann, der zwar Recenſionen mitunter ſchreibt, dagegen ſelten eine lieſt, iſt jene Zergliederung des Klein Zaches unbekannt, und er vermag daher nicht zu beurtheilen, welche Ideen dieſelbe in dieſem Mährchen finden wollte. Die oben angegebene von dem Einſchreiten der poetiſchen Welt in die Proſa und ihr Necken derſelben tritt jedoch ſo deutlich hervor, daß, wollte auch der Dichter ſie etwa nicht ausdrücken, ſondern bloß ſpielen mit phantaſtiſchen Gebilden, ſie dennoch nicht minder wahr wäre. Denn bei Gebilden kommt es nicht allein auf das Wollen deßen, der ſie ſchuf, ſondern noch

weit mehr darauf an, zu was unter seinen Händen sich das Bild gestaltet hat; und wie nicht jedesmal eine Physiognomie des Malers Willen nachkommt, sondern wohl mitunter einen andern Ausdruck annimmt, so geht es vielleicht auch manchem Mährchenschreiber.

Die Prinzessin Brambilla, ein Capriccio nach Jakob Callot, wird von dem Dichter mit folgender Einleitung begleitet, die auf die eben angeführte Stelle über Klein Zaches folgt: „Um nun jedem Mißverständniß vorzubeugen, erklärt der Herausgeber dieser Blätter im voraus, daß eben so wenig, wie Klein Zaches, die Prinzessin Brambilla ein Buch ist für Leute, die alles gern ernst und wichtig nehmen. Dem geneigten Leser, der etwa willig und geneigt seyn sollte, auf einige Stunden dem Ernste zu entsagen und sich dem kecken, launischen Spiel eines vielleicht manchmal zu frechen Spukgeistes zu überlassen, bittet aber der Herausgeber demüthiglich, doch ja die Basis des Ganzen, nämlich Callot's phantastisch karikirte Blätter, nicht aus dem Auge zu verlieren und auch daran zu denken, was der Musiker von einem Capriccio verlangen mag. Wagt es der Herausgeber, an jenen Ausspruch Carlo Gozzi's (in der Vorrede zum Re de' geni) zu erinnern, nach welchem ein ganzes Arsenal von Ungereimtheiten und Spukereien zu schaffen, die es erst durch den tiefen Grund, durch die aus irgend einer philosophischen Ansicht des Lebens geschöpfte Hauptidee erhält, so möge das nur darauf hindeuten, was er gewollt, nicht was ihm gelungen."

In diesem fragmentarischen, durchaus phantastischen Commentar des Carnevals sucht der Dichter darzustellen, wie der öde Druck des Lebens und seine Farblosigkeit weichen müssen der echten komischen Lust und dem wahrhaft bedeutenden Lachen, die sich entzünden, wenn der Mensch die Welt und sich in verkehrter Abspiegelung zu erschauen und zu erfassen vermag. Denn in dieser Anschauung werde das ganze Daseyn und die Welt erst vollkommen klar, und lachend thue sich der von allen Wolken der Lebensverwirrung gereinigte Himmel auf vor den Augen des Erkennenden, und unter diesem

klaren Himmel voll Sonnenſchein ſproſſe in dem Herzen die fröhliche, aber tiefe, wahrhaft innige Liebe. Der Gedanke zerſtört die Anſchauung, und losgerißen von der Mutter Bruſt wankt in irrem Wahn, in blinder Betäubtheit der Menſch heimatlos umher, bis des Gedankens eignes Spiegelbild dem Gedanken ſelbſt die Erkenntniß ſchafft, daß er iſt und daß er in dem tiefſten, reichſten Schacht, den ihm die mütterliche Königin geöffnet, als Herrſcher gebietet, muß er auch als Vaſall gehorchen. Weit entfernt von jenem Lachen iſt das gewöhnliche oberflächliche Gelächter des Alltagslebens; denn nur der iſt des wahren Lachens fähig, deſſen Seele nach der Anſchauung des Lebens in tiefer Sehnſucht gerungen, und in welchem zugleich der wahre Ernſt wohnt. Spielen kann mit dem Leben und ſeinen Erſcheinungen nur der, dem in begeiſterter Ahnung ſeine Bedeutung aufgegangen, denn die Klarheit des Auges, daß es ſich nicht durch eiteln Schein trügen läßt, wird ihm zu Theil, und ſein Sinn, von dem trüben Gewölke aller Verwirrung befreit, wird leicht; jedoch wird dieſer leichte Sinn nie Leichtſinn, denn obgleich in unvergänglicher Sehnſucht nach dem Höhern ringend, hat die Seele doch für das irdiſche Daſeyn ihren Mittelpunkt gefunden, wohin alle ihre Bewegungen, ſoweit ſie auch über alle Bahn hinauszugehen ſcheinen, nach dem feſten Geſetz der Attraction zurückkehren.

Das Carneval, als feßelloſer Scherz des Lebens, dient unſerm Dichter, um die Callot'ſchen Maskenfiguren in eine Erzählung zu reihen. Es erfaßt den Schauſpieler Giglio und die ſchöne Giacinta, ſeine geliebte Putzmacherin, und reißt ſie in ſeinem Strudel bis zur Tollheit fort. Die ſchlummernde Kraft ihrer tiefern Natur entwickelt ſich in der Glut, in die ſie der raſche Wirbel gaukelnder, toller Carnevalsbewegung ſetzt; es tritt in derſelben der Zwieſpalt der Seele hervor, die ſich noch nicht ſelbſt verſteht, und bis zum Wahnſinn umgetrieben, müßen ſie ſo lange ſich immer heißer und heißer entzünden, immer raſcher und raſcher, vom tollſten Spuk geneckt, auf dem Irionsrade fieberglühender Phantaſie umdrehen,

bis die in ſich ſelbſt aufgeſtandene, verwirrte Seele in dieſer Glut völlig geläutert worden und nun Beide daſtehen geklärt und geſtärkt zum wahren Humor, zur echten komiſchen Anſchauung des Lebens. So geht aus dem Carnevalsſpuk ein Paar hervor, das nicht allein von wahrer Phantaſie, von wahrem Humor im Innern beſeelt, ſondern auch im Stande iſt, dieſe Stimmung des Gemüths objectiv, wie in einem Spiegel, zu erkennen und ſie ſo ins äußere Leben treten zu laßen, daß ſie auf die große Welt, in der die kleine Welt des Theaters eingeſchloßen, wirke, wie ein mächtiger Zauber.

Durchaus glänzend iſt die Darſtellung, bunt, und wer die Geſchichte auch nur mit einer bunten, willkürlich zuſammengefügten Moſaik vergliche, müßte wenigſtens dem Dinge, wenn er es auch wunderlich toll nennte, eine kaleidoſkopiſche Natur einräumen, nach welcher die heterogenſten Stoffe, willkürlich durch einander geſchüttelt, doch zuletzt artige Figuren bilden. Ob das Ganze nicht etwas zu überladen ſey und ob die Grundideen deſſelben gehörig in der Zuſammenfügung der Begebenheiten wirklich mit Klarheit hervortreten, hängt freilich ſehr von dem Geſchmack des Einzelnen ab, da es für die Phantaſie, in deren Gebiet einzig die Prinzeſſin Brambilla gehört, weniger eine Begränzung geben kann, als für das Gefühl. Von dem Boden der Idee aus ziehen ihre glänzenden Nebelgeſtalten ins Unendliche und kennen keine andern Schranken, als das Erlöſchen ihrer eignen Kraft.

Meiſter Floh, ein Mährchen in ſieben Abenteuern zweier Freunde, flüſtert dem Leſer mit einer zwar deutlichen, aber, wie es einem Floh ziemt, phantaſtiſch hüpfenden Sprache ins Ohr, daß nur das tiefe, liebevolle Gemüth des Menſchen der Schrein des höchſten Glückes ſey, und wenn es in wahrer, inniger Liebe ſich erſchließe, das öde, vereinſamte Leben aufblühe in ein Paradies; eitel aber ſey das bloß ſinnliche oder auch bloße Ideenbeſtreben. Peregrinus Tyſt, dem mit ſeinen Aeltern alles Befreundete geſtorben, trägt die tiefe, kindliche Liebe ſtill im Herzen und lebt wie ein Kind, an der Gegenwart wenig Antheil nehmend. Zu

Weihnachten kauft er sich in reichlichem Maße die Spielsachen und setzt sich in ein dunkles Zimmer, wartend, bis seine alte Haushälterin das Christbäumchen gehörig erleuchtet hat, und nun tummelt er das Steckenpferdchen und ißt vom Marcipan, wie in den vergangenen Tagen der Kindheit, bis er dann die schönen Sachen nimmt und armen Kindern bescheert. Es liegt in diesem Fortleben der Kindheit, da von ihr an das liebevolle Gemüth keine Befriedigung seiner Sehnsucht fand, sondern mit all dem Oeden, Kalten und Farblosen der Alltagswelt sich nicht befreundete, und doch noch ohne Erwachen der ganzen Gemüthswelt ist, die erst durch den Strahl der Liebe sich üppig entfalten sollte, eine so rührende Anmuth, wie sie nur irgend empfunden werden mag. Es gehört dieser Zug zu den bei unserm Dichter nicht häufigen, das Herz mit sanftem Flötenhauch berührenden Klängen, wo das Leben sich in ungetrübter Reine selbst anschaut und, frei von allem Eingedrungenen und Umhüllenden, den unmittelbaren warmen Pulsschlag des Daseyns fühlt. Als Peregrinus einst die Weihnachtsgeschenke weggetragen zu den Kindern eines armen Buchbinders, tritt ihm die kleine, schöne Aline entgegen, und die Liebe des Herzens, die sich immer in ihm regt und nur des Gegenstandes harret, der sie, mit wahrer Liebe entgegenkommend, aus ihrem Bann erlöse, rührt sich mächtig in ihm. Doch es ist nicht das rechte Gemüth, das ihm entgegentritt, sondern das Eitle, Weltliche, Absichtliche; aber wie er sie begleitet, wie in der kalten Abendluft ihr leichtgekleideter Körper zusammensinken will und er sie nun in die Arme faßt, sie in seine Wohnung zu tragen, zieht der warme Odem ihrer Lippen und der berauschende Kuß erschütternd in sein Inneres, heißer strömt das Blut in seinen Adern und alle Pulse schlagen schneller, nach Liebe ringend. Dadurch wird die Phantasie des Peregrinus in volle Thätigkeit gesetzt, er glaubt, Aline zu lieben, aber er liebt sie nicht, sondern es ist nur das stärker aufgeregte Herz, das, noch unbefriedigt, aber mächtig angeregt, sein Blut rascher treibt. Alles tritt neckend und verwirrend auf ihn zu, wobei es ihm jedoch zu manchem

Nutz und Frommen gereicht, daß ſich ihm ein Floh hinter's Ohr geſetzt hat und das bekannte Sprichwort diesmal in wörtliche Erfüllung gegangen iſt. Meiſter Floh bewirkt nun, daß er wohl verſteht, was die Worte, die Peregrinus hört, ſagen wollen, und der Sinn iſt freilich oft anders, als ſie lauten. Löwenhoek war eigentlich Beſitzer dieſes Flohs, wie er überhaupt Flöhe zähmt, und ſucht denſelben durch Aline wieder zu bekommen; doch Peregrinus läßt ſich nicht bethören, wie ſehr auch ſein Inneres ſchwankt und wogt in glühenden Flammen, wann er die ſchöne Zauberin auf dem Sopha liegen ſieht, die üppigen Glieder in Silberzindel gehüllt. Den Mechanismus der Natur will Löwenhoek erlauſchen, aber ohne Herz und Gemüth in eitlem Wiſſen und luftiger Idee; deßhalb iſt all ſein Streben nichtig. Der Egelprinz, eine vollkommene irdiſche Sumpfnatur, tritt, Aline begehrend, in ſpaßhafte Kämpfe mit Löwenhoek, und beide verwirren den in innerer Gährung lodernden Peregrinus noch mehr, wozu ſich noch ſein Freund Pepuſch geſellt, der Aline liebt, aber verwirrten Kopfes und wunderlich, doch nie zum rechten Humor gedeiht, ſo ſehr er auch in demſelben Beruhigung ſeiner Verwirrung ſucht, weßhalb es glaublich, daß er wirklich ſonſt nur die Diſtel Zeherit geweſen, und man ihn auch ohne Verwundern wieder zu einem Cactus werden ſieht. Doch aller eindringende Spuk der thörichten, nicht von der höchſten Liebe in tiefem Gemüth entzündeten Welt auf den liebevollen, aufgeregten und dadurch in ſeiner Phantaſie etwas verwirrt gewordenen Peregrinus zerſtiebt, als das reinſte, vom höchſten Lebenshauche bewegte Herz Röschen's in demſelben Hauſe des Buchbinders ihm entgegenkommt, wo ihm zuerſt Aline in lockender Geſtalt erſchienen war. Klar iſt nun der Himmel ſeines Lebens, und alle die lang zurückgehaltenen Blüthen deſſelben brechen in dem milden Sonnenſchein der wahren Liebe hervor. Zwar bunt und phantaſtiſch ausgelaſſen iſt auch die Darſtellung in dieſem Mährchen; doch bildet das kindliche Gemüth des Peregrinus für alles einen ſo gefälligen und anziehenden Hintergrund, daß die bunte Gaukelei, die die Phantaſie neckiſch zu betäuben

ſtrebt, nur wie ein kniſterndes, flimmerndes Feuerwerk erſcheint, abgebrannt zur Feier von Peregrinus und Röschen's Hochzeittag.

Die Lebensanſichten des Katers Murr, nebſt fragmentariſcher Biographie des Capellmeiſters Johannes Kreisler, in zufälligen Maculaturblättern, erſchienen 1820 und 1822 und ſtellen im Kater Murr vorzüglich das Burſchenleben der Studenten in leichter Ironie dar; doch iſt der Gedanke, dies mit Fragmenten aus Kreisler's Leben zu durchweben, ein glücklicher Einfall, da die Darſtellung menſchlicher Dinge in der Thierwelt zwar komiſch, aber doch immer bald erſchöpft iſt und in das Eintönige fällt. Dagegen tritt hier immer zu gehöriger Zeit Kreisler ein und man ſieht ihn, wie ſchon früher in den Phantaſieſtücken, im Kampf mit dem Leben und ringend mit ſeinem Spleen. Ein ebenfalls humoriſtiſcher Freund deſſelben begegnet unter dem Namen Abraham dem Leſer, aber dieſer wird bald inne, daß Abraham dem Dichter nicht vollkommen gerathen, weil er in ihm eine Abart des Humors darzuſtellen ſich bemühte, dem zwar auch die tiefe Sehnſucht des Gemüthes und Anſchauung des Lebens zum Grunde liegt, der aber doch oft weit mehr erſcheint als das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent, es ins Leben zu ſchaffen. Derſelbe baut Orgeln und treibt auch eine Zeit lang Magnetiſtereien mit einem unſichtbaren Mädchen, ſo wie auch die Prinzeſſin Hedwiga, die nebſt dem Hof des Fürſten Irenäus in Kreisler's Maculaturblättern vorkömmt, an dem unglücklichen Magnetismus leidet, mit welchem auch ein Neapolitaner ſein Weſen treibt, deſſen böſen Abſichten aber der reine, gemüthvolle Capellmeiſter durchaus entgegentritt. Er liebt mit höherer Künſtlerliebe die ſchöne Julie, die Freundin der Prinzeſſin, und der Dichter ſagt von dieſer idealen Liebe: „Es begiebt ſich wohl, daß beſagten Muſikanten unſichtbare Hände urplötzlich den Flor wegziehen, der ihre Augen verhüllte, und ſie erſchauen, auf Erden wandelnd, das Engelsbild, das, ein ſüßes, unerforſchliches Geheimniß, ſchweigend ruhte in ihrer Bruſt. Und nun lodert auf in reinem Himmels-

feuer, das nur leuchtet und wärmt, ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten, alles Entzücken, alle namenlose Wonne des höhern, aus dem Innersten emporkeimenden Lebens." So gern man aber auch in Gesellschaft des Capellmeisters seyn mag, so ermüdet doch in dieser Schrift der so häufig sich darbietende Hokuspokus der Magnetisterei und der in allerlei Aeußerlichkeiten mit sorgfältiger Mühe herbeigezogenen Mysticisterei, um Effect hervorzubringen und das wahre Leben und die Poesie durch optische Täuschungen zu ersetzen. Unter allen Schriften unsers Dichters erinnert die Farbe mancher Darstellung in dieser am meisten an Jean Paul. Was den Kater Murr betrifft, so verspottet derselbe das Burschenleben der Studenten, ohne gerade dabei besonders scharfe Krallen zu zeigen, und persiflirt auch noch sonst einiges im Leben; doch ist nicht zu leugnen, daß gerade das Studentenleben zu unbedeutend sey, um einem länger fortgesetzten Spott Interesse genug zu geben. Murr's Liebe und die Leichenrede auf einen seiner wackern Katzfreunde zeichnen sich besonders angenehm aus, wie denn die höhern Gefühle der Liebe oder des Schmerzes durch den grellen Gegensatz mit der thierischen Natur die meiste Schärfe der Ironie enthalten.

In dem zweiten Bande der von Biedenfeld und Kuffner herausgegebenen Feierstunden lieferte unser Dichter eine Erzählung unter der Aufschrift: die Doppelgänger, welche zu den schwächsten und mißrathensten gehört, die er geschrieben hat. Ein Fürst nämlich hat einen Minister, den er sehr liebt, der aber noch mehr von der Fürstin geliebt wird, die einen ihm sehr ähnlichen Sohn gebiert. Der Minister hat ebenfalls einen Sohn, der dem Vater sehr gleicht, und weil der Fürst nun von eifersüchtigem Verdacht gequält wird und Mutter und Kind verstößt, verwechselt der Minister, der auch verbannt wird, beide Kinder, um den Erbprinzen vor Nachstellungen zu sichern. Doch später löst sich alles noch gut auf und die sämmtlichen Leute werden so ziemlich glücklich. Die Verwechselung dieser Doppelgänger nun ist der Gegenstand dieser Erzählung, aber alles nach dem Seltsamen hin geschraubt, ohne daß sich irgend aus den

erzwungen seltsamen Situationen etwas Befriedigendes entwickelte. Die verstoßene Fürstin erscheint als Zigeunerin, die wahrsagt und einen krächzenden Raben bei sich hat. Dieser Rabe hat in dieser Geschichte nicht die mindeste Bedeutung und es paßt ganz darauf, was unser Dichter an einem andern Orte sagt: „Der vierte ließ eine wahnsinnige Hexe mit einem weißagenden Raben auftreten und erregte Grauen ohne Noth, ohne Beziehung." Ganz was andres ist es, wenn im Titan der zum Tode überreife Karl einem Raben den Chor in seiner Abschiedstragödie aufträgt; denn da ist die Spannung des Ganzen so, daß der Rabe wahrhaft als Todtenvogel erscheint und Schauer erweckt. Was hilft das Aushängen schwarzer Teppiche, das Aufstellen von allerhand Fratzen und eine ganze Menagerie schwarzer, krächzender Vögel oder auch vierfüßiger Thiere und Amphibien, wenn kein Sinn dahinter ist? Das Bunte kann nur wirken, wenn es sich zu einer Vorstellung vereinigt, nicht, wenn es als regellose Farbenmengerei erscheint, und es kann von derlei Haschen nach Fratzen füglich gelten, was Tieck sagt: „Nicht bloß Tabak, auch philosophische Phrasen, Systeme und manches Andre wird heut zu Tage geraucht und beschwert den Nichtrauchenden ebenfalls mit unleidlichem Geruch."

So sehen wir in den Schriften unsers Dichters eine lebhafte Einbildungskraft, die aber ohne wahres Dichtergenie sich nur in dem Bunten, Grellen der Erscheinungen herumtreibt und darum ohne gehörige Sichtung (denn Besonnenheit und Klarheit muß die dichterische Begeisterung beherrschen, ja die wahre Begeisterung ist nur der Abglanz innerer Klarheit) alles, was eine seltsame Außenseite hat, aufgreift, wenn ihm auch der erforderliche Gehalt fehlt. Von der Idee des Romantischen und Wunderbaren ergriffen, suchte er das Gebiet der Phantasie in bunten Gemälden wiederzugeben, und dies ist ihm am besten gelungen, so daß Klein Zaches, Prinzessin Brambilla, Meister Floh und der Student Anselmus immer artige und ergötzliche Erzählungen bleiben, zumal für die, welche sich nicht vom Ueberladenen leicht abgestoßen fühlen. Denn unter

denen, die, von Ideen der Zeit ergriffen, sich dem Geistreichen, was in vielen gangbaren Phrasen steckt und anlockend daraus hervorschimmert, hingeben und sich davon erhitzt fühlen, behauptet unser Dichter einen vorzüglichen Rang und würde bei der Darstellungsgabe, die er in so mancher schön gezeichneten Situation bewährt, und bei der Kraft der Rede, die nur selten einen Anflug von Manier hat, noch manches Schöne und wohl bei gereifterer Einsicht auch immer Besseres haben leisten können, hätte ihn der Tod nicht so früh der Literatur entrißen. Da unser Dichter strebte, das Reich des Wunderbaren darzustellen, so bedurfte es bei seiner Darstellungsgabe für das Phantastische nur einer Läuterung seiner Ansichten über das Wunderbare, um das Gehaltlose und bloß Fratzenhafte abzuschneiden und die Welt der Phantasie in harmlosen, bunten Mährchen auszumalen. Die Elixire des Teufels berechtigen selbst, anzunehmen, daß, hätte der Dichter das wirkliche Leben zum Vorwurfe seiner Poesie machen wollen, er auch hier manches Erfreuliche hätte leisten können. Doch nehmen wir dankbar das Gelungene von ihm an und behalten es im Gedächtniß, seine Verirrungen in manchem Ideenspuk der Zeit vergeßend; und wer dies thut, wird das Andenken des Dichters liebevoll segnen und seinen frühen Tod aufrichtig beklagen.

Gokel, Hinkel, Gackeleia.

(Mährchen von Clemens Brentano. Frankfurt a. M. bei S. Schmerber. 1837.)

Thätigkeit löſ't Räthſel und baut der Menſchheit
Schönſtes Werk; doch ſchmähe ſie drum ein ſtilles
Sanftes Herz nicht, weil es erwählt den beſſern
Theil, wie Maria.
Platen.

Das in der Ueberſchrift genannte Mährchen enthält alle Vorzüge und Mängel der poetiſchen Erzeugniße des Herrn C. Brentano, weßhalb es als eine ergötzliche und muntere Lektüre ſehr zu empfehlen iſt, natürlich nicht wegen der Mängel, ſondern der ſehr vielen, die Mängel weit überwiegenden Vorzüge. Eine ſehr energiſche, lebendige Phantaſie zeichnet auch dieſe Arbeit des Verfaſſers aus, und dient hier der phantaſtiſchen Darſtellung höchſt ſinniger Ideen. Hinter allem bunten Gaukeln komiſcher Figuren ſchimmert ſtets ächt poetiſch geſtaltet das glückliche und erfreuliche Bild eines wahrhaft frommen Weſens durch. Was Claudius der Wandsbecker Bote in ſeinem köſtlichen Abendlied betete:

Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich ſeyn,

läßt der Verfaſſer am Ende des Mährchens zur Ausführung kommen; denn nachdem der Ring Salomonis ſeine Zauberkräfte oft angewendet zur Herbeiſchaffung irdiſcher Güter, welche ſich wenig bewähren und den Beſitzern eben ſo leicht zerrinnen, wie ſie ſie gewannen, dient er zuletzt dazu, alle in dem Mährchen Betheiligte zu fröhlichen, frommen Kindern zu machen. Einen glücklichern Schluß und eine ſinnigere, würdigere Idee hat ſicher kein Mährchen aufzuweiſen, und das Lob, welches man dem Verfaßer darüber ſagen kann, bleibt hinter ſeinem poetiſchen Verdienſte zurück.

Eine Folie für diese reine, freudige, kindliche Frömmigkeit bildet für den Leser der jetzigen Epoche die triste, sauertöpfische, ascetische Muckerei, welche vielfach schuldbefleckt, schmutzig und betrügerisch erscheint, und sich so sehr von der Religion entfernt, deren Spruch lautet: „Laßet die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Ebenfalls höchst innig und zart ist die Frömmigkeit in der phantastischen Mäusestadt, welche originell und meisterhaft geschildert ist, und schwerlich hat irgend ein Gesangbuch ein frommeres Lied aufzuweisen, als welches die Mäuschen zu ihrem Schöpfer und Erhalter empor singen in ihrer Kirche. In dem armen Kinde von Hennegau und seinem Orden wird uns lieblich die Vollendung der Frömmigkeit in hülfreicher, aller Dürftigkeit beistehender Thätigkeit dargestellt, und so das ganze Bild vollendet und abgerundet. Dieser Zug ist so richtig und tief aufgefaßt, daß nur durch ihn der höhere poetische Hintergrund des Mährchens zu wahrer Consistenz gelangt, denn ohne Werkthätigkeit würde fromme kindliche Liebe im ganzen menschlichen Leben zu wenig Sichtbares haben. Mit Irdischem muß sich der Geist vermählen, soll er hier auf Erden wurzeln und nur durch Demuth, Einfalt, Liebe, welche sich gegen Gottes Werke, vor allem gegen Hülfsbedürftiges darthut, erweist sich das Christenthum, und zieht die wahre Nahrung ein, welche es nöthig hat, um nicht in unfruchtbaren Dogmen und Grübeleien entweder zu erstarren, oder sich in ätzende Säure umzusetzen.

Aber wie lieblich und rührend auch der Gedanke vom armen Kinde von Hennegau sei, so wird Herr C. Brentano diesem Orden keine bleibende Stätte mehr bereiten, wie er zu thun sich sehr geneigt zeigt. Da sich der Orden vom reichen Manne sehr weit ausgebreitet, und überall seine Commenthureien errichtet hat, unter der Firma Gebrüder Kronenthaler, Gebrüder Ecu-de-Cinq-francs, Gebrüder Piaster u. s. w., so ist für den des armen Kindes keine Aufnahme zu erwarten, worüber man sich nicht durch die schöne Erscheinung einiger barmherzigen Schwestern darf täuschen laßen. Wo der Orden vom reichen Manne herrscht, würden, wenn

ſich das arme Kind in die Stadt wagte, die Senſale jenes es mit etſch etſch und Rübchenſchaben wieder hinaus treiben. In Frankreich, wo Ecu-de-Cinq-francs ſich mit der kanoniſirten, aber durch Indulgenz zur Heirath ermächtigten Corruption vermählt hat, würde es nicht aufgenommen; denn beide Ehegatten denken gegen Bettelbagage, wie Eifraſius und Eilegia in dem Mährchen, mit denen ſie auch das gemein haben, daß ſie alle Eier eßen, ſo daß der Wunſch Henri IV. für lange Zeit in Frankreich nicht mehr realiſirbar iſt. In Spanien kann es gar nicht leben, da es ohne Glockenton vertrauert, und das Haus Gebrüder Piaſter daſelbſt die Kirchenglocken zu Nöthigem verbraucht hat, wie weiland Perikles das Geld der Athener, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß kein Parthenon gebaut worden, ſondern eine Fickmühle für Börſengeſchäfte. Auch würde die ſchöne Puppe, welcher die Kirchenjuwelen von dem einen Gebrüder Piaſter um den Hals gehängt worden, das arme Kind nicht in das Land herein laßen, aus mehreren Gründen, von denen ich die beſten verſchweige, und nur den angebe, daß alles, was mit dem Puppenfeind, dem Raugrafen Gokel zuſammenhängt, jener Puppe verhaßt iſt, und weil auch jene Juwelen, wenn ſie einmal durchaus nicht mehr der Kirche hätten gehören ſollen, nach einem alten Vertrag mit Hennegau und Vaduz dem armen Kinde hätten zufallen müßen. Nach Portugal wird Niemand das arme Kind ſchicken wollen, wer da weiß, wie es dort einem armen Kinde geht. Vielleicht denkt Herr C. Brentano, wenigſtens bei ſeinen lieben Mäuſen gebe es noch einen Wirkungskreis für daſſelbe, aber er irrt ſich, denn ſeit er dieſe aus den Augen verloren, hat ſich eine große Veränderung mit ihnen zugetragen, da der Orden vom reichen Manne ſie ſich unterwürfig gemacht hat und zum Hüten der Feldhühner, Haſen und anderer culinariſcher Dinge gebraucht. Anfangs ging's ſchlecht, wegen ihres Hanges zum Singen und Kirchengehen, aber man kam ihrem Hang zum Geiſtigen durch ein Surrogat liſtig bei, man gab ihnen Schnapps, und ſeithem ſind ſie ſchmutzig, gemein, ſtruppig geworden, und das

arme Kind von Hennegau kann ſich bei ihnen nicht mehr niederlaßen. Von andern etwaigen Aufenthalten ſchweige ich, da Herr C. Brentano wohl ſelbſt an ſolche nicht denkt, weil ſie unmöglich ſind, wie es denn z. B. in England gleich bei ſeinem Erſcheinen würde aufgegriffen und in eine Fabrik geſteckt werden, um in Baumwolle zu arbeiten für zwei Schilling die Woche, was es nicht kann, da es nur um Gotteswillen zu arbeiten verſteht.

Denken wir daher nicht an Wiedererweckung des Abgeſtorbenen, denn auch das Siegel Salomonis kann ihm höchſtens ein Scheindaſein geben, daß es ein paar Minuten Leben nachäffend herumwankt und wieder verſchwindet. Statt deßen ſteht uns frei, ſelbſt zu allem Schönen, was die Erde je gehegt hat, hinzugehen, wenn wir uns nur in den Kahn der Phantaſie ſetzen, welchen Herr C. Brentano ſo trefflich zu ſteuern verſteht, und nach den ſeligen Inſeln der Poeſie überſchiffen, wo Gott es vergönnt hat, daß alles Schöne in ſeinem vollen Glanze nach vollbrachtem irdiſchem Leben weile bis zum großen Tage des Gerichts. Dort wohnen Gokel, Hinkel, Gackeleia, dort wohnt das arme Kind von Hennegau und der liebe Kronovus, deßen Eltern hier vergehen mußten und liegen blieben, weil ſie als zwei ausgeblaſene Eierſchalen ſich darſtellten, als der Tod ihnen den Seelendotter raubte.

Nach dieſem Lande mag uns der Verfaſſer oft überſetzen, und er ſoll immer unſern beſten Dank als Fährgeld erhalten. Freilich muß man bei Herrn Brentano auf Mangel an Harmonie in ſeinen Darſtellungen gefaßt ſeyn, welcher wahrſcheinlich zum Theil auf Rechnung ſeiner Anſichten über Poeſie zu ſetzen iſt. Dazu kommt religiöſe Abſichtlichkeit, und beide einzeln oder vereint wirken oft dahin, daß ſeine Darſtellung an Süßlichem, des gediegenen Inhalts Entbehrendem kleben bleibt und gedehnt wird, während die Abſicht war, kindlich und religiös zu wirken. So z. B. in dieſem Mährchen die Scene von der Verſetzung des Urhinkels zum Urgockel, in welcher die religiöſe Abſichtlichkeit und die breite Gedehntheit ſtörend ſind. Eben ſo die Aufzählung der am Regen-

ſchirm des morgenländiſchen Petſchierſtechers hangenden Kleidchen, welche kein Motiv für das damit in Verbindung Stehende enthält, folglich zwecklos iſt, und nicht durch eigene Schönheit entſchädigt. Gar zu ſpielend und ſüßlich ſind die gehäuften Blumenbeziehungen, welche, mäßig angewandt, vortrefflich wären. Beſonders zerfloßen, gedehnt und ſchleppend ſind oft die Verſe, welche eine weite Form mit knappem Inhalt geben. Auch iſt es des Verfaſſers nicht würdig, ganz unbedeutende Wortſpiele zu gebrauchen, wie z. B. die Gletſcher verglichen werden mit Klätſchern, die Lawinen mit Launen und die Freimaurer Freilaurer genannt werden; (daß er dieſe Unſchuldigen übel behandelt, kann man ſeinen religiöſen Anſichten nachſehen). Er, der Erfinder des Eierordens mit zwei Dottern und Peterſilie, er, der den großen Chriſtoph ausgemünzt und den Armen in Kurheſſen einen Heller gegeben, er, der den ergötzlichen Traum von Gänſefett und Backenbart gereimt hat, ſollte ſolche allzuleichte Waare nicht gebrauchen, ſondern den armen Teufeln, welche als literariſche Taglöhner ſich durch die Welt plagen, überlaßen zu alleinigem Gebrauch, da ihm nur originelle und bedeutende Späße geziemen, wie ſie paſſen mögen zu originellen Conceptionen, welche aus dem Gockelhahn eines Abcbuchs und einer Handvoll bunter Oſtereier eine Mährchenwelt ſchaffen. Trotz der berührten Schwächen iſt dieſes Mährchen eine erfreuliche Erſcheinung in der Literatur unſerer jetzigen Epoche, die nur Reiſeklatſcherei, Zuſtändemediſance, ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit, kritiſches Gewäſch, langweilige Nachäffung verbrauchter lyriſcher Formen, alle Arten von Emanzipationen, außer der von der Langweile und Albernheit, und dergleichen große Gegenſtände mehr aufzuweiſen hat, in einer Epoche, wo die Kinder enorm humoriſtiſch und die Jünglinge enorm friſch und degagirt ſind.

Görres und Börne gegen Goethe.

Daß Männer von Geiſt und Talent einen großen Dichter verkennen und ihre verkennende Anſicht ausſprechen, ſie unterſtützend mit den Gründen, welche ſie ſich erſonnen haben, pflegt ſelten vorzukommen, und es iſt immer der Mühe werth, den ſubjectiven Urſachen, welche ſie dazu bringen, nachzuſpüren, um wo möglich durch Darlegung derſelben dem Einfluß ſolcher Urtheile beim Publikum zu begegnen. Es kann durchaus nicht als gleichgültig gelten, ob ein großer Dichter dem Publikum durch ungerechte Urtheile verleidet werde, oder nicht, denn es wird denen, welche keine tiefgehende Einſicht in die Kunſt haben, und nur wenn ſie an die Größe des Dichters glauben, durch die allgemeine Stimme mit fortgezogen, an ihm ſich zu beſſerer Einſicht heranbilden, und des Schönen, welches ſolche Einſicht verſchafft, theilhaft werden, ein unerſetzliches Bildungsmittel entzogen. Wer aber möchte behaupten, es ſei überhaupt nicht viel daran gelegen, ob ein Volk Sinn für Kunſt habe und auf ſie achte? Gewiß kein gebildeter Menſch, oder es müßte aus Bizarrerie geſchehen, denn wer nicht durch Religion, Kunſt und Philoſophie, ſei es durch ſie zuſammen oder durch eine dieſer, über das Gemeine unſerer Natur emporgehoben wird, muß darin verſinken, und es iſt ein wahres tiefgefühltes Wort Schiller's, wenn er ſagt in dem Diſtichon an die Muſe:

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht, aber es graut mir,
Seh' ich, was ohne dich hundert und tauſende ſind.

Wobei auch des ſchönen Verſes in Platen's verhängnißvoller Gabel gedacht werden mag:

Und des Himmels Lampen löſchen mit dem letzten Dichter aus.

Darum bleibt es bedauerlich, wenn Männer von Geiſt und Talent, deren Urtheil auf Viele wirkt und ſehr oft das Urtheil von Tauſen-

den, welche auf ihre Einsicht vertrauen, bestimmt, einen Heros der Kunst herabsetzen. Da zu unserer Zeit die Medisance auch in die Literatur eingedrungen ist, und jede etwaige persönliche Schwäche eines bedeutenden Mannes vor dem Publikum von manchem mit mehr Behagen besprochen wird, als die großen Leistungen, welche wir ihm verdanken, so mußte natürlich auch Goethe eine Zielscheibe werden, auf welche tausende aus Verläumdungskoth geknetete Kügelchen abgeschoßen worden, besonders da man, als der Heros hochbetagt war, einige Schwächen oder Sonnenflecken an ihm entdeckt haben wollte. Hierzu mußte sich natürlich der schwache sowohl, als auch der hoffärtige Pietismus gesellen, welcher für die Manifestationen des Schönen kein Auge hat, und deßwegen den darin enthaltenen Abglanz des Göttlichen nicht erkennt, der Kunst die einzige Forderung stellend, Phrasenmacherin zu seinen Zwecken zu sein, Küsterdienste im Tempel des Herrn zu verrichten, nicht aber selbst als Priesterin darin die Gemeine zu erbauen und auf ihre Art zu dem ewigen Lichte zu erheben. Auch unverständige unduldsame Demokratie sah und sieht noch auf den vermeintlich vornehmen Mann, welcher nie den krankhaften Zeiterscheinungen huldigte, mit Aerger und sucht ihn mit aller Macht zu beschimpfen. Doch all dieser Zusammenfluß von Medisance, wie widerlich er auch seyn mag, trägt zum Theil sein Correctiv, die Verachtung, welche er bei vielen erweckt, in sich, und die Pustkuchen, Müllner u. s. w. konnten sich kein bedeutendes Ansehn erwerben, ja für den Tempel des Goethe'schen Ruhmes ist zuletzt solcher literarischer Schmutz nicht verunreinigender, als für die italiänischen Palläste der wirkliche ihrer Stiegenhäuser. Mit solchen Literatoren darf man nicht die Männer von Geist und Talent, deren Streben ernst ist, verwechseln in ihrer Verkennung Goethe's, weßhalb hier einige Worte über die vermuthlichen Gründe stehen mögen, welche die wenigen bedeutenden Männer, deren Zahl sich auf drei beschränkt, zu ihren Ansichten über Goethe vermochten. Novalis, der dritte zu den in der Ueberschrift genannten zweien, zeigt sich in seinen hinter-

laßenen Schriften als einen jungen Mann, von kranker Sehnsucht, welchen die Welt schmerzlich berührte. Sein Ohr lauschte nicht irdischer Musik, sondern dem fernen unverständlichen Rauschen der Lebenswasser, die aus den Himmeln des Urgeistes sich in die Weltadern stürzen und den lebendigen Pulsschlag der Materie schaffen. Nicht las er gern die Seiten in dem Buche des Lebens, welche mit deutlicher, verständlicher Schrift geschrieben sind, sondern verweilte bei den Blättern, welche, mit wunderlichen, geheimen Hieroglyphen bemalt, die Elfenbeinpforte der seltsam wechselnden Nebelgestalten überirdischer Träume öffnen. Sehnsüchtig nach dem Tode gewendet, der die beengende Schranke des Endlichen zerbricht, konnte er nicht erfreut werden von der Kunst, welche die unendliche Idee in die Schranke des Raumes bannt, und beide durch ihren unlösbaren Zauber so innig vereinigt, daß die Form selbst die Idee wird, gleichsam eine Verkörperung eines Göttlichen, welches, fortan scheinbar sich selbst genügend, in der körperlichen Schranke in alle Ewigkeit lebt, ohne in den Urquell zurückzufließen. Die Kunst in dieser ihrer höchsten Vollendung, worin in der deutschen Literatur Goethe am meisten geleistet hat, mußte ihm weltlich erscheinen und als ein frevelhafter Prometheischer Feuerraub, begangen an dem ewigen Lichte, wohin er sich immer sehnte. Darum wollte er den großen Dichter delirt wissen, wie wir aus dem mit Zelter geführten Briefwechsel erfahren. Mochte er auch den Wilhelm Meister einen Candide nennen, es konnte dies nicht das Buch herabbringen, da ja das köstliche Kunstgebilde, die Mignon, allein hinreicht, ein Werk aufrecht zu halten, wenn sogar, was aber gar nicht der Fall ist, alles andere schwächer darin wäre.

Anders verhält es sich mit Görres, welcher neulich in der Anzeige von dem Briefwechsel eines Kindes mit Goethe in dem Morgenblatte seine Ansicht über den Dichter ausgesprochen. Dieser Mann, geistvoll, kräftig, mit einer höchst energischen großartigen Phantasie begabt, übte einst einen bedeutenden Einfluß auf das Urtheil sehr Vieler aus, und wenn gleich seine Richtung ihn Vielen

seither entfremdet hat, so ist die Zahl derer, bei denen er sein Ansehen behauptet, doch nicht gering. Ja auch die, welchen seine Richtung nicht zusagt, müßen seine Geisteseigenschaften anerkennen, und man kann sich der Freude an seinen Schilderungen nicht entziehen, wenn er die Philister und ihr Treiben in den geistesleeren Niederlanden der Spießbürgerlichkeit schildert, oder die kahlen Spitzmäuse der hausbackenen Aufklärerei mit Spazierstöckchen nach Rom pilgern läßt, um die Knochen derer, welche der Ogre in Rom gefreßen, in der Kakushöhle zu besichtigen. Ueberhaupt, wenn er Schwächen und Thorheiten mit Witz und Phantasie lächerlich macht, kommt ihm so leicht Niemand gleich; jedoch das Hauptstreben seines Lebens ist von der Art, daß man sich zwar manche Urtheile und Ansichten des Mannes daraus erklären, aber diese nicht billigen kann. Seine Phantasie hat, genährt mit dem Seltsamen, Wunderbaren und Phantastischen aller Zeiten, sich einen wunderlichen, mit tausend Spitzen und Zacken und Schnörkeln und Thürmchen ausgezierten Tempel der Menschheit ersonnen, auf dessen Zinne der Hoheprieſter, Segen und Erleuchtung von oben empfangend, segnend und heiligend sitzt. Was nicht laut seine ideale Richtung kund giebt, kann nicht als Baustein zu jenem Tempel dienen und wird verworfen, ohne daß immer sorgfältig untersucht wird, was es werth sei und ob nicht von edler Art. Ja, sobald die schönste im Himmelslicht üppig gediehene Blume ihr Haupt zur Erde beugt, ahnet er gleich eine tellurische Richtung und einen Abfall von der Sonne, mag auch jedes Blatt derselben durch seine Farbe das Himmelslicht bezeugen. Die Kunst schätzt Görres, wie es bei einem so kräftigen Geiste nicht anders seyn kann, aber zu sehr auf seinen Tempelbau gerichtet, soll ihm jede Kunst zum Schmuck desselben dienen, und die, welche in Gottes freier Natur selbstständig bleibt, muß in seinem Urtheil jener nachstehen, sollte sie auch, an und für sich betrachtet, die vollkommnere sein.

Nirgends auf unserer Erde hat die Kunst so reiche und vollendete Blüthen getrieben, als in dem alten Griechenland, deßen

Volk am meiſten Sinn für Schönheit hatte unter allen Völkern, und doch hat Görres gerade die Griechen am wenigſten ſtudirt und erkannt, obgleich ſicherlich ſeinem ſcharfen Auge Richtung und Bedeutung griechiſcher Kunſt auch ohne tieferes Eindringen nicht entgehen konnte, aber divergirend von dem, was ihm das Höchſte iſt, in ſeinem Urtheil eine tiefere Stufe einnehmen mußte, als ihr wirklich gebührt. Ebenſo mußte es Görres mit Goethe gehen, welcher in ſeiner Poeſie manche Verwandtſchaft mit jenen großen Heiden hat, und das im Morgenblatt ausgeſprochene Urtheil giebt es ſattſam kund. Im Allgemeinen kann daher jenes Urtheil nicht befremden, doch im Einzelnen hat die Phantaſie in der brillanten Viſion, als in welcher Form es erſcheint, die ruhige und gerechte Abwägung überflügelt und unterdrückt, ſogar in einer Weiſe, über welche man ſich verwundern muß. Wie natürlich, weit entfernt von der Gemeinheit, Goethe im Koth zu ſchleifen, erkennt Görres das Erhabene und Göttliche in ihm an, findet aber daneben ein Profaiſches und Philiſterhaftes, zu welchem er gleichſam als freiwillig gefallener Engel ſich hingewendet, ſo daß er unter Philiſtern ein Halbphiliſter geworden ſey. Ueber dieſe Anſicht erſchöpfend zu reden, erfordert mehr Worte, als für jetzt hier ſtehen ſollen, und ſo mag ſie auf ſich beruhen, aber den Beweis, welchen er vorbringt, kann man leicht als ganz verfehlt darthun. Sein Urtheil iſt nämlich auf die von Goethe geſchaffenen Charaktere gegründet, und die, welche eine ſogenannte ideale Richtung haben, ſind ihm göttlicher Abkunft, die andern gehören dem Lande der Philiſter an, z. B. Gretchen im Fauſt iſt von der erſten Art, Wagner von der zweiten. Abgeſehen davon, daß die poetiſche Kraft und Kunſt in gleichem Grade erforderlich iſt für jeden richtig dargeſtellten Charakter, welches auch ſeine Richtung und ſein ſittlicher Gehalt ſeyn mögen, kann kein Menſch bei ruhiger Ueberlegung ernſtlich behaupten wollen, eine Figur, welche zur Darſtellung einer Idee erforderlich iſt, ſey auch dann zu tadeln, wenn ſie zu dieſer Darſtellung richtig in Anwendung gebracht iſt. Das Urtheil über ein Kunſtwerk hat zuerſt die Idee

des Ganzen in Betracht zu ziehen, dann aber die einzelnen Theile, aus welchen das Ganze besteht, in Beziehung auf dieses, und schließlich die Bildung derselben an und für sich. Neben Faust, welchem die Welt zu eng ist, steht die beschränkte pedantische Figur, Wagner genannt, welche mit dem kleinsten zufrieden ist, und sich mit der Hülse begnügt, an den Kern gar nicht denkend, und so dient er Faust zur Folie, und ist keineswegs aufgestellt, um uns Freude an seinem Bestreben zu erregen und uns zum Muster zu dienen, sondern als Gegenstand, deßen Wesen Tadel verdient. So lange daher Görres die in Faust im Ganzen dargestellte Idee nicht als prosaisch und philisterhaft nachweist, hat er mit Wagner allein nichts nachgewiesen, sondern uns ein verfehltes Urtheil aufgestellt. Zerfällt, könnte man fragen, auch der Don Quixote in zwei ungleiche Theile, in Don Quixote selbst und Sancho Pansa, oder ist der köstliche Taugenichts Fallstaff ein Product der Prosa? Wäre der Maler, welcher den Sieg des Göttlichen über das Gemeine, oder den Sieg des Himmlischen über das Höllische zur Anschauung brächte, insofern er das Gemeine und Höllische malt, ein Philister? Nimmermehr! Deßhalb muß man eingestehen, daß Görres das, wogegen er bei Goethe eine Abneigung empfindet, falsch formulirt hat, und daß er, so lange er eine Mignon, ein Gretchen, ein Klärchen u. s. w. anerkennt, zu ganz andern Erörterungen schreiten muß, um Scheingründe für das Prosaische und Philisterhafte aufzutreiben.

Gehen wir über zu Börne, so ist bei diesem nicht nur Abneigung, sondern sogar ein starker bitterer Haß gegen Goethe vorhanden, welcher in dem letzten Ausbruche sich blind und maaßlos kund giebt. Auch bei diesem Manne folgt der Haß und die gänzliche Verkennung des Dichters consequent aus seiner Natur und nebenbei aus seinem Streben. Er ist Humorist, und sein Streben hat nicht Kunst und Wissenschaft zum Hauptziel erkoren, sondern das öffentliche Leben und die menschliche Gesellschaft. Der Humor ist die eigenthümliche Stimmung, in welche der Mensch durch ein warmes, reizbares, allen Berührungen, selbst den leisesten, stark

erzitterndes Herz, verbunden mit hellem Verstande, versetzt wird. Die Art des Humors ist es, sich durch Explosionen des Witzes wieder ins Gleichgewicht zu setzen, und das gekränkte Gefühl sich spottend ergehen zu laßen, selbst über das Liebste und Theuerste. Obgleich der Humor die Objectivität, welche zu einem Urtheile gehört, nicht nothwendig ausschließt, so ist er derselben doch gefährlich, und das reizbare Herz macht sich oft den Verstand unterthan, und benutzt seine Schärfe zum subjectiven Urtheile. Gesellt sich, wie bei Börne, die Richtung auf das öffentliche und gesellige Leben dazu, und zwar so ausschließlich, so sind ungerechte Kunsturtheile kaum zu vermeiden. Börne hatte immer an dem Menschen Goethe und seinen Gesinnungen, sowohl den in seinen Schriften kund gegebenen als auch den anderweitig ausgesprochenen, viel auszusetzen, und ließ den Haß, den er in sich aufgereizt, zu Gerichte sitzen über den großen Dichter, wie er auch von Horaz nicht nach Würden spricht, weil derselbe nach seiner, obendrein völlig unwahren Meinung, die Suppe gekocht bei dem Feuer des Augustus, oder wie es sonst heißt. Es wäre nicht uninteressant zu sehen, wie Börne über Horaz urtheilen würde, wenn er die Gesinnungen dieses Dichters aus seinen Schriften erkennen sollte, zumal da in ihnen eine so sehr würdige, unabhängige, männlich edle Gesinnung zu sehen ist, verbunden mit wahrer Vaterlandsliebe und ächter Menschenfreundlichkeit, welche stark contrastirt mit dem intoleranten Dünkel und der feigen Dummheit vieler modernsten Maulhelden und Spectakelmacher. Doch über Goethe waren die früheren Urtheile, wenn gleich hart und nur als humoristische Funken eines originellen Geistes interessant, nicht so maaßlos ausgesprochen, als das letzte in dem Immondezajo des Morgenblatts, welches vom bittersten Haße eingegeben, den Verfaßer als bis zur Unwahrheit verblendet zeigt. Er sagt nämlich: Goethe's Frauencharaktere seien polizeiwidrig, mit welcher Ansicht er offenbar im hastigen Anrennen weit über das Ziel fortgerannt ist, sich nicht bemeistern könnend, nachdem er einmal in den Schuß gekommen. Mignon, Klärchen, Gretchen, Iphigenie, die Prinzessin,

Leonore Sanvitale u. ſ. w. ſind, wie Börne ſelbſt recht gut weiß, nicht polizeiwidrig, und wenn er dieſen Ausſpruch auf Philine, (Ottilie?) u. ſ. w. anwenden will, ſo würde er in die Literatur ein Kriterium einführen wollen, welches weit reichen könnte. Wohl iſt es wahr, daß die Kunſt den Schmutz nicht zu adeln ſuchen ſoll, und daß ſelbſt die Wahrheit häßlicher Gegenſtände ihr Einführen in die Kunſt nicht rechtfertigt, wie ſchon Aeſchylus in der Unterwelt dem Euripides, auf deßen Entſchuldigung, die Geſchichte der Phädra, welche er behandelt, ſey wahr geweſen, richtig bemerkt, daß die Kinder, die Lehrmeiſter haben, um ihnen zu ſagen, was recht iſt, und die Alten die Dichter. Eben ſo wahr aber iſt es, daß die Kunſt auch Leidenſchaften und Untugenden, welche vom Laſter und Schmutz zu trennen ſind, ſchildern darf und ſoll, wenn der Zweck und die Idee des Kunſtwerks es mit ſich bringt. Dem Unſittlichen ſoll Goethe in dem Wilhelm Meiſter und den Wahlverwandtſchaften vorzüglich gefröhnt haben, und auch Börne müßen dieſe bei ſeinem heftigen Ausſpruch beſonders vorgeſchwebt haben, doch muß er wegen des Jean Paul, den er über alles verehrt, gegen den letztgenannten Roman weniger heftig auftreten, da ja der mit tauſend Gefühlſpitzen ſtets nach dem Himmel taſtende, weiche Liebling Börne's ebenfalls Wahlverwandtſchaften geſchrieben, nämlich Siebenkäs, den Armenadvocaten, deßen Ehe auf eine Weiſe aufgelöſt wird, welche, wenn einmal von der Sittlichkeit die Rede ſeyn ſoll, mehr beleidigen kann, als das tragiſche Ende der Goethe'ſchen Wahlverwandtſchaften. Doch wegen der humoriſtiſchen Darſtellung und den Ergüßen ſentimentaler Weichheit überſah man dies bei Jean Paul, und erſt bei der ſcharfen Zeichnung und der vollkommnen plaſtiſchen Darſtellung Goethe's, welche von allen überflüßigen Nebenwerken frei iſt, erkannte man die Idee in ihrem Weſen und nahm Anſtoß. Doch es iſt Zeit, dieſe Betrachtungen abzubrechen, denn das Geſagte kann hinreichen, die Urtheile von Novalis, Görres und Börne zu erklären, während man das Gebell der kleinen Kläffer auf des großen Dichters Grabe auf ſich beruhen laßen kann.

Friedrich Schlegel's Geschichte der alten und neuen Literatur.

(Friedrich Schlegel's Werke, erster und zweiter Theil: Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen, gehalten zu Wien im Jahre 1812. Wien, 1822. Bei Mayer und Comp.)

Gleiche Aufgabe hat der Darsteller der Literaturgeschichte mit dem der Weltgeschichte; denn wie dieser die Entwicklung und Gestaltung des menschlichen Geistes in der That nachweist, so dieser im Wort. Nicht unmittelbar schaffen, sondern auffaßen, was andere geschaffen, sollen beide, und werden ihr Ziel um so sicherer erreichen, je weniger sie von Liebe oder Haß zu dem Betrachteten sich überwältigen laßen, weil dies die zur Anschauung erforderliche Ruhe nothwendig stören muß. Dem schwankenden Blicke wird dann mancher Zug anders erscheinen, als er ist und als er dem ruhigen Auge sich würde gezeigt haben, und manches Wesentliche wird übersehen werden. Sucht aber der Geschichtschreiber in der Darstellung zugleich seine Gesinnung zu zeigen und die Geschichte nicht in dem weitern Sinne der Belehrung, die in ihr selbst liegt, sondern unmittelbar zum Beweise des von ihm für gut oder bös Erachteten zu benutzen, so wird er leicht, bei der Menge des Stoffs und der Allgemeinheit vieles Einzelnen, eine solche Auswahl treffen können, daß die beabsichtigte Lehre daraus hervorgeht. Diese gemischte Gattung wird jedoch mehr dem moralischen als historischen Zwecke dienen, ja dem historischen durch unvermeidliche Verfälschung in mancher Hinsicht schaden.

Zu der letztern, gemischten Gattung von historischen Schriften sind die literärhistorischen Vorlesungen des Herrn Friedrich Schlegel zu rechnen, welche die Richtungen in der Entwicklung des menschlichen Geistes, die von ihm für heilsam erachtet werden, überall

aufſuchen und auf alle Weiſe aufzufinden ſtreben, ſolche als Wahrheit anpreiſend; wogegen, was des Verfaſſers Beifall nicht hat, entweder geradezu als Irrthum, oder doch verwerflich, wenigſtens gering und unwerth hingeſtellt wird. Nationalgefühl und geoffenbarte Religion werden hier als die Grundlagen, auf der die Literatur ruhen müße, aufgeſtellt; welche Anſicht gewiß, auf eine minder einſeitige Weiſe, als geſchehen, entwickelt, ſehr zu preiſen wäre. Allein der Verfaſſer hat ſie auf eine Art durch die ganze Literatur durchgeführt, die oft der unbefangenen Würdigung des Gegebenen Eintrag gethan, und woraus überall hervorbricht, daß es vorzüglich auf unſere Zeit abgeſehen iſt, um ihr eine Richtung zu geben, die auf den angegebenen Grundlagen beruhe, jedoch noch etwas näher beſtimmt und enger begränzt. Denn nicht ſowohl Nationalität im Allgemeinen, ſondern vielmehr in monarchiſcher und ariſtokratiſcher Form, ſo wie ferner nicht Religion im weitern Sinne, ſondern hierarchiſche Staatsreligion treten hier überall als die vermeinte Heilsordnung hervor. Kunſtwerke der Schrift, die ſich auf das allgemein Menſchliche beziehen, werden deßhalb in dieſen Vorleſungen als minder gut bezeichnet, und alles, was ſich Nachtheiliges an ihnen entdecken läßt, oder was ihren Ruhm etwas herabſetzen könnte, beigebracht; andere dagegen, die ſich nationale Gegenſtände oder die geoffenbarte Religion zur Bearbeitung erwählten, auch wenn ihr edles Streben mißlungen iſt, werden mit Enthuſiasmus geprieſen, das, was ſich etwa Gutes auffinden läßt, in das glänzendſte Licht geſtellt, über das Verfehlte aber glimpflich und entſchuldigend hinweggeſchlüpft.

Vor allem, ſagt der Verfaßer, habe er die Literatur in ihrem Einfluße auf das wirkliche Leben, auf das Schickſal der Nationen und den Gang der Zeiten darſtellen wollen, und bemerkt, daß hier, wie in allen ſeinen früheren Verſuchen ſein Beſtreben dahin gegangen ſey, zu einer vollkommnen Scheidung und rechten Erkenntniß des Guten und Böſen kräftig mitzuwirken. Das Gute und Böſe aber eigentlich zu begründen, hat der Verfaßer nicht unternommen, ſondern ſeine Anſicht als Wahrheit, das ihr Entgegenſtehende als Irrthum

und Lüge vorausgesetzt, so daß ein Machtspruch von oben herab durch das ganze Buch herrscht, der zwar bei der trefflichen Schreibart desselben eine zuversichtliche Ruhe und Gleichmäßigkeit über das Ganze verbreitet, nicht prüfende Leser leicht überwältigend, der aber den ernstlich Belehrung Suchenden von vorn herein mit Mißtrauen gegen die historische Glaubwürdigkeit des Buchs erfüllen muß. Schwer ist die Anklage der Vernunft, die ihr selbstständiges Streben nach der höchsten Erkenntniß als Irrthum und Lüge im Allgemeinen bezeichnet und den Menschen als einzig glücklich darstellt, wenn er sich einem Glauben ergiebt, der doch, soll er nicht ein blinder d. h. ein des Menschen unwürdiger seyn, erst durch die Vernunft zur lebendigen Ueberzeugung werden kann. Nirgends drückt sich der Verfaßer bestimmt hierüber aus und vermeidet schlechterdings jede gründliche Erörterung dieser höchsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes; doch leuchtet es oft genug durch, daß das Gefühl in dem Höhern entscheiden soll, wodurch aber, ohne rechte Anwenwendung der Vernunft, eine gränzen- und formlose Schwärmerei entsteht, woran Manche gelitten haben (denn mehr ein Leiden als ein Thun ist sie zu nennen), die der Verfaßer gern so darstellen möchte, als wären sie auf dem rechten Wege gewesen. Auf diese Weise und in so beschränkender Absonderung werden Religion und Nationalität, deren gehörige Anwendung in der Literatur unerläßlich ist zu ihrem Heil, eine Hemmung des menschlichen Geistes in seinem Streben nach größerer Entwicklung; ja eine Literatur und Bildung in dem Sinne dieser Vorlesungen würde in einen so behaglich eingezäunten Zustand versetzen, daß bei dem natürlichen Hange zu gemächlicher Ruhe, die Völker zu einem bedeutenden Grade von Geistesträgheit herabsinken würden, wozu aber schwerlich die Anlagen des Menschen bestimmt sind. Bei dem Durchgehen der Vorlesungen werden wir die genannten An- oder vielmehr Absichten des Verfaßers nachweisen.

Sehr richtig hat der Verfaßer erkannt, daß die philosophische Bildung der Völker in einer Literaturgeschichte eine bedeutende Stelle

einnehmen müße, da ja die Kunſtbildung innig verwebt iſt mit der Ausbildung der ſämmtlichen moraliſchen Kräfte eines Volkes. Daß es der Literatur nachtheilig ſey, wenn ſich die höheren Stände der Geſellſchaft von ihr entfernen, und daß auch der Einfluß der Frauen ihr heilſam ſey, ſind unbeſtreitbare Wahrheiten, die der Verfaßer aufſtellt; denn je allſeitiger das Gebiet der Literatur wird, um ſo mehr wird ſie ein edles Bild und eine kräftige Anregung des menſchlichen Geiſtes ſeyn. Alles wahrhaft Menſchliche muß in ihren Kreis aufgenommen werden, wenn ſie zur Vollkommenheit gedeihen ſoll; und auch aus dieſem Geſichtspunkt erſcheinen die beabſichtigten Beſchränkungen des Verfaßers, als weniger den Adel des Geiſtes anerkennend, ihn auf einer Mittelſtufe von erreichbarer Vollkommenheit zurückhaltend.

In der erſten Vorleſung wird die griechiſche Poeſie bis auf Sophokles geſchildert, in der zweiten die ſpätere griechiſche Literatur, Sophiſtik und Philoſophie nebſt dem alexandriniſchen Zeitalter. Die Schilderung der griechiſchen Poeſie iſt, obgleich geiſtreich, doch einer der ungenügendſten Theile dieſes Werkes, indem man nirgends eine klare Anſicht von ihr erhält, und das wenige Gegebene noch vielfach ſo eingerichtet iſt, daß es die Lieblingsanſichten des Verfaßers im Politiſchen und Religiöſen unſerer Zeit zur Nutzanwendung aufzufinden ſtrebt. Wie überall zu großem Nachtheil einer richtigen Würdigung der Geiſteserzeugniße die Kunſt von dem Verfaßer hintangeſtellt, die ſittliche Seite dagegen hervorgehoben worden, welche jedoch nur in Verbindung mit jener eine wahre Kritik gewährt, ſo auch in der griechiſchen Literatur, wo dieſes Verfahren leichter irre führt, als anderswo. So iſt auch ohne Erwägung der verloren gegangenen Dichter nicht immer das ſittliche Beſtreben der noch vorhandenen genau zu beſtimmen, weßhalb wir die Bruchſtücke und was uns über ſie überliefert worden, nicht allein um den Reichthum der Literatur zu überſehen, ſondern auch um den übrig gebliebenen nicht manches Falſche anzudichten, einer ernſten Prüfung unterwerfen müßen. Ueber den ſittlichen Standpunkt, den der Verfaßer dem

Homer und Hesiod, den ältesten Denkmalen des griechischen Geistes, die uns erhalten sind, anweist, können wir nicht mit ihm übereinstimmen. Es heißt von beiden: „es ist diese Götterlehre (des Hesiod) eigentlich ein entschiedener Materialismus, zwar noch nicht als System, als angebliche Wissenschaft und Philosophie, aber in dichterischer Einkleidung und dem Volksglauben sich anschließend. — Von Homer läßt sich dies nicht sagen, wenigstens tritt eine solche durchaus materielle Ansicht in ihm nirgends deutlich hervor. Es ist vielmehr in seinem durchaus bloß menschlichen Gemälde, wo die Götter bloß als Gestalten der dichterischen Einbildungskraft erscheinen, fast gar keine Beziehung sichtbar auf das, was wir in einem philosophischen und allgemeinen Sinn Religion nennen würden, oder solche irrige Ansichten, die deren Stelle vertreten sollen. Es ist nicht Unglaube, Abläugnung oder eine verwerfliche materielle Auffaßung dieser Verhältniße, sondern vielmehr gänzliche Unwißenheit und kindliche Unbefangenheit, aber doch eben wie bei Kindern, hier und da mit einem schönen Gefühl, mit einer glücklichen Ahnung und mit einem einzelnen Lichtblick verbunden. — Wir also würden, nach unserer Ansicht, die Götterlehre des Hesiodus dem strengen und gerechten Tadel der alten Philosophen gern preis geben, vom Homer dagegen ungleich günstiger urtheilen." Die Philosophen tadelten besonders, was die Götter unsittlich und lächerlich darstellte, und sie lächerlich darzustellen, that die homerische Poesie mehr, als die hesiodische. Wie der Verfaßer die homerische Poesie im Verhältniß zur Vorzeit betrachte, hat er nicht deutlich genug an den Tag gelegt, und er scheint das Verhältniß dieser Poesie zu der zunächst untergegangenen Hierarchie nicht anzuerkennen, wiewohl in der zweiten Auflage der Verfaßer der Annahme einer Priesterherrschaft bei den Griechen nicht widerstrebt. Vieles beweist, daß sie war, bis Heldengeschlechter dem blutigen Cultus reformirend eine andere Gestalt gaben. Von da an bildete sich, nach der Vollendung im Homer zu urtheilen, die Religion, die früher mehr auf den Ausdruck der Idee gezielt, wie sich aus so vielen Symbolen ergiebt,

immer menſchlicher aus, und brachte durch den Contraſt einer würdigen Idee von Gottheit mit den in menſchlichen Verhältnißen ganz anders ausſehenden Naturreligionsbegriffen, Gelegenheit zum Komiſchen und zur Ironie in die Mythologie. Viele Ideen verloren ihre frühere Bedeutung und nahmen, dem echten Sinne abgeſtorben, eine Geſtalt an, die, zumal wenn Erklärung und Deutung hinzukam, Mährchen erzeugen mußte, die ſpaßhaft genug ausſahen; und die Götter liefen dadurch Gefahr unter dichteriſcher Behandlung, vorzüglich in Berührung mit den Menſchen gebracht, zuweilen mehr das Gefühl des Lachens als der Ehrfurcht zu erwecken. Auf einem Standpunkt den Menſchen gegenüber, der oft etwas Komiſches hat, ſehen wir die Götter in den homeriſchen Gedichten, in welchen wir jenes Vernichten der Bedeutung und das Umbilden zu bloßen Menſchen, mit all ihrem Thun und ihren Leidenſchaften, vollendet erblicken. Dies Verfahren iſt keine kindliche Unbefangenheit zu nennen, ſondern ein heitres, halb ironiſches Spiel mit Weſen, an die man in der Geſtalt, in der man ſie zum Vorwurf ſeiner Behandlung gemacht, nicht glaubt, ſondern wo man das Vorgefundene als mährchenhafte Uebertreibung erachtend, kein Bedenken trägt, ähnlichen Ton in einer wenig ernſthaften Weiſe anzuſtimmen. In Heſiod iſt dagegen das Beſtreben, den Fabeln, die ſchon die homeriſche Behandlungsart erfahren, eine naturphiloſophiſche Erklärung zu geben; was nahe lag, da die griechiſche Religion wirklich nur Naturanbetung war, und keines Sterblichen Weisheit aus ihr eine geoffenbarte oder auch nur eine von höherer Ahnung machen wird. Dieſe Lehre iſt natürlich materialiſtiſch; denn ſie ſetzt die Materie mit einer inwohnenden Kraft, die aber nur die der Natur iſt, als das Einzige, was es giebt, und was der Menſch anbeten kann. Anthropomorphiſtiſch geſtalten ſich dieſe Naturreligionen immer, weil die Wirkungen der Materie als von einem Handeln ausgehend betrachtet werden, und weil der Menſch ohne höheren Begriff ſich keine mit Willen handelnde Kraft außer der menſchlichen denken kann, und ſo ſich in die Materie überträgt und einen gemiſchten anthropo-

morphistischen Materialismus gestaltet, für welchen nichts gefährlicher ist, als wenn er zu einem völlig ausgebildeten Menschenthum wird und in dem Kreis aller Schwächen desselben sich bewegt. Von dieser Seite hat die homerische Poesie der griechischen Religion unter allen Dichtungen am meisten geschadet.

Unter allen bekannten Heldengedichten ist überhaupt keins, welches einen weniger tiefen und religiösen Hintergrund eröffnete, als die homerischen Gesänge. An den Göttern ist durchaus nichts Heiliges, und der schneeige Olymp regt keine hohe Ahnung in dem Herzen der Menschen; denn dahin kommen sie ja nie. Der Tod eröffnet keine weite Aussicht, kein dunkles Geheimniß, und keine seelige Erwartung umgiebt das Lebensende mit einem heiligen Schauer; sondern alles Glück in diesem Leben findend, preist der Schatten des Gestorbenen ein selbst in Taglohn hingebrachtes Daseyn auf Erden, wenn es auch mit mancherlei Mangel verknüpft ist, glückseelig gegen das Loos jenseits. Aller höherer romantische Schwung wird dadurch gelähmt, und der Nachruhm ist das Einzige, was noch begeistern kann zum Heldenthum; was freilich ein höchst edles, aber keineswegs ein wahrhaft romantisches Princip bildet. Späterhin werden wir zwar den Verfaßer die homerischen Gedichte unter die romantischen setzen sehen, und die gänzliche Unstatthaftigkeit dieser Annahme weiter erörtern. Es ist freilich nicht gerade nöthig, daß in einem Heldengedicht mit deutlichen Worten von dem Göttlichen und von den Erwartungen der menschlichen Seele die Rede sey; aber dann muß, soll anders eine romantische Aussicht darin seyn, in dem Sittlichen der Personen eine auf Höheres sich beziehende Kraft, eine Seite des Gemüthes, die, nicht auf das Irdische gerichtet, wie der tief liegende Pulsschlag einer höheren Ahnung erscheint, sich vorfinden; um ihr Handeln und Leben muß sich, wie ein heiliger Anhauch des Geheimnißes, das Weben einer dunklen Ahnung ziehen. So bleibt dem Gedichte wenigstens das Echo des Romantischen, weil der Mensch wie von höherem Geiste getrieben erscheint, und nicht die irdische Befriedigung als das Vollendete und Letzte sich

darstellt. In den homerischen Liedern ist auch nicht die leiseste Spur, nicht der allerfernste Nachhall einer höheren Ahnung, sondern jeder ist auf das Irdische gerichtet mit ganzem Herzen, daß er das Leben genieße, eh jene traurige Oede mit dem Tod eintrete. Aber das Leben der Griechen auf einer gewißen Bildungsstufe ist mit solcher Vollendung vorgestellt, alle Gestalten so richtig gezeichnet, ein so gesundes heiteres Leben überall verbreitet, und alles menschliche Begehren und Thun mit so unnachahmlicher Naivetät vor Augen geführt, daß die Harmonie und frische Gegenwart jener Gedichte sie zu einem erquickenden Quell dichterischen Genußes und zu einem ewigen Vorbild poetischer Darstellung machen.

Der Verfaßer trägt kein Bedenken, in dem Namen Homeros die Ansicht der Griechen von der Eigenthümlichkeit seiner Gedichte zu finden; denn weil alles darin mit so viel Wohrheit geschildert sey, so soll er, als Bürge der Wahrheit, „der Bürge" geheißen haben, diese Bedeutung nämlich soll der Name haben. Allein wo Namen gedeutet werden sollen, muß in zweifelhaften Fällen, und der Name des Homer ist wahrlich zweifelhaft genug, die Analogie zu Rathe gezogen werden, um zur Wahrscheinlichkeit zu gelangen, die aber hier nicht zu Gunsten des Verfaßers entscheidet. Denn vom Gesange werden wohl die Dichter benamt, wie Hesiodos, Musäos, oder sie erscheinen als Priester einer Gottheit in ältester Zeit, wie Orpheus, Melampus, Olen; aber von dem Charakter ihrer Poesie in der vermeinten Art wäre außer diesem einen kein Name ertheilt worden, und darum können wir es auch hier nicht annehmen. Weit wahrscheinlicher ist es, doch wollen wir auch dies nicht verbürgen, daß Homeros Sänger im Allgemeinen bedeutet, welcher die Lieder zusammenfügt, so die einzelnen Sagen betreffen. Wir würden dies gar nicht berührt haben, wenn nicht der Verfaßer eine Neigung zeigte, mehr Bedeutung in manchem zu finden, als wir zu suchen bei vielem berechtigt sind. Denn gerade bei Gelegenheit des Homer wird noch eine Vermuthung aufgestellt, die durch nichts unterstützt werden kann, und doch einen bedeutenden Moment

zum Gegenstande hat. Pisistratus nämlich habe vielleicht nebenbei, so meint der Verfaßer, durch Sammlung der homerischen Gedichte, die Gefahr der wachsenden Persermacht im voraus fürchtend, den Sinn der Griechen durch Andenken hoher Thaten auf dem Schauplatz, woher die Gefahr drohte, aufmuntern und stimmen wollen. Was aber berechtigt uns, bei Pisistratus eine solche politische Voraussicht und ein fein durchdachtes Mittel, der künftigen Gefahr entgegenzuwirken, anzunehmen? Wahrlich einzig stünde dieser Zug von Politik in der alten griechischen Geschichte und würde wohl überall vergebens sein Gegenstück suchen. Später werden sich noch mehrere ähnliche Conjecturen uns darbieten, denen es bei allem Scharfsinn doch zu sehr an einleuchtenden Beweisen fehlt.

So wenig wir den Standpunkt Homer's nach allen Seiten richtig dargestellt glauben können, eben so wenig scheint uns der Geist und Gehalt des Aeschylos in das rechte Licht gesetzt. Der Verfaßer stellt diesen Dichter dar als klagend über das Versinken der ursprünglichen Erhabenheit und Größe der Natur und der Menschen zur Schwäche und Gemeinheit. Dies Bild, viel zu allgemein entworfen, scheint mehr vom Einzelnen abstrahirt zu seyn, als hervorgegangen aus einer Prüfung des innern Zusammenhangs seiner Werke. Bei jeder großartigen Phantasie muß die Wirklichkeit, die überhaupt mit den Gebilden derselben im Widerspruch steht, oder als klein erscheint, viel verlieren; aber davon bis zur Klage über Versunkenheit zum Gemeinen ist noch eine Kluft, oft ist es auch nur eine perspectivische Täuschung. Das sichtbare Wohlgefallen am Großartigen und der in dem gefeßelten Prometheus ausgesprochene Trotz mögen bei Beurtheilung der äschylischen Poesie leicht zu obigem Urtheil Veranlaßung geben; gegen welches sich aber bei näherer Prüfung bedeutende Zweifel erheben, die zum wenigsten die Allgemeinheit jenes Urtheils sehr beschränken. Bei dramatischen Werken pflegt man vorzüglich den Charakter der handelnden Personen ins Auge zu faßen und daraus ein sittliches Urtheil zu bilden, woneben das Kunsturtheil häufig als das unter-

geordnete erſcheint; welche Verfahrungsweiſe aber nur vorzüglich anwendbar iſt, wo Charakterſchilderung der überwiegende Zweck des Dichters iſt. In der griechiſchen Tragödie dagegen müßen wir zuvörderſt darauf achten, ob ein Stück in eine Trilogie gehöre, und welches die Idee derſelben ſey, wornach ſich dann erſt der Werth der einzelnen Stücke beſtimmen läßt. Von Aeſchylos haben wir noch eine ganze Trilogie erhalten, die Oreſtie, deren Bau eine große Vollendung der Kunſt zeigt, und aus der die Idee einer hohen, ewigen, in dunkelm Geheimniß waltenden Macht der Gerechtigkeit auf erhabene Weiſe ſpricht. Die Idee des Schickſals, das den Unſchuldigen zum Schrecklichen treibt, erſcheint hier überall als in des Menſchen Bruſt gegründet und als ſeine eigne That, ſo gern er ſie auch auf den feindlichen Dämon ſchieben möchte. Ja verſöhnend und den Abgrund der Verbrechen, der lange offen ſtand, mild ſchließend erſcheint hier die Gottheit, die nur den Frevler, früher oder ſpäter, erfaßt. Dieſe Trilogie bietet demnach für obiges Urtheil keine Gewähr. — Die Perſer ſind eine Art hiſtoriſches Drama, das aber mehr ein dramatiſches Anſehen hat, als daß es wirklich ein ſolches iſt, denn die Niederlage der Perſer ſchildernd, dient es nur zur Verherrlichung Athens. So behandeln die Schutzflehenden auch nur die Sage von dem Niederlaßen des Danaos in Argos; in den Sieben gegen Thebe dagegen herrſcht wieder die Schilderung des Menſchen und des Schickſals, das in ſeiner Bruſt liegt, vor. Zwei Brüder, in wildem Haß entbrannt, morden ſich und reißen viele mit ins Verderben; aber obgleich hier viel Wohlgefallen am Kriegeriſchen und überhaupt große Kraft erſcheint, ſo findet ſich doch kein Zug, der dem obigen Urtheil zu einiger Beſtätigung gereichen könnte. Nur in dem einzigen Prometheus ſehen wir Trotz gegen die neuen Götter und Klage über die untergegangene Titanenwelt. Aber hüten wir uns wohl, aus dieſem Stück, das das mittlere Drama einer Trilogie bildete, einen Schluß über den ſittlichen Gehalt der äſchyliſchen Poeſie zu ziehen. Ein Freund des Recenſenten hat die Trilogie des

Prometheus nach den Bruchstücken und der Sage auf eine scharfsinnige und geistvolle Weise in ihrem Zusammenhange construirt, wornach, wenn es dem Publicum mitgetheilt seyn wird, die Ansicht von dem gefeßelten Prometheus eine Aenderung erleiden muß, indem die Idee dieser Trilogie in dem nothwendigen Maaß der Gerechtigkeit zur sittlichen Weltordnung besteht. Wir sehen daher die äschylische Poesie mehr von der Idee der ewigen Gerechtigkeit und sittlichen Weltordnung, vor der kein Frevel besteht, erfüllt, als von der Klage über die Versunkenheit zum Gemeinen. — Da wir im Ganzen mit der Schilderung von Sophokles und Euripides übereinstimmen, so unterlaßen wir einzelne Einwendungen und Erörterungen.

Ueber die dorische Poesie versucht der Verfaßer kein Gemälde aufzustellen nach den überlieferten Nachrichten, sondern charakterisirt Pindar, weil uns von ihm allein noch eine bedeutende Anzahl Werke erhalten ist. Die Schilderung desselben umfaßt die Weise und das Verdienst des Dichters, erkennt aber, genau angesehen, doch das Bewundernswertheste in seinen Siegshymnen nicht an. Denn darin, daß Pindar, um die Sieger der Kampfspiele zu preisen, auf das Lob der Heldengeschlechter, aus denen der Sieger stammte, ferner der Stadt, der er angehörte, u. a. m. überging, erblickt der Verfaßer die Veranlaßung zu manchen gewaltsamen Uebergängen. Allein diese Gewaltsamkeit der Uebergänge ist mehr scheinbar; denn gerade darin ist Pindar so bewundernswerth, daß er seinen Liedern eine so feine, innere Beziehung zu geben verstand, die überall eine hohe Besonnenheit beurkundet und die Meinung, die wohl mancher wegen Pracht und Kühnheit seiner Rede gehabt, als sey er ein in wilder Begeisterung hervorsprudelnder Dichter gewesen, hinlänglich zurückweist. Ist die Idee einer pindarischen Hymne uns klar geworden, so sehen wir alle Theile sich zu einem harmonischen, mit Weisheit geschaffenen Kunstwerk ordnen; und von dieser Seite Pindar in sein rechtes, seinen Werth hauptsächlich bestimmendes Licht zu setzen, haben neulich zwei geistvolle Philologen, Böckh und Dissen, auf scharfsinnige Weise unternommen und überraschend

viel geleiſtet. Nur einer ſolchen würdigen Exegeſe kann es gelingen, die Alten in ihrem wahren Geiſt und Kunſtwerth zu zeigen. Pindar iſt der Vorwurf gemacht worden, den Perſern, Griechenlands Feinden, geneigt geweſen zu ſeyn, worüber der Verfaßer ſich folgendermaßen vernehmen läßt: „Der Vorwurf, der dem Pindar gemacht wird, läßt ſich wohl erklären aus der auch in ſeinem Gedichte ſichtbaren Abneigung gegen die Volksherrſchaft, die ſchon damals in Griechenland manchen gewaltſamen Ausbruch veranlaßte und noch größere Verwilderung ahnen ließ; und aus der Vorliebe für die königliche Gewalt und die bei den doriſchen Völkern überwiegende Herrſchaft des Adels. Dieſe Form der Verfaßung aber, die Monarchie und die Hoheit des Adels, erſchien im Alterthume wenigſtens nirgends in einem ſo glänzenden und ſo milden Lichte, als in dem perſiſchen Kaiſerthum (?), das, wie ſehr auch einzelne Herrſcher ihre Gewalt mißbrauchten, im Ganzen durchaus auf hohe Begriffe und edle Sitten gegründet war."

Alſo wenn Pindar jene vaterlandsverrätheriſche Geſinnung gehabt hätte, ſo verdiente er dafür keine Sylbe des Tadels, ſondern eine ſchmeichelhafte Erklärung, wie er dazu gekommen, alſo doch immer noch ein indirectes Lob, weil er ja nur zu Gunſten der Monarchie und des Adels das Vaterland gern an den fremden Unterdrücker verrathen hätte! Ein von dem Individuum für edel gehaltener Zweck kann doch nun und nimmermehr ein nach allen ſittlichen Grundſätzen für ſchändlich geltendes Mittel oder auch, wenn die That fehlt, ſchlechte Geſinnung adeln. Eine heilſame Richtſchnur des Handelns giebt jedem das Geſetz und der altgeheiligte ſittliche Grundſatz, und wenigſtens in Beziehung auf andere hat keiner ein Recht, davon abzuweichen, wenn er ſich auch befugt dünken mag, für ſich davon zu halten, was ihm beliebt. Wir können darum in jenem beſchönigenden Paragraphen über Pindar's landesverrätheriſche Geſinnung nur einen Flecken dieſes Buchs ſehen, den wir übrigens weit entfernt ſind dem Willen des Verfaßers zuzuſchreiben, ſondern nur der hier nicht gerathenen Darſtellung.

Die gelungenste Schilderung im Gebiete der griechischen Literatur ist die der Philosophie, die in ihren beiden bedeutendsten Aeußerungen auf eine klare, einleuchtende Weise erörtert wird; eben so vorzüglich sind späterhin die Wirkungen der platonischen Philosophie, in Verbindung mit orientalischer Denkart, unter der Form des Neuplatonismus, geschildert. Nur in den Ansichten über Sokrates scheint der Verfaßer seinen Lieblingsmeinungen nachgegeben zu haben, wohin auch die gehört, überall etwas der Aristokratie Günstiges aufspüren zu wollen. Darum soll Sokrates dem aristokratischen Principe geneigt gewesen seyn, was vorzüglich daraus gefolgert wird, daß mehrere seiner Schüler und Nachfolger die spartanische Verfaßung gelobt haben. Allein wenn ein solcher Beweis überall schwach erscheinen würde, so ist es besonders bedenklich, in einem Staate, wo die Politik jeden so unmittelbar berührte und wo immer Veranlaßung war, diese oder jene Gesinnung zu faßen, einen solchen Schluß zu ziehen. Statt die historischen Ansichten zu erweitern, können Vermuthungen der Art nur verwirren; und da man auf solche Weise vieles angeblich Neue erblicken kann, so laufen wir Gefahr, die Geschichte mit unsern eignen Gesinnungen auszustatten und die Helden derselben zu Vehikeln unserer Lieblingsmeinungen zu machen. Sokrates selbst giebt uns keinen Grund, ihm jene Gesinnung beizulegen. Er that, was ihm als Bürger oblag, mit Ernst und Fleiß, lebte einfach und suchte seine Mitbürger von dem Hochmuth der Wißerei zu heilen, die nur aus künstlich gefügten Scheingründen zusammengebaut, den Menschen abhielt, zur wahren Erkenntniß seiner selbst zu kommen. Daß wir das Höchste nicht deutlich erkennen, sondern nur ahnen können, war seine Lehre; und mit jener heitern Ironie, die ihm eigen war, nannte er die Ahnung des Höheren seinen Dämon, der ihm jene poetischen Bilder eingebe, mit denen er die geistige Anschauung darstellte. Wer die Gesetze und Pflichten, als für das menschliche Zusammenleben nothwendig, heilig achtet, wie Sokrates gethan, und dabei, wie er, überall nur den eiteln Schein der Lüge zu zerstören sucht, einfach und prunklos, ohne eingebildete

Wißerei lebend, dem mag wohl jedes leidenſchaftliche, ſelbſtſüchtige Treiben mißfallen, komme es, von wem es wolle; er, leidenſchaftslos in dieſer Hinſicht, mag am wenigſten wünſchen, daß der Staat von Unverſtändigen regiert, von Parteien umhergetrieben werde. Aber von welcher Einrichtung er das wahre Heil erwarte, müßen wir billig von ihm ſelbſt vernehmen und, wenn er darüber ſchweigt, nicht entſcheiden wollen. Soll einmal die Vermuthung hier Raum haben, ſo iſt nicht abzuſehen, warum man nicht lieber annehmen ſollte, Sokrates habe, als ein der Einfachheit des Lebens zugethaner Mann, die Einrichtung für die Beſte gehalten, in welcher kein Prunk doriſcher Edlen ſtattfindet, und in welcher kein perſiſcher Kaiſer, wenn auch nur zuweilen, ſeine Gewalt mißbrauchen kann. Wir wollen daher glauben, bis ein hiſtoriſches Zeugniß uns eines beßern belehrt, Sokrates ſey weder Demokrat noch Ariſtokrat geweſen, ſondern wenn er denn ſchlechterdings etwas der Art ſeyn mußte, bloß Hautokrat, d. i. Selbſtbeherrſcher. Auch in der Anſicht von unſerm Daſeyn und der Erwartung nach dem Tode ſehen wir dieſem Weiſen eine Geſinnung beigelegt, die des gültigen Beweiſes ermangelt. Bekanntlich hieß Sokrates, als der Tod ihm nahte, ſeine Freunde dem Aeskulap einen Hahn opfern, worin der Verfaßer den Gedanken, dies Leben ſey nur eine Vorbereitung auf ein höheres, ausgedrückt glaubt. Dem Aeskulap opferten die Geneſenden einen Hahn; mithin kann Sokrates nichts anders damit ausgedrückt haben, als daß er im Begriff ſey von einer Krankheit zu geneſen. Daß das andere Leben das wahre, das auf Erden nur eine Vorbereitung ſey, liegt nicht in den Worten, und nirgends wird uns etwas von dieſer Anſicht des Sokrates berichtet. Den Tod hielt er für kein Uebel, aber auch dann nicht, wenn es gar keine Fortdauer der Seele gäbe, weil ein ſchmerzenloſer Zuſtand kein Uebel zu nennen ſey; das Leben aber, das in jenem Ausdruck als Uebel bezeichnet wird, konnte von ihm, auch ohne Glauben an ein beßeres, ſo angeſehen werden, da es ja nie ohne vielfache Beſchwerden, Bedürfniße, Schmerzen und Irrungen iſt. Nirgends aber wird

uns davon berichtet, daß Sokrates klar ausgesprochen habe, was er über die Fortdauer der Seele entschieden denke, noch viel weniger, daß er das Leben für eine Vorbereitung zu einem beßern halte; was auch in jenem Ausspruch nicht liegt, und daher, als etwas, was wir nicht wißen, nicht in ein Gemälde sokratischer Denkart und Philosophie aufgenommen werden kann.

Gegen die Sophisten wird der verdiente Tadel ausgesprochen, aber die Vorwürfe scheinen doch etwas zu stark, und es möchte vielleicht nicht alles Böse auf ihre Rechnung kommen, das zu ihrer Zeit herrschte. Da der Verfaßer überall in diesen Vorlesungen den Zweck hat, unsere Zeit von dem, was er für recht hält, zu belehren, damit sie die gewünschte Richtung nehme, so konnte er nicht anders als die wirklichen oder auch nur vermeinten Sophisten, die er nicht undeutlich für das positive Uebel unserer Zeit hält, schärfer rügen, als vielleicht sonst geschehen wäre. Denn es ist schwer zu glauben, daß die Sophisten das Verderben einer Zeit erzeugen, sondern sie selbst werden vielmehr durch die Auflösung der sittlichen Grundsätze hervorgerufen und wirken nun freilich, da sie so ganz zeitgemäß reden, viel Böses; aber als die ersten Schöpfer desselben können sie nie gelten. Griechenland ging unter, weil der Organismus des Staatskörpers von einem unheilbaren Uebel angegriffen war, das in Herrschsucht der einzelnen und Zwietracht aller bestand; und so mancher Staat aus andern Ursachen, ohne daß Sophisten — in dem Sinne des Verfaßers nämlich — mitwirkten; denn wie die Krankheiten des menschlichen Körpers mannichfaltig sind, so auch die der Staatskörper, von denen nicht alle an Hitze, sondern auch manche an Kälte verscheiden.

In der dritten Vorlesung erhalten wir einen Abriß der römischen Literatur, deren Hauptcharakter mit einem treffenden Zuge geschildert wird, daß er nämlich in dem hohen Gefühl der Würde des römischen Staates bestehe und den römischen Schriften bei aller Nachahmung eine stolze Haltung und ein eigenthümliches Gepräge gebe. Den ältern Zeiten Roms schreibt der Verfaßer mit Niebuhr

ein Heldengedicht zu, woran wir aber mit dem scharfsinnigen Beurtheiler der römischen Geschichte von Niebuhr zweifeln. Die alten Römer hatten, wenn wir auch die Erzählungen, die darüber vorhanden sind, mit dem günstigsten Auge ansehen, keine Heldenvorzeit, sondern waren ein Filialstaat der italischen Staaten (Sabiner, Latiner u. s. w.), ohne Wanderung in die Ferne, ohne wunderbare Schicksale, ohne Ableitung der Heldengeschlechter von Göttern, ja wohl eigentlich ohne Heldengeschlechter. Die kleinen Kämpfe der Römer in der Nähe der kleinen Stadt (und einer solchen, die noch obendrein schroffe Gliederung ihrer Bürger hat) waren wohl nicht geeignet, eine Nationalsage von solchem Umfang hervorzubringen, daß ein Epos daraus hervorgehen konnte, das auch dann immer noch ein sehr historisches hätte werden müßen. Sodann aber böten die Römer das Beispiel dar, das in seiner Art einzig wäre, daß nämlich ein Volk in kurzer Zeit, und zwar in einer, wo Kriege oft mit Glück geführt, das Andenken heroischer Thaten frisch erhalten mußten, oder wo bei Unfällen der Muth damit gestärkt werden konnte, alles Gedächtniß dieser Lieder gänzlich verloren hätte, daß selbst die Frucht, die ein solches Gedicht für die Bildung zur Poesie im Allgemeinen hat, hier nicht zu Tage gekommen wäre. Denn wir sehen nur Bauern und Krieger im ältern römischen Volke, unbekümmert um Poesie und nicht aufgelegt, ihre Ausübung zu begünstigen. In Erwägung alles dieses kann man gerechten Zweifel gegen jene Ansicht hegen. Die Literatur der Römer ist ganz und gar aus Nachahmung der griechischen erwachsen und nie völlig in das Leben dieses Volkes übergegangen; was vorzüglich eben daran lag, daß kein nationales Gedicht vorhanden war, und daß keine eigenthümliche Philosophie sich gestaltete; denn nur durch beides vermag eine Literatur in einem Volke feste Wurzeln zu schlagen.

Daß die Römer der Tragödie ermangelten, sucht der Verfaßer aus Gründen herzuleiten, die wohl schwerlich als die wahren sich ausweisen möchten. „Mußte nicht auch, heißt es, bei einem Volke, wo in großen Kampfspielen oft Hunderte von Löwen oder Elephan-

ten, Gladiatoren zu Tausenden zu einer blutigen Belustigung und Augenweide aufgeopfert wurden, die Empfänglichkeit für die geistigern Schmerzgefühle des hohen Trauerspiels abgestumpft werden?" Daß dieß ein wahrhaft bedeutender Umstand, den angegebenen Mangel zu erklären, sey, bezweifeln wir, weil bei dem Menschen alles auf den Gesichtspunkt, die Sachen zu betrachten, ankommt. Ein bloß körperliches Schauspiel nimmt den Sinn nur für die Aufmerksamkeit auf Stärke und Gewandtheit in Anspruch, und bei gänzlichem Mangel geistiger Anregung erscheint der Tod des Gladiators, der überdieß als geringer an Bürgerwerth angesehen wird, was für den geistigen Eindruck von höchster Wichtigkeit ist, mehr gleichgültig und sinnlich, als daß er fähig wäre, ein wirkliches Interesse für die Persönlichkeit des Getödteten zu erwecken. Wir haben das Beispiel an unsern Soldaten vor Augen, von denen manche einem Fremden (also ohne Begeisterung fürs Vaterland) aus bloßem Wohlgefallen am Soldatenstande dienen und die Schlachtfelder voll Leichen, das grauenvollste Schauspiel, das es geben kann, gleichgültig und kaltblütig ansehen, für die Rührungen der Tragödie aber dadurch nicht abgestumpft werden. An den sinnlichen Eindruck gewöhnt sich der Mensch, und die Tragödie ist ja auch nicht durch Mord und Abschlachtung ergreifend, sondern dadurch, daß das Schicksal sich vor unsern Augen entwickelt, das einen Menschen, der uns auf irgend eine Weise als erhaben interessirt (nicht einen erkauften Sclaven), in Schuld verstrickt, ergreift. Dies ruft die geistigen Gefühle aus ihrer Ruhe auf und ergreift die Seele mit unwiderstehlicher Gewalt, weil ein Höheres in das Leben eintritt, und unser Daseyn in einer geheimnißvollen Macht beruhend erscheint. Der Grund liegt vielmehr in dem Leben und der Richtung des römischen Volkes, das nun einmal keine eigenthümliche Poesie hatte, selbst keine lyrische, die doch von allem Aeußern am unabhängigsten ist. So wie sie in allem Literärischen die Griechen nachahmten, so auch in der Tragödie, die sich nur da eigenthümlich entwickeln kann, wo vielseitige poetische Uebung vorhergegangen ist. Aber die

griechiſche Tragödie war ſo ganz aus dem Leben der Griechen hervorgegangen, in ihren Feſten und der Religion begründet, mit dem Chore als weſentlichem Beſtandtheil zur Ausbildung gelangt, daß an andern Orten, wo nicht gleiche Bedingungen im Leben lagen, nichts davon, in Nachahmung vorgebracht, ins Leben übergehen konnte. Nur als erſter Anlaß zur eigenen Schöpfung und im Einzelnen als Muſter kann dieſe Dichtung dem Fremden dienen, jede ſtrenge Nachahmung iſt verunglückt und wird es immer, weil ihre Wurzel nur in ihrem heimathlichen Boden grünt. Die neuere Komödie der Griechen kann überall nachgeahmt werden, denn ihr Geiſt iſt Schilderung des Lebens und ſeiner Verhältniſſe; aber auch ſie hat, obgleich durch italiſche Anfänge zu einer Komödie begünſtigt, die Römer nie über bloße Nachahmung erhoben, und liefert demnach einen zwar indirecten, doch nicht zu überſehenden Beweis dafür, daß der Mangel an Tragödie in den literäriſchen Verhältniſſen Roms lag. So wie wir daher den obigen Grund des Verfaßers ablehnen, ſo glauben wir auch nicht mit folgender Erklärung über den Stoff zur römiſchen Tragödie einſtimmen zu können. „Immer möchte es ſonderbar ſcheinen," fährt der Verfaßer fort, „warum bei ſo vielen Verſuchen in der tragiſchen Dichtkunſt die Römer den Stoff dazu faſt nie aus der vaterländiſchen Geſchichte oder Sage entlehnten, da doch ſelbſt die Tragödie der Neuern jene Gegenſtände, die in ſo hohem Grade poetiſch und nicht undramatiſch ſind, den Kampf der Horatier, die That des Brutus, oder die Selbſtüberwindung und veränderte Geſinnung des Coriolan gewählt, und ſo der Poeſie, was urſprünglich ihr Eigenthum war, wieder zugewandt und zurückgegeben hat? Ueber dieſe Frage giebt der eigenthümliche Charakter dieſer hiſtoriſchen Dichtung einen ganz befriedigenden Aufſchluß. Das in dieſen Sagen ſich ausſprechende patriotiſche Gefühl ſtand der Gegenwart für die dramatiſche Darſtellung noch zu nahe. Die Geſchichte Coriolan's mag zum Beiſpiel dienen. Wie hätte wohl ein römiſcher Dichter dieſen Patricier in ſeinem ganzen anfänglichen Uebermuth gegen die Plebejer nach der Wahrheit darſtellen

können, zu der Zeit als die Gracchen das römiſche Volk von demſelben patriciſchen Uebermuthe zu befreien ſtrebten? Welche Erſcheinung hätte der verbannte Coriolan auf dem römiſchen Theater machen können, wie er etwa im gerechten Unmuth die Vaterſtadt mit bitterer Rede und nicht ohne treffenden Tadel ſchmäht, zu einer Zeit, wo der edelſte und freigeſinnteſte unter den letzten Römern, Sertorius, in der Verbannung unter den unbezwungenen luſitaniſchen und ſpaniſchen Völkern lebend, von dort aus das Vaterland zu retten und ein neues Rom zu gründen trachtete?" u. ſ. w. So wie die Alten im Heldengedichte nur einen mythologiſch hiſtoriſchen Stoff für zuläßig hielten bis in ſpätere Zeit, ſo auch in der Tragödie, was ſchon im Urſprung derſelben begründet lag. Selbſt bei den Griechen, die im Trauerſpiel eine hohe Kunſtvollendung und Gewandtheit erlangt, bildete ſich das eigentlich hiſtoriſche Trauerſpiel nicht aus; denn Aeſchylos Siegslied über die Schlacht bei Salamis hat, ſo wenig wie deßen Vorgänger, eigentlich hiſtoriſchen Geiſt. Wie hätten nun die Römer, die das mythologiſche Trauerſpiel ſich nicht anzueignen verſtanden, auf das ſchwerere hiſtoriſche kommen, und wo hätten ſie die dazu erforderliche Uebung und Gewandtheit erhalten ſollen? Wir müßen daher dem ganzen Verhältniß und Gange der römiſchen Literatur zuſchreiben, was der Verfaßer aus beſondern Gründen herleiten will. Von Horaz und Properz heißt es, ſie hätten wohl die Kraft beſeßen zum Abfaßen eines Heldengedichts, wenn ſie ſich dieſer Gattung hätten widmen wollen. Da dieſe aber ſich zu anderen Gattungen wandten, ſo ſoll nun Virgil, vorzüglich wegen der Aeneis, der nationalſte unter den römiſchen Dichtern ſeyn; mit welchem Urtheil der wohl ſchwerlich übereinſtimmen kann, deßen Meinung nicht aus allzugroßer Begierde nach nationalen Heldengedichten, ſchon durch das bloße gutgemeinte Streben darnach beſtochen wird. National iſt doch nur dann die Poeſie, wenn ſie das Leben und die Geſinnung des Volkes ausdrückt und abſpiegelt, und Geſtalten auftreten läßt, aus denen das vaterländiſche Gefühl ſpricht. Davon iſt nun in der Aeneis

nichts, gar nichts zu finden, sondern statt deßen Nachahmung des Homer und griechische Götterscenen, die sich um einen ganz frommen, aber für einen Helden gar zu friedlich bürgerlichen Mann, den Aeneas, in dem man die Tugenden eines Privatmannes wahrnimmt, in einem Zirkeltanz drehen. Das Beste an diesem nicht römisch-nationalen Gedicht sind die Stellen, wo die Leidenschaft der Liebe geschildert wird, in welchen wirklich Kraft und Feuer ist. Im übrigen kann man sich nicht erwehren, es gleich von vorn herein zu bedauern, daß dem bescheidenen, guten Aeneas nicht eine seiner sanften häuslichen Gemüthsart zusagende Ruhe zu Theil geworden, anstatt so umhergetrieben zu werden in Lagen, in welchen Helden sich beßer ausnahmen.

Die glänzendste Seite der römischen Literatur findet der Verfaßer mit Recht in der Redekunst und Geschichte; denn diese beiden kamen mit dem Leben in so unmittelbare Berührung, daß sie bei einem thatenreichen Volke mit öffentlichem Leben sich kräftig entwickeln mußten. Auch darin stimmen wir gern bei, daß Cicero's Styl, als zu prunkvoll, nicht unbedingt nachzuahmen sey, sondern daß andere, z. B. Cäsar, vorzuziehen seyn möchten. Cicero ahmte die Griechen nach und suchte ihre Redefülle sich anzueignen, wie er z. B. in dem Buche de natura Deorum sich rühmt, die griechische Reichhaltigkeit in Bezeichnung derselben Sache durch mehrere Benennungen, die den Gedanken nuanciren, erreicht zu haben; allein in der Natur der römischen Sprache liegt es, daß sie den griechischen Ausdruck nicht überall mit Glück nachahmen kann. Letztere ist weit flüßiger in den Worten und für die Zusammensetzung der Perioden weit mehr dialektisch ausgebildet, als die römische, die bei geringerer Beweglichkeit leicht, wenn sie der griechischen folgen will, statt eines reichen Redeflußes ein unnatürliches Pathos und Aufschwellen zeigt. Von Livius heißt es, daß er in der Sprache vollkommen sey, und daß die Kunst der Geschichtschreibung nach der rednerischen Form in ihm vollendet erscheine. Dies Lob pflegt man dem Livius zu ertheilen; doch obgleich meist verdient, bedarf es

einiger Einschränkung. Auch in der Wahl der Reden, die er den historischen Personen in den Mund legt, zeigt dieser Geschichtschreiber den Mangel an Kritik, den man so häufig an ihm wahrnimmt. Nur wenn die Reden in der Geschichte so genau mit dem Handeln der Personen und mit der Lage der Dinge übereinstimmen, daß man in ihnen die Motive der Begebenheiten und ein richtiges Auffaßen der äußern Umstände erblickt, nur dann können sie als paßender Schmuck der ausführlichern Geschichte gelten, insbesondere der republikanischen. Im Sallust sehen wir diese genaue Uebereinstimmung, und werden deßhalb nicht in der Anschauung der Begebenheiten durch die Reden gestört; wohl aber ist dies bei Livius in dem Zeitraum, wo der Staat noch gering und erst in der allmähligen Entwicklung begriffen war, der Fall. Wenn wir die Leute in Rom prachtvolle Reden von der Würde des Staats halten hören, als sey aller Glanz und alle Kraft in Rom zu Hause, indeßen die kleinsten Balgereien, Verwüstungen der Aecker und ungeregelter Bauernunfug vor den Thoren Roms den Text zu jenen Gloſſen bilden, so kann man sich eines komischen Gefühls nicht erwehren. Die Darstellung überwiegt bei Livius überhaupt die historische Auffaßung.

In der vierten Vorlesung wird die Epoche unter Hadrian und der Einfluß der orientalischen Denkart auf die abendländische Philosophie vortrefflich geschildert. Die mosaischen Bücher und die Poesie der Hebräer, so wie die Religion der Perser, folgen hierauf. Der Vergleichung der persischen und hebräischen Religion können wir nicht beistimmen, da beide, möchten sich noch so viel Vergleichungspunkte im Aeußern darbieten, doch in ihrem innern Wesen verschieden sind, weil die persische Religion wirklich nur Naturanbetung, die hebräische dagegen Offenbarung im eigentlichsten Sinne ist. Ob sich der Materialismus der Naturreligion feiner gestalte, oder im ausgebildeten Anthropomorphismus sich uns vollendet sinnlich darstelle, ist nur Unterschied der Form, nicht des Wesens und Gehaltes. Die Perser beteten im Feuer ein Element an, das, auch

noch so fein und geistig verstanden, doch nur Element bleibt, und Ormuzd und Ahriman, so sehr sie auch der hebräischen Lehre von Gott und dem Teufel ähnlich erscheinen, sind doch nur Licht und Finsterniß mit den daran geknüpften Ideen von Leben und Tod, vom Guten und Bösen. Nicht von Ormuzd geschaffen ist Ahriman, sondern steht als böses Princip neben ihm; aber in der hebräischen Religion ist auch der böse Geist ein von dem über allem, als dem von ihm Geschaffenen, stehenden Schöpfer, gleich den übrigen Geistern, erschaffen, und nur durch Abfall böse geworden. Nicht der Tod und die Finsterniß sind in dieser Lehre das Böse, sondern der Hochmuth, wenn das Geschöpf, das nur sich auf den Schöpfer als Mittelpunkt beziehen und nur in dieser Harmonie glücklich werden kann, sich losreißt von dem Höchsten, sich selbst das Höchste seyn will, und so verloren geht. Da nun die persische Religion nie den Schöpfer und das Geschaffene ganz zu trennen vermochte, so müssen wir sie für materialistisch halten, und es kann keine eigentliche, wesentliche Vergleichung mit der hebräischen stattfinden.

Nach diesen mancherlei Betrachtungen versucht es der Verfaßer in der zweiten Auflage, den Leser bestens zu unterhalten über das alte Testament (später auch über das neue), und es werden alle Geheimnisse der Form und Construction der heiligen Urkunden nachgewiesen. Dies wollen wir alles übergehen und nur daraus bemerken, was über die hebräische Sprache gesagt wird. „Die Aspiration ist am überwiegendsten im Hebräischen und den ihr verwandten Mundarten, und dieser vorherrschende Anhauch des höheren Geistes drückt sich auch in dem durchgehends begeisterten Ton der prophetischen Sprache aus, wie selbst in den grammatischen Formen der eigenthümliche Gebrauch, die Anknüpfung durch den Artikel, oder das Verbindungswort in den Präfixen, die persönliche Beziehung aber in den Suffixen mit dem Hauptworte zu verschmelzen, noch mit diesem aspirablen Princip und Charakter zusammenhängt.“ Aus diesen Worten scheint hervorzugehen, daß der Geist vorzüglich in der Luft, die wir ein- und ausathmen, bestehe; denn in nichts

anderm besteht die Aspiration, und diese soll ja doch dazu beitragen, die hebräische Sprache zu einem würdigen Vehikel der Offenbarung zu machen. Es wäre demnach kein bildlicher Ausdruck, wenn es in der Bibel heißt, Gott habe dem Menschen einen lebendigen Odem in seine Nase geblasen. Doch scheint diese Hypothese von der Göttlichkeit des Windes etwas gewagt.

Die fünfte Vorlesung ist den Indiern gewidmet, die sechste einem Rückblick auf Europa, in der siebenten aber wird über die älteste deutsche Poesie und das Mittelalter gehandelt, welches der Verfaßer von dem ihm oft gemachten Vorwurfe der Barbarei zu rechtfertigen sucht. Hier vermißt man jedoch zuvörderst eine Erörterung des Begriffs der Barbarei und eine genauere Sonderung der Zeiten und Länder. Denn nur durch Anerkennung und gehörige Würdigung der eigenthümlichen Bildung und des Geistes der Völker des Mittelalters läßt sich ermessen, welche Stufe von Aufklärung stattfand. Der Verfaßer sucht darzuthun, daß die Wissenschaften nie ganz in jenen Zeiten untergegangen, und daß sie immer durch Abschreiben fortgepflanzt worden seyen. Wenn wir die Sache von dieser Seite erwägen und die classische Bildung zum Maßstab annehmen wollen, so muß die Vertheidigung schwach ausfallen. Denn was entscheidet es für die Bildung der Völker, wenn Einzelne Schriften abschreiben, wozu sie zunächst durch den Zusammenhang mit Rom und der lateinischen Sprache in der Kirche veranlaßt werden? Was liegt an einem todten Schatz von Handschriften, wenn kein Funken der darin enthaltenen Weisheit die Völker erleuchtet? Die hellenische Bildung schließt eine Aufklärung in sich, von der im Mittelalter nichts zu gewahren ist, weil von einer philosophischen Ausbildung und literärischen Entwickelung, die sich auf das ganze Volk verbreitet und selbst des Geringsten Eigenthum in einigem Grade wird durch die Sprache und die allgemeine Denkart, hier nicht die Rede seyn kann. Aber Barbaren sind doch die Völker jener Zeiten nicht zu nennen, weil sie insoweit ausgebildet waren, daß sie der religiösen Erkenntniß und Andacht nicht unfähig und

in den ihre nächsten Verhältnisse betreffenden Dingen von hellem Verstande waren. Mit kräftigem Natursinn wußten sie sich das Leben zu gestalten, und seine Verwickelungen oft scharfsinnig zu entscheiden. So sehr daher auch hier mancher Unterschied zu machen ist, so kann man doch im Allgemeinen das Mittelalter charakterisiren, als mit natürlichem Verstand und kräftigem Naturſinne begabt und in Leben und Religion das Gute entfaltend, das aus jenen beiden hervorgeht; dabei aber der literärischen Entwickelung und philosophischen Ausbildung, wie sie bei den Alten oder später bei den Neuern Statt gefunden, entbehrend. Dies war freilich ein bedeutender Nachtheil, weil der Geist auf diese Weise in vielen Dingen nicht ausgebildet ward, wodurch Selbsterkenntniß und höhere Einsicht geschmälert werden mußte. Zwar meint der Verfaßer, man solle bedenken, daß die literärisch reichsten Zeiten nicht immer die moralisch besten und größten und politisch glücklichsten seyen, was wir an Rom als Beispiel sehen könnten. Literärischer Reichthum ist immer Folge eines angeregten geistigen Interesses und beweist das Nachdenken und die Beschäftigung des Geistes, zeugt mithin von einem nicht dumpfen Zustande. Freilich kann sich auch dieser Reichthum in moralisch verderbten Zeiten finden; allein dies kann ihn doch im Allgemeinen nicht verdächtig, und Zeiten ohne denselben annehmlich machen. Allerdings kann der Mensch auch ohne besondere Geistesbildung, in den Verrichtungen des Lebens geübt und mit einem weiter nicht überlegten, von außen eingeprägten Glauben an Gott, in Befriedigung seiner verschiedenen Appetite ein ganz behagliches Leben führen, wie das Volk der Phäaken, bei dem sich immer am Herde der Spieß dreht; aber das kann nicht das Würdigste seyn, was der Mensch nach seinen Anlagen erreichen soll. Auf Kosten des Geistes darf kein Eldorado der Behaglichkeit erkauft werden, soll man sich nicht den Vorwurf am Ende machen, das anvertraute Gut der Vernunft vernachläßigt und nicht unserer Bestimmung würdig gelebt zu haben, die in diesem irdischen Daseyn die Entwickelung unsers ganzen Selbst umfaßen muß. Das Bei-

spiel von Rom paßt wenig oder vielmehr nicht; denn dieser Staat verdankte zu keiner Zeit der Literatur einen Einfluß auf seine Existenz und hat eigentlich nie literärischen Reichthum besessen, so wenig als je eine eigenthümlich ausgebildete Philosophie; sondern das Ganze war aus der Fremde geholt, nur theilweise in Rom gewurzelt, aber nie in ein dem Staate verderbliches Unkraut ausgeschlagen.

Unter den Liedern, die Karl der Große sammeln ließ, will der Verfaßer, wenn auch nicht der Form, doch zum Theil dem Inhalte nach, das Nibelungenlied und Heldenbuch verstehen. Eginhard sagt nur, Karl habe Lieder, welche die Thaten der Könige enthielten, sammeln lassen; und bei dieser unbestimmten Nachricht muß daher jede Vermuthung über den Sagenkreis, den sie umfaßten, sehr schwankend bleiben, denn bei den Germanen war es schon frühe, nach Tacitus Bericht, Sitte, Heldenthaten in Liedern zu verherrlichen. Sollte Karl nicht vorzüglich auf fränkische Sagen gesehen haben? Sollte Eginhard unter dem Namen „Könige" auch den Attila, um welchen sich doch das Nibelungenlied bewegt, haben mitzählen wollen? Dies und noch manches andre macht uns jene Vermuthung zu ungewiß, als daß wir uns geneigt fühlen könnten, sie für annehmbar zu halten.

Die erste kunstreichere Entwickelung und größere Ausdehnung erhielt die Poesie im Mittelalter durch den sogenannten Minnegesang, den aber der Verfaßer zu weit ausgedehnt nimmt und überhaupt von Liebesliedern versteht. So kann man nicht Petrarca unter die Minnedichter zählen, wie hier geschehen, sondern kann nur unter dieser Gattung die Art Poesie verstehen, welche durchaus in einem gewißen Geiste übereinstimmend an fürstlichen Höfen blühte und sich selbst als Hofpoesie, und zwar als eine kunstreiche, anerkannte, nach Regeln dichtend. So singt Walter von der Vogelweide: „o we hoveliches Singen, Das Dich ungefuege Doene Solten in ze Hove verdringen;" und in diesem Sinne beklagen sich mehrere der spätern Sänger gegen jene „kiunsteloſen Schalke," die sich an den Höfen eingeschlichen, ohne die Kunstregeln des Minnesangs zu beobachten.

Daß selbst die ältesten der uns bekannten Minnesänger gewiße Gesetze der Poetik, von nachahmungswerthen Vorgängern festgesetzt, anerkannten und befolgten, und daß dergestalt eine gewiße Uebereinstimmung und Verbindung unter ihnen gewesen, ist unverkennbar. Eine Kunst nennen sie ihr Dichten, und Meister, die es übten, jedoch natürlich nicht im Handwerkssinne. Petrarca aber, nicht in jener Weise, wenn auch oft in jenem Geiste dichtend und in nichts zu jener Dichtergenossenschaft gehörend, kann darum nicht zu den Minnesängern gezählt werden, so wenig als Sappho, Anakreon, Mimnermos u. a. m., die Liebeslieder dichteten. Der Minnegesang findet sich bei mehrern europäischen Völkern, am vollkommensten entwickelt in Frankreich und Deutschland, aber von einem italienischen Minnegesang, wovon der Verfaßer spricht, kann keine Rede seyn; denn wir finden in Italien im dreizehnten Jahrhunderte nichts anders als einige, ziemlich geistesarme Sänger, die keinen als den von den Troubadours einmal eingeführten Ton anzugeben wußten, und deren Liedern selbst der Reiz der unvergleichlichen provenzalischen Dichtformen abgeht. Die Dichtervereine, die Kaiser Friedrich zu Palermo bildete und unterstützte, waren nichts anders als eine poetische Akademie und würden sich paßender mit dem bürgerlichen Meistergesang, oder den Dichtanstalten zu Toulouse und Barcelona vergleichen laßen. In dieselbe Ordnung gehört auch die castilianische (nicht eigentlich mit dem Verfaßer spanisch zu nennende) Kunstpoesie unter Johann II., gestorben 1454, die sich in noch engern Schranken bewegt, und deren peinliche, geisttödtende Spitzfindigkeiten dem Verfaßer als sinnreiche Gedankenspiele gelten. Mit Unrecht wird der edle Castillejo diesen frostigen Sängern beigesellt. Wenn man die häufigen Berührungen der europäischen Völker unter einander im Mittelalter betrachtet, so muß schon von vorn herein die Behauptung, daß der provenzalische und der deutsche Minnegesang von einander ganz unabhängig, und der letztere ohne allen Einfluß des erstern geblieben sey, etwas verdächtig erscheinen. Bei genauerer Ansicht der Sache ergiebt es sich denn freilich, daß die Behauptung, die deutschen Minnelieder seyen

von den provenzalischen und altfranzösischen „in der Liederform und auch in dem Charakter, in dem Gedankengang und der Gefühlsweise ganz verschieden," der Berichtigung bedarf, und das um so mehr, da diese Behauptung, in sich unbegründet, der bisher gehegten Ansicht entgegentritt. Denn daß dieser Ausspruch sich nicht als das Ergebniß eigner Untersuchungen, die man bei der Unzulänglichkeit der früher bekannten Hülfsmittel von Seiten des Verfassers voraussetzen sollte, bewährt, wird selbst aus einer flüchtigen Ansicht der vor kurzem herausgegebenen Minnelieder der Troubadours offenbar. Man vergleiche die schätzbare Sammlung, die Raynouard veranstaltet hat. (Choix des poésies originales des Troubadours par *M. Raynouard*. III. T. Paris. 1818.) Wesentliche Verwandtschaft beider Literaturen zeigte bereits Bodmer in seinen neuen kritischen Briefen (1763. S. 78 — 98) auf eine unwiderlegliche Weise, und seine Ansicht hat sich in der Hauptsache durch die neuen Proben bestätigt; so daß es fast schwieriger ist, das Abweichende, sowohl in den äußern Verhältnissen der Minnedichter beider Nationen — um bei den Deutschen und Provenzalen zu bleiben; die altfranzösische Liederkunst schließt sich mehr an die provenzalische an, — als auch in dem Inhalt und der Form ihrer Dichtungen zu entwickeln. Hierher ist zu rechnen unter andern, daß den Troubadours Jongleurs als dienende Begleiter auf die Schlösser der Edlen folgten und zuweilen selbst in den Stand der erstern erhoben wurden, indem sie den Ritterschlag erhielten. Davon ist keine Spur bei den deutschen Minnesingern; dies machte aber auch den vornehmsten Unterschied zwischen beiden aus. Denn ob das den Deutschen gleichfalls fremde Institut der Minnehöfe aus der provenzalischen Dichtkunst selbst entsprungen ist, oder inwiefern es mit ihr in Verbindung stand, bleibt vorläufig unentschieden. Manches Abweichende ließe sich noch in dem Formellen der Poesie nachweisen; allein dies erscheint gegen das Uebereinstimmende nur unbedeutend, zumal da sich aus der Verschiedenheit der deutschen und romanischen Sprache manches Ungleichartige ergeben mußte. Beide Völker behandelten

die Poeſie auf dieſelbe kunſtmäßige Weiſe, und bei beiden ſind dieſelben Reim- und Wortſpielereien. (Reimſpielerei z. B. faita, afaita, dezafaita, forfaita, refaita, bei *Guillaume de St. Didier*. Im Deutſchen: feldebere, gebere, offenbere, froeidebere, verbere, gebere, bei Gottfried von Niſen. Wortſpielerei z. B. aman, am, am, am, amar, amors, wiederholt in allen Verſen eines Gedichts des *Rambaud d'Orange*. Eben ſo: lieb, liebe, liebes, liebet, lieber, lieblich, ſechzehnmal in einer Strophe des Chanzlers. Man vergleiche ferner Maneſſ. Samml. I. 19. b. 77. b. 197. a. II. 281. a. u. a. m.) Eben ſo bei Beiden dieſelben Namen für gewiße Dichtarten. (Prov. dansa, ballada, deutſch: Tanz, Reigen. aubada, Taglied; son, Ton, d. h. Melodie u. ſ. w.) Endlich ſind die Gegenſtände gleich und auf verwandte Weiſe behandelt. Viele Ideen werden freilich als Gemeingut aller Völker betrachtet werden müßen; allein andre Züge beweiſen deutlich, daß beide Poeſien „in dem Charakter, dem Gedankengang und der Gefühlsweiſe“ nicht allein nicht „ganz verſchieden,“ ſondern ſelbſt in hohem Grade verwandt ſind. Ob nun aber dieſe Verwandtſchaft im Materiellen wie Formellen zum Theil einer Mittheilung von provenzaliſcher Seite zuzuſchreiben ſey, — denn von deutſcher wäre es unſtatthaft anzunehmen, — verdient eine beſondre Unterſuchung. Der Verfaßer drückt ſich darüber folgendermaßen aus: „Wäre der deutſche Minneſang entlehnt, ſo würden die Sänger doch bisweilen ihre Vorbilder erwähnen.“ Weit entfernt, anzunehmen, der deutſche Minneſang wäre entlehnt, bemerken wir nur, daß ſchon Bodmer an dem angeführten Orte dargethan hat, wie ein Minneſänger, Rudolf von Neuenburg, einen Troubadour nachgeahmt, ohne ihn zu nennen. Doch kann es hier der Ort nicht ſeyn, weiter in dieſe Materie einzugehen, und das Angeführte mag deßhalb hinreichen zum Beweiſe, daß wir nicht ohne Grund von der Anſicht des Verfaßers abweichen.

In der achten Vorleſung ſpricht der Verfaßer von dem Sagenkreis des Artus und der Tafelrunde, von dem Einfluß der

Kreuzzüge und des Morgenlandes auf die Poesie des Abendlandes, den arabischen Liedern, dem persischen Heldenbuche von Ferdusi, der letzten Abfassung des Nibelungenliedes, von Wolfram von Eschenbach und der wahren Bedeutung der gothischen Baukunst, zuletzt von der späteren Poesie der Ritterzeit und dem Gedicht vom Cid. Was die Conjectur von Heinrich von Osterdingen, als vermeintem Abfasser des Nibelungenliedes, betrifft, so wollen wir solche ganz übergehen, wie wir früher eine über Odin übergangen haben, da wir die meisten der in diesem Werke vorgebrachten historischen Vermuthungen als verfehlt betrachten, uns aber hier mehr auf das eigentliche Literärische beschränken müßen. Wo der Verfaßer von dem alten Gedicht vom Cid, von dem man annimmt, es sey etwa 50 Jahre nach dem Tode dieses Kriegers gedichtet, spricht und der komischen Züge erwähnt, die sich oft in Heldensagen eingemischt, sagt er: „Komische Züge der Art sind mehrere im spanischen Cid, z. B. wie er auf eine, freilich nicht ganz zu billigende, Weise, um Geld zum Kriege gegen die Mauren zu erhalten, einem jüdischen Wucherer einen Kasten mit Steinen als einen kostbaren Schatz versetzt; dann das natürliche Wunder, wie nach seinem Tode einer aus diesem Geschlecht dem aufgestellten Leichnam den Bart rupfen will, wo dann durch die Erschütterung das furchtbare Schwert eine Spanne lang aus der Scheide fährt, zu nicht geringem Schrecken des Verwegenen." Allein das Heldengedicht vom Cid enthält den letzten Zug nicht, da es überhaupt nicht den Tod des Helden umfaßt, sondern in den späten Romanzen findet sich eine dieses Inhalts, wo jedoch die Sache keineswegs mit einem aus Cid's Geschlechte sich begiebt, sondern mit einem Juden, der sich, ohne, wie Depping in der Ueberschrift dieser Romanze es erdichtet, einen Hieb bekommen zu haben, alsdann zum Christenthume bekehrt.

Die neunte Vorlesung ist der italienischen Literatur gewidmet und enthält, obgleich die kirchlich-politische Richtung des Verfaßers einigemal sein Urtheil getrübt hat, des Schönen und Belehrenden viel. Bei Gelegenheit des Dante meint der Verfaßer, das Christen-

thum sey nicht für die Poesie, was aber doch wohl so unbedingt nicht gelten dürfte. Freilich zu einem eigentlichen Heldengedicht giebt das Christenthum keinen paßenden Stoff, weil das Epos durchaus historischen Gehalt haben muß. Da jedoch die Poesie den Menschen in einer ewigen geheimen Verbindung mit einer höhern Welt darstellt und das Hereinstrahlen göttlichen Lichts in dieses irdische Daseyn abspiegelt, so muß ihr nothwendig auch die Offenbarung Gottes in Menschengestalt und die damit verknüpfte unmittelbare Eröffnung der ewigen Geheimniße einen höchst herrlichen Stoff darbieten, falls sie es versteht, die rechten Punkte in der Darstellung zu erfaßen. Die Geburt des Heilandes an niedrer Stätte, die Anbetung der Hirten, die nach dem Gnadenkinde ziehenden Könige, die Flucht nach Aegypten, kurz alle die Liebe und Demuth, offenbart inmitten verderbter Menschen, offenbart zu ihrem Heil, bietet nicht nur zu lyrischen Ergüßen, sondern auch zu den lieblichsten idyllischen Darstellungen den edelsten Stoff dar; denn weil Christus neben der göttlichen auch die ganze reinste menschliche Natur hatte, so ist in den Darstellungen seines Wandels die innigste Harmonie des Göttlichen und Menschlichen, wie sie nur die Poesie auszudrücken vermag, erreichbar. Aber nicht gesuchte Bilderpracht und nicht Ringen nach pathetischer Rede wird ein Bild geben von dem, was in Demuth und Einfalt erschienen.

Dante, obgleich religiöser und katholischer Dichter, mithin dem Verfaßer zwiefach zusagend, kommt doch nicht ohne Tadel davon, sondern erhält den Vorwurf „ghibellinischer Härte." Allein statt dem Dante zum Tadel zu gereichen, könnte vielleicht aus diesem Umstand, daß er den Ghibellinen geneigt war, ein nachtheiliges Licht auf die Gegenpartei fallen. Denn wenn ein Mann von tüchtigem Charakter, der von Religion im Innersten durchdrungen ist, so daß seine ganze Seele nur in ihr lebt, dennoch der weltlichen Macht, die gegen die Diener dieser Religion manches einzuwenden hat, sich zuwendet, so muß wohl manches in dem Bestreben derselben liegen, was nicht zur Religion gehört, oder wohl gar ihrem wahren

Geist entgegenläuft. Denn so lange die Geistlichkeit ganz eine der Religion würdige Richtung hat, geht, nach der Anlage der menschlichen Natur, so viel Ehrfurcht von dem Amte auf die Person über, daß Niemand sich gegen sie auflehnt. Sollte daher auch der Ghibellinismus Tadel verdienen, so ist auch die Partei der Welfen, mit der es überall der Verfaßer hält, nicht damit zu verschonen, da sie denselben hervorgerufen und gleich viel Härte dargethan hat.

Ein eigentliches National-Heldengedicht, wornach der Verfaßer überall sucht, und das er, auch wo nur verfehltes Streben darnach gefunden wird, über die Maßen preißt, konnte wegen der politischen Gestaltung der Nation nicht stattfinden, wogegen ihnen nun ein religiöses, seinen Grund in der christlichen Begeisterung habendes Gedicht als Ersatz für jenes geliehen wird, nämlich Tasso's befreites Jerusalem. Etwas, die italischen Sitten, die Volksthümlichkeit, italische Erinnerungen Darstellendes ist nicht darin, und so ist es mehr ein allgemeines Eigenthum der Poesie, als italisches Nationalgedicht. Die virgilische Form und der dadurch gehäufte epische Apparat schadet dem Gedicht, das nur da wahrhaft schön ist, wo es kein Epos ist, nämlich in den Ergüssen von Tasso's liebender Seele; allein in dem Ganzen gewahrt man nicht die eigentliche poetische Beherrschung des Stoffs, so daß es uns als völlig freie, lebendige Dichtung entgegenträte, wie bei Arioste. Diesen aber setzt der Verfaßer unter Tasso und Camoens, weil sein rasender Roland weder Nationales, noch Religiöses umfaßt, und darum muß er selbst unbillige Verkürzung seines Ruhms sich gefallen laßen; denn es heißt, wenn man den Bojardo gelesen, so sehe man, daß bei Arioste doch dasselbe sey, nur in glänzenderer Darstellung. Nachdem Pulci schon in dieser Weise gedichtet hatte, trat Bojardo auf; aber was er geschrieben, wollte gar nicht gefallen, und Berni mußte es erst einigermaßen lesbar zurichten. Woran kann dies liegen, wenn nicht in dem Mangel des poetischen Talents jenes Dichters? Denn daß die Italiener diese Dichtart zu schätzen wußten, bewiesen sie bei Arioste, dem der glänzendste Beifall zu Theil ward. Am Stoff ist

zuletzt wenig gelegen, woher ihn der Dichter nimmt; für die Poesie ist er eine todte Masse, bis der Dichter mit prometheischer Kunst ihm den göttlichen Funken des Lebens vom Himmel zu holen versteht. Wenn es je einen Dichter gegeben, so ist es Arioſt; er ist ganz sicher und leicht in der Behandlung, und das, worüber er gebieten will, ist ihm gleich unterthan; wie ein Zauberer steht er da: so oft er den Stab schwingt, erscheint eine vollendet schöne Welt, dem Meister gehorsam, bis er sie entläßt. Seine Poesie schließt sich um alles, wie ein glänzender Krystall, in dem das Natürliche in verklärter Frische erscheint. Der Stoff seines Gedichts ist von der Art, daß er allen zusagt, und so, wenn auch nicht als nationaler, doch als allgemein menschlicher erscheint; denn Heldenthum und Liebe sprechen alle Herzen in allen Zonen an. Wie nun alles Herrliche leicht durch den Gegensatz des Wirklichen, auch bei aller Liebe, die wir dazu fühlen, die Farbe des Ironischen und der Parodie in der Uebertreibung erhält, so ist es auch hier geschehen, und die Paladine müssen sich nach der Laune des sie übrigens liebenden Dichters bequemen, uns in allerlei komischen Auftritten zu erheitern. Diese Ironie trit oft im Romantischen hervor, weil sie die Liebe zum Gegenstande nicht ausschließt, sondern nur mit der Begeisterung und dem Schönen ein heiteres, argloses Spiel treibt. Daß die Italiener Stanzen aus Tasso's Epos singen, kann nicht für das Ganze zeugen, so wenig als ihn dies irgend über Arioſto erhebt; denn bei diesem trit das Gefühl nicht in einzelnen Ergüßen, wie bei Tasso, hervor, sondern alles Einzelne steht nur da als zu der ganzen Zauberlandschaft gehörig und da seine rechte Stelle findend, während manche Stellen des Tasso, voll Gefühl und schmelzender Liebesglut, eigentlich mit dem befreiten Jerusalem nicht mehr zusammenhängen und nicht mehr in der Idee des Ganzen begründet sind, als mit jedem andern Epos, in das sie als Episoden konnten geschoben werden. Tasso's Concetti würde man mit dem Verfaßer lieber übersehen und entschuldigen, wenn sie nicht in Marino einen so üppigen, widerlichen Nachwuchs getrieben.

Machiavell's große Talente als Geschichtschreiber findet man hier gebührend gewürdigt; doch dürfte man sich versucht fühlen, in der Politik es ihm eher zum Lobe, als zum Tadel anzurechnen, daß er dieser Wissenschaft oder Kunst kein religiöses Princip zum Grunde legte. Denn es möchte am Ende doch wohl hiermit zumeist, so lange die Kirche nicht selbst hinlängliche Macht in den Gemüthern der Menschen hat, um die Forderungen der Religion über die der Politik zu stellen, nur zu einer Heuchelei und Entwürdigung des Heiligen kommen, welcher die weltliche List und Gewaltthat immer noch vorzuziehen und auch eher noch abzutreiben ist, auf keinen Fall aber eine solche moralische Vergiftung mit sich führt, als jene.

Zehnte Vorlesung. Ueber die Literatur der nördlichsten und östlichen Völker in Europa; über die Scholastik und deutsche Mystik des Mittelalters, und über die Reformation, wo uns Luther, wie nach der bisher bemerkten Richtung des Buchs vorauszusehen, nicht als heilbringend geschildert wird. In der fünfzehnten Vorlesung, wo über deutsche Philosophie geredet wird, heißt es unter andern von ihm: „Es liegen, so zu sagen, zwei Welten mit einander im Streit in dieser durch Gott und durch die Natur so starken, so reich ausgestatteten Männerseele, und wollen sie beide an sich reißen. Es ist überall in seinen Schriften wie ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen einem unerschütterlich festen Glauben und seiner eben so unbezwinglichen, wilden Leidenschaft zwischen Gott und ihm selber. Welche Wahl er nun an diesem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von seiner großen Geisteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt, so wie damals, das Urtheil nicht anders als verschieden und ganz entgegengesetzt ausfallen. Was mich selbst und mein Urtheil über ihn anbetrifft, so darf ich es wohl kaum erst erwähnen, daß mir seine Schriften, wie sein Leben, keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir sehen, wie eine große, erhabene Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht und sich zum Verderben neigt." In dieser Art, über Luther

zu reden, wird man gewiß wenig Billigkeit finden, wie man auch über die Reformation selbst denken möge. Ein Kampf des Guten mit dem Bösen war in Luther, wie in allen Menschen; aber männlich kämpfte er das Böse nieder, und nirgends ist die Zerrißenheit und der innere Zwiespalt, oder wohl gar das zu-Grunde-gehen einer starken Natur sichtbar in seinem Leben, seitdem er sich dem Werke der Reformation hingab. Bei der Beurtheilung des Menschen muß schlechterdings alles auf die Ueberzeugung desselben bezogen werden in allem, was nicht dem Gesetze, dem Recht und der allgemeinen Moral zuwiderläuft; und wer wahrhaft aus Ueberzeugung und nicht um der Eitelkeit und dem Hochmuth Genüge zu leisten, ausspricht, was er für heilsam erachtet in wissenschaftlichen und religiösen Dingen, kann unmöglich unter die Naturen gezählt werden, die durch eigne Schuld zu Grunde gehen. Nur festes Vertrauen auf Gott und die Wahrheit kann jene heroische Stärke gewähren, und jene Beredsamkeit, und fromme und fröhliche Liederkraft erzeugen, die ja auch selbst der Verfaßer, der diesen großen Mann so ungünstig darstellt, ihm nicht absprechen kann. Wo das Gute und Böse kämpft, wo nicht eine unerschütterliche Wahrheit im Herzen wohnt, wird durch allen Glanz der Beredsamkeit, durch allen Schimmer der Poesie die Kälte eigner Theilnahmlosigkeit, gleißnerische Flecken der Lüge und inneres Schwanken durchbrechen, welches alles die ärgsten Feinde Luther's selbst mit getrübtem Blicke bisher nicht zu entdecken vermochten. Hat der Verfaßer hohes Seelenglück gefunden durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche, so wollen wir ihm Glück dazu wünschen; kann er die Reformation nicht billigen, so ist dies eine individuelle Ansicht und geht, so lange er ihr nichts Unwahres nachsagt, Niemand etwas an; wohl aber muß man ihm das Recht bestreiten, auf das Gemüth des Mannes, deßen Unbescholtenheit der Reformation so viel werth ist, einen Flecken zu werfen, der, wohl ausgelegt, lautet: sein Werk war Hochmuth und Lüge. Selbst in dem Reiche derer, die in dem von dem Verfaßer sogenannten Irrthum wandeln, kann Luther nicht gezählt werden, da er nicht auf philoso-

phischem Wege reformirte, sondern rein historisch und exegetisch, die Erklärung des Geheimnißes selbst nicht versuchend. Doch geschieht es wohl zuweilen, daß diejenigen im Publicum, welche die spätere, fatale Aufklärerei haßen, wenn sie von der katholischen Partei sind, solche mit der Reformation in eins werfen, und Luther selbst als den Urheber betrachten; aber ganz und gar mit Unrecht, denn die Aufklärerei ist großentheils von der Erweiterung der physikalischen Kenntniße ausgegangen, weil hiermit viel geheimnißvoller Wahn zerstört ward, bis man, dadurch fortgerißen, zuletzt auch das höchste Geheimniß antastete. Ueberhaupt ist die allgemeine Rubrik von Wahrheit und Irrthum, wie sie der Verfaßer angenommen hat, in der Geschichte, wo jede besondre Erscheinung ihre eigne Stelle verlangt, wenig annehmbar, selbst wenn auch das, was er für Irrthum ausgiebt, als solcher überall erweislich wäre.

Elfte Vorlesung. Allgemeine Betrachtung über die Philosophie vor und nach der Reformation. Poesie der katholischen Völker, der Spanier, Portugiesen und Italiener. Garcilaso, Ercilla, Camoens, Tasso, Guarini, Marino und Cervantes. — Bei dem religiösen und nationalen Gesichtspunkte des Verfaßers ließ es sich erwarten, daß das Treffliche der spanischen Poesie ihn besonders ansprechen mußte, und als Nationalpoesie mag man ihr gern den hohen Werth zugestehen, den ihr der Verfaßer beigelegt. Allein im Allgemeinen darf man wohl Bedenken tragen, Calderon's Werke so hoch zu stellen, als hier gefordert wird. Die katholische Richtung wendete den Geist dieses Dichters mehr auf das Bilderreiche der Phantasie, als daß sich ein philosophischer Blick in den Geist des Menschen und in die Tiefen des Gemüths klar bei ihm hätte entwickeln können, und somit entbehren seine dramatischen Stücke, im Ganzen genommen, der Charakterschilderung, d. h. eines der unentbehrlichsten Elemente, wodurch erst die Handlung der Stücke ihre wahre Bedeutung erhält. Nirgends ist uns Blick in die Tiefe des menschlichen Gemüths und in das Schicksal, das, aus der Menschenbrust steigend, geheimnißvoll in das Leben trit, bei Calderon ver-

gönnt; wie wir dagegen bei Shakſpeare, den der Verfaßer unter jenen ſtellt, ein wahres Handeln, aus der Tiefe des Lebens hervorgehend, ſehen. Unverkennbar iſt zwar die große Dichterkraft des Calderon; aber an Shakſpeare, deßen Geiſte durch den Proteſtantismus das Denken und die Philoſophie als weitere Bahn eröffnet war, reicht er nicht, da bunte Bilder und ein milder Liebeshauch jene großartige Auffaßung des Lebens weder zu erſetzen, noch ihr gleich zu kommen vermögen. Für ein romantiſches Heldengedicht würde Calderon beßer gepaßt haben nach der Richtung, die er ergriffen; denn darin brauchen die Geſtalten nur leicht vorüberzuſchweben, und wir wollen darin keine eigentlich handelnden, ſondern mehr von der Liebe und einer blühenden Phantaſie in einer ſonnigen, verklärten Landſchaft und Umgebung umherſchwebende Geſtalten. Uebrigens ſoll uns auch bei Calderon der übertriebene Bilderſchwall, nebſt den langgedehnten Reden, die ſo oft, ſelbſt im entſcheidenden Momente, über Gebühr anhalten und mit ſich ſpielen, nicht als wirklich echter Schmuck erſcheinen, ſondern als eine Mode, der der Dichter huldigte, wie Shakſpeare der Witzelei ſeiner Zeit. Oft ſtehen jene Reden fürwahr den Perſonen, wie bunte Kleider mit ungeheuer langen, flimmernden Schleppen, oder wie die weiten, vielfaltigen Pluderhoſen. Mögen daher auch bei den übrigen Gattungen der Poeſie Proteſtantismus und Katholicismus gleich ſtehen; in der höhern dramatiſchen Gattung muß man jenem, ſowohl aus Gründen der größern philoſophiſchen Freiheit, als auch ſchon allein hiſtoriſch, nach dem Erfolg zu urtheilen, den Vorzug zugeſtehen. Dem niedrigern Drama, dem Komiſchen und Burlesken, iſt dagegen der Katholicismus vielfach günſtig, weil er ſinnliche Darſtellung hoher Gegenſtände gewährt, welches Witz und Ironie zum öftern hervorruft und ein Hauptquell der Parodie wird.

In der portugieſiſchen Poeſie führt uns der Verfaßer einzig und allein die Luſiaden des Camoens vor und lobt ſie auf eine Weiſe; die allerdings von dem Enthuſiasmus des Verfaßers für dieſen trefflichen Dichter zeugt, aber keineswegs für Andre genügen

möchte. Das Sonett, das der Verfaßer einst dem Camoens zusang, mochte wohl in edler Begeisterung dem Dichter als Vorbild dienen:

Des deutschen Ruhms Urkunde aus den Wogen
Empor zu halten, an die Rettung glaubend; —

aber in einer Literaturgeschichte muß doch auch gesagt werden, daß man beim Lesen an dem epischen Gerüste der virgilischen Form und an der übermäßig eingestreuten Mythologie, die sich, in dieser Fülle angebracht, neben dem Christlichen höchst frostig und geziert ausnimmt, sein gutes Theil zu schleppen hat; so daß ein harmonisches Gefühl des Ganzen nicht dabei empfunden wird, was doch am Ende über den Werth eines Gedichts entscheiden muß. Nur einzeln sind die hinreißenden, begeisterten Stellen in diesem Epos; aber auf diese beseeligende Wärme folgt bald wieder der Frost des epischen Apparats und wird um so unangenehmer gefühlt, um so wärmer die vorhergehende Begeisterung war. Davon aber vermag, wie es scheint, der Verfaßer, da er hier von einem Nationalepos, seiner Lieblingssache, handelt, nichts zu sehen, überall nur auf die vermeinte Geringfügigkeit des Arioſto, der nicht den Stoff wählte, der dem Verfaßer heilsam dünkt, zurückkommend, wenn er sagt: „Wie den Schiffer berauschende Wohlgerüche, schon von fern anwehend, in Wellen und Mühsal erquicken und ihm die Nähe von Indien verkünden: so weht ein blühender, ja berauschender Duft durch dieses unter dem indischen Himmel ersonnene Gedicht; es ist der südlichste Glanz darüber verbreitet und, obwohl einfach in der Sprache, ernst in der Absicht und Anlage, übertrifft es an Farbe und Fülle der Phantasie bei weitem den Arioſt, dem er es wagen durfte, den Kranz abzugewinnen." Daß es in Indien gut riecht, ist Camoens Schuld nicht, er hat es wohl beschrieben, aber nicht erfunden; wo aber jene Farbe und Fülle der Phantasie seyn soll, die den Arioſt übertrifft, können wir nicht entdecken, und möchten mit Poins bei Shakspeare fragen: „Eure Gründe, Eure Gründe! wenn wir den herrlichen Arioſt auch da, wo ihn doch sonst gerne jeder als Meister

anerkennt, um seinen Ruhm sollen gebracht sehen. Interessanter und von tieferm Gefühl zeigt Camoens sich in seinen kleinen Gedichten, die aber der Verfaßer ganz übergeht, so wie auch die übrige portugiesische Poesie, von der man gerade durch die Lusiaden am wenigsten, namentlich ihrem eigentlichen Geiste nach, kennen lernt. Bernardin Ribeyro, Saa de Miranda, Ferreira, Rodriguez Lobo, Gil Vicente sind Dichter, die, wo der Geist der portugiesischen Literatur soll geschildert werden, nicht übergangen werden dürfen. Tiefes, schwärmerisches Gefühl für die Natur, Glut der Liebe und eine ergreifende, erhabene Schwermuth sprechen aus ihnen an, so wie aus Camoens kleinen Gedichten, während die Lusiaden halb fremd sind.

Zwölfte Vorlesung. Vom Roman. Dramatische Poesie der Spanier (wovon wir gleich bei der spanischen Literatur in der vorigen Vorlesung gehandelt). Spenser, Shakspeare und Milton. Zeitalter Ludwigs XIV. und französisches Trauerspiel. — Dem Roman zeigt sich der Verfaßer auch weiterhin nicht günstig, und möchte überhaupt die Gegenwart nur indirect dargestellt haben, indem sie in die Sphäre der Sage oder Nationalerinnerung und Vergangenheit übertragen wird. Allein hiermit würde der Poesie eine höchst ergiebige Quelle abgeschnitten. Denn wie der menschliche Geist in allen Verhältnißen des Lebens seine geheimnißvolle Tiefe nicht verleugnet, so bietet er auch immer den reichhaltigsten Stoff zur Schilderung dar; und wenn der Dichter es vermag, unsre nächste Umgebung, den Boden, auf dem wir stehen, von den Adern des wahren, innersten Lebens durchzogen darzustellen, so muß es um so mehr ergreifen, weil es hier um so unmittelbarer uns entgegentrit. Indem die höchste Ahnung und Sehnsucht des Menschen sich in den jedesmaligen Verhältnißen bricht in mannichfaltigem Licht, und das ganze Spiel der Leidenschaften dem Roman zur Schilderung offen steht, ist er eine der glücklichsten, den größten Spielraum gewährenden Formen. Freilich, wo der Roman die Poesie durch perspectivische Täuschung schaffen will, und das Piquante polizeiwidriger Hand-

lungen als Haupthebel gebraucht, etwas Ungewöhnliches uns vor Augen zu bringen, da ist ihm wenig Gutes nachzusagen; aber das Mißgeschick, auch schlechten Producten zur Hülle zu dienen, theilt diese Form mit jeder andern; wo aber das Leben in seinen feinsten Blüthen und Aromen hervorbricht und den Duft höherer Welt weit um sich verbreitet, wie in Liane, Ottilie, Mignon, Heloise, da wird die Gesellschaft und Gegenwart, in der wir leben, höher geweiht, und gleichsam mit Augen sehen wir den Pulsschlag des Göttlichen in unsrer Nähe.

Von dem Romantischen sagt der Verfaßer: „Es beruht dasselbe, nebst der schon bezeichneten innigen Anschließung an das Leben, wodurch es sich als eine lebendige Sagenpoesie von der bloß allegorischen Gedankenpoesie unterscheidet, nächstdem und vornemlich auf dem in dem Christenthum, und durch dasselbe auch in der Poesie herrschenden Liebesgefühle, in welchem selbst das Leiden nur als Mittel der Verklärung erscheint, der tragische Ernst der alten Götterlehre und heidnischen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Phantasie sich auflöst, und dann auch unter den äußern Formen der Darstellung und der Sprache solche gewählt werden, welche jenem innern Liebesgefühle und Spiel der Phantasie entsprechen. In diesem weitern Sinne, da das Romantische bloß die eigenthümliche christliche Schönheit und Poesie bezeichnet, sollte wohl alle Poesie romantisch seyn. In der That streitet auch das Romantische an sich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht. Die Sage von Troja und die homerischen Gesänge sind durchaus romantisch; so auch alles, was in indischen, persischen und andern orientalischen oder altnordischen und vorchristlichen europäischen Gedichten wahrhaft poetisch ist. Jene nordische Schule und ihre Dichtungen unterscheiden sich von dem eigentlich Romantischen nur dadurch, daß sie mehr Reste aus dem Heidenthum behalten hat; daher die größere Naturtiefe des alten Nordens, bei einem geringern Grade von christlicher Schönheit und Verklärung der Phantasie. Wo aber immer das höchste Leben mit Gefühl und ahnungsvoller Begeisterung in seiner

tiefern Bedeutung ergriffen und dargestellt ist, da regen sich einzelne Anklänge wenigstens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freilich erst im Christenthume finden. Auch in den Tragikern der Alten sind die Anklänge dieses Gefühls ausgestreut und verbreitet, ungeachtet ihrer im Ganzen finstern und dunkeln Weltansicht; die innere Liebe bricht in edeln Gemüthern auch unter Irrthum und falschen Schreckbildern überall hervor. Nicht bloß die Kunst ist groß und bewundernswerth im Aeschylos und Sophokles, sondern auch die Gesinnung und das Gemüth. Nicht also in den lebendigen, nur in den künstlich gelehrten Dichtern des Alterthums wird dieses liebevoll Romantische vermißt. Nicht dem Alten und Antiken, sondern nur dem unter uns fälschlich wieder aufgestellten Antikischen allein, das ohne innere Liebe bloß die Form der Alten nachkünstelt, ist das Romantische entgegengesetzt: so wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf das Leben fälschlich dadurch zu erreichen sucht, daß es sich ganz an die Gegenwart anschließt und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie sehr auch die Absicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrschaft der beschränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheim fällt."

Wir haben die ganze Stelle hergesetzt, weil sie einen der wichtigsten literärischen Punkte betrifft, wesentlich bestimmend für die Ansicht über alte und neue Literatur. Das Romantische setzen wir gern mit dem Verfaßer in das angegebene Liebesgefühl, in welchem selbst das Leiden nur als Mittel der Verklärung erscheint, welches jedoch nicht geschehen kann, wenn nicht der Blick in eine höhere Region gerichtet ist, und der Glaube an eine höhere Welt der Liebe und eine Seeligkeit nach diesem irdischen Daseyn alles Erkältende und Schmerzende hienieden mit sanfter Wärme lindert. Und darum können wir dem Verfaßer in der Ansicht, das Antike sey ebenfalls romantisch, z. B. im Homer, in keiner Weise beistimmen. Nur in der Idee des irdischen Lebens ist alles Antike gegründet und darum durchaus unromantisch und der Gegensatz des Romantischen. Nicht

ein einzigesmal tritt im Homer eine höhere, seelige Welt, die nach irdischem Leid uns erwartet, hervor, der schwache Schatten wird einst ein freudenloses Scheinleben haben; und darum mag das Auge sich nicht darauf richten, sondern weilt nur mit Wohlgefallen auf dieser Erde. Die Götter sind bei den Griechen keineswegs ein Quell der Liebe, sondern fast immer der Furcht, neidisch auf das Glück der Menschen und mit dem Geringsten zu beleidigen. Weil die Ansicht höherer Seelenwürde, erzeugt durch den Glauben an ihre hohe Bestimmung, dort fehlte, so konnte auch die Frauenliebe sich nicht über das Sinnliche erheben und nicht den schwärmerischen Charakter einer seeligen Sehnsucht annehmen, wie die Offenbarung des Christenthums sie hervorgebracht hat durch den Glauben und die Lehre von der Liebe Gottes. Selbst im Orient hat diese nie recht Wurzel fassen können, weil, auch bei zuverlässigerm Glauben an die andre Welt, doch nur diese Welt in jener gesucht ward und ihre Freuden nur irdisch sind, wodurch natürlich die Gegenstände nur verschönert, nicht wahrhaft aus der Sinnlichkeit verklärt werden. Die höhere Weihe, die der Mensch durch das Christenthum erhielt, und die, wie wir sehen, alles Leben mit einer edlern, oft schwärmerischen Idee erfüllte, erzeugte auch jenes feine, ritterliche Ehrgefühl, das außerdem nie die Höhe erreicht hätte, die es wirklich erreichte. Wenn nun Hinschauen auf eine höhere, seelige Welt, damit verknüpfte Frauenliebe und ritterliche Gesinnung das Romantische bilden, wie kann man das irgend im Homer finden, wo der einzige Trost der Nachruhm ist, und der einzige Hebel Besitz und Genuß? Wie kann man es überhaupt im Antiken finden, das einzig das Glück auf dieser Erde sucht? Denn die paar Mysterienlehren bilden ganz und gar nicht den Geist des Antiken. Ausbrüche der Innigkeit und die Naivetät, die wir dort treffen, sind nicht romantisch, sondern allgemein menschlich und vertragen sich mit jeder Lebensansicht. Wir glauben daher annehmen zu müßen, daß das wahrhaft Romantische sich nur in der christlichen Lebensansicht und Liebe findet, daß im Orientalischen hie und da nur ein Anklang davon ist, das Antike ihm aber durchaus entgegengesetzt sey.

Von dem Romantiſchen kommt der Verfaßer auf die engliſche Poeſie; und hier muß man es wahrlich bewundern, wie vorgefaßte Meinungen ſelbſt den Geſichtspunkt der genialſten Männer verrücken können, ſo daß ſie die Dinge in dem Lichte ſehen, in welchem ſie wünſchen, daß ſie erſcheinen möchten. Man höre folgendes Urtheil: „Die Poeſie der ſüdlichen und katholiſch gebliebenen Völker ſtand im ſechzehnten und auch noch im ſiebzehnten Jahrhundert in genauem Zuſammenhang, hatte wenigſtens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern Ländern machte der Proteſtantismus eine merkliche Unterbrechung, indem überall, wo er herrſchend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele damit zuſammenhängende bildliche und ſinnbildliche Vorſtellungsarten, poetiſche Ueberlieferungen, Legenden und Sagen ohne alle Kritik und Unterſcheidung verworfen, verkannt und endlich vergeßen wurden. So wie aber unter den proteſtantiſchen Ländern England in der Verfaßung der geiſtlichen Gewalt und in den äußern Gebräuchen und Einrichtungen noch am meiſten von der alten Kirche beibehielt: ſo blühete auch hier die Poeſie zuerſt wieder in kunſtreicher Geſtalt und ſchöner Bildung empor, und zwar ganz ſich anſchließend an die romantiſche Weiſe der ſüdlichen katholiſchen Völker; Spenſer, Shakſpeare, Milton beſtätigen dies. Wie ſehr Shakſpeare das Romantiſche der alten Ritterzeit und auch die ſüdlicheren Farben der Phantaſie in ſeinen Darſtellungen liebte, darf nicht erſt erinnert werden; Spenſer iſt ſelbſt Ritterdichter, und er wie Milton folgten beſtimmten romantiſchen, beſonders italieniſchen Vorbildern.“ So möchte alſo der Verfaßer die engliſche Poeſie gern auf irgend eine Weiſe an den Katholicismus anknüpfen, weil er dieſen für ausſchließlich gut hält, während doch nur die durch den Proteſtantismus dem Dichter gegebene Freiheit dem Geiſte Shakſpeare's den weiten Spielraum gab, aus der Komödie, die er vorfand, ſeine dramatiſchen Rieſenwerke zu bilden. Die Sagen, Legenden u. ſ. w., wovon der Verfaßer ſpricht, gehören gar nicht hierher; denn Shakſpeare hat keine Legenden und Sagen des Katholicismus als poetiſchen Schmuck

benutzt, sondern jenen aus der heidnischen Religion übriggebliebenen Aberglauben, den der Protestantismus nirgends zu zerstören vermochte und den erst später die Aufklärungswuth so unerbittlich auszurotten bemüht war, der aber selbst in unsern Tagen in protestantischen Köpfen hie und da unter dem Volke ein Plätzchen behauptet. Wollen wir daher nicht die verschiedensten Dinge unter einander mischen, um so uns selbst zu täuschen, sondern lieber jedem das Seine geben! Daß die Poesie in England gedeihen konnte, lag in der glücklichen äußern Lage; denn da die Reformation von dem Fürsten ausging, ward die Erschütterung nicht verheerend, wie in Deutschland. Warum, könnte man fragen, vermochte denn das katholische Frankreich mit jenen Legenden, Sagen u. s. w., wovon der Verfaßer spricht, nichts anzufangen, sondern ahmte bloß die Alten nach und errang niemals den wahrhaft romantischen Geist? Dies Beispiel mag uns lehren, behutsam zu seyn in der Aufsuchung der Ursachen von solchen Erscheinungen, und am wenigsten einen Sündenbock zu erfinden, dem alle Schuld aufgeladen wird. Wenn Milton italienische Vorbilder hatte, so hatten diese Vorbilder den Virgil zum Vorbild, und wir sehen hierin nichts der Religion Anheimfallendes, so wie ja später Klopstock wieder die Engländer vor Augen hatte, obgleich ganz Protestant und wohl durch nichts Katholisch-Legendenartiges angelockt. Liebe zur Bibel aber und die Begeisterung für biblische Gegenstände, vorzüglich geeignet, Werke wie das verlorne Paradies und die Messiade hervorzubringen, sind dem Protestantismus mehr eigen, als dem Katholicismus; und gerade Luther war der bibelfesteste Mann, der aus der Quelle der heiligen Schrift jene klare, mannhafte, freudige Begeisterung geschöpft, die ihm den unüberwindlichen, festen Glauben gab und ihn manch kräftiges Lied zu dichten trieb.

Bei allem Schönen, was der Verfaßer auf geistvolle Weise von Shakspeare sagt, leuchtet doch unverkennbar durch, daß er sich bemüht, ihn als einen Dichter darzustellen, der die wahre dramatische Höhe nicht erreicht habe. Hierauf zielt es auch, wenn er sagt, in den

lyrischen und idyllischen Gedichten lerne man den großen Dichter erst ganz nach der ihm eigenen Gefühlsweise kennen, während er die Bühne nur als eine mehr prosaische Kunst der treuen Lebensnachbildung oder höchstens für eine herablaßende Anwendung der höheren Poesie, wie für den großen Haufen, zu betrachten scheine. Wäre dies auch wirklich der Fall, so würde dies für seine dramatischen Poesien doch nicht im mindesten das Urtheil rechtfertigen, als seyen sie von dem Dichter selbst nicht zur Erreichung des Höchsten gedichtet worden, sondern als habe er dies in andrer Gattung gesucht. Denn ohne daß die ganze Kraft seines Geistes wirkte, hätten sie nie die Tiefe und Wahrheit erreichen können, die wir an ihnen erblicken, sie sind also immer aus der Fülle seines Geistes entsprungen, und das eigne Urtheil Shakspeare's könnte hier wenig beweisen, da auch Dichter in dem, wozu sie die Anlage ihres Geistes getrieben, irren können. So erwartete Petrarca auch seinen Ruhm von einem lateinischen Heldengedicht, weil er dies für den rechten Weg der Poesie erkannte, das, was aus seinem Herzen entsprungen, minder achtend. So mag gerade den gedankenreichsten, tiefsinnigsten Dichtern, wenn sie alle Gestalten hervorgerufen und vorüberschreiten laßen, am Ende die stille Glut des Gefühls und das sanfte Spiel des liebenden Herzens als das Feinste und Beste erscheinen, wie sich häufig in den stärksten Naturen die Milde findet. Daß aber jene zarte Poesie Shakspeare's weniger anerkannt ward, möchten wir weniger mit dem Verfaßer auf die Unempfänglichkeit der Menschen schieben, als auf die Eintönigkeit und den Mangel an Gedanken. Wenn man fast fünfzig Gedichte hindurch immer den holden Gegenstand zur Heirath ermahnen hört, damit ein eben so schöner Sprößling die Welt ziere, so mag das noch so zart ausgedrückt seyn, es muß doch zuletzt, wie mannichfach auch der Ausdruck wechsle, einförmig erscheinen. Daß Shakspeare nicht das wahre Ziel erreicht, sondern die christlich verklärte Phantasie Calderon's, könnte man dem Verfaßer leicht zugeben, da am Ende solche Ansichten, persönliche religiöse Meinungen enthaltend, auf Förderung oder Hemmung der

Poesie wenig wirken; wenn er aber meint, für die Anwendung stehe uns Calderon näher, als Shakspeare, so kann man sich schwer enthalten, zu wünschen, diese Idee möge sich doch ja angehender Dichter nicht bemeistern, da auf diesem Wege für den Deutschen wenig Heil zu erwarten ist. Betrachten wir das Wesen des deutschen Geistes in seinem entschiedensten Ausdruck und das, was am schnellsten darauf fruchtbringend gewirkt, so sind seine Hauptzüge Gemüthlichkeit und Naturſinn, mit einem klaren Verstande zur Seite. Die Schriftsteller, die dies am reinsten darstellen, sind Luther und Goethe, und keine haben in dem Maaße gewirkt, wie diese beiden. Ihnen kommen am nächsten in deutschem Gemüth, Phantasie und Verstand, Hamann und Arndt. Wir Deutsche können diese Verklärung von vorn herein nicht brauchen, weil die Phantasie nicht das vorwiegende Princip des deutschen Geistes ist; und darum kann uns der bloß blumige und sonnige Calderon und die christliche Sättigung, worauf das Drama bei ihm hinausläuft, nicht als Vorbild dienen. Treten wir aus den engen Schranken der religiös-politischen Ansicht, in welche der Verfaßer die Literatur einzwängt, so wird uns vom allgemein menschlichen Standpunkte Shakspeare nicht nur dem deutschen Geist durchaus verwandt und entsprechend erscheinen, sondern überhaupt wird uns Calderon's Poesie als ein in seltener Farbenpracht blühender Garten, von köstlichen Aromen durchduftet und von dem Krystall springender Wasser durchblitzt und gekühlt erscheinen, Shakspeare dagegen als das Universum mit Waldesrauschen, Meeresbrandung, mit der Nacht des Schicksals und den Sternen der Vorsehung darüber, mächtig durchweht von dem Odem deß, der in ewigem Geheimniß thront. Alles, was in des Menschen Brust wohnt, erscheint auf dieser mächtigen Bühne, und wie es sich erhebt in Gelüsten und mächtiger anschwillt, bricht es sich an den unsichtbaren Schranken der ewigen Ordnung; und so spricht die hohe Lehre von allen diesen Blättern des Schicksals eindringlich und tief ergreifend des Menschen Herz.

Hierauf folgt die französische Literatur, und auch hier hat es

der Verfaßer verſucht, ſeiner Lehre Beſtätigung zu finden. „Für die franzöſiſche Poeſie iſt die letzte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts das eigentlich blühende und claſſiſche Zeitalter. Ronſard im ſechzehnten Jahrhundert iſt nur der entfernte Vorläufer jener großen Dichter unter Ludwig XIV.; Voltaire im achtzehnten ihr ihnen nicht mehr ganz gleicher Nachfolger, der, was in der Poeſie jenes Zeitalters noch zu fehlen ſchien, zu ergänzen verſuchte, obwohl nicht immer mit gleichem Glück. Der weſentliche Mangel, welcher die franzöſiſche Dichtkunſt am meiſten drückt, iſt, daß kein wahrhaft claſſiſches und vollkommen gelungenes epiſches Nationalgedicht bei ihnen der Ausbildung der andern Gattungen voranging. Ronſard verſuchte ein ſolches, er iſt auch nicht ohne Feuer und Schwung, aber im Styl iſt er voll von falſchem Schwulſt, wie es oft geht, wenn man ſich zuerſt und mit einem Male aus der Barbarei herausarbeiten will, daß man in den entgegengeſetzten Fehler des allzu Geſuchten, Gelehrten und Gekünſtelten verfällt.“ Etwas weiter heißt es: „Das Trauerſpiel der Franzoſen iſt eigentlich der glänzendſte Theil ihrer poetiſchen Literatur und derjenige, welcher auch mit Recht immer die Aufmerkſamkeit der andern Nationen am meiſten auf ſich gezogen hat. Ihre Tragödie entſpricht ſo ganz dem Bedürfniß ihres Nationalcharakters und ihrer eigenthümlichen Gefühlsweiſe, daß der hohe Werth, welchen ſie darauf legen, ſehr begreiflich iſt, ungeachtet die ältere franzöſiſche Tragödie faſt nie Gegenſtände aus der einheimiſchen Nationalgeſchichte darſtellte. Zwar iſt nicht zu läugnen, daß alle dieſe Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche ſie uns darſtellt, mit der Sprache auch manche andere Eigenſchaft der Franzoſen angenommen haben. An ſich iſt auch dieſe Verwandlung und Aneignung des Ausländiſchen in der Poeſie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, daß die franzöſiſche Tragödie immer nur fremde und faſt nie franzöſiſche Helden darſtellt. Es iſt dieſes zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epiſchen

Gedichts. Auch wären die meisten tragischen Gegenstände der altfranzösischen Geschichte auf einer Bühne, die zunächst den Hof im Auge hatte, wegen gehäßiger Erinnerungen oder Vergleichungen wohl nicht gut angebracht gewesen. Ein Mangel blieb es immer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernsten Poesie, am wenigsten vom Trauerspiel ganz ausgeschloßen bleiben sollte. Als einen solchen erkannte es auch Voltaire und suchte dem Uebel abzuhelfen, indem er Gegenstände aus der französischen Geschichte, überhaupt aber aus der romantischen Ritterzeit auf die Bühne brachte. Das erste hat damals keinen rechten Erfolg gehabt und erst in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; glücklicher ist ihm vor andern Franzosen der Versuch eines romantischen Trauerspiels gelungen."

Die Anwendung, die der Verfaßer von vorhergegangenen epischen Gedichten auf die Tragödie macht, läßt sich nur auf Völker anwenden, die ihre ganze literärische Bildung unmittelbar aus sich entwickeln, und wo die Sagengeschichte durch epische Gedichte allgemeinere Vorbereitung und den Stempel der Poesie erhält. Allein bei neueren Völkern leidet dies keine Anwendung, da sie in dem Romantischen durch das Ritterthum und seinen allgemein verbreiteten Geist, einen nicht speciell nationalen, aber doch bei jeder der verschiedenen christlichen Nationen, die in jenem Zusammenhang standen, anwendbaren Stoff haben, der so poetisch, so von historischen Rücksichten frei ist, daß er gleich für die dramatische Darstellung brauchbar ist. Die andere für uns anwendbare Gattung ist das historische Trauerspiel, dem aber das Schicksal der Geschichte, nicht die Behandlung eines vorhergehenden Epos wichtig ist. Welches historische Epos vermöchte auch tiefer für eine historische Begebenheit zu interessiren, als die Geschichte selbst, in einer historischen, gebildeten Zeit? Denn wir müßen bei allen Einflüßen, die in der Literatur stattfinden, einen großen Unterschied machen zwischen dem Alten und Neuen. Für das Trauerspiel endlich, welches bloß das menschliche Gemüth im Allgemeinen zum Gegenstande hat, wie z. B. Hamlet, ist es

gleichgültig, woher der Stoff genommen werde. Allein auch überhaupt genommen, ist das Trauerspiel gerade diejenige Gattung, wo das Nationalgefühl am wenigsten berührt werden kann und mithin am wenigsten berührt zu werden braucht. Denn die dem Trauerspiel inwohnende philosophische Idee und das Menschenschicksal, das sie ausspricht und darstellt, muß, wenn das Werk gelungen seyn soll, überall hervorleuchten, und alles sich darauf beziehen, alles einzelne nur dienen, daß jene zum klaren Hervortreten komme. Die Idee des menschlichen Schicksals in Glück oder Unglück geht aber immer weit über die Schranken des Nationalen hinaus und führt uns in die Region, wo der Mensch, mit seinen Leidenschaften und Ahnungen, in Berührung kommt mit der ewigen Weltordnung und dem der Schöpfung zu Grunde liegenden Geheimniß. Dem Epos, dem Lustspiel, selbst dem lyrischen Gedicht wird daher das Nationale paßender Gegenstand, in der wahren Tragödie aber verschwindet es vor einem höheren Geist, und in ihr macht es keinen Unterschied, welcher Nation die aufgeführten Menschen angehören; denn sie erkennt nur Menschen, nicht Nationalempfindungen. So lange kein großer Geist auf die Bühne einer Nation gewirkt hat, wie bei den Engländern Shakspeare, und sie dabei auf die Nachahmung eines unter ganz andern Bedingungen entstandenen Dramas verfällt, wie die Franzosen es mit der griechischen Tragödie machten, wird sich schwerlich etwas wahrhaft Lebendiges, Paßendes gestalten. Sollten die Franzosen einmal ein großes dramatisches Genie erhalten, so wäre es möglich, daß sie die Kaltschale ihrer bisherigen Tragödie, in so blankem Silber sie auch servirt wird, verließen und zu einer wahrhaft lebendigen Poesie gelangten. Denn jetzt sehen wir nur ein tragisches hohles Gerüste, über das ein rhetorischer Purpurmantel gehängt wird, um den Blick zu täuschen, der vergeblich in dem innern leeren Raume nach einer belebenden Idee suchen würde.

In der dreizehnten Vorlesung schildert der Verfaßer die Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Bossuet, Pascal. Veränderung der Denkart, Geist des

achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des französischen Atheismus und Revolutionsgeistes. — Baco's Verdienste so wie die falsche Aufklärerei werden vortrefflich geschildert. So verderblich aber auch diese Aufklärerei unstreitig gewirkt hat, so sollen wir doch nie vergeßen, daß das eigentliche moralische Verderben nicht von ihr zunächst ausgieng, sondern von jenem feinen, im innersten Leben alle edlen Keime zerfreßenden Gifte der Immoralität, das sich vorzüglich am Hofe Ludwig XIV. entwickelte, und obgleich schon früher hier und da um sich freßend, doch erst von da an als eine verheerende Seuche alle Zucht und Schaam, alle Treue und Redlichkeit zerstörte und von den höheren Regionen herab auch immer tiefer drang. Einer solchen Verderbtheit kam freilich die atheistische Lehre und Aufklärerei in vielem zu statten, ja diese ward oft nur von jener erst geweckt und diente ihr bloß. Vorzüglich aber ist man in unsern Tagen bemüht, alles moralische Verderben, alle sittliche Auflösung zuerst von falschen, oft auch nur vermeint falschen Theorien abzuleiten, während ihnen doch nur mitwirkende Kraft zugestanden werden kann. Unter den Schriftstellern, die man oft so leichtfertig als verderblich wirkend genannt hat, sind die reinsten und edelsten Menschen zu finden, die, von einem wißenschaftlichen Geiste getrieben, nach der Wahrheit suchten, und wenn sie sie nicht fanden, dafür keinen Tadel verdienen. Denn so leicht ist sie nicht zu finden, und für viele ist sie nun einmal da nicht zu finden, wo der Verfaßer will, daß sie sey, nämlich in dem unmittelbar aus innerer Erleuchtung entspringenden Glauben, der nur eine besondere Gnadenwirkung seyn kann und sich nicht erzwingen läßt. Denn jene innere Offenbarung des Gewißens oder des sittlichen Gefühls, wie sie Jacobi aufstellte, bleibt ungenügend, wie der Verfaßer bemerkt, worin wir ihm vollkommen beistimmen müßen.

In der Geschichtschreibung der Engländer vermißt der Verfaßer eine befriedigende Philosophie oder, wie es vielmehr heißen sollte, eine bestimmte Richtung der Gesinnung, nach welcher sie die Thatsachen modeln; denn an Kritik fehlt es ihnen eben nicht, und dies

dürfte doch nur die einzige ſichtbare philoſophiſche Seite der Geſchichtſchreibung ſeyn. Was jene vermißte Philoſophie für Geſchichte erzeugte, davon geben die hiſtoriſchen Vorleſungen des Verfaßers ein bekanntes abſchreckendes Beiſpiel, und dienen am beſten dazu, die Lehre des Verfaßers, Philoſophie mit der Geſchichte zu verbinden, als ſchädlich darzuſtellen. Daß Hume die Partei der Tories hält, iſt, wie man nach der politiſchen Richtung des Verfaßers erwarten muß, ihm ganz recht. Wir würden von der Geſchichte dieſes ſcharfſinnigen Hiſtorikers noch mehr halten, wenn ſie weder die Partei der Tories noch der Whigs, ſondern bloß die der Wahrheit ergriffen hätte.

Weiter kommt der Verfaßer in der vierzehnten Vorleſung auf das, was er die Rückkehr der Franzoſen zum Beßeren nennt, nachdem er vorher noch von der engliſchen Denkart prophezeit, daß ihr eine große Kriſis bevorſtehe. „Eine ſolche, ſehr merkwürdige Rückkehr zur Wahrheit und wahren Philoſophie hat beſonders in Frankreich Statt gefunden. Nachdem die Altäre, auf welchen vor kurzem noch die angebetete Göttin des Zeitalters, die Vernunft unter der Perſon einer Schauſpielerin, oder ſonſt auf ähnliche Weiſe, treffender, als man vielleicht dachte, dargeſtellt und gefeiert worden, wieder gereinigt und der Religion zurückgegeben waren; nachdem ſich auch jene neue Kirche, ohne allen beſtimmten Glauben, die Gott- und Menſchenliebhaberei, oder Theophilanthropie, in ihr Nichts aufgelöſt hatte, erhoben ſich von allen Seiten die Stimmen der unterdrückten Wahrheit. Ich meine hier nicht ausſchließend jenen berühmten Schriftſteller, der ſeine glänzende und überſtrömende Beredſamkeit ganz der Religion widmete. Denn ſo ſehr es an ſich lobenswerth, ſo ſehr es ganz an der rechten Zeit, ſo nothwendig es für die nächſte Wirkung in dem damaligen Frankreich war, wenn Chateaubriand das Chriſtenthum vorzüglich von der liebenswürdigen Seite und in ſeinen wohlthätigen Folgen ſchilderte, ſo iſt dieſer Redner doch mehr nur bei der äußern Erſcheinung der Religion und bei dem Glanze derſelben ſtehen geblieben, als daß er in den

innern Geist, das eigentliche Wesen und in die Tiefen derselben ganz eingedrungen wäre. Viel tiefer ist seitdem la Mennais eingedrungen; am glücklichsten da, wo er mit erleuchteter Frömmigkeit ganz aus dem Licht dieses Glaubens spricht, wie er die Fülle desselben in sich fühlt; weniger da, wo er, in einem Streit befangen, zu dem seine Kräfte eigentlich nicht zureichend sind, das Gesetz des Glaubens auf die Vernichtung aller Wißenschaft gründen will, wie es auch bei uns in früherer Zeit in einer andern mehr bloß moralischen Weise von Kant und Jacobi und ihren Anhängern geschehen, so daß er in dieser Beziehung oft als unbewußter Kantianer, obwohl in katholischer Absicht, redet. Es kann aber gewiß selbst für Frankreich nicht mehr an der Zeit seyn, mit der Rousseauschen Beredsamkeit des Haßes und tödlichen Feindschaft gegen alle Wißenschaft anzugehen, da vielmehr schon der Augenblick näher gekommen ist, wo die wahre Wißenschaft, während die falsche größtentheils von selbst in ihrer eigenen Nichtigkeit zerfällt, von dem Geiste der Religion durchdrungen und überwunden, sich dauernd mit ihr aussöhnen und zu ihrer größeren Verherrlichung dienen soll. Diesem Ziele steht der Graf Maistre, als wohlwißender Kenner der tieferen Philosophie, viel näher, als alle andern Ultraschriftsteller, während er doch die katholische Sache gründlicher durchgeführt hat, als kein anderer. Daß er den deutschen Geist nicht verstanden hat, können wir ihm leicht verzeihen."

Wir wollten wünschen, in die Freude des Verfaßers über die religiöse Denkart der Franzosen einstimmen zu können; denn wir möchten gerne das hohe Gut der Religion bei allen Völkern sehen, weil kein anderes so viel Glück und Seegen um sich verbreitet; aber wir glauben gewiß, daß der Verfaßer sich hier durch einzelne Erscheinungen hat täuschen laßen. In einem Volke, wo die Vernunft so lange auf ganz einseitige Weise gänzlich vorgeherrscht hat, läßt sich gewiß nicht durch überströmende Phantasie, zumal durch süßliche, das Religiöse hervorrufen; denn es liegt in dem Wesen der Vernunft, daß sie mit viel Sicherheit an sich glaube, weil sie eine Folge-

reihe von Schlüßen mit der Empirie zu verbinden pflegt. Nur durch eine wißenschaftliche Ausführung deßen, was der Vernunft mit Recht könne gestattet werden, und dadurch, daß sie an ihre Gränze geführt werde, ihre Schranken erkenne und selbst einsehe, daß es für sie unauflösliche Räthsel gebe, läßt sich bewirken, daß sie bescheidener werde und dem Religiösen den Eingang in das Gemüth nicht verweigere. Jene und noch mehr andere Schriftsteller aber wollten durch bloße Phantasie und einige leicht sich in sich selbst vernichtende Sophismen auf einmal eine ganze Nation umstimmen, wozu noch Missionen und Anhalten zum Gottesdienste kommen, die, wenn auch noch so wohlmeinend angeordnet, doch wohl im Ganzen nicht verlangt sind. Weßen Vernunft aber einige selbstständige Bildung erhalten hat, will aufgeklärt, belehrt, nicht überschrien, betäubt und eingelullt seyn. Hören und beurtheilen wir unbefangen, was über die Gesinnung der Franzosen verlautet, und laßen wir alle ultraischen und liberalen Declamationen und Gehäßigkeiten bei Seite, so sehen wir, daß etwas mehr Ernst in die Nation gekommen durch die großen Erschütterungen, die sie erfahren, und daß vorzüglich, was noch von Germanischem in ihr verborgen lag, immer mehr zum Vorschein kommt: mehr Liebe zur Philosophie, zum Englischen und Deutschen, größere Begierde nach vielseitigem Unterricht, beßere Zucht und Sittlichkeit, Abneigung gegen das, was der Verfaßer die Rückkehr zur Wahrheit nennt, und Streben nach vernünftiger Ueberzeugung und Religiosität des Gemüths, nicht der Buntheit und der Sinne; dies alles nimmt man jetzt in Frankreich in der ganzen Mittelclasse, d. h. dem Kerne der Nation, wahr. Die früher Ausgewanderten müßen als eine eigene Nation betrachtet werden, die bis jetzt noch nicht mit der in den letzten dreißig Jahren zur Ausbildung gelangten sich wahrhaft hat verschmelzen wollen. Es steht daher zu erwarten, daß eine ernstere, tief eingehende Philosophie dort noch zur Religiosität führen werde, trotz dem Schaden, den jene von dem Verfaßer gepriesenen Phantastereien thun können und wahrscheinlich thun.

Ein wunderlicher Einfall muß es wohl scheinen, wenn der Verfaßer, um jene Rückkehr in Frankreich zu beweisen, selbst Fremde mit ins Spiel zu ziehen, sich nicht scheut. Er sagt: „Was mir daher in der neuesten französischen Literatur als das Wichtigste und Wesentlichste erscheint, das ist die schon früher berührte Rückkehr zur höheren sittlichen, gereinigten platonischen und christlichen Philosophie, wie sie selbst in Frankreich hie und da aus dem tiefsten Abgrunde des herrschenden Atheismus Statt gefunden hat. Einigermaßen hat dieselbe schon vor der Revolution, selbst in der Zeit des größten Verderbens, begonnen: nur daß erst nach der allgemeinen Rückkehr auf die feste Grundlage der Religion, die sich allein als unerschütterlich bewährt hatte, dieses Beginnen eine vollkommene Wirkung hatte und haben konnte. Einzelne, ganz vom Zeitalter abgesonderte und beßer denkende Philosophen hat es immer gegeben, wie sehr auch der herrschende Zeitgeist im Allgemeinen verderbt seyn mochte. Ich nenne hier zuerst den Hemsterhuys, der, obwohl von Geburt kein Franzose, doch in dieser Sprache schrieb, und zwar so schön und harmonisch, ohne Zwang in der Art und mit der Anmuth der Alten, daß auch von dieser Seite seine sokratischen Gespräche dem edlen platonischen und philosophisch christlichen Geiste entsprechen, der ihren Inhalt ausmacht." Es giebt, wenn wir nicht alles durch einander wirren wollen, nur Einen Punkt, der uns veranlaßen kann, einen Fremden einer Nation zuzurechnen, wenn er nämlich, ganz von derselben Denkart und Gefühlsweise durchdrungen, in gleichem Sinne mit ihr handelt und spricht. Die bloße Wahl der Sprache kann unmöglich hierzu etwas thun, und schwerlich wird man die Schul- und anderen Leute, welche sich der lateinischen Sprache bedienen, deßhalb unter die Römer rechnen. Hemsterhuys hatte, wie seine Schriften zeigen, eine von der französischen Denkart ganz abweichende, war geborner Holländer und bediente sich der französischen Sprache, weil die holländische aus manchen Gründen, z. B. weil sie nicht verbreitet ist, ihm nicht paßte. Aber Franzose ward er dadurch nicht, wie schön und geistreich er auch die Sprache dieses

Volkes ſchrieb; denn dieſe läßt ſich erlernen, ohne Theil zu nehmen an Charakter und Denkart derer, denen ſie gehört. Hemſterhuys hat, nach unſerm Gefühl, ſo wiederholt er uns auch zur Lectüre angelockt, doch nicht geiſtreicher und ſchöner franzöſiſch geſchrieben, als A. W. Schlegel, deßen Schreibart wir im Gegentheil als noch feiner vorziehen; ſollen wir aber darum dieſen Schriftſteller an die Franzoſen abtreten? Wir würden dann noch lieber unſere Nachbarn Holländer plündern ſehen, oder ein halb hundert Autoren, die nie franzöſiſch, ſondern bloß kauderwelſch geſchrieben, fahren laßen.

Die fünfzehnte Vorleſung iſt der deutſchen Philoſophie, Sprache und Poeſie gewidmet und endigt mit der Schilderung der erſten Generation der neueren deutſchen Literatur, zu welcher Generation die Schriftſteller gerechnet werden, deren Entwicklung und erſte Wirkungszeit in die fünfziger Jahre fällt bis gegen die ſiebziger. Hier iſt des Geiſtvollen und Trefflichen viel geſagt, und die Verdienſte der Einzelnen wohl erwogen hingeſtellt. Mit vorzüglicher Liebe weilt der Verfaßer bei Klopſtock, mit dem der Aufſchwung der deutſchen Poeſie begann, erwähnt aber nicht, wie die engliſche Poeſie, zu der die Liebe damals erwacht war, ihren Einfluß auf ihn übte. Daß Klopſtock, obgleich hochgeachtet, doch nicht durchgreifend in der Poeſie wirkte, kam gewiß daher, daß er, trotz allem hohen Nationalgefühl, doch durchaus nicht national war, und obgleich nicht ohne einen bedeutenden Grad poetiſcher Anlage, doch nicht dem Gemüthe die zur Dichtung nöthige Herrſchaft einräumte, ſondern zwiſchen Verſtand und Gemüth in der Mitte ſchwebte, wodurch ſeinen Erzeugnißen die befriedigende Harmonie fehlt, die durch Schwung und Kraftanſtrengung nicht erſetzt werden kann. Klopſtock ſteht eigentlich auf der Gränze als Uebergangspunkt, von der bloß formellen Poeſie zu der wahren den Weg bahnend, ſo wie öfters philoſophiſche Bemühungen von dem Atheismus und der Sinnenflachheit als Uebergangspunkt zu der Religioſität dienen, es aber ſelbſt noch nicht ſind. So groß daher auch das Verdienſt Klopſtock's ſeyn und ſo vielen Anſpruch er auf dankbare Erinnerung haben mag, ſo kann

man dem Verfaßer doch darin nicht beipflichten, wenn er meint, jene Dichtungen seyen weniger ins Leben übergegangen, weil sie nicht immer recht verstanden worden. Allein die wahre Poesie und eine gute Predigt versteht jeder; denn sie berühren unmittelbar das menschliche Herz in seinen heiligen Ahnungen, die mit dem Gelehrten, Angebildeten, Formellen nichts gemein haben, und in deren Reich alle Menschen gleich sind, wenn sie auch nicht alle ihren gleichen Antheil genießen wollen.

In der letzten Vorlesung schildert der Verfaßer die neudeutsche Literatur, die er einer noch unaufgelösten Dissonanz vergleicht. Sie zerfällt ihm in zwei Generationen, nämlich die, deren Entwicklung meist in die behaglichen siebziger Jahre fällt, und die, welche sich während der Revolution entwickelte. Bei der Reichhaltigkeit des Stoffs können wir nicht ins Einzelne gehen, und würden auch immer nur wieder auf die angedeutete religiös-politische Richtung des Verfaßers stoßen, was sich auch in dem Urtheil über Goethe kund giebt, wenn es heißt: „Zwiefach war die Wirkung, die er auf sein Zeitalter hatte, und zwiefach erscheint uns auch seine Natur. In Rücksicht auf die Kunst hat er vielen mit Recht als ein Shakspeare unsers Zeitalters gegolten; unsers Zeitalters, d. h. eines solchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung sich hinneigt, als zur höchsten Kunstvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poesie, die also auch hier von unserm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatischen Meister. In Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden; ein Deutscher allerdings, wie überall, so auch hierin, da selbst der poetische Uebermuth und die Ironie bei dem Deutschen erstlich poetischer, und dann gutmüthiger sich kund giebt, redlicher und ernstlicher gemeint ist, als bei dem Franzosen, wo er seine Indifferenz und seinen Unglauben kund giebt und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indeßen

wird doch auch in unserm Dichter oft unter aller der mannigfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Directionen hinströmenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle des mit Gedanken spielenden Geistes an einem festen innern Mittelpunkte fehlt." Weder Voltaire noch Goethe fehlte es an einem Mittelpunkte, und zwar an einem sichern, festen, was man weit eher von Schiller und vielen andern sagen könnte; weßhalb auch die Werke derselben so viel Leichtigkeit und Heiterkeit haben, was ohne einen solchen gar nicht seyn könnte. Nur ist es nicht der religiöse bei Voltaire, und nicht der Religionsmittelpunkt bei Goethe, sondern bei jenem der Verstand, bei diesem das Gemüth, zwischen welchen beiden aber der Unterschied so groß ist, daß die aufgestellte Vergleichung durchaus verfehlt, und die Wirkung beider auf das Leben ganz verschieden ist. Goethe's Werke aus dem Gemüth entsproßt, sind alle von dem Odem des Geheimnißes unsers Daseyns und unserer Ahnungen umfloßen, und darum geeignet, für religiöse Empfindungen zu stimmen. Bei Voltaire aber ist nichts von jenem göttlichen Schauer, sondern glatt ist die Außenseite, innen aber nur Verstand und Gesellschaftswitz, nichts von jenem „Zauberhauch," der der Gestalten „Zug umwittert."

So sind wir mit der Beurtheilung dieses Buchs zu Ende gelangt; denn jeden einzelnen Artikel durchzugehen, würde eine Schrift erfordern von größerem Umfang, als das vorliegende Buch. Es war unsere Absicht nur, die Tendenz dieser Schrift nachzuweisen, was wir in den wenigen Bemerkungen, die wir uns darüber erlaubt, hinlänglich gethan zu haben glauben. Besonders hervorstechende Stellen, wie die in der neuen Auflage hinzugefügten über die Bibel, haben wir ganz übergangen, weil sie, excentrisch abgefaßt, nur zum Spott, keineswegs zu einer ernsthaften Erörterung führen könnten. Wir möchten aber nicht gerne dem Scherz Raum geben da, wo von den heiligen Urkunden gehandelt wird, so wie auch der Name Schlegel uns davon abmahnt, der uns Deutschen stets in dankbarer Erinnerung bleiben wird, und der unser Stolz und

Ruhm in ganz Europa ist. Faßen wir daher unser Urtheil über das vorliegende Werk in wenig Worten zusammen, so müßen wir es bezeichnen als ein in schönem, edlem Styl zwar geistvoll und genial geschriebenes, aber durch eine darin vorherrschende religiös-politische (hierarchisch-aristokratische) Richtung in dem Urtheil und der Darstellung oft verfälschtes Buch, das, vorsichtig benutzt, an Belehrung höchst fruchtbar seyn wird, ohne Sichtung angenommen, den Geist dagegen verwirren und hemmen muß.

Johann Heinrich Voß.

(Deßen poetiſche Werke. In Einem Bande. Leipzig 1835, bei Immanuel Müller.)

Ich preiſe mich im Stricken
Nicht ungeübt, noch faul;
Mit Scheid' und blanken Sticken,
Und angebaktem Knaul!
Ich ſtrick', ohn' hinzuſehn,
Bald ſitzend, bald im Gehn!

Voß.

Der Name Johann Heinrich Voß iſt ſo berühmt, daß dieſe Geſammtausgabe ſeiner Schriften in gebundener Rede vielleicht Manchem willkommen iſt, um die Sammlung der Schriftſteller jener Epoche zu vervollſtändigen. Doch auch Mancher mag ſie überflüßig finden, aus Zweifel an dem poetiſchen Werthe der Erzeugniße dieſes Mannes. A. W. Schlegel meinte in dem Wettgeſange der drei Poeten: Voß, Matthiſſon und Schmidt von Werneuchen, es ſei das Dichten dieſer Männer ein löbliches Handwerk, aber keine Poeſie, und Voß namentlich bepflanze den Pindus mit Kartoffelknollen, damit dieſe Frucht geſotten den Apollo entzaubere. Damit ſtimmt überein, was Görres in dem Geburtstag des Dichters, einem phantaſiereichen Aufſatz in der Tröſteinſamkeit, und dann ſpäter, als die Voßiſchen Todeskunden von Heidelberg ausgiengen, abermals in geiſtvoller Charakteriſtik ausſprach. Eine erregbare Phantaſie, großartige Ideen, ein heißer Pulsſchlag der Empfindungen, Seherblick in Welt und Leben, alle dieſe Dinge findet man nicht bei Voß. Mäßige Gedanken, Behagen an Beſchränkung, Pochen auf proteſtantiſche Denkfreiheit oder Denkgläubigkeit, wie ſie jetzt dies Ding nennen, ländliches Stillleben bis zur wahren Trivialität, unbedeutende Satyre und dergleichen Quincaillerie machen den Fond aus, welchen Voß in gebundener Rede behandelte. Er wollte

recht natürlich seyn, und das muß freilich jeder Dichter seyn, oder er geht in der Irre, aber dies ist nicht so zu verstehen, als wäre nicht die Poesie durchaus nur eine Kunst. Schaffen, indem man die Natur nachahmt, ist ihr Wesen, nicht aber copiren; denn nur, was in der Phantasie wahrhaft empfangen ist und sich als wirkliches Phantasiebild formt und verkörpert, kann Ansprüche auf den Namen eines poetischen Werks machen, alles andere aber nicht. Durch Arbeiten und Schnitzeln und Boßeln dies ersetzen zu wollen, bleibt vergebliche Mühe; denn wenn sich die Poesie erarbeiten ließe, so hätte Voß gewiß eine hohe Stufe erreicht, da er es sich immer in allem sauer werden ließ, so daß der saure Schweiß auf allen seinen Werken tropfenweise steht. Ja er hätte, wäre er nicht gar zu antikatholisch gewesen, füglich das Schweißtuch der heiligen Veronika in sein Wappen nehmen können, als das bezeichnendste Bild seines ganzen Wesens. Goethe beurtheilte Voß günstig, und man könnte durch den Ausspruch eines solchen Geistes am eigenen Urtheil irre werden, wird es aber nicht, wenn man Goethe's Art über Andere zu urtheilen im Ganzen beobachtet. Alle extravaganten pretentiösen Bestrebungen, welche in das Vage und Leere führen, waren Goethe zuwider, die Lacrimaße und alle ähnlichen Grimaßen, welche man unter dem Namen des Romantischen einschwärzen wollte, mochte er nicht leiden, dagegen ließ er alles gelten, mochte es auch bloß handwerksmäßig sein, wenn es jenen Charakter nicht hatte, und er hatte darin so unrecht nicht; denn jenes schadet vielfach, indem es gewöhnlich verwirrt und Spektakel anrichtet, dieses aber, wenn es auch nichts hilft, schadet doch auch nichts. Zwar haben die, welche im Herabwürdigen des großen Dichters Ruhm suchen, diese Art des Urtheilens nicht unangezapft gelassen, aber die Anderen wissen, daß Goethe keine Profession von der Kritik machte, sondern, zum Grüßen veranlaßt, Unschädlichem einmal freundlich zunickte, meist mit Stillschweigen übergehend, was er nicht mochte.

Voß glaubte am meisten in der Idylle geleistet zu haben, und seine Freunde und Anhänger sind derselben Meinung, aber auch

in dieſer Gattung nimmt er keine höhere Stufe ein, als Schmidt von Werneuchen, indem er nur ein minutiös ausgemaltes Stillleben, manchmal ſogar der allertrivialſten Wirklichkeit bietet. Wenn einer das Landleben in einer Camera obſcura ſich abbilden läßt und zeichnet es mit dem Storchſchnabel nach, ſo iſt das ein handwerksmäßiges Verfahren, welches nicht mit dem Namen der Kunſt zu beehren ſein dürfte. Selbſt die berühmteſte Idylle dieſer Sammlung, die Luiſe, macht keine Ausnahme; denn ſie ſchildert einen ländlichen Aufenthalt nur minutiös in allen Trivialitäten, und erzählt das Leben eines Landpfarrers und ſeiner kleinen Familie in einer einträglichen Stelle. Alle Notizen, welche man ſich von einem ſolchen Zuſtande ſammeln kann, ſind in engem Raum zuſammengedrängt und in Hexameter geſetzt. Vorzüglich iſt alles an Speiſe und Trank, alles, was nahrhafte Vorſtellungen wecken kann, ſorgfältig geſammelt, man macht die Bekanntſchaft von Hahn nnd Henne, nebſt Küchlein, von Katze und Hund, welcher letztere gegen erſtere beim Knochennagen knurrt, daneben Mücken ſchnappt und zuletzt beglückt hochzeitliches Labſal mit Gekrach malmt. Es iſt dies alles ſchier ſo artig geſchnitzelt und geboßelt, wie wenn einer auf einen Kirſchkern das Vater Unſer und die zehn Gebote ſäuberlich eingräbt, daß man das Kunſtſtückchen einmal mit Verwunderung anſieht, es aber nicht unter die Kunſtwerke rechnet. Die Menſchen, welche uns die Behaglichkeit eines ſolchen kleinen Lebens abſpiegeln ſollen, ſind in der Luiſe nichts weiter als eine nur an der Kleidung kenntliche Staffage, ohne Phyſiognomie und individuellen Charakter, und darin zeigt ſich beſonders die Voßiſche Unzulänglichkeit für Poeſie. Ohne Individualität und beſtimmte Phyſiognomie wird keine Perſon in einem poetiſchen Werke anſprechen, da ſie ja ohne dies nur ein Schemen iſt. Welches aber iſt der Charakter der Luiſe, der Heldin jener Idylle? Niemand kann es ſagen. Sie iſt 18 Jahre alt, trägt zuweilen ein weißes Kleid mit rothen Schleifen, einen Strohhut mit Tremſen geſchmückt, hebt auf der naßen Wieſe ihr Kleid auf, daß man Unterrock und Zwickelſtrümpfe ſieht, kreiſcht jüngferlich, wenn ihr plötzlich ein Froſch erſcheint, füttert Hühner,

drückt ihrem Liebhaber die Hand, küßt ihn, pflückt Erdbeeren u. ſ. w., doch vergeblich wartet man auf einen einzigen, ſage: einen einzigen charakteriſtiſchen Zug, der ſie als ein eigenthümliches, individuelles menſchliches Weſen kund gäbe. Ihr Liebhaber, der Herr Walter, iſt eine ſtille blöde Natur, weniger ausdrucksvoll als ein Kleidergeſicht in einem Modejournal, man erfährt: er ſey Pfarrer in Seeldorf, und erwartet bei ihm keine Verſetzung nach Geiſtheim. Er weint ein paarmal und raucht Tabak, daran muß man ihn erkennen. Der Vater, der ehrwürdige Pfarrer von Grünau, mit einer Glatze und einem Schlafrock, ſcheint viel zu ſprechen, und man ſollte denken, aus ſeiner Redſeligkeit müßte man bei Gelegenheit auf ſein Weſen ſchließen können, aber er iſt Marionette, ſo ſehr wie eins in dieſer Idylle, denn hinter ſeinem Stuhle ſteht beſtändig ſein Eutiniſcher Gaſtfreund, und er ſpricht nicht, ſondern dieſer legt ihm ſein Zionsnachtwächterhorn auf die Schulter, und läßt ſeine Zelotenphraſen gegen Römlinge, Finſterlinge, Pfäfflinge erſchallen, und ſeine behaglich ſpeishaftigen Dankgebete für die culinariſchen Gaben des Herrn, wobei der beſchränkte Hochmuth über eigene Trefflichkeit nicht fehlt, und das Pochen auf die wahrhaft als Handwerk zünftig getriebene Biedermännerei.

Sorglos gehn wir unſern Gang,
Was nicht mitgehn konnte, ſank!
Zwar manch Pfäfflein meint es übel,
Doch uns ſchafft Vernunft und Bibel
Siegsgeſang.

Nur eins erfährt man von dieſen Perſonen mit Sicherheit, daß ſie nämlich keinen gebildeten Geſchmack haben, denn, wenn ſie etwas ſingen wollen, ſo ſind es die Lieder des Eutiniſchen Gaſtfreunds, verfertigt in der Dreihellermanier, die bei demſelben ſo eingewurzelt war, daß er ſchon darum allein keine Kreuzermanier ertragen konnte. Geht man von dieſen Marionetten hinter aufgeſtapelten Kirſchen, Erdbeeren, Pflaumen, Haſenbraten, Rehziemern, Krollhechten, Sandarten, Kartoffeln, Biſchofnäpfen, gelben Rüben, Kaffe und Theetaßen diverſer Sorten, Tabaksdämpfen und pretiöſen Ziereien aus der Dorfpfarre weg und kommt zu einer Idylle, welche der Poeſie

wahrhaft angehört, wie Hermann und Dorothea von Goethe, dann wird man inne, welch ein Unterschied zwischen poetischer Handwerkerei und Poesie sey. Ja, es ist Einem da zu Muth, als ob man von dem Pfuhl im Bauernhof und seinen Quackenten und Gackelhühnern zum schönen waldumkränzten See und den frischen Melodien der Waldvögel gelangte. Eine genaue Auseinandersetzung der Vortrefflichkeit des unsterblichen Goethe'schen Gedichts müßte dies in ein Licht stellen, welches keinen Zweifel zuläßt. Statt minutiöser Schilderung eines ländlichen Aufenthalts, finden wir hier Menschen in behaglicher Beschränkung naturwahr und lebendig vor das Auge in bestimmter individueller Gestalt tretend, uns für sich interessirend. Die beschränkte Behaglichkeit erscheint doppelt erquicklich durch den damit contrastirenden Sturm, der Tausende aus der Heimath und dem gewohnten Leben in die Fremde treibt. Die Situationen sind so glücklich gewählt, daß in ihnen nothwendig sich der Charakter und die Individualität der aufgeführten Menschen zeigen muß. Eine Idee, in der Phantasie empfangen und fehllos geformt, so daß Form und Stoff identisch sind, welches die Bedingung jedes wahren Kunstwerks ist, trit uns vor Augen, nicht aber eine vage Beschreibung, welche uns selbst zur Bildung einer Idee veranlaßen soll. Alle Aeußerlichkeiten sind an diese Idee angeschoßen und haben sich naturnothwendig daran krystallisirt. Bei Voß ist nicht nothwendig, daß auf den ersten Gesang ein zweiter folgt u. s. w.; denn das Ganze ist nur ein Agglomerat von Schildereien, aber kein organisches Gebilde; bei Goethe dagen läßt sich nichts wegnehmen, ohne daß ein lebendiger Organismus zerstört wird. Doch genug davon; denn die Entwicklung der Charaktere in Hermann und Dorothea würde hier zu weit führen. Auch leuchtet, ohne alle Bemerkung, auf den ersten Blick ihre Naturwahrheit ein, welche der namhafte und ehrenwerthe Künstler Oppenheimer in den zu diesem Gedicht gelieferten Umrißen leider etwas getrübt hat durch den modischen Anflug von affectirtem Wesen, welches wir zum großen Theil einem verfehlten Streben nach Idealität verdanken, und wodurch besonders in München die Männer gereckt, die Frauen gestreckt werden, jene

mit sauren Reckenmienen, diese mit blödkeuschen Gesichtern. Doch eingelenkt! um mich des Voßischen Fuhrmannsimperativs zu bedienen. Voß jedoch hat einen so berühmten Namen, daß dieser auch seine Schriften in gebundener Rede aufrecht halten wird, denn er that sich seine Lorbeern ein in einer Zeit, wo sie sehr billig zu haben waren. Schwerlich würde er in unsern Tagen, wo diese Waare bei sehr niedrigem Zinsfuß weit über Pari steht, ein so reicher Mann geworden seyn. Besonders werden ihn noch recht lange viele Philologen innig verehren, da ihm diese die große Entdeckung der historischen Mythologie verdanken, die er aus seinem innersten Wesen selbstthätig erschaffen hat. Denn Voß entdeckte, daß in Griechenland in der vorhomerischen uns unbekannten Zeit dumpfe Menschen brutal mit Oelgötzen versehen lebten, und daß eines Tages der Genius edlerer Menschlichkeit besagtem Viehvolk unversehens die Emancipationsohrfeige versetzte, wodurch er ihren Geist frei machte und den Stoff zu Voß's mythologischen Briefen producirte. Dies werden Viele als eine wichtige Entdeckung ehren, und so ferner auch dankbar anerkennen, wie er immer bemüht war, die Fettflecken unachtsamer Katholiken auf der Himmelstreppe mit seiner nüchternen Pfeifenerde auszumachen, und den auf die Nerven fallenden Weihrauch der Pfäfflinge mit denkgläubigem blauem Dunst zu vertauschen. Ja Niebuhr, welcher immer gegen die nichtsnutzige Philologie als Präfica mit Tugendpleureusen zornig weinend auftrat, und ritterlich für ächte Philologie focht, hat entdeckt, daß Voß das Alterthum richtig aufgeschloßen, und die alten Dichter im Deutschen mit den ihnen zukommenden Ausdrücken hat reden laßen, in den mancherlei Parodien, welche er von denselben veranstaltet hat. Wie gesagt, so viel Verdienst muß auch die Schriften in gebundener Rede, oder die, wie sie auf dem Titelblatt heißen, poetischen Werke über dem Waßer der Vergeßenheit erhalten, und wenn schon sein gediegener prosaischer Styl selbst Jungfrauen zu empfehlen ist, nach Paulus sehr richtiger und geistreicher Bemerkung, wie viel mehr sein poetischer.

G. A. Bürger.

(Deßen ſämmtliche Werke. Herausgegeben von A. W. Bohtz. In Einem Bande. Göttingen, Dietrich'ſche Buchhandlung. 1835.)

Die Vollſtändigkeit dieſer Ausgabe, ihre Sauberkeit und Schönheit verdienen alles Lob, und nur Eins wäre zu wünſchen, daß nämlich auch Schiller's Recenſion aufgenommen worden wäre, um damit die aufgenommene Schlegel'ſche zu vervollſtändigen. Wohl bedarf es jetzt nicht mehr einer Anzeige oder Recenſion der Poeſie Bürger's; aber er war in dem ſchönen Frühlinge der deutſchen Dichtung ein ſo vorzüglicher Sänger, daß man bei jedem neuen Erſcheinen ſeiner Werke füglich wieder ein paar Worte über ihn ſagen ſoll, da es nicht geziemt, ſtillſchweigend an ihm vorüber zu gehen. In der für die Poeſie ſo glücklichen Zeit des vorigen Jahrhunderts, wo, nach längerer Abgeſtorbenheit der deutſchen Dichtung, ſich naturgemäß das Verlangen nach dem Verlaßen des abgenutzten fremden Weſens, ſeiner Steifigkeit und kalten Mummerei regte, war natürlich deutſche Poeſie etwas Neues, und regte zu Hoffnungen an. Dem ſchaffenden Triebe bot ſich ein weites Feld dar, und wer Kräfte hatte, durfte ſich mit Freude verſuchen, ohne daß Theilnahmloſigkeit erkältend und lähmend eingewirkt hätte. In unſern Tagen, in welchen Gleichgültigkeit, Ueberſättigung, eine Hinneigung zum Materiellen weit um ſich gegriffen, iſt ein dichteriſches Talent übler dran, und würde es auch ohne dieſe leidigen Umſtände ſeyn, weil der Kreis der Gedanken und Gefühle, welche unſer jetziges geiſtiges Kapital ausmachen, ſchon ſehr erſchöpft iſt, und bereits zur Anſchauung gebracht in Kunſtwerken, welche zu erreichen ſchwer, zu übertreffen ſehr ſchwer iſt. In jener günſtigeren Zeit nun, wo auch Urtheil

und Sinn für Schönheit mächtig angeregt ward durch zwei Männer erster Größe, durch Leſſing und Winkelmann, dichtete Bürger, von der Natur mit einer friſchen, geſunden Phantaſie begabt, und frei von kränklicher Sentimentalität. Die Friſche und Heiterkeit iſt und bleibt der vorzüglichſte Grundzug der Bürger'ſchen Gedichte, welcher nie ſeine Wirkung auf den Leſer verfehlen kann, falls derſelbe nicht durch Gefühlskränklichkeit und forçirte Phantaſie geiſtig verſtimmt iſt. Hätte Bürger ſeiner natürlichen Anlage ganz getreu bleiben können, ohne rechts oder links zu ſchauen und falſche Wege zu betreten, ſo würden ſeine Lieder trefflicher, wahrſcheinlich für alle Zeiten herrlich ſeyn. Aber ſeine nie ſich ſelbſt ganz klar werdende Anſicht über Volkspoeſie verführte ihn öfters zu einem Tone, welcher in das Gemeine ſinkt und den ſcharfen Tadel Schiller's, welcher allem Gemeinen innig gram war, hervorrief. Ging dieſer große Geiſt auch wirklich zu weit in ſeiner Schärfe gegen Bürger, ſo hatte er doch nicht ganz Unrecht, ſondern verkannte nur einſeitig das Gute über dem Schlimmen. Leider faßte unſer Dichter den Begriff der Volkspoeſie etwas einſeitig auf, und huldigte einem Tone, welcher manchmal den Gegenſatz zu dem feinen Tone bildet. Aber Volkspoeſie iſt nimmermehr eine Poeſie des ungebildeten Volkes mit derben oder gar unanſtändigen Ausdrücken, und wird auch nicht von dem Erſten Beſten aus dem Volke produzirt, ſondern es iſt die Poeſie eines beſonderen ganzen Volkes. Ihr Weſen iſt, daß ſie dem Charakter und der Gefühlsweiſe eines Volkes, worin deßen unterſcheidendes Merkmal von andern Völkern beſteht, entſpreche. Außerdem, daß dieſe erſte Bedingung, ohne welche es keine Volkspoeſie giebt, erfüllt werde, dürfen keine religiöſen Begriffe, keine hiſtoriſchen Nachrichten, welche nicht in dem ganzen Volke bekannt ſind, vorkommen; überhaupt darf nichts herbeigezogen werden, was eine ſpezielle Bildung, eine beſondere Erziehung oder wohl gar Gelehrſamkeit erheiſcht. Die Sprache darf ebenfalls keine beſondere Bildung vorausſetzen, muß alſo von allem rhetoriſchen Prunk frei ſeyn, keine Vornehmheit zulaſſen, dem Künſtlichen ferne bleiben und

ſich keiner Bilder bedienen, welche auf nicht allgemein bekannte, der Phantaſie Aller anſchauliche Dinge anſpielen. Nur unter der Beobachtung der angegebenen Punkte iſt Volkspoeſie möglich, und die Lieder der Dichter, welche wirklich zu Volksliedern geworden ſind, tragen alle mit einander jenen Charakter. Nur Goethe iſt es unter den neueren gelungen, einige Lieder zu dichten, welche auf dieſen Charakter Anſprüche machen können, wie z. B. der König in Thule, der Schäfer und noch einige. Bürger aber hatte es ſo wenig zu einer ganz klaren Anſchauung der Volkspoeſie gebracht, daß er ſogar Volkslieder, wie z. B. die Pfarrerstochter von Taubenhain, in Kunſtpoeſie überſetzte, und eine dem Volksliede fremde Rhetorik zur Ausmalung zu Hülfe nahm. Es iſt dies ſo wenig ächte Volkspoeſie, als Schiller's Gedicht auf den Ritter Toggenburg, welchem ebenfalls ein Volkslied in zwei, ein klein wenig von einander abweichenden Dichtungen zur Seite ſteht. Die bündige Kürze, welche Alles enthält, was zur Darſtellung gehört, und der Phantaſie ſo viel bietet, als geſchehen muß, um ſie in die Thätigkeit zu ſetzen, welche das poetiſche Gefühl erzeugt, dieſe bündige Kürze erweitern Bürger und Schiller, und ſchwächen dadurch ſowohl die Kraft als auch das beſonders Anſprechende, was der ſchönen Einfachheit eigenthümlich iſt. Doch ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß die Bürger'ſchen Gedichte, welche hier gemeint ſind, und ebenſo Schiller's Toggenburg, nicht ſchöne, werthvolle Gedichte ſeyen, ſondern nur, daß Bürger die Volkspoeſie mit der ſogenannten Kunſtpoeſie (in welcher er, einigen falſchen Flitter abgerechnet, Gedichte voll wahrer, ächter, natürlicher Empfindung mit gelungener Darſtellung gedichtet hat) vermengte, weil es ihm an einer ganz genügenden Einſicht in jene gebrach. Haben ſich doch auch manche Sammler von Volkspoeſieen mitunter ſo arg vergriffen, daß ſie ganz dumme Sachen und Albernheiten, welche ſie bei ſpielenden Kindern hörten oder einmal bei einem Menſchen der geringern Klaſſe, als Volkslieder betrachteten und abdrucken ließen, von einſichtsloſem Eifer hingeriſſen. Mit ächter Volkspoeſie zu wetteifern,

Ruhm in ganz Europa ist. Faßen wir daher unser Urtheil über das vorliegende Werk in wenig Worten zusammen, so müßen wir es bezeichnen als ein in schönem, edlem Styl zwar geistvoll und genial geschriebenes, aber durch eine darin vorherrschende religiös-politische (hierarchisch-aristokratische) Richtung in dem Urtheil und der Darstellung oft verfälschtes Buch, das, vorsichtig benutzt, an Belehrung höchst fruchtbar seyn wird, ohne Sichtung angenommen, den Geist dagegen verwirren und hemmen muß.

Johann Heinrich Voß.

(Deßen poetiſche Werke. In Einem Bande. Leipzig 1835, bei Immanuel Müller.)

Ich preiſe mich im Stricken
Nicht ungeübt, noch faul;
Mit Scheid' und blanken Sticken,
Und angebaktem Knaul!
Ich ſtrick', ohn' hinzuſehn,
Bald ſitzend, bald im Gehn!

Voß.

Der Name Johann Heinrich Voß iſt ſo berühmt, daß dieſe Geſammtausgabe ſeiner Schriften in gebundener Rede vielleicht Manchem willkommen iſt, um die Sammlung der Schriftſteller jener Epoche zu vervollſtändigen. Doch auch Mancher mag ſie überflüßig finden, aus Zweifel an dem poetiſchen Werthe der Erzeugniße dieſes Mannes. A. W. Schlegel meinte in dem Wettgeſange der drei Poeten: Voß, Matthiſſon und Schmidt von Werneuchen, es ſei das Dichten dieſer Männer ein löbliches Handwerk, aber keine Poeſie, und Voß namentlich bepflanze den Pindus mit Kartoffelknollen, damit dieſe Frucht geſotten den Apollo entzaubere. Damit ſtimmt überein, was Görres in dem Geburtstag des Dichters, einem phantaſiereichen Aufſatz in der Tröſteinſamkeit, und dann ſpäter, als die Voßiſchen Todeskunden von Heidelberg ausgiengen, abermals in geiſtvoller Charakteriſtik ausſprach. Eine erregbare Phantaſie, großartige Ideen, ein heißer Pulsſchlag der Empfindungen, Seherblick in Welt und Leben, alle dieſe Dinge findet man nicht bei Voß. Mäßige Gedanken, Behagen an Beſchränkung, Pochen auf proteſtantiſche Denkfreiheit oder Denkgläubigkeit, wie ſie jetzt dies Ding nennen, ländliches Stillleben bis zur wahren Trivialität, unbedeutende Satyre und dergleichen Quincaillerie machen den Fond aus, welchen Voß in gebundener Rede behandelte. Er wollte

recht natürlich seyn, und das muß freilich jeder Dichter seyn, oder er geht in der Irre, aber dies ist nicht so zu verstehen, als wäre nicht die Poesie durchaus nur eine Kunst. Schaffen, indem man die Natur nachahmt, ist ihr Wesen, nicht aber copiren; denn nur, was in der Phantasie wahrhaft empfangen ist und sich als wirkliches Phantasiebild formt und verkörpert, kann Ansprüche auf den Namen eines poetischen Werks machen, alles andere aber nicht. Durch Arbeiten und Schnitzeln und Boßeln dies ersetzen zu wollen, bleibt vergebliche Mühe; denn wenn sich die Poesie erarbeiten ließe, so hätte Voß gewiß eine hohe Stufe erreicht, da er es sich immer in allem sauer werden ließ, so daß der saure Schweiß auf allen seinen Werken tropfenweise steht. Ja er hätte, wäre er nicht gar zu antikatholisch gewesen, füglich das Schweißtuch der heiligen Veronika in sein Wappen nehmen können, als das bezeichnendste Bild seines ganzen Wesens. Goethe beurtheilte Voß günstig, und man könnte durch den Ausspruch eines solchen Geistes am eigenen Urtheil irre werden, wird es aber nicht, wenn man Goethe's Art über Andere zu urtheilen im Ganzen beobachtet. Alle extravaganten pretentiösen Bestrebungen, welche in das Vage und Leere führen, waren Goethe zuwider, die Lacrimaße und alle ähnlichen Grimaßen, welche man unter dem Namen des Romantischen einschwärzen wollte, mochte er nicht leiden, dagegen ließ er alles gelten, mochte es auch bloß handwerksmäßig sein, wenn es jenen Charakter nicht hatte, und er hatte darin so unrecht nicht; denn jenes schadet vielfach, indem es gewöhnlich verwirrt und Spektakel anrichtet, dieses aber, wenn es auch nichts hilft, schadet doch auch nichts. Zwar haben die, welche im Herabwürdigen des großen Dichters Ruhm suchen, diese Art des Urtheilens nicht unangezapft gelassen, aber die Anderen wissen, daß Goethe keine Profession von der Kritik machte, sondern, zum Grüßen veranlaßt, Unschädlichem einmal freundlich zunickte, meist mit Stillschweigen übergehend, was er nicht mochte.

Voß glaubte am meisten in der Idylle geleistet zu haben, und seine Freunde und Anhänger sind derselben Meinung, aber auch

in dieſer Gattung nimmt er keine höhere Stufe ein, als Schmidt von Werneuchen, indem er nur ein minutiös ausgemaltes Stillleben, manchmal ſogar der allertrivialſten Wirklichkeit bietet. Wenn einer das Landleben in einer Camera obſcura ſich abbilden läßt und zeichnet es mit dem Storchſchnabel nach, ſo iſt das ein handwerksmäßiges Verfahren, welches nicht mit dem Namen der Kunſt zu beehren ſein dürfte. Selbſt die berühmteſte Idylle dieſer Sammlung, die Luiſe, macht keine Ausnahme; denn ſie ſchildert einen ländlichen Aufenthalt nur minutiös in allen Trivialitäten, und erzählt das Leben eines Landpfarrers und ſeiner kleinen Familie in einer einträglichen Stelle. Alle Notizen, welche man ſich von einem ſolchen Zuſtande ſammeln kann, ſind in engem Raum zuſammengedrängt und in Hexameter geſetzt. Vorzüglich iſt alles an Speiſe und Trank, alles, was nahrhafte Vorſtellungen wecken kann, ſorgfältig geſammelt, man macht die Bekanntſchaft von Hahn nnd Henne, nebſt Küchlein, von Katze und Hund, welcher letztere gegen erſtere beim Knochennagen knurrt, daneben Mücken ſchnappt und zuletzt beglückt hochzeitliches Labſal mit Gekrach malmt. Es iſt dies alles ſchier ſo artig geſchnitzelt und geboßelt, wie wenn einer auf einen Kirſchkern das Vater Unſer und die zehn Gebote ſäuberlich eingräbt, daß man das Kunſtſtückchen einmal mit Verwunderung anſieht, es aber nicht unter die Kunſtwerke rechnet. Die Menſchen, welche uns die Behaglichkeit eines ſolchen kleinen Lebens abſpiegeln ſollen, ſind in der Luiſe nichts weiter als eine nur an der Kleidung kenntliche Staffage, ohne Phyſiognomie und individuellen Charakter, und darin zeigt ſich beſonders die Voßiſche Unzulänglichkeit für Poeſie. Ohne Individualität und beſtimmte Phyſiognomie wird keine Perſon in einem poetiſchen Werke anſprechen, da ſie ja ohne dies nur ein Schemen iſt. Welches aber iſt der Charakter der Luiſe, der Heldin jener Idylle? Niemand kann es ſagen. Sie iſt 18 Jahre alt, trägt zuweilen ein weißes Kleid mit rothen Schleifen, einen Strohhut mit Tremſen geſchmückt, hebt auf der naßen Wieſe ihr Kleid auf, daß man Unterrock und Zwickelſtrümpfe ſieht, kreiſcht jüngferlich, wenn ihr plötzlich ein Froſch erſcheint, füttert Hühner,

drückt ihrem Liebhaber die Hand, küßt ihn, pflückt Erdbeeren u. ſ. w., doch vergeblich wartet man auf einen einzigen, ſage: einen einzigen charakteriſtiſchen Zug, der ſie als ein eigenthümliches, individuelles menſchliches Weſen kund gäbe. Ihr Liebhaber, der Herr Walter, iſt eine ſtille blöde Natur, weniger ausdrucksvoll als ein Kleidergeſicht in einem Modejournal, man erfährt: er ſey Pfarrer in Seeldorf, und erwartet bei ihm keine Verſetzung nach Geiſtheim. Er weint ein paarmal und raucht Tabak, daran muß man ihn erkennen. Der Vater, der ehrwürdige Pfarrer von Grünau, mit einer Glatze und einem Schlafrock, ſcheint viel zu ſprechen, und man ſollte denken, aus ſeiner Redſeligkeit müßte man bei Gelegenheit auf ſein Weſen ſchließen können, aber er iſt Marionette, ſo ſehr wie eins in dieſer Idylle, denn hinter ſeinem Stuhle ſteht beſtändig ſein Eutiniſcher Gaſtfreund, und er ſpricht nicht, ſondern dieſer legt ihm ſein Zionsnachtwächterhorn auf die Schulter, und läßt ſeine Zelotenphraſen gegen Römlinge, Finſterlinge, Pfäfflinge erſchallen, und ſeine behaglich ſpeishaftigen Dankgebete für die culinariſchen Gaben des Herrn, wobei der beſchränkte Hochmuth über eigene Trefflichkeit nicht fehlt, und das Pochen auf die wahrhaft als Handwerk zünftig getriebene Biedermännerei.

Sorglos gehn wir unſern Gang,
Was nicht mitgehn konnte, ſank!
Zwar manch Pfäfflein meint es übel,
Doch uns ſchafft Vernunft und Bibel
Siegsgeſang.

Nur eins erfährt man von dieſen Perſonen mit Sicherheit, daß ſie nämlich keinen gebildeten Geſchmack haben, denn, wenn ſie etwas ſingen wollen, ſo ſind es die Lieder des Eutiniſchen Gaſtfreunds, verfertigt in der Dreihellermanier, die bei demſelben ſo eingewurzelt war, daß er ſchon darum allein keine Kreuzermanier ertragen konnte. Geht man von dieſen Marionetten hinter aufgeſtapelten Kirſchen, Erdbeeren, Pflaumen, Haſenbraten, Rehziemern, Krollhechten, Sandarten, Kartoffeln, Biſchofnäpfen, gelben Rüben, Kaffe und Theetaßen diverſer Sorten, Tabaksdämpfen und pretiöſen Ziereien aus der Dorfpfarre weg und kommt zu einer Idylle, welche der Poeſie

wahrhaft angehört, wie Hermann und Dorothea von Goethe, dann wird man inne, welch ein Unterschied zwischen poetischer Handwerkerei und Poesie sey. Ja, es ist Einem da zu Muth, als ob man von dem Pfuhl im Bauernhof und seinen Quackenten und Gackelhühnern zum schönen waldumkränzten See und den frischen Melodien der Waldvögel gelangte. Eine genaue Auseinandersetzung der Vortrefflichkeit des unsterblichen Goethe'schen Gedichts müßte dies in ein Licht stellen, welches keinen Zweifel zuläßt. Statt minutiöser Schilderung eines ländlichen Aufenthalts, finden wir hier Menschen in behaglicher Beschränkung naturwahr und lebendig vor das Auge in bestimmter individueller Gestalt tretend, uns für sich interessirend. Die beschränkte Behaglichkeit erscheint doppelt erquicklich durch den damit contrastirenden Sturm, der Tausende aus der Heimath und dem gewohnten Leben in die Fremde treibt. Die Situationen sind so glücklich gewählt, daß in ihnen nothwendig sich der Charakter und die Individualität der aufgeführten Menschen zeigen muß. Eine Idee, in der Phantasie empfangen und fehllos geformt, so daß Form und Stoff identisch sind, welches die Bedingung jedes wahren Kunstwerks ist, trit uns vor Augen, nicht aber eine vage Beschreibung, welche uns selbst zur Bildung einer Idee veranlaßen soll. Alle Aeußerlichkeiten sind an diese Idee angeschoßen und haben sich naturnothwendig daran krystallisirt. Bei Voß ist nicht nothwendig, daß auf den ersten Gesang ein zweiter folgt u. s. w.; denn das Ganze ist nur ein Agglomerat von Schildereien, aber kein organisches Gebilde; bei Goethe dagen läßt sich nichts wegnehmen, ohne daß ein lebendiger Organismus zerstört wird. Doch genug davon; denn die Entwicklung der Charaktere in Hermann und Dorothea würde hier zu weit führen. Auch leuchtet, ohne alle Bemerkung, auf den ersten Blick ihre Naturwahrheit ein, welche der namhafte und ehrenwerthe Künstler Oppenheimer in den zu diesem Gedicht gelieferten Umrißen leider etwas getrübt hat durch den modischen Anflug von affectirtem Wesen, welches wir zum großen Theil einem verfehlten Streben nach Idealität verdanken, und wodurch besonders in München die Männer gereckt, die Frauen gestreckt werden, jene

mit sauren Reckenmienen, diese mit blödkenschen Gesichtern. Doch eingelenkt! um mich des Voßischen Fuhrmannsimperativs zu bedienen. Voß jedoch hat einen so berühmten Namen, daß dieser auch seine Schriften in gebundener Rede aufrecht halten wird, denn er that sich seine Lorbeern ein in einer Zeit, wo sie sehr billig zu haben waren. Schwerlich würde er in unsern Tagen, wo diese Waare bei sehr niedrigem Zinsfuß weit über Pari steht, ein so reicher Mann geworden seyn. Besonders werden ihn noch recht lange viele Philologen innig verehren, da ihm diese die große Entdeckung der historischen Mythologie verdanken, die er aus seinem innersten Wesen selbstthätig erschaffen hat. Denn Voß entdeckte, daß in Griechenland in der vorhomerischen uns unbekannten Zeit dumpfe Menschen brutal mit Oelgötzen versehen lebten, und daß eines Tages der Genius edlerer Menschlichkeit besagtem Viehvolk unversehens die Emancipationsohrfeige versetzte, wodurch er ihren Geist frei machte und den Stoff zu Voß's mythologischen Briefen producirte. Dies werden Viele als eine wichtige Entdeckung ehren, und so ferner auch dankbar anerkennen, wie er immer bemüht war, die Fettflecken unachtsamer Katholiken auf der Himmelstreppe mit seiner nüchternen Pfeifenerde auszumachen, und den auf die Nerven fallenden Weihrauch der Pfäfflinge mit denkgläubigem blauem Dunst zu vertauschen. Ja Niebuhr, welcher immer gegen die nichtsnutzige Philologie als Präfica mit Tugendpleureusen zornig weinend auftrat, und ritterlich für ächte Philologie focht, hat entdeckt, daß Voß das Alterthum richtig aufgeschloßen, und die alten Dichter im Deutschen mit den ihnen zukommenden Ausdrücken hat reden laßen, in den mancherlei Parodien, welche er von denselben veranstaltet hat. Wie gesagt, so viel Verdienst muß auch die Schriften in gebundener Rede, oder die, wie sie auf dem Titelblatt heißen, poetischen Werke über dem Waßer der Vergeßenheit erhalten, und wenn schon sein gediegener prosaischer Styl selbst Jungfrauen zu empfehlen ist, nach Paulus sehr richtiger und geistreicher Bemerkung, wie viel mehr sein poetischer.

G. A. Bürger.

(Deßen ſämmtliche Werke. Herausgegeben von A. W. Bohtz. In Einem Bande. Göttingen, Dietrich'ſche Buchhandlung. 1835.)

Die Vollſtändigkeit dieſer Ausgabe, ihre Sauberkeit und Schönheit verdienen alles Lob, und nur Eins wäre zu wünſchen, daß nämlich auch Schiller's Recenſion aufgenommen worden wäre, um damit die aufgenommene Schlegel'ſche zu vervollſtändigen. Wohl bedarf es jetzt nicht mehr einer Anzeige oder Recenſion der Poeſie Bürger's; aber er war in dem ſchönen Frühlinge der deutſchen Dichtung ein ſo vorzüglicher Sänger, daß man bei jedem neuen Erſcheinen ſeiner Werke füglich wieder ein paar Worte über ihn ſagen ſoll, da es nicht geziemt, ſtillſchweigend an ihm vorüber zu gehen. In der für die Poeſie ſo glücklichen Zeit des vorigen Jahrhunderts, wo, nach längerer Abgeſtorbenheit der deutſchen Dichtung, ſich naturgemäß das Verlangen nach dem Verlaßen des abgenutzten fremden Weſens, ſeiner Steifigkeit und kalten Mummerei regte, war natürlich deutſche Poeſie etwas Neues, und regte zu Hoffnungen an. Dem ſchaffenden Triebe bot ſich ein weites Feld dar, und wer Kräfte hatte, durfte ſich mit Freude verſuchen, ohne daß Theilnahmloſigkeit erkältend und lähmend eingewirkt hätte. In unſern Tagen, in welchen Gleichgültigkeit, Ueberſättigung, eine Hinneigung zum Materiellen weit um ſich gegriffen, iſt ein dichteriſches Talent übler dran, und würde es auch ohne dieſe leidigen Umſtände ſeyn, weil der Kreis der Gedanken und Gefühle, welche unſer jetziges geiſtiges Kapital ausmachen, ſchon ſehr erſchöpft iſt, und bereits zur Anſchauung gebracht in Kunſtwerken, welche zu erreichen ſchwer, zu übertreffen ſehr ſchwer iſt. In jener günſtigeren Zeit nun, wo auch Urtheil

und Sinn für Schönheit mächtig angeregt ward durch zwei Männer erſter Größe, durch Leſſing und Winkelmann, dichtete Bürger, von der Natur mit einer friſchen, geſunden Phantaſie begabt, und frei von kränklicher Sentimentalität. Die Friſche und Heiterkeit iſt und bleibt der vorzüglichſte Grundzug der Bürger'ſchen Gedichte, welcher nie ſeine Wirkung auf den Leſer verfehlen kann, falls derſelbe nicht durch Gefühlskränklichkeit und forçirte Phantaſie geiſtig verſtimmt iſt. Hätte Bürger ſeiner natürlichen Anlage ganz getreu bleiben können, ohne rechts oder links zu ſchauen und falſche Wege zu betreten, ſo würden ſeine Lieder trefflicher, wahrſcheinlich für alle Zeiten herrlich ſeyn. Aber ſeine nie ſich ſelbſt ganz klar werdende Anſicht über Volkspoeſie verführte ihn öfters zu einem Tone, welcher in das Gemeine ſinkt und den ſcharfen Tadel Schiller's, welcher allem Gemeinen innig gram war, hervorrief. Ging dieſer große Geiſt auch wirklich zu weit in ſeiner Schärfe gegen Bürger, ſo hatte er doch nicht ganz Unrecht, ſondern verkannte nur einſeitig das Gute über dem Schlimmen. Leider faßte unſer Dichter den Begriff der Volkspoeſie etwas einſeitig auf, und huldigte einem Tone, welcher manchmal den Gegenſatz zu dem feinen Tone bildet. Aber Volkspoeſie iſt nimmermehr eine Poeſie des ungebildeten Volkes mit derben oder gar unanſtändigen Ausdrücken, und wird auch nicht von dem Erſten Beſten aus dem Volke produzirt, ſondern es iſt die Poeſie eines beſonderen ganzen Volkes. Ihr Weſen iſt, daß ſie dem Charakter und der Gefühlsweiſe eines Volkes, worin deßen unterſcheidendes Merkmal von andern Völkern beſteht, entſpreche. Außerdem, daß dieſe erſte Bedingung, ohne welche es keine Volkspoeſie giebt, erfüllt werde, dürfen keine religiöſen Begriffe, keine hiſtoriſchen Nachrichten, welche nicht in dem ganzen Volke bekannt ſind, vorkommen; überhaupt darf nichts herbeigezogen werden, was eine ſpezielle Bildung, eine beſondere Erziehung oder wohl gar Gelehrſamkeit erheiſcht. Die Sprache darf ebenfalls keine beſondere Bildung vorausſetzen, muß alſo von allem rhetoriſchen Prunk frei ſeyn, keine Vornehmheit zulaſſen, dem Künſtlichen ferne bleiben und

ſich keiner Bilder bedienen, welche auf nicht allgemein bekannte, der Phantaſie Aller anſchauliche Dinge anſpielen. Nur unter der Beobachtung der angegebenen Punkte iſt Volkspoeſie möglich, und die Lieder der Dichter, welche wirklich zu Volksliedern geworden ſind, tragen alle mit einander jenen Charakter. Nur Goethe iſt es unter den neueren gelungen, einige Lieder zu dichten, welche auf dieſen Charakter Anſprüche machen können, wie z. B. der König in Thule, der Schäfer und noch einige. Bürger aber hatte es ſo wenig zu einer ganz klaren Anſchauung der Volkspoeſie gebracht, daß er ſogar Volkslieder, wie z. B. die Pfarrerstochter von Taubenhain, in Kunſtpoeſie überſetzte, und eine dem Volksliede fremde Rhetorik zur Ausmalung zu Hülfe nahm. Es iſt dies ſo wenig ächte Volkspoeſie, als Schiller's Gedicht auf den Ritter Toggenburg, welchem ebenfalls ein Volkslied in zwei, ein klein wenig von einander abweichenden Dichtungen zur Seite ſteht. Die bündige Kürze, welche Alles enthält, was zur Darſtellung gehört, und der Phantaſie ſo viel bietet, als geſchehen muß, um ſie in die Thätigkeit zu ſetzen, welche das poetiſche Gefühl erzeugt, dieſe bündige Kürze erweitern Bürger und Schiller, und ſchwächen dadurch ſowohl die Kraft als auch das beſonders Anſprechende, was der ſchönen Einfachheit eigenthümlich iſt. Doch ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß die Bürger'ſchen Gedichte, welche hier gemeint ſind, und ebenſo Schiller's Toggenburg, nicht ſchöne, werthvolle Gedichte ſeyen, ſondern nur, daß Bürger die Volkspoeſie mit der ſogenannten Kunſtpoeſie (in welcher er, einigen falſchen Flitter abgerechnet, Gedichte voll wahrer, ächter, natürlicher Empfindung mit gelungener Darſtellung gedichtet hat) vermengte, weil es ihm an einer ganz genügenden Einſicht in jene gebrach. Haben ſich doch auch manche Sammler von Volkspoeſieen mitunter ſo arg vergriffen, daß ſie ganz dumme Sachen und Albernheiten, welche ſie bei ſpielenden Kindern hörten oder einmal bei einem Menſchen der geringern Klaſſe, als Volkslieder betrachteten und abdrucken ließen, von einſichtsloſem Eifer hingeriſſen. Mit ächter Volkspoeſie zu wetteifern,

bleibt eine schwere Aufgabe, ohne deren Lösung jedoch auch Schönes geleistet werden kann. Selbst nur ein Volksmährchen glücklich in Verse zu bringen, wenn man es nämlich nicht benutzt, um eine andere Anwendung davon zu machen, wie Uhland im Mährchen, welches er zu einer Kunde von der deutschen Poesie deutete, oder wie Tieck den gestiefelten Kater, und andere, gehört zu den Aufgaben, welche nicht leicht gelungen erscheinen. Denn lesen sich auch die Verse ganz gut, so ist doch gewöhnlich das schlichte, treuherzige Wesen der Erzählung, wie sie uns überliefert worden, ansprechender und gemüthlicher. So z. B. hat schwerlich die Erzählung von Hans im Glücke durch Chamisso's Versifizirung etwas gewonnen, und doch gehört dieser Dichter zu denen, welche sich auszeichnen; wenigstens seine Darstellungen schauerlicher Gegenstände sind zum großen Theil ganz vortrefflich, wahrhaft poetisch, und seine Versifizirung derselben ist häufig so glücklich gelungen, daß sie aller Bewunderung werth ist, und Freude erregt. Wenn nun auch Bürger sich in seinem Bestreben geirrt und zuweilen einen gemeinen Ton mit dem Volksliederton verwechselt hat, so kann dies doch nicht abhalten, in seinen Gedichten Genuß zu finden, da seine Haupteigenschaft, kräftige, gesunde Phantasie und frische Heiterkeit, Gaben sind, welche in angemeßener und glücklicher Darstellung immer erfreuen, und obendrein Niemand abgehalten werden kann, das Verfehlte für sich auszuscheiden und dann unbeachtet zu laßen. Zumal erfreuend sind sie in unserer Zeit, welche jenen Eigenschaften weniger günstig ist, wie überhaupt der Begeisterung fremder. Statt die Ursachen dieser Erscheinung in der religiösen und politischen Lage Europa's, woraus sie vorzugsweise entsprungen ist, nachzuweisen, genügt es, auf die Sache selbst durch Beispiele aufmerksam zu machen. Auf rührende Weise klagt der liebenswürdige und von Vielen geliebte Dichter Rückert über Gleichgültigkeit, und Platen, der reichbegabte, zu seltener Vollendung der Poesie gelangte Dichter, schließt, angeschauert von dem herrschenden Froste, den Mund, einen seiner Hauptzielpunkte, die Hohenstaufen, mißmuthig und über

Gemeinheit entrüſtet, aufgebend. Wenn daneben viele poetiſche Stubenvögel, die von den älteren Meiſtern erlernten Weiſen fort und fort wiederholen, ſo bedeutet dieſer Geſang keinen im Freien blühenden Frühling. Außer Deutſchland geht es eben ſo. Wie raſch, als auch Benjamin Conſtant gebrochenen Herzens die Augen ſchloß, verſtummte der treffliche Chanſonier Beranger, als der große Moment nicht nur ein kleines, ſondern auch ein ſchmutziges Geſchlecht fand; und wie ganz umſonſt öffnete er noch einmal den Mund zur Accolade Chateaubriand's, als der letzten Hoffnung. Chateaubriand ſchweigt, nachdem ſeiner Huldigung, welche er treu und begeiſtert ſeinem Glauben dargebracht, die bitterſte Kränkung gefolgt, die auch ein rechtes Zeichen war, wie ſchwer es jetzt fällt, einem großen Gedanken das Materielle nachzuſetzen. Mickiewicz ſucht als religiöſer Pilger eine Heimat, und Lamennais möchte den wankenden Bau der Societät zu Trümmern ſchlagen, um in den Fundamenten die verlorne Religion zu finden und wieder auf den Altar zu ſtellen. Ja, bei allen tiefer Blickenden iſt ein Zweifel am Beßerwerden und eine das Gemüth verletzende Unbehaglichkeit, welche der friſchen Heiterkeit Eintrag thut. Bei ſolchen Umſtänden liegt ein eigner Reiz in dem Leſen der Dichter heiterer Zeiten, und man erquickt ſich an ihrer Friſche und behaglichen Unbefangenheit, wenn man auch durch den vergleichenden Nebenblick auf die Gegenwart nicht ganz von Wehmuth frei bleiben kann. Ja, man gewinnt ſolche Dichter doppelt lieb, weil ſich zu dem Genuß, den ſie als Dichter bieten, noch ein zweiter, den ſie uns gar nicht zu bieten gedachten, geſellt. Darum mag auch unſer trefflicher Bürger uns werth bleiben und immer wieder geleſen werden, ohne daß uns das Störende in ſeinen Leiſtungen abſchrecke. Zwar könnte man, wenn die ſich ſo nennende jüngere Literatur bald ihr Verſprechen einer Weltliteratur zur Erfüllung brächte, ſich in einem neuen reichen Frühling an Gegenwärtigem freuen; wohl aber mag man, wenn Einem die Jugend nicht mit allzukühnen Hoffnungen das Herz ſchwellt, einigen Zweifel in die angekündigte Herrlichkeit ſetzen, zu welcher der Weg

mit einer etwas freimüthigen Kritik gebahnt wird. Vielleicht ist der Weg selbst so wenig richtig gewählt, daß, wenn kein anderer eingeschlagen wird, eher das Weltgericht als die verheißene Weltliteratur erscheint. — Diese Worte mögen genügen zu einer Begrüßung unsers Dichters, welcher zu bekannt und zu viel besprochen worden ist, als daß es nicht überflüßig wäre, in einem literarischen Blatte weitläufig über ihn zu reden.

F. M. Klinger's Werke.

(Deßen ausgewählte Werke in 12 Bänden. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1842.)

Der ſtattfindende Wiederabdruck der Werke Klinger's, welcher Zeitgenoſſe und Landsmann Goethe's unter die vorzüglichſten und kräftigſten Geiſter jener bedeutenden Literaturepoche zu rechnen iſt, kann leider nicht einem Bedürfniße zugeſchrieben werden, da das größere Publikum kaum noch dem Namen nach etwas von ihm weiß, ſondern nur der Induſtrie, welche aber diesmal ein gutes Werk ſtiften würde, wenn es ihr gelänge, dieſen Werken Leſer in reichlicherm Maaße als bisher zu verſchaffen. Freilich muß man geſtehen, daß der tiefe Ernſt, die herbe Satyre, die Fülle der Bitterkeit, ja ſelbſt Troſtloſigkeit der Anſicht vom Leben der Menſchen, womit dieſe Werke erfüllt ſind oder vielmehr zu ſeyn ſcheinen, denen wenig zuſagen können, welche nur leſen, um ſich zu zerſtreuen und zu unterhalten, und für manche, welche dafür vielleicht noch Sinn hätten, möchte der ſich durch alle dieſe Werke, welche ernſten Inhalts ſind, durchziehende Ton der Spannung, wie er der Sturm- und Drangperiode, in welche Klinger's Jünglingsalter fiel, angehört, nicht zuſagen, und eben ſo wenig der Stoicismus der Tugend, welcher in ſo reichem Maaße hervortritt. Aber es liegt in Klinger's Werken eine bewundernswerthe Kraft und Tüchtigkeit, eine Kenntniß des Menſchen und der geſellſchaftlichen Beziehungen, des Staates und ſeiner Getriebe, wie ſie ſelten ſo klar in andern Schriften hervortritt, und dieſe Vorzüge ſind mit einem Schwunge der Gedanken und Empfindungen und mit einer energiſchen Thätigkeit der Phantaſie verbunden, welche man in der jetzigen Epoche durchaus nicht mehr findet. Darum ſind ſie mit den Werken der vor-

züglichen und ausgezeichneten Geister jener Epoche recht geeignet, um mit den Produkten der jetzigen Zeit verglichen zu werden, um darzuthun, daß in jener Zeit, wie scharf auch der Verstand seine Thätigkeit üben mochte, fast immer Wärme der Empfindung, Schwung der Phantasie und ein Funken des Genies sich hervordrängte, welche Mängel auch diese Eigenschaften begleiteten, als Sturm und Drang mit erzwungenem Pathos und wäßeriger oder affectirter Sentimentalität und was sonst jener Epoche anklebt. Seit Napoleon's Sturze und noch mehr seit der Julirevolution sehen wir in allen Künsten die Gabe des Genies verschwunden, in solchem Grade, daß die wenigen Funken seltene Ausnahmen sind, dagegen den Verstand nach Berechnung mit den vorhandenen Mitteln schaffen, so daß nur von Geschicklichkeit und Talent, nicht aber von Genie die Rede sein kann. Dieß liegt nun einmal im Geiste der Zeit und kann nur durch einen Umschwung desselben geändert werden; denn Aufmunterung und äußerliche Förderung vermögen nicht den heißen Herzschlag, welcher der Phantasie Kraft verleiht, hervorzurufen, da es sonst an herrlichen Kunstwerken nicht fehlen könnte. Aufmunterung und Förderung wurden ja z. B. einem Mozart, Beethoven, Cherubini in solchem Maaße nicht zu Theil, wie einem Felix Mendelssohn, einem Meyerbeer, und doch sehen wir dort göttliches Genie, hier Verstand und Talent, welche geschickt, sehr geschickt arbeiten, doch so, daß diese Arbeiten deutlich den Stempel des Gemachten auf der Stirn tragen, wenn auch, zumal bei Mendelssohn, hier und da ein schöner Funken vereinzelt aufblitzt. Ja man wird bei diesen beiden ausgezeichneten Männern und ihren jetzigen Kunstgenossen selbst nicht so viel natürliche Wärme und poetischen Schwung finden, als aus den Werken eines Bojeldieu, K. Maria v. Weber und andern Musikern der frühern Epoche uns anspricht, und doch ist die Musik nie stärker vom Publikum gepflegt worden als jetzt. Wie wenig vermag die außerordentliche Pflege der Malerei gegenwärtig Werke des Genius hervorzurufen! Cornelius, dessen Jugend einer weniger herzlosen und verstandeskalten Epoche angehört, als die

jetzige, ist an Poesie der Gedanken und Composition von keinem Neuern übertroffen, und was nützt es denen, welche in einem forçirten, gemachten Katholicismus eine Treibhauswärme für ihr Talent suchen? Sehen wir doch den schönbegabten Overbeck dadurch endlich bis zur völligen Abgeschmacktheit in seiner letzten Composition vom Einfluße des Christenthums auf die Künste verirrt, einer Abgeschmacktheit, welche in diesem verunglückten Machwerke bis zur Krankhaftigkeit gesteigert erscheint. Wie schön auch die Düsseldorfer Schule male, über kleine Gedanken hinaus reicht ihr Vermögen im Allgemeinen nicht, und nur Lessing verbindet mit dem Talente Schwung des Genius, und muß mit Kaulbach nebst Achenbach eben für die junge Generation vorläufig einstehen. Mit der Poesie steht es fast noch schlechter, welche ihre Thätigkeit vorzüglich der Lyrik zugewandt hat, worin aber bei der jüngern Generation bei weitem nicht so viel Feuer und Wahrheit zu finden ist, als z. B. in der vielfach gemachten, unwahren und geschminkten Lyrik eines Bürger, sondern ein leeres Arbeiten der Phantasie voll Lüge mit dem Geklapper einer Mühle, welche nichts zu verarbeiten hat. Dieser Unterschied zwischen jener in vieler Hinsicht hoffenden, aufsteigenden und darum das Herz schwellenden und der durch mannichfache Enttäuschung erkalteten, wahrhaft neuer Ideen entbehrenden neuesten Literaturepoche muß der Kritik, welche gerecht zu sein sich bestrebt, vor Augen stehen, weil die Leistungen beider Epochen dadurch ihre hauptsächliche Erklärung finden. Zur Erklärung der Hauptwerke von Klinger muß noch insbesondere sein Leben in Rußland am Sitze der Herrschaft in Betracht gezogen werden, da dieß gerade bei seinem Charakter und seiner Geistesrichtung von ganz besonderem Einfluße war. Frühzeitig starken und festen Sinnes, ward er durch geringe Familienverhältniße und Armuth, statt gebeugt zu werden, gestählt, machte aber offenbar schon frühe scharfe Beobachtungen über das menschliche Treiben und nahm bittere Empfindungen und herbe Ansichten mit in das spätere Leben. Sein poetisches, dem Erhabenen zugewandtes Gemüth, fern vom Vaterlande in einem Kreise, welcher ihn das

durch alle Geschichte der Menschheit verbreitete Böse in seinen schärfsten Zügen stets lebendig anschauen ließ, wandte seinen Blick auf die Tugend, als das einzige Tröstliche im Menschen hin, so daß, wer an ihrem Daseyn ganz verzweifeln müße, unendlich elend sey; denn die stummverhüllte Gottheit ertheilt, wenn Einer auch durch alle Himmel wandelt, keine Antwort auf die Frage: warum alles Böse und Ungerechte in so reichem, entsetzlichem Maaße auf Erden unter den Menschen wuchere und tausend und abertausend zermalme. Dieses erhabene Gefühl für Tugend, diese Poesie des Herzens dringt als Pulsschlag durch seine Werke und gibt den oft überwältigend furchtbaren Schilderungen menschlicher Frevel und Verruchtheiten einen erhebenden Hintergrund nicht rein als Stoicismus, wie es manchmal den Schein haben könnte, sondern, was es eben als Poesie des Herzens erscheinen läßt, als ein warmer Glaube an das verhüllte Höhere, welches aus uns unbegreiflichen Gründen das Böse walten laße, und als ein heißes Verlangen nach dem Wohle der armen gepeinigten Menschheit. Sein wahrhaft gestählter Charakter gab ihm in seiner Stellung eine große Strenge, und sein tiefer Blick war stets auf das Böse der Menschen gerichtet, was ihn so reichlich umgab, so daß er von dieser Seite her zu den bedeutendsten Menschenkennern und Lehrern der Menschenkenntniß, besonders in der Sphäre der Höfe und der Staatsverwaltungen, wie auch aller Bevorrechteten und Herrschenden, unter welcher Form es auch sey, gehörte. Allerdings erscheint nun, bei aller Welt- und Menschenkenntniß, die stets hervortretende Richtung, das Böse und Sündhafte darzustellen, welchem das Tugendhafte und Gute erliegt, als einseitig; aber es ist mit einer Kraft und einer Energie der Satyre geschildert und mit einer lebendigen Anschauung trefflich erfundener Situationen so meisterhaft dargestellt, daß seine Schriften in dieser Hinsicht unübertroffene Meisterwerke sind, denen man keine ebenbürtigen an die Seite zu stellen hat. Der starke Hauch der Kraft und die Wärme der Tugendbegeisterung, welche uns aus ihnen entgegenwehen, haben immer etwas Wohlthätiges, wenn auch die einzelnen

Züge nicht selten furchtbar, grauenvoll, ja manchmal Trostlosigkeit erweckend sind, und wie stark auch die Satyre oft mit ganz vernichtender Schärfe gehandhabt sey, so hat sie doch nie die Bitterkeit der Menschenverachtung, wie bei Swift, sondern die individuellen Frevel sündhafter, böser Menschenklassen werden gezüchtigt, aber tiefe Liebe zur Menschheit zieht sich durch alle diese Werke hin, und der Seufzer der Tugend um Erbarmen und Erlösung des armen Menschengeschlechts aus den Ketten zertretender Willkür, aus den Umschnürungen des Egoismus, des herrschsüchtigen Truges, der knechtenden Eitelkeit, durchdringt sie mit dem Tone der Wehmuth, ohne die leiseste Spur sentimentaler Schwäche. Bei den Fragen an den Himmel, unter den Gräueln der Erde, wo so oft die Ungerechtigkeit und die Sünde siegen, erscheint nie jene trostlose Zerrissenheit, wie sie z. B. im Kain des Byron über das Loos Mensch zu seyn herrscht, sondern als unbegreiflich steht das göttliche Walten in unendlicher Ferne, und wir sehen uns an die Tugend und das Rechtthun gewiesen als unsern Trost auf Erden. In Beziehung auf Völker schätzte Klinger die Franzosen als geistreiches Volk sehr hoch; gegen England aber, als einen egoistischen Handelsstaat, hatte er tiefe Abneigung und wünschte, daß deßen despotische Seeherrschaft mit ihren Uebergriffen gebrochen werde, denn er wollte wahre Freiheit und Menschenwohl überall auf Erden. Auch das Eingreifen der Regierungen in alle Verhältniße war ihm zuwider, und er meinte, wenigstens die Erziehung der Kinder solle den Eltern großentheils anheimgestellt bleiben, damit es doch ein Fleckchen gebe, wo despotische Bevormundung nicht die Menschen an ihrem hart schnürenden Gängelbande führe. Vielleicht würde seine schriftstellerische Thätigkeit, hätte er in der deutschen Heimat gelebt, nicht so ausschließlich der einen Richtung und Anschauungsweise zugerichtet gewesen sein, welche sie in Rußland verfolgte; aber dieß wäre schwerlich ein Gewinn gewesen, denn da sie entschieden aus seinem Charakter und aus seiner Geistesanlage hervorgieng und in ihrer Art höchst gelungen und vortrefflich ist, so ist nicht abzusehen, was

andere in seinen Gesichtskreis gezogene Richtungen wesentlich Gutes hätten bewirken können.

Daß er allen Entwickelungen der deutschen Literatur folgte, zeigen seine Werke zur Genüge, und da er mit dem poetischen Herzen einen philosophischen Kopf vereinigte, war er ein gediegener und scharfer Beobachter derselben. Satyrisch verfolgte er sie wenig; doch wenn es geschah, war es eindringlich, wie er denn Kant's kategorischen Imperativ mit so beißendem Witze in das Lächerliche zog, wie sich dergleichen nicht stärker bei Aristophanes und Platen findet. Mit Unmuth wies er dagegen Schiller's „Braut von Messina" zurück, als die Schicksalsidee schwächlich herabwürdigend, und die Chöre derselben erschienen ihm sogar als ein Froschgequake. Sein eigener erster Versuch im Dramatischen: „Die Zwillinge," machte zwar Glück und gründete eigentlich seine Stellung im Leben; doch weder dies Trauerspiel noch die nachfolgenden sind Kunstwerke von Dauer. Die Zwillinge sind ein starker Ausbruch des Sturmes und Dranges, welche in jener Periode Mode geworden, als reagirender Gegensatz gegen die kalte, verschnörkelte Unnatur, und die wie Aequinoctialstürme dem wiederkehrenden Lenze lebendiger Natur vorausgiengen, aber sie entbehren, wie alle dramatischen Werke Klinger's, der wahren Anziehungskraft, trotzdem daß es ihnen weder an Feuer noch an Schwung fehlt. Dieß kommt einestheils daher, daß er den Stoff nicht lebendig und natürlich genug motivirte, wodurch Alles zu schroff und gespannt nach der aufgestellten sittlichen Idee culminirt und in einen gar zu starken Nebel des Pathos gehüllt ist, während die feineren Züge des menschlichen Herzens und des menschlichen Thuns, wodurch den Charakteren unsere wahre Theilnahme im Guten und im Bösen erst recht erworben wird, oft fehlen, und statt eines Bildes aus dem Leben, im Spiegel der Idee aufgefaßt und von ihm reflectirt, eine pathetische Situation gegeben wird, welche sich mit philosophisch-rhetorischer Leidenschaftlichkeit an unser sittliches Gefühl wendet und uns keine natürlich-lebendige Persönlichkeit gegenüberstellt. Anderntheils ist das Pathos gleich vom Anfang

an ſo ſtark und die Spannung ſo heftig, daß eine Steigerung im wahren Sinne des Wortes nicht zu erreichen iſt, wodurch der Gang der Handlung öfters ſtockend und ſchleppender ſcheint und der wahrhaft natürlichen Entwicklung entbehrt. Nach dem Erfolge zu urtheilen, müßen wir Klinger'n den eigentlichen Beruf zur Tragödie abſprechen, ob er gleich Feuer und Schwung und die Kraft, energiſche Situationen zu dichten, in hohem Grade beſaß; aber es ſcheint bei ihm die ſittliche Spannung und Erhabenheit des Denkens durchaus die feinere Beweglichkeit der Phantaſie überwogen zu haben, welche die lebendige Mannichfaltigkeit der dramatiſchen Einheit und das von ihr eingeſchloßene rege Spiel der natürlichen Empfindungen abſpiegelt, ſo daß das allgemein Menſchliche mit ſeinen Motiven in dem Beſondern durchſchimmert, und daß natürliches Leben alle Adern des Ganzen durchfließe, wodurch allein die abſtracte Idee des Werkes individuelles Leben erhält, ohne welches es kein dramatiſches Kunſtwerk geben kann. Er ſelbſt war überzeugt, daß ſeine Tragödien gut ſeyen und den Anforderungen entſprächen, welche an dieſe Kunſt gemacht werden, weßhalb er ſich über Eſchenburg empfindlich beſchwerte, als dieſer, nachdem er ihn in ſeiner Theorie unter die Tragiker gerechnet hatte, ihn in der Beiſpielſammlung übergieng, womit er freilich in Beziehung auf Eſchenburg nicht Unrecht hatte. Beſonders legte er Werth bei dieſer Gelegenheit auf ſeinen Damokles, welcher allerdings viel ſtarres Pathos und viele ſchroffe Spannung enthält, aber keine natürlich anſprechende Charaktere und keine in lebendigem Fluße entwickelte Handlung, weßhalb dieſe Tragödie trotz aller aufgebotenen grellen tragiſchen Mittel wenig ergreift und theilweiſe ſogar ſchleppend und nüchtern iſt. Damokles in Rhodos, durch ſeine Tugend angeſehen, ſetzt dem durch ſteten Aufruhr unglücklichen Volke in Attalus einen durch Geſetze beſchränkten König, welcher ihn in einen Krieg ſendet und während deßen ſich eine Leibwache errichtet, um unumſchränkt zu herrſchen. Bei Damokles' ſiegreicher Heimkehr fordert Adel und Volk ihn auf, den Attalus zur Geſetzlichkeit und Entlaßung zurückzuführen, was er endlich über-

nimmt und dieſem einen Tag zur Rechenſchaft anberaumt. Der König gewinnt die leicht zu gewinnenden Adeligen, feßelt die Leibwache enger an ſich, bethört den leicht zu bethörenden, wankelmüthigen Haufen und verurtheilt, von Prieſtertrug unterſtützt, an dem zur Rechenſchaft beſtimmten Tage den Damokles zum Giftbecher, deßen Leiche ſogar das Begräbniß verſagt wird. Herrſchſucht der weltlichen und geiſtlichen Macht, ſchnöder Egoismus des Adels, Wankelmuth des großen Haufens, der heute vergöttert und morgen den Vergötterten bethört preisgiebt, das Unterliegen der reinen Tugend ſind die Elemente dieſes Stückes und das Lieblingsthema Klinger's; aber es fehlt ihnen die Verarbeitung und das daraus hervorgehende raſche dramatiſche Leben, ſo daß ſie ſchroff und ſtarr daſtehen, großartig, edel, voll trefflicher Situationen, voll ergreifender Einzelheiten, aber als Ganzes, dem Effect nach herbe, wie die übrigen Werke dieſes edeln Geiſtes zumeiſt ſind, wenn auch nicht troſtlos, ja ſogar mit dem erhabenen Hintergrunde, welcher die Tugend als triumphirend, wenn auch im Individuum erliegend, zeigt, als Ganzes, der Kunſtdarſtellung nach, nicht befriedigend durch theilweiſe Unnatur der Charaktere und Schwulſt, ſo wie durch Mangel an natürlicher und lebendiger Motivirung der Handlung. Von den beiden Medeen läßt ſich nichts Beßeres ſagen; denn in der Medea zu Korinth wird die berühmte Fabel in grellem Pathos dargeſtellt, und in der Medea auf dem Kaukaſus iſt zwar die Idee großartig bitter und ſittlich gut, aber Alles iſt von Anfang an ſtraff geſpannt, wodurch die reine Wirkung der Kunſt verhindert wird, wiewohl es nicht an trefflich erfundenen Situationen und ächt tragiſchen Motiven fehlt. Stolz wähnte Medea, nachdem ſie von Korinth auf den Kaukaſus geflohen war, im Genuße ihres großen Selbſt zu leben; doch das Gefühl ihres Herzens, das nach Mittheilung dürſtet, die Erinnerung des Vergangenen, die Neigung zu dem trugvollen, ſchwachen Menſchengeſchlechte, das ſie haßt und liebt, ſiegen über den erhabenen unfruchtbaren Entſchluß. Ein täuſchender Traum entflammte ihr Herz, und ſie vertraute ſich thöricht abermals dem

Menschengeschlechte, und in der Hoffnung, ihre bösen Thaten durch gute zu sühnen, fühlte sie in der süßen Täuschung nicht, daß der schwache, blinde Sohn des Staubes leichter auf das Böse als das Gute horcht. Rasch wollte sie vollziehen, was auf dieser Erde kaum in Jahrtausenden reift, und sie zeigt, daß ein Alles umfaßender Geist, daß Erhabenheit und Größe, Kenntniß und Wißen den Erdgeborenen nicht glücklich machen, wenn sein Herz von Verbrechen nicht rein ist. Medea benutzt die letzte Zauberkraft, die ihr vergönnt ist, um eine zum Menschenopfer geweihte Jungfrau zu retten, rettet sie, aber der Priestertrug und Priestergrimm erreicht sie, und es bleibt ihr nichts übrig, als ihr Leben durch einen Dolchstoß zu enden, ohne daß sie das traurig-blöde Volk aus seinem dumpfen, angstvollen Aberglauben und den Krallen der Priester, die es mit Trug in unwürdiger Knechtschaft halten, hatte befreien können. Daß die heftigen, starken Ideen bei Klinger der Darstellung Eintrag thaten, weil sie ihn zum Pathos drängten (während die Menschen, unter welchen er lebte und diente, auf seine der Freiheit, Tugend und Menschlichkeit glühende Seele hart verletzend und zu Erbitterung reizend einwirkten, und so die pathetische, gespannte Stimmung fort und fort unterhalten ward), läßt sich kaum bezweifeln; denn wenn man die dramatische Entwicklung und den gehörig motivirten Fortgang ins Auge faßt, so muß man von dieser Seite seinem Lustspiele: „Der falsche Spieler" betitelt, einige Vorzüge vor den Tragödien zugestehen. Der Gang des Stückes, welches die Intrigue der Schiller'schen Räuber, nur daß die Namen Franz und Karl umgekehrt sind, zum Gegenstande hat, ist einfach; natürlich, rasch, und Alles greift gehörig in einander, die Entwicklung aber, welche wahre weibliche Liebe darstellt, ist wahrhaft edel und schön, dem Stücke Würde verleihend, so daß es sich befriedigend abschließt und bei weitem beßer ist als die meisten Lustspiele, welche jetzt entstehen und vergehen.

Doch wenn auch Klinger nicht im Dramatischen eine besonders hohe Stufe erreichte, so erreichte er dagegen in der Romanform

eine sehr hohe, sowohl in lebendiger plastischer Darstellung, als in Geist und Gehalt des Dargestellten. Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt dürfen neben Goethe's Faust stehen, ohne durch diesen irgend in Schatten gestellt zu werden oder arm und schwach zu erscheinen; denn mit einer seltenen Energie und mit einer reichen Fülle kaustischer Satyre führt der ernste, tiefblickende, menschenkennende Dichter die Idee dieser Dichtung durch. Klarer sowohl als furchtbarer ist nie gelehrt worden, daß der Mensch, wenn ihm die Gewalt gegeben wird, zu thun, was er will, als schwaches, leidenschaftliches, sinnliches Wesen, welches die Voraussicht der Folgen einer Handlung nicht besitzt, so wenig als die Uebersicht über den Zusammenhang der Dinge, in welchem das gut gemeinte Einzelne die schlimmste Wirkung haben kann, sich selbst und Andern verderblich wird. Wir sehen Faust mit Leviathan, dem Vollstrecker seines Willens, von Mainz ausziehen und endlich in Rom anlangen, bis er wieder nach Hause zieht und endet, und sein Thun vom Ersten bis zum Letzten ist schwach, unklug, sinnlich-egoistisch, und wenn er Gutes bezweckt, durch Mangel an Einsicht schlimm in seinen Folgen, verletzend für Menschen, ohne dem Guten irgendwie und irgendwo zum Siege zu verhelfen. Er, der sinnliche Egoist, mit seinem schwachen guten Willen und seiner Beschränktheit, d. h. der gewöhnliche Mensch, der sich nicht zur unerbittlich strengen Tugend und Selbstentäußerung durchgerungen, beginnt damit, Haus, Weib und Kind zu verlaßen, ohne dieselben wahrhaft gesichert und besorgt zu haben; läßt aber gleich dieser schnöden Pflichtverletzung ein kleines menschenfreundliches Thätchen folgen, indem er Leviathan nöthigt, einen jungen Menschen zu retten, welcher daran ist, im Rheine zu ertrinken, obgleich Leviathan ernstlich davon abräth, weil er die Folgen erkennt. Diese gute That gebiert für Faust als Frucht die Rache für seine Pflichtverletzung; denn der junge Mensch geht nach Mainz, verführt Faust's verlaßenes Weib und stürzt den Sohn in das tiefste Verderben, daß er am Galgen endet. Erschütternd wirkt dieser so richtig angebrachte Zug bei seiner Auflösung am

Ende, weil gerade das nicht egoistische, menschenfreundliche, in keine Verhältnisse eingreifende Thun sich in seinen Folgen so schrecklich zeigt, und beweist, daß der Mensch zu schwach ist, um auch nur das Geringste mit Sicherheit eines guten Erfolges zu bewirken, und folglich nicht geeignet ist, die Macht in Händen zu haben, auf das Schicksal Anderer zu wirken, bevor bei dem sündhaften, verderbten, boshaften, schwachen und sinnlichen Menschengeschlechte die Tugend eingezogen ist. In Fuld schreckt er durch ein Wunder den schwelgerischen, thierischen Abt, um die gequälten Unterthanen zu erleichtern; aber er scheidet, ohne Gutes erreicht zu haben, und hinterläßt noch ärgeres Uebel. In Paris schlägt er in das Scheußliche drein und läßt ein Haus zusammenstürzen, worin Menschen ihre Mitmenschen martern, um ihre physiologische Neugierde zu befriedigen, und die Unschuldigen gehen mit zu Grunde; aber er selbst, der schwache Lüstling, erkauft eine Schöne von ihrem geizigen Vater, stürzt sie ins Verderben, und der alte Geizhals kommt jämmerlich um, da die Thüre hinter ihm zufährt, als er das Sündengeld in das Versteck seines Mammons schleppt. So vernichtet er das Daseyn zweier Wesen, welche ohne ihn solche Leiden wohl nicht gefunden hätten. Die Schilderung des Aufenthaltes in Rom ist, da in diesem Werke stete Steigerung herrscht, unter den meisterhaften Schilderungen als die gesteigertste, von einer ganz gewaltigen Kraft und die Satire von seltener Energie. Da erblicken wir das bestialische Scheusal Alexander VI., wie er zuletzt auf seinem Landhause mit seiner Tochter Lucrezia seine viehischen Triebe zu reizen sucht und nach Leviathan gelüstet, der aber, als er ihm Anträge macht, in seiner wahren Gestalt erscheint, worauf er vor demselben niederfällt, Gott entsagt und den Teufel anbetet. Zuletzt ist Faust's Elend, als es zu Ende geht und er sieht, wie er nichts Edles und Seegensreiches mit der Macht, die ihm zu Gebote stand, bewirkt hat, sondern Alles beim Alten geblieben ist und er nur als unsittlicher Schwächling Thörichtes gethan und seine Gelüsten befriedigt hat, und wie einem verderbten, beschränkten Menschengeschlechte auch

gar nicht in der Weise, wie er vermeinte, irgend geholfen werden kann, mit trefflichen, starken Zügen geschildert, und die Höllenscenen sind grell phantastisch, aber geistvoll kräftig gemalt. Man kann diese Dichtung nach jeder Seite hin nicht anders als ein Meisterstück in ihrer Art nennen, welches nur ein Mann von starker Phantasie und sehr bedeutender Kraft zu schaffen im Stande war. Hat Goethe's Faust als dramatisches Gedicht durch die große Vollendung und Wahrheit, womit Faust's Gemüthszustand als einer, in welchen der denkende und fühlende Mensch gerathen kann, dargestellt ist, und durch die unübertreffliche Zeichnung von Charakteren und Scenen einen hohen, unschätzbaren Werth, so kann dennoch Klinger's Faust sehr wohl neben ihm bestehen, weil darin der Mensch, welcher, nicht mit seiner Kraft und Lage zufrieden, sich auf verderblichem Wege allmächtige Gewalt verschafft, in seiner Schwachheit und Thorheit, in seinem beschränkten und verderblichen Thun und der kläglichen Anwendung einer Kraft, die er nicht zu handhaben versteht, weit umfaßender als bei Goethe, und weit mehr nach ernst-sittlichen Seiten hin gezeichnet ist und die Menschheit darin in ihren Sünden und Verderbnißen und elenden Leidenschaften weit mehr hervortrit, sodaß das Ganze viel umfangreicher und abgerundeter, und in der Belehrung und Anwendung eindringlicher ist.

Das Gespräch zwischen dem Weltmanne und dem Dichter lehrt sehr klar und eindringlich, wie wenig es möglich wäre, mit den edeln Ansichten, welche eine poetische Phantasie und ein warmes oder gar empfindsames Herz erzeugen, durchzudringen da, wo ein Hof ein Volk regiert. Zwei Jugendfreunde, von welchen der eine im Laufe der Zeit Minister geworden, der andere sich der Dichtkunst gewidmet, treffen zusammen, indem der Dichter von dem Minister nicht die beste Meinung hat, weil deßen Wirksamkeit seinem Gefühle ungerecht und willkürlich hart erscheint. Doch der Minister zeigt seinem Jugendfreunde Schritt für Schritt, unter welchen Bedingungen der Fügsamkeit und Klugheit es allein möglich sey, den Weg zu machen, welchen er gemacht, wie der tüchtige

Mann sein Herz verleugnen müße und das Herbste ertragen, wenn er in höhern Regionen Wurzeln schlagen und seinen Wirkungskreis gesichert sehen wolle. Seine Frau, welche er herzlich liebte, ward von einem Prinzen verführt, und er mußte scheinbar eine Maitresse annehmen, damit es aussähe, als gehe jedes seiner Wege, während sie doch zusammen einander mit Anstand begegnend, ein Haus machten, denn dergleichen gilt für vornehm, wogegen er ohne Maitresse als Hahnrei ausgelacht worden wäre. Ja eine geliebte Tochter ist, wie er zu tiefem Kummer, als er sie vermählen will, von seiner Frau erfährt, eine Tochter des Prinzen; aber weil er diese ganze Sache so anscheinend heiter und klug aufgenommen hat, erhält er ein gewaltig prunkendes Ordensband. Er hat, wie er dem Jugendfreunde entdeckt, den Rath gegeben, Deutsche an die Engländer als Schlachtvieh für Amerika zu verkaufen, und diese Sache betrieben; doch als der dichterische Jugendfreund vor dieser Niederträchtigkeit zurückschaudert, zeigt er ihm, wie ohne diese Maßregel das Land durch den Fürsten, welcher durchaus Summen für seine Verschwendungen haben wollte, auf das schrecklichste gedrückt und ausgeplündert worden wäre, sodaß, Uebel gegen Uebel berechnet, seine Maßregel trotz ihrer Schändlichkeit das kleinere war. Erzeugt auch diese Schrift, wie es bei Klinger gewöhnlich ist, bittere, herbe Empfindungen, so ist sie doch sehr belehrend durch die scharfe und wahre Schilderung des Schmutzes und Verderbens der höhern Lebenskreise und zeigt, wie trostlos es um die Völker steht, welche der Benutzung solcher Menschen zu Befriedigung ihrer schnöden Gelüsten unbedingt preisgegeben sind. Besonders anziehend aber ist die Verschiedenheit der weltmännischen und dichterischen Ansicht von dem Getriebe und der Leitung der Menschen und des Staates, und er führte in seiner Weise die sich aufdrängende Idee von dem Unterschiede dichterischer und weltmännischer Anschauung der Dinge durch, welche in ganz anderer Weise Goethe im Tasso berührte und Jean Paul in den Flegeljahren, in Gottwalt und Vult einander gegenüberstellte. Da Klinger in seinen Schriften seinen Sinn

nicht so sehr auf das individuelle Leben des Menschen und die Charakterisirung desselben nach seinen besondern Anlagen unter bestimmten Lebensverhältnißen gerichtet hatte, sondern auf das Loos der Menschheit in dem Staate und durch den Staat vermöge des Herrschens und aller Gewalten, Gliederungen und Einflüße, welche sich im Staate gebildet haben, und besonders auf das Verderbniß der Menschen, ihre Leidenschaften, Schwächen, Verblendungen und auf die Bosheit und den Trug, welche diese zu ihrer Knechtung und Ausbeutung benutzen, so ist, während Goethe und Jean Paul Charaktere entwickeln, bei Klinger die Darlegung seiner Weltkenntniß und scharfen Beobachtung, wie es unter denen hergeht, welche regieren und Staatsgeschäfte führen, die Hauptsache, und weil der tiefe Ernst tugendhafter Gesinnung zu Grunde liegt und alle die häßlichen Züge des Schlechten im vollen Lichte zeigt und keine kuppleriſche, vermittelnde Hülle zuläßt, so hat die Darstellung eine Beimischung von Schmerz und Bitterkeit. Wo aber Leidenschaften in ihrem Keime und ihrer Entwicklung zu schildern zu seinem Zwecke gehört, hat er es gethan in bestimmten, wahren Zügen als ein echter Kenner des menschlichen Herzens nach allen Richtungen hin.

In der Geschichte eines Deutschen führt er die Idee aus, daß ein Deutscher, wenn er sich die unbestechliche Tugend zum Leitstern seines Handelns genommen und sein Auge nur auf diesen gewandt, seine Laufbahn verfolgt, so schreckliche Erfahrungen mache, daß er zur Verzweiflung getrieben werden könne, in welcher er die Tugend für ein leeres Hirngespinst halten müßte, wenn ihm nicht ihr Daseyn noch aus dem Thun eines Einzelnen sich bestätigte und ihn wohlthätig von dem Abgrunde des Wahnsinns zurückzöge. Der Tugendhafte, welcher in dieser Dichtung geschildert wird, hat einen Gespielen und Jugendfreund, welchen er sehr liebt und von welchem er geliebt wird, wiewohl Beide in ihren Anlagen verschieden sind; denn Er, zum Ernste und zur Tugendstrenge geneigt, hat das Abgemeßene und den Schein von Kälte, welchen Ernst und Tugend-

ideal auch bei noch so warmem Herzen dem Menschen geben; sein Freund aber, seinen Leidenschaften unterworfen, hat größere Beweglichkeit und erscheint liebenswürdig ritterlich. Darum gefiel derselbe auch dem weiblichen Geschlechte mehr als der Tugendheld, und hatte die Liebe der Jungfrau gewonnen, welche dieser zur Gattin erhält, was sehr fein und richtig dargestellt ist. Der Ritterliche wird Soldat, der Tugendhafte trit in den Staatsdienst und wirkt nach strengen Grundsätzen der Tugend, wodurch er sich, gegen Interessen, Egoismus und Eitelkeit anstoßend, Feinde macht, welche in der Stille lauern. Scheinbar ist seine Gattin mit dem vortrefflichen Manne glücklich, aber wenn auch ihr Herz schlummert, so ist es eben nur ein Schlummer, aus welchem es erwachen kann, weil es nicht gefeßelt ist durch den scheinbar kalten, ernsten Gatten, welcher nur der Tugend vertraut und ihr lebt, ohne zu ahnen, daß das leidenschaftliche Herz des Weibes nur durch Leidenschaftlichkeit gefeßelt und seine Liebe nur durch Liebe, nicht durch Tugendstrenge erhalten wird. Der ritterliche Freund kommt wieder, und die Gattin wendet sich ihm in Liebe zu, weil ihr Herz, ihm früher schon zugethan, bei ihm Nahrung findet, welche sie bei dem Gatten vermißt hat. Als der Tiefgekränkte nach Paris geht, wo die Revolution das Reich der Tugend und des Rechts ausgerufen hat, hätte er als Verdächtiger beinahe auf das Schaffot wandern müßen; und statt herbe Erfahrungen und Erkennung der Menschen von ihrer schlechten Seite im Anschauen edlerer Zustände zu vergeßen und zu verwinden, wird sein Herz durch alle Greuel, welche er unter dem Vorwande der Tugend und des Menschenwohles geübt sieht, nur noch tiefer verwundet. Nach Hause zurückgekehrt, gilt er für einen revolutionären Verräther und steht unglücklich allein da, nicht stark genug, das Gewebe der schleichenden Bosheit, gekränkter Eitelkeit und der Dummheit zu zerreißen, welches ihn wie ein Nessusgewand brennend zerreißt, aber nicht tödtet, welche Wohlthat er gern angenommen hätte. Verzweiflung an der Tugend umwölkt sein Gehirn und der Wahnsinn droht ihn zu faßen; da rettet seinen Glauben

an die Tugend der Mann, welcher sie ihn gelehrt hatte, indem er mit Gefahr seines Lebens sich für den Glauben des Unglücklichen wagt und einen Kranz, welchen er, dem Glauben an Tugend entsagend, weggeschleudert, am gefährlichen Orte holt, sich dabei verwundend.

Diese Aufopferungsfähigkeit läßt ihn erkennen, die Tugend sey kein leerer Wahn, erzeugt im Gehirne der Thoren, und sein Leid lindert sich. So zeigt auch diese Dichtung, scharf lehrend, wie die strenge Tugend in einer Welt voll Schwachheiten und Leidenschaften nicht in das ganze Getriebe paßt, doch im Hintergrunde über dem herben Schauspiele mannichfaltiger Verderbtheit und Schnödigkeit den Glanz eines Höhern, eines glänzenden Sternes verbreitet, worauf der irdische Wanderer sein Auge richten mag, wenn Bangigkeit ihn ergreift inmitten der Flut des Bösen.

Die Geschichte Raphael's, nach Spanien in die Zeit der Moriskenvertreibung verlegt, hat vorzüglich die unmenschliche Härte der ausgearteten geistlichen Gewalt zum Gegenstande, welche vor keiner Grausamkeit zurückschreckt, um ein Volk vermittelst des brutalen Fanatismus zu beherrschen, und der Dichter zeigt auf eine erschütternde Weise, wie Verwilderung der Menschen und Gewaltthätigkeit in allen Verhältnißen mit einem solchen Fanatismus verbunden sind. Die weltliche Gewalt, von der geistlichen um ihres Vortheils willen in ihren despotischen Gelüsten bestärkt, erscheint ihrerseits nicht minder brutal als die geistliche, und alle Laster walten frei, weil der sittliche Grund, worauf der Staat beruhen muß, nicht vorhanden ist, sondern, was für die Sitten noch schlimmer ist, als fehlte die Vorstellung von einem solchen, sich als Heuchelei mit ihren empörenden Folgen zeigt. Einen beßern Boden als den spanischen konnte der Dichter für die Darstellung seiner Idee nicht wählen, weil dort der lange Kampf mit den Mauren den Nationalcharakter im Ritterlichen und Religiösen bis zur renommistischen Affectation hingeführt hatte, welche zuletzt als strenge modische Convenienz erschien, nicht im Herzen wurzelnd und lebendig

wirkend, was keine Affectation und Convenienz vermag, sondern in der Phantasie begründet und alle Quellen des rein Menschlichen, welches mit dem Bewußtseyn der Tugend in philosophischer Geistesfreiheit wirkt, verstopfend. Hat auch zu allen Zeiten und in allen Ländern jede Religion, welche im Dogma und Cultus erstarrte, die beßern Keime der menschlichen Natur mächtig niedergedrückt und der Brutalität den bedeutendsten Vorschub geleistet, so geschieht dies doch in um so höherm Grade, je mehr eine mächtige Hierarchie an der Spitze steht und in Kampf mit einer andern Religion treten muß. In Spanien bildete sich der Hang zur Grausamkeit, welcher in dieser Nation kaum sich mildern zu wollen scheint, falls dieser Schein noch zur Stunde nicht ein sehr zweifelhaftes Dämmerlicht ist, durch den Kampf gegen die Mauren sehr aus, und ward durch die religiöse Starrheit und Affectation genährt, so daß dort die Inquisition einer der verbrechenreichsten Schandflecke der Kirche, der sie mit schauderhaftem Mordgeruch erfüllte, und die finstere, giftige Lehre Loyola's in ihrer üppigsten Nichtswürdigkeit am festesten wurzeln konnten, die Nation immer der Menschlichkeit entfremdend und thierischer Wildheit zuführend. So ganz als Regel offenbarte sich die Wildheit und Grausamkeit der Gemüther, daß die einzelnen durch Natur milderen oder durch Studium der Alten humanern Menschen von erweitertem Gesichtskreise etwas Rührendes haben, wie z. B. Ercilla, wenn er in seiner Araucana, einem echt spanischen Bulletin, wie sie noch abgefaßt werden, menschliche Gefühle zeigt gegen ein Weib der Wilden, oder bei dem Selbstaufknüpfen der Kaziken oder des viehischen Mordes, den seine brutalen Genoßen an dem Häuptlinge Caupolican begiengen. Man kann daher Klinger nicht der Uebertreibung in dieser Dichtung zeihen, ja sie leidet so wenig daran, daß nicht einmal Spanien der Schauplatz zu seyn brauchte, und sie würde in Betracht der Zeit, worin sie verlegt ist, auch an einigen andern Orten in Europa für wahr gelten können. Der finstern, blutigen Hierarchie und ihren verwilderten, brutalisirten Anhängern gegenüber schildert Klinger die Moriskeu als ent-

schieden edler, humaner und beßer, was für wahr gelten darf, weil derartige Verhältniße durch die Geschichte bestätigt werden und in der Natur des Menschen ihren genügenden Erklärungsgrund haben. Es neigt der Mensch zur Unterdrückung seines Mitmenschen und wird durch dieselbe hart und übermüthig; aber der Unterdrückte, wenn er nicht durchaus zu Boden getreten wird, oder vorher schon gänzlich verderbt war, wird zu mancher Tugend durch seine Lage gedrängt, die ihn edler als den Unterdrücker erscheinen läßt. Besonders inniger gestalten sich unter dem Drucke und der Zurücksetzung eines Volkes oder einer Volksklasse, oder einer Religionssekte die Familienbande, das Zusammenhalten der Leidensgenoßen und die Anhänglichkeit an die Religion, und ein besonnenes Dulden gesellt sich zu einem vorsichtigen Maßhalten. Dahin waren auch die Morisken in Spanien gekommen, sie, die ihrer Väter Uebermuth zu büßen hatten und sich nicht zu der Religion ihrer Unterdrücker hingezogen fühlen konnten, da sie an diesen keine veredelnde Wirkung derselben zu sehen vermochten, wenn überhaupt dergleichen Wahrnehmungen einiger Einfluß zuzuschreiben ist. Klinger's Darstellung ist in dieser Beziehung eben so wahr als rührend, und steigert sich zuletzt zu einem Gemälde von überwältigender Erschütterung, welchem keine falsche, lügenhaft übertünchende Vermittelung hinzugefügt ist, sondern welches den Greuel in seiner ganzen Häßlichkeit unverhüllt dem Auge darbietet und den Menschen an die Tugend, als den letzten stoischen Trostgrund, verweist. Raphael, von seinem Vater, welcher sich als edler, durch Erfahrung belehrter Mann von der Welt zurückgezogen hatte, in allem Guten unterrichtet, zur wahren Menschlichkeit ausgebildet, war nicht geeignet, im Kampfe mit der Verderbtheit schlau zu handeln und sich so den Folgen eines solchen Kampfes auf geschickte Weise zu entziehen; denn sein Herz war voll wahrer Liebe und Begeisterung für die Tugend, erfüllte ihn mit einer Verachtung und einem Grimm gegen Laster und Frevel, welche ihn nothwendig in gefahrvolle Kämpfe verwickeln mußten. Klinger nahm an und sprach es aus, daß es zum Dichter nicht nothwendig

ſey, Gedichte zu machen, und daß es ſolche gebe und gegeben habe, welche nie daran gedacht, Werke zu liefern, wodurch ſie ſich als ſolche beurkundet hätten. Dieſer Satz iſt inſofern unbeſtreitbar, als allerdings eine begeiſterte, höhere und ſo zu ſagen poetiſche Anſchauung aller Dinge einem Menſchen eigen ſeyn kann, ohne daß derſelbe das Darſtellungstalent übt, und ſolche Dichter ſtellt Klinger in ſeinen Werken dar. Ein ſolcher iſt auch Raphael, deßen Begeiſterung mit der Gemeinheit und dem rohen Frevel ringt, und dieſe Begeiſterung, als das Göttliche, was dem Menſchen zu Theil geworden, deßen Verneinung und Unterdrückung ihn zum ſtumpfen oder rohen, boshaften Thier macht, gibt auch dieſer Dichtung eine höhere Weihe und wirft ein verklärendes Licht über die ſchrecklichen Gemälde voll nächtlichen Grauens und ſcheußlicher Bosheitsgeſtalten. Sobald Raphael in die große Welt trit, geräth er in die Falle, vor welcher ihn zu bewahren ſeines Vaters ängſtliche Sorge geweſen war, da er ſich daraus gerettet hatte und den Sohn vor Gleichem bewahren wollte. Eine Jungfrau, reizvoll vor allen, entflammt ihn mit Liebe, die Tochter eines hochſtehenden Mannes der Hauptſtadt, und wird ſeine Gattin; aber der königliche Glanz verblendet ihre Eltern und ſie ergiebt ſich dem ſchwachen Sünder Philipp, welcher nach Entdeckung des Verhältniſſes und Verſtoßung der Unglücklichen, welche einer minder ſchlüpferigen Lebensbahn werth geweſen wäre, Raphael einigen Schutz in Erinnerung ſeines Frevels angedeihen läßt, wiewohl er zu armſelig war, um je energiſch aufzutreten. Der Tiefverwundete wird dann zu den Moriſken hingezogen und vermählt ſich mit einer Jungfrau dieſes Volkes, aller Warnungen des Vaters derſelben ungeachtet, welcher das Unglück über ſein Volk heraufziehen ſah; denn er iſt feſt entſchloßen, ſein Geſchick an das dieſes Volkes zu knüpfen, da er über Vorurtheile erhaben iſt und bei denſelben einen edlern Sinn trifft als bei ihren Unterdrückern, wie denn auch ſchon ſein großmüthiger, tugendhafter Geiſt ihn zu den Unterdrückten gegen ihre Dränger hinzog. Als der furchtbare Schlag das unglückliche Volk traf, zog Raphael mit und hoffte vielleicht Einiges für

die Unglücklichen thun zu können, aber er täuschte sich; denn zur See brach die Brutalität der Spanier los, alle Gränzen überspringend und mit der verruchtesten Bosheit wüthend, und Raphael mußte, unvermögend seine Gattin zu schützen, welche den Tod in den Wellen des Meeres fand, um schmachvoller Entehrung durch viehische Gelüste zu entgehen, den bittern Kelch des Leides bis auf die Hefe trinken. Das Gemälde dieser Seefahrt ist eins der erschütterndsten und furchtbarsten, welche je von menschlichem Leid und menschlichen Greueln gedichtet worden sind, und wenige laßen sich an Energie der Composition und Kraft der Farben damit vergleichen, wie z. B. Byron's Gemälde des Schiffbruches im Don Juan, wo sich die Anschauungs- und Schilderungsfähigkeit dieses Dichters in ihrem glänzendsten Lichte zeigte. Bei andern Schilderungen schrecklicher Zustände finden wir oft nur einzelne Züge, welche so erschütternd wirken, wie z. B. bei Manzoni in der Pestbeschreibung die Scene, als Renzo auf den Karren der Monatti springt und diese in schrecklicher Rohheit zechen und wüste Scherze reden. Raphael ist fortan verloren, wird nach Spanien zurückgebracht und von der Inquisition gemartert und von einem Pfaffen mit teuflischer Lust erstochen, wobei jedoch sein edler Geist in der Kraft der Tugend sich über alle Qualen emporschwingt und Raphael im höhern Sinne der Sieger ist, da er sich als Märtyrer des wahren Seelenadels und der Tugendbegeisterung dem gemeinen, boshaften christlichen Pfaffenthume gegenüber bewährt. So endigt diese Dichtung, wenn auch schmerzlich und herbe, doch natürlich und wahr, da jede versuchte Vermittelung, welche einen milderen Schluß herbeigeführt hätte, der Dichtung ihre Kraft und Würde gemindert, der Wahrheit Eintrag gethan und eine zur Genüge befriedigende Auflösung nicht erreicht hätte. Die Entwicklung dieser Dichtung, die Steigerungen, die kraftvollen Effecte, die Mischung des Zarten, Schönen und Edeln mit dem Furchtbaren und Entsetzlichen sind meisterhaft gehandhabt, und überall giebt die klare Darstellung in ihren festen und sichern Umrißen Zeugniß von der lebendigen Anschauung des Dichters und

der Kraft ſeiner Phantaſie, und die Glut ſeiner Gemälde und der Schmerz, welche den Leſer erfüllt, bezeugt das warme, lebendige Gefühl des Dichters, welches, ſo weit es ſubjectiv hervortritt, ſtets mit hoher Achtung ob ſeines Adels erfüllt. Die bei Andern oft vorkommende und der Leſewelt ſo ſehr gefallende ſentimentale Kuppelei und Bemäntelung des Schlechten iſt weder in dieſer noch in irgend einer Klinger'ſchen Dichtung zu finden, welcher Mangel einer der vorzüglichſten Gründe iſt, daß dieſelben dem großen Haufen der Leſewelt nicht munden; wo aber eine Verſöhnung als eine natürlich-wahre ſtattfinden konnte, hat er ſie eintreten laßen, wie in dieſer Dichtung die Reue der gefallenen Gattin Raphael's, welche ſo zart und ſchön gedichtet iſt, als nur immerhin irgend wo ein ähnliches Verhältniß.

„Giafar der Barmecide" ſtellt ein höchſt belebtes, herrlich componirtes Gemälde auf von einer willkürlichen Alleinherrſchaft, welche Volkswohl und Gerechtigkeit will, aber, wie geiſtreich und wohlwollend auch der Herrſcher ſey, doch, wenn deßen Leidenſchaften in das Spiel kommen, zu furchtbaren Ausbrüchen von Tyrannei und Grauſamkeit führt, da der Menſch, wenn er alle Macht Alles zu thun ohne irgend eine hemmende Schranke beſitzt, nur bei vollkommener Tugend ſtets gerecht ſeyn könnte, von Leidenſchaften aber regiert, zum grauſamen Tyrannen wird, blind wüthend gegen den Beeinträchtiger derſelben. Giafar, aus dem Geſchlechte alter Herrſcher, von edlem, feſtem Charakter, voll Weisheit und Einſicht, der Tugend anhängend und ein Kenner der Menſchen, dient Harun-Al-Raſchid, dem unbeſchränkt gebietenden Khalifen, mit Treue, das Wohl der Beherrſchten und des Reiches mit unverdroßener Thätigkeit fördernd. Achtung und Zuneigung des Herrſchers iſt ſein Lohn, und er hätte in ſeinem tugendhaften Beſtreben ſeine Tage zum Heile Vieler hinleben können, aber er kommt ohne ſeinen Willen und ohne ſeine Schuld dem Herrſcher in den Weg, und dieſer faßt ihn mit Tücke und krankhafter Bosheit, und als der edle Mann die Prüfung der heimtückiſchen Herrſcherlaune nicht beſteht, wird Harun

der Gerechte zum rasenden Thiere und zermalmt ihn in seiner blinden Wuth auf schauderhafte Weise. Der Khalif nämlich hatte eine an Geist und Schönheit ausgezeichnete Schwester, welche er liebte, und zwar so leidenschaftlich, daß er sie Keinem zur Gattin gönnte. Uebler Leumund verbreitet sich, als ob der Khalif andere als Bruderliebe zu der Schwester empfinde, welche ihrerseits von Liebe zu Giafar entbrannt war, sowie dieser auch sie in stillem Herzen liebte, was dem Bruder nicht verborgen blieb und ihn, um dem bösen Leumund ein Ende zu machen und Giafar nebst der Schwester dem Scheine nach zu beglücken, zu einem aus übermüthiger Herrscherlaune und tückischer Eifersucht boshaft gemischten Entschluß brachte. Er gab dem treuen Diener die Schwester zum Weibe mit der durch Drohungen eingeschärften Bedingung, sie nie zu berühren, und der Diener durfte sie nicht ausschlagen. Als im Laufe der Zeit Giafar, von dem traurig hinsiechenden Weibe menschlich ergriffen und gerührt, dem heimtückischen Tyrannengebot trotzte und dies sorgfältig zu bergen bemüht war, führte ein Zufall, welcher das Kind der Schwester des Khalifen entdecken ließ, während man es zu flüchten und zu verheimlichen beflißen war, den Sturz Giafar's herbei. Wüthend mordete Harun das Kind und verurtheilte seinen edlen treuen Diener, ungerührt von dem Weh der sonst so innig geliebten Schwester, da alle Menschlichkeit von dem Rasenden gewichen war. Aber im Kerker fand der Barmecide den Trost des reinen Gewißens und des hohen Gefühls der Tugend und des Seelenadels, und eine traumhafte Erscheinung, wie in Goethe's Egmont, stieg in seine Kerkernacht und stärkte ihn zum Tode. So bewährte es sich, daß kein Mensch, auch der edelste und reinste, sicher seyn kann, wo der schrankenlose Willkürherrscher über blind unterworfene Sclaven gebietet, und daß der treueste und ergebenste, der nützlichste Diener von dem Wirbel eines Wuthausbruchs ergriffen und zerschmettert werden kann. Alle Schilderungen in dieser Dichtung sind trefflich gezeichnet und von der angemeßensten Färbung belebt, in wirksamer Mischung von Kraft und Zartheit, und in

taktvoller Steigerung der die Idee zur Darstellung bringenden Begebenheiten. Selbst der Schluß des Ganzen ist ein trefflicher Zug, indem Harun den Tadel eines kühnen Armen hören muß und hört, und ihn zu beschwichtigen sucht, indem er sehen muß, daß, wenn er auch Giafar morden konnte, er doch nicht vermochte, die Achtung, die er verdient, die Liebe, welche er sich erworben, zu vernichten, und daß es nicht in seiner Macht stand, etwas Anderes zu scheinen, als er war, und daß ihm der, welcher nichts zu verlieren hatte, trotzen konnte, wenn er sein Leben daran wagen wollte. Also kann der Tyrann die Leiber erreichen und quälen, aber über die Geister hat er keine Macht, nicht kann er wehren, daß sein Thun verflucht werde und daß das Andenken der Guten und Edlen, welche er seinen Launen geopfert, dankbar bewahrt und ihr Name gepriesen werde. Diese würdige Versöhnung schließt auf die dem Ganzen angemeßenste Weise das erschütternde Gemälde ab mit dem erhabenen Gedanken, daß in der Tugend eine Kraft liege, welche für das irdische Leben der letzte Trostgrund sey. Wenn Einer diese Dichtung zur Gemeinheit herabziehen wollte, so würde er für die Lesewelt eine recht unterhaltende Schrift daraus machen können, wenn er den Khalifen nach einigem Toben verzeihen und Giafar mit der Schwester des Herrschers glücklich werden ließe.

In den „Reisen vor der Sündfluth" werden die verschiedenen hervorstechendsten Laster der Menschen geschildert in einer ihrer Anlage nach sinnreichen und gelungenen Dichtung, welche ihrer Ausführung nach ein Meisterstück der Satyre geworden ist. Mahal, aus dem edlen Stamme Seth's, geht aus seiner Einsamkeit in die Welt als ein Mann, deßen edles Herz und lasterloser Sinn nur Gutes wollte und glaubte, überall aber das Schlechte walten sah. Die Gemälde dieser Schlechtigkeiten sind mit der größten satyrischen Kraft entworfen und ausgeführt, wie sie nur selten gefunden wird. Geiz, Herrschsucht, Rangsucht, Adel, Pfaffentrug treten in vollgerundeter Gestalt auf in all ihrer nackten Häßlichkeit und zugleich Lächerlichkeit. In zweckmäßiger Steigerung folgt ein vom kräftig-

sten Witz mit der lebendigsten Phantasie erzeugtes Bild auf das andere, bis die Erde mit einer Galerie der Gemälde ihrer Thorheiten, Sünden und Laster erfüllt ist und die Tugend einsam dasteht, das gekränkte Auge davon wegkehrend. Venedig mit seinen Edlen, die Geldmenschen, welche jeden von Geld Entblößten auslachen und als Lastthier gebrauchen, kurz, jede dieser Schilderungen ist mit so kecker Phantasie gezeichnet und von so großartigem satirischen Witze erfüllt, daß die deutsche Literatur keine Dichtung besitzt, welche in dieser Hinsicht nicht etwa vorgezogen, sondern nur an die Seite gesetzt werden könnte. Besonders glücklich wirkt die Darstellung dadurch, daß die kaustische Satyre der Schilderungen so gehandhabt ist, daß sich mit der verachtenden Bitterkeit über die boshaften Thorheiten der Menschen das Lachen über die höchst komischen Situationen verbindet, welche die kräftige Phantasie des Dichters in natürlicher Derbheit mit festen Zügen gezeichnet hat. Betrachten wir hier, wenn auch diese Dichtung weniger dazu auffodert als andere schon berührte, die scheinbare Abneigung Klinger's, von irgend einer Religion gut zu reden, so würde man Unrecht haben, ihn einer Ungerechtigkeit in seinen Darstellungen zu zeihen, weil es in der Menschenwelt, sowie es gute Menschen giebt, auch wirkliche Frömmigkeit gegeben hat. Er schildert ja nicht einzelne Menschen und strebt nicht, die mannichfaltigen Charaktere, weder im Guten noch im Schlimmen, zu entwickeln, sondern hat sich die Gestaltung der Menschheit im Staate und der allgemeinen Gesellschaftsverbindung vom Standpunkt reiner Menschlichkeit und Tugend aus betrachtet zum Gegenstand seiner Schilderungen gewählt, worin er die Ideen der Hauptrichtungen vor Augen stellt. Von diesem Standpunkt aus konnte Klinger den Religionen, als organisirten weltlichen Instituten, keinen guten Einfluß auf reine Menschlichkeit und Tugend zuschreiben, da die Geschichte auf allen Blättern lehrt, daß sie reich an Tyrannei, Schlechtigkeit und Lastern gewesen, den Menschen zur Qual und zum Verderben, durch dumme Dogmen und albernen Aberglauben nur allzu oft zu blutigen Greueln ver-

wildernd, und mag auch Religion auf Einzelne gut gewirkt haben, so konnte Klinger für seine Darstellungen daraus keine Ideen abstrahiren, sondern mußte ihre Wirkungen im Allgemeinen zur Anschauung bringen. Erscheint in dieser Hinsicht die Schilderung herb, so ist es nicht des Dichters Schuld, sondern die Schuld der Dinge, deren Verfälschung oder heuchlerische Bemäntelung seiner unwürdig gewesen wäre, sogar wenn damit etwas Gutes gestiftet werden könnte, was jedoch unmöglich ist.

Sahir, zuerst unter dem Namen des goldenen Hahnes erschienen und von der weiland deutschen Bibliothek für Voltairisch erklärt, ist der Darstellung nach heiterer als die bisher genannten erzählenden Dichtungen, steht aber der Idee nach ihnen nicht fern, sondern ist eben so ernst und voll kaustischer Satyre, wie lachend diese auch hervortritt. Diese Idee ist die Vergiftung des natürlichen Zustandes der Menschen in einem harmlosen Hinleben durch die Cultur und die Laster und Greuel, welche sie erzeugt: eine Idee, welche alt genug ist, da sie schon in der Prometheussage ein Hauptelement bildet und ihre Spur in der Sage vom Paradiese sich findet, an welches auch Klinger Sahir, den Förderer der Cultur, anknüpft. In Circassien hatte der Geist der Natur diesen aus Eva's Culturgedanken entsprungenen Geist Sahir in einen goldenen Hahn gebannt, und eine Fee hatte den Sultanen des Landes befohlen, ihn wohl zu verwahren, weil eine Verletzung desselben das Reich unglücklich und alle Männer zu Hahnreien machen würde. Sultan Oranzio hat eine Tochter, Rose, welche als fein organisirtes Kind voll Schönheit und Lieblichkeit keine Schiefheit des Leibes und Geistes ertragen kann, sondern davor in tödliche Ohnmacht sinkt, was Hofstörungen veranlaßt, sodaß sie mit ihren Gespielen und einem herrlichen Pagen allein einen schönen Bezirk bewohnt. Sie wünscht sich, als sie von dem goldenen Hahne reden hört, denselben zu sehen und zu haben, und der kühne Page entwendet ihn, Rose schneidet ihm eine häßliche Feder vom Schnabel, Sahir ist befreit und das Unheil bricht los. Da die Ritter aller Länder eingeladen worden

waren, nach Circaſſien zu kommen, damit Roſe einen Gemahl auswähle, ſo erſchienen damals die Fremden und brachten ihre Cultur, d. h. ihre Laſter mit, und Hahnreiſchaft graſſirte allgemein, ſowie ein kecker ſpaniſcher Mönch, welcher ſie einführen half, daneben das Land bekehrte und mit dem dumpfen Glauben knechtete. Roſe und der Page, als Entwender des goldenen Hahnes, ſollten, weil die Sultanin, mit welcher der Mönch Unzucht trieb, Roſen tödtlich haßte, auf dem Scheiterhaufen ſterben, obwohl der Page Rettung hätte finden können, wenn er ſich dem geilen Mönche zur Päderaſtie hergegeben hätte, wie denn auch die Sultanin einen Unzuchtsverſuch auf ihn machte.

Doch im Augenblicke der tödlichen Gefahr rettet Sahir die dem Tode Geweihten, ſie flüchten zu dem Geiſte der Natur, und manche Circaſſier retten ſich vor dem allgemeinen Verderben in die Gebirge, Sahir aber geht nach Deutſchland, dem beſondern Lande der Aufklärung, wo der kategoriſche Imperativ Wunder zu wirken verſpricht; und als das Uebel lange genug Circaſſien verpeſtet hat, kommt der Page mit den Circaſſiern aus dem Gebirge, und der beßere Zuſtand des natürlichen Hinlebens wird wieder hergeſtellt. Die ſichere Darſtellung, welche Klinger zu Gebote ſtand, iſt in dieſem Mährchen beſonders durch die Miſchung von zarten, lieblichen Schilderungen mit ſcherzhaften und mit energiſchen, welche das Laſter in ſeiner nackten Häßlichkeit hinſtellen, von glücklicher Wirkung, weil der tiefe Ernſt der Idee und die ſchneidende Satyre gerade ſo viel phantaſtiſche, heitere und liebliche Beimiſchung haben, als für die Verwirklichung der Idee, um ihr einen glücklichen Ausgang zu geben, nöthig war. Da Klinger in dieſem Mährchen die Uebel im Gefolge der Cultur insbeſondere ſo darſtellt, daß Cultur mit Allem, was ihre Begleitung bei dem ſchwachen Menſchengeſchlechte iſt, plötzlich ohne den Gang einer organiſchen Entwicklung auf einen natürlichen Zuſtand, welcher noch von den Speculationen des Geiſtes frei iſt, gepfropft, ſeuchenartig vergiftend wirkt und Völker zu übertünchten Gräbern macht, wovon er die volle Hälfte eines

Beispiels stets zu betrachten hatte, so hat er sehr zweckmäßig die Hahnreischaft mit Laune als den ersten Punkt hingestellt, weil das plötzlich aus dem Schlummer guter Gewohnheit geschüttelte Halbthier sich zuerst maßlos auf sinnliche Genüße wirft. Aufgedrungene Religion mit knechtenden, schreckenden Lehren wirkt, wenn sie solche unvorbereitete Cultur begleitet, entsittlichend, weil sie den Geist in Feßeln legt, daß er nicht zur freien Entwicklung und zum Bewußtseyn des rein Menschlichen gelangen kann. So ist es auch ganz zweckmäßig, daß Lüderlichkeit und religiöse Geistesknechtung in dieser Dichtung Hand in Hand gehen, und der Dichter hat im Mährchen Ursachen und Wirkungen dargestellt, welche nach dem Sturze des römischen Reiches in manchem Lande Europa's aus seiner Geschichte sich bewahrheiten.

Die beiden Bände voll Aussprüche und Gedanken stehen in der deutschen Literatur in mancher Hinsicht als einzig da; denn Niemand unter uns hat noch eine gleiche Summe von Welt- und Menschenkenntniß in solchen scharfen und bestimmten kurzen Aussprüchen gelehrt, besonders aber Kenntniß der Menschen in Beziehung auf das Regierungs- und Staatsgetriebe und die sogenannte höhere Gesellschaft, so daß diese Aphorismen angehenden Staatsmännern, welche wirklich Beruf zu der erwählten Laufbahn besitzen, sehr nützlich werden könnten, was sie aber durchaus nicht den geistlosen werden können, welche Stillschweigen, gefühl- und gewißenlose Dienerei, verbunden mit einem bald ernsten, bald lächelnden Gesichte, für die hinlängliche Befähigung halten. Auch in allen diesen Aussprüchen schlingt sich als unsichtbarer Faden durch alle die weltklugen Lehren und die tiefe Menschenkenntniß der hohe Seelenadel durch, und die feurige Liebe zur wahren Geistesfreiheit und Menschenwürde, und der männliche tugendhafte Zorn gegen alle Laster des Egoismus. Auch hier, wie in den romanhaften Dichtungen erscheint der gesunde Geist; denn seine kaustischen, strengen Dichtungen und Darstellungen sind nie die trübseligen, halblahmen Ausgeburten der Uebersättigung, dieser modernen Krankheit, wie es bei Byron so oft der Fall ist. Kopf und Herz waren bei Klinger

harmonisch thätig, statt daß wir jetzt so oft das letztere vermißen und seine fehlende Thätigkeit in widerlicher Lüge vorgegaukelt sehen; und nie gerieth er, wie tief er auch die Nichtswürdigkeit sowohl als die Hohlheit der großen Welt durchschaute, in jene trübselige Verstimmung eigentlicher Menschenverachtung; denn er hegte feurig und lebendig nicht eine geringe, sondern eine hohe Meinung von der menschlichen Natur, die er vom Laster abschrecken und zur Tugend hinführen wollte. Seine Werke hinterlaßen daher auch nicht einen niederbeugenden, trübselig matten Eindruck wie die einer stets angeregten und nie befriedigten Natur, sondern man scheidet von ihnen mit dem Gefühle einer hohen Achtung vor der Tugend und wie angeweht von der Kraft, welche sich über den niederen Boden erhebt und das darauf wuchernde Böse mit dem Auge des begeisterten Zornes anblickt. Dadurch, daß Klinger vorzugsweise lyrisch war und daß er Alles zur Idee erhob, hat er weniger Anziehungskraft für die große Lesewelt, welche unterhaltenden Stoff und spannende Handlung will; seine Werke aber haben deßhalb lyrisches Feuer, und weil die Idee nie altert, eine tüchtige Jugendkraft, so daß sie eine ernste, heilsam erschütternde und gesunde Nahrung des Geistes sind, für solche, in welchen sich ein dichterischer Funken entwickeln könnte, zur Förderung geeigneter als die gegenwärtige kalte Verstandes- und Talentliteratur mit ihrer hohlen Phantasie und Lüge; denn wo dem Kopfe kein feuriges Herz zur Unterstützung dient, lodert nimmer die Flamme des Genius freudig auf, und aus der Uebersättigung an Welt und Leben qualmt nur trüber Dunst, welcher den Gesunden anekelt; aus forcirter Phantasie aber, welcher Stoff und Zweck fehlt, entspringen kleinliche, kindische Klapperwaaren, höchstens gut genug, Kinder und schale Köpfe zu erfreuen.

Athanasius von J. Görres.

— Rom trotzt, doppelt besiegt, und doppelt
Unbesiegbar scheint es, gewöhnt an Hoheit,
Seines Dreireichs blitzende Krone wankt zwar,
Aber sie bebt nicht.

Platen.

Diese das Zerwürfniß der preußischen Regierung mit dem Erzbischof Droste-Vischering betreffende Schrift will „nicht aufregen, weil die Wahrheit nicht aufrege, sondern Recht zuerkennen, wo es sich findet." Darum beginnt diese Schrift gleich mit der Klage über Gewalt gegen den Erzbischof, und daß es unregelmäßig sey, daß erst nach Ausführung derselben von der Regierung der Rechtsweg gesucht oder versprochen wurde, und meint: es müße diesem Versprechen zu Folge ein Ehrengericht aus einem Ernannten des Papstes, einem Bevollmächtigten der Regierung, die noch einen Dritten zu wählen hätten, über den Fall entscheiden. Wäre Gewalt vor Recht ergangen, so wäre das von keinem rechtlich gesinnten Menschen zu billigen, aber daß Gewalt begangen worden, hätte Görres beweisen müßen und hat es nicht gethan, wie denn, nebenbei gesagt, das Wahrheitsagen und Nichtaufregen zwar in der Absicht des Verfaßers gelegen haben mag, da aber die ganze Schrift verhaltene Leidenschaftlichkeit und verbißene Bitterkeit zeigt, welche fortwährend unter der scheinbar glatten Oberfläche flammend hervorlecken, so hat er nichts weiter zu liefern vermocht als eine Parteischrift, geeignet seiner Partei zu gefallen, für die andern Leute nur von einigem stylistischen Werthe. Die Darstellung vermag es aber zu keiner Wahrheit zu machen, daß z. B. die katholische Kirche das revolutionäre Belgien wieder zur Ruhe gebracht, und daß es so einen Gegensatz gegen die Schweiz bilde. Am Ende hat die katho-

lische Kirche auch Braunschweig wieder zur Ruhe gebracht. Daß Görres die Gewalt in den Kanonen, welche bei der Wegführung des obgenannten Geistlichen von Cöln aufgefahren worden seyn sollen, erblickt, kann nicht als Beweis gelten. Man kann Jemand nach allem Recht gewaltsam behandeln, wenn er sich dem Rechte nicht fügt, oder man kann gegen fanatisirte Menschen, welche dem Recht seinen vorgeschriebenen Gang nicht gestatten wollen, Gewalt gebrauchen, oder wenn solcher Fanatismus, welcher zu den tollsten und gesetzwidrigsten Handlungen führen kann, zu befürchten ist, Waffenmacht zur Vorsicht aufstellen, ohne daß im mindesten von Gewalt juristisch gesprochen die Rede seyn kann. So lange daher die vermeintlichen oder auch wirklichen Kanonen (denn ich bin zu wenig davon unterrichtet, da ich die Zeitungsartikel über diese erzbischöfliche Sache, welche sehr wenig Interesse für mich hat, meist überschlagen) der Beweis der Gewalt sind, steht es schlecht mit demselben. Freilich die Entfernung eines Geistlichen gegen seinen Willen sieht gewaltsam aus, aber die Behörde kann vollkommen Recht haben; denn da ein Erzbischof nicht ohne Anerkennung der Staatsregierung sein Amt führen kann, so steht es derselben, wenn diese Anerkennung unter bestimmten Bedingungen stattfand, und diese von ihm nicht erfüllt werden, frei, ihn von diesem Augenblicke an nicht mehr anzuerkennen, ohne daß man sie beschuldigen kann, der Kirche Gewalt anzuthun, weil eine geistliche Würde so wenig als eine weltliche von der Erfüllung übernommener Verpflichtungen befreien kann. Wenn es daher wahr ist, und die Regierung wird das wissen, daß der Erzbischof nicht gethan, was er versprochen, so hat sie freundlich gehandelt, wenn sie ihm Bedenkzeit gegeben, um vom bösen Wege auf den rechten zurückzukehren, und, sollte er diese haben verstreichen laßen, ohne sie zu nutzen, so blieb ihr allerdings nichts übrig, als ihn dann höflichst (falls sie das angemeßen fand) einzuladen, sein Amt niederzulegen, und wollte er dann fortfahren, das auszuüben, was er der Regierung, welche es als verderblich betrachtet, nicht auszuüben versprochen, so bleibt derselben nichts übrig, als

ihn in dieser Wirksamkeit gewaltsam zu unterbrechen, was bloß gewaltsam, aber ein Recht und keine Gewalt ist.

So wenig nun der Verfaßer von dieser Seite sich in eine genügende und überzeugende Erörterung eingelaßen, so wenig genügt die darauf folgende Bestimmung über die Trennung des Kirchenfürsten und Unterthans in einer und derselben Person, eine Trennung, welche er kluger Weise für unmöglich erklärt, sofern sie zu einer gänzlichen Sonderung von Staat und Kirche führen sollte. Es ist zwar auch eine Ansicht, welche nicht ohne Anhänger dasteht, daß man beide ganz trennen solle, und Lamennais' katholische Demokratie würde das Beste seyn, was diese Ansicht produciren könnte, aber Görres hat als Katholik Recht, die Kirche vom Staate nicht zu trennen; denn wie wäre es mit dem Katholicismus gegangen, ohne die Hülfe des weltlichen Arms? Wie viel Blut hat dieser nicht vergoßen, um den Protestantismus zu unterdrücken, welcher ohne dies wenigstens drei- bis viermal so viel Anhänger zählen würde, als er wirklich zählt. Insofern kann man Görres nur beistimmen, wenn er die Trennung verwirft. Wenn er aber sagt, der Erzbischof habe Recht gehandelt, denn er habe an die Stelle der laxen Observanz seines Vorgängers die stricte gesetzt, und habe jenes Versprechen, woraus sich das Zerwürfniß entsponnen, nur in so weit gegeben, als er die Verhältniße gekannt, so lautet das sehr gut, und nicht minder gut lautet es, wenn er sagt, daß die katholische Kirche in den preußischen Rheinlanden nicht als Magd in das Haus gekommen sey, und daß es ferner nicht delikat klinge, wenn man ihr das erwiesene Gute vorrücke. Was die Observanz betrifft, so hängt sie, wenn anders keine Verträge dabei ein Hemmniß bilden, jedesmal von dem Gewißen und der Einsicht des geistlichen Obern ab, und wollte die weltliche Macht widerspenstige Geistliche, welche ihrem Obern Gehorsam schuldig sind, gegen diesen in Schutz nehmen, so würde sie sich einen Eingriff in etwas erlauben, was ihr nicht zukommt. Auch in Beziehung auf Reinheit der Lehre kann eine weltliche Macht nicht weiter gehen, als daß sie dem, wel-

chen der geistliche Obere als der Irrlehre verfallen bezeichnet und zu der von ihm als rein angesehenen Lehre anhält, die Möglichkeit verschafft, vor einem etwaigen Irrthum des geistlichen Obern gesichert zu seyn, indem sie den Papst, den höchsten Richter in diesen Dingen, um Entscheidung ersucht, wenn die Sache wesentlich und belangreich genug seyn sollte zu einem so wichtigen Schritt. Aus diesem Grunde hat auch der Erzbischof ganz Recht gehabt, gegen die Hermesische Lehre einzuschreiten, da sie sein Gewißen verletzte, und die Kirche hat ebenso Recht gehabt, da sie diese selbst verletzt, ihren Anhängern nicht nachzugeben. Die katholische Kirche kann es nicht zugeben, daß ihre Gläubigen untersuchen, ob der Glaube vernunftgemäß sey, wenn sie dies auch so durchführen, daß sich die Vernunftmäßigkeit des Glaubens herausstellt; denn sie beruht nach ihrer Lehre nicht auf der Vernunft, sondern auf dem heiligen Geist, der die ökumenischen Concilien leitet, und auf der untrüglichen Heiligkeit des Statthalters Christi. Der alte Ghibelline Dante, welcher von dem Streben der Kirche nach weltlicher Gewalt sagt:

Rom's Kirche fällt, weil sie die Doppelwürde,
Die Doppelherrschaft jetzt in sich vermengt,
In Koth, besudelnd sich und ihre Bürde.

er, welcher der Kirche keinen Fehler nachsah, und die Vernunft äußerst hoch verehrte, giebt ihr doch nicht die Macht, in den Himmel einzuführen, sondern nur dem katholischen Glauben. Darf es das geringste beitragen, den Glauben zu stärken, wenn er sich als vernunftgemäß ausweist, so ist dem Protestantismus die Thüre geöffnet. Wollen demnach die Anhänger des verstorbenen Hermes, welcher allerdings ein ungemein ernster und würdiger Mann war, sich nicht unbedingt der Kirche unterwerfen, so müßen sie eine eigne vom Papst unabhängige Gemeinde bilden, falls der Staat kein Bedenken trägt, sie als solche anzuerkennen, denn in der Hauptsache ändert es nichts, wenn sie auch an keinem einzigen Dogma das Geringste ändern oder anders auslegen, als die Kirche es vorschreibt.

Zur stricten Observanz kann aber die Angelegenheit der gemischten Ehen nicht gerechnet werden, eben weil es ein nur von der harten Unbilligkeit abzuweisendes Verhältniß betrifft, das zwei Glaubensbekenntnisse berührt. Vertragen sich — nachdem früher ganz vergebens Ströme von Blut vergossen worden sind, um dem katholischen Glauben keinen andern sich beigesellen zu lassen — Katholiken und Protestanten so freundlich zusammen, daß sie Ehebündnisse mit einander schließen wollen, so ist, wenn ein protestantischer Staat und die katholische Kirche sich über ein billiges Abkommen in Betreff der aus solchen Ehen erzeugten Kinder nicht verständigen, dem Unfrieden Thür und Thor geöffnet, oder zeigt sich die katholische Hierarchie starr, muß der Staat für sich allein Bestimmungen treffen, und deren lassen sich mit Vermeidung aller Conflicte mit derselben, leicht finden, aber sie sind hart und der katholischen Kirche nachtheilig. Man wende und drehe solche paritätische Verhältnisse, nie runden sie sich völlig, sondern behalten etwas Gedrücktes, wie leider noch so manches Andere auf dieser unvollkommenen Erde, welche nach den geographischen Lehrbüchern selbst nicht ganz rund ist, sondern wie eine Pomeranze an beiden Polen zusammmengedrückt, woher es denn kommen mag, daß die irdischen Dinge nicht immer sich wollen ganz runden lassen, sondern weit öfter gedrückt erscheinen. Fallen nun solche Zwiste in eine Zeit, wie die unsere, so werden sie vollends gleich giftig, da, nachdem der Fußtritt des gewaltigen Imperators nicht mehr den Boden Europa's zittern macht, alle aus einander gestörten Ameisenhaufen sich emsig laufend aufgemacht haben, ihre Püppchen zusammenzusuchen und ihre alten Nester wieder herzustellen. Hatte der Erzbischof Spiegel eine solche Uebereinkunft geschlossen, so mußte dem Staat sehr daran liegen, sie zu erhalten, wegen der Schwierigkeit und der Last, solche paritätische Verhältnisse zu behandeln; und so wäre es sehr unbillig, es der Regierung zum Vorwurfe zu machen, daß sie einen Erzbischof wünsche, welcher diese Verhältnisse, die nun einmal eben so unvermeidlich als leidig sind, aufrecht zu halten geneigt war. Der zur hohen Würde ausersehene Geistliche, der

ohne Einwilligung der Regierung das wichtige Amt nicht erhalten konnte, ward von dieser befragt, ob er die geschloßene Convention halten wolle, sagte ja, ward Erzbischof und hielt sie nicht. Dies ist der faule Fleck der ganzen Sache, welchen auch Görres ärztlich behandelt, ohne ihn zu curiren. Er meint, der Erzbischof habe die Convention nicht gekannt und das päpstliche Breve gemeint, auf welches hin dieselbe geschloßen worden. Diese Arznei ist unwirksam, weil keine Regierung einen katholischen Geistlichen fragen wird, ob er ein päpstliches Breve halten wolle, da eine solche Frage ganz zwecklos ist, wohl aber muß ein Geistlicher, welcher über die Jahre der Unerfahrenheit hinaus ist und überdies durch eine hohe Stellung ganz im Stande ist zu wißen, was um ihn her in seiner Kirche vorgeht, durch eine solche Frage in Betreff einer Convention aufmerksam werden. Sich nicht erkundigen und doch: „Ja" sagen, hinterher aber nach Erlangung der Würde sich mit Nichtkenntniß der Convention entschuldigen, sieht aus wie Foppen der Regierung und kann nur von partheiisch Verblendeten gebilligt werden. Die Regierung hätte nun, in dieser Weise getäuscht, den harten Befehl erlaßen können, daß, so lange der Erzbischof fortfahre, seinem Versprechen zuwider die gemischten Ehen zu behandeln, alle aus solchen von da an zu schließenden gemischten Ehen erzeugte Kinder in dem Protestantismus erzogen werden müßten, womit der Conflict mit der Geistlichkeit vermieden war. Aber beßer als solche Härte ist es, daß die Moral, welche das Spielen mit Versprechungen nicht zugiebt, hervorgehoben worden, und daß die Regierung den Geistlichen, den sie ohne jenes Versprechen nicht hätte einsetzen laßen, als sie getäuscht war, wieder entfernte. Mag, wer will, Verdrehungen um diese Sache spinnen, und sollte er selbst des seligen Böttiger's Lob- und Verdrehungstalent haben, nie wird man ehrlichen Leuten weiß machen, daß es Fälle gebe und Gewissensverpflichtungen, welche einem gestatteten, ein Versprechen nach seiner Weise auszulegen und das dadurch erlangte Benefizium nebenbei zu behalten. Daß Görres behauptet, die katholische Kirche sei nicht als Magd

in das Haus gekommen, als die Rheinlande unter protestantische Regierung kamen, ist eine sehr wahre Behauptung, und sie ist deßhalb auch nicht als solche, sondern als Tochter des Hauses behandelt worden, aber unzart findet er es, der ihr erwiesenen Wohlthaten zu erwähnen, und darüber kann man ihm nur so lange beistimmen, als nicht von denen, welche die Wohlthat erhalten haben, die Behauptung aufgestellt wird, es sei zu wenig für sie geschehen. Der Beschuldigte mag sich wehren, das ist überall Recht. Daß die Regierung ihr gute Behandlung schuldig sey, leitet er vom westphälischen Frieden her und von dem Wiener Congreß und den gegebenen Versprechungen. Gegen den genannten Frieden hat der Papst protestirt, und das Zusagen guter Behandlung ist zwar nicht zu umgehen, aber der eine kann mit reiner Ueberzeugung eine Behandlung für sehr gut halten, welche dem andern noch lange nicht gut däucht. Der Wiener Congreß wollte, daß in allen Bundesstaaten Gewissensfreiheit bestehe, und diese ist bisher keinem Katholiken verkümmert worden; denn man hat nicht davon gehört, daß die Protestanten in irgend einem Bundesstaate irgend eine katholische Gemeinde vertrieben oder ihr sonst ein Leid zugefügt hätten. Da mein Eifer für confessionelle Streitigkeiten noch zur Stunde nicht die Größe des evangelischen Senfkorns hat erreichen können, so bringe ich keine Recriminationen vor, wiewohl sich leicht ein langer Rosenkranz derselben herunter beten ließe. Daß Görres die Rheinländer zur Ruhe und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt, ist zwar schön aber überflüßig, weil sie schon aus dem einen Grunde, aller anderen zu geschweigen, sich nicht empören werden, daß sie der preußischen Macht nicht entgegen treten können. Fast sollte man meinen, diese Ermahnung solle weiter nichts heißen, als: ihr seid behandelt worden, daß ihr euch sehr zusammennehmen müßt, um euch nicht zu empören, was gerade heraus zu sagen, nicht gut angeht. Erfreulich sind auf jeden Fall solche Ermahnungen, da in früheren Zeiten die Männer, welche den rechten Eifer hatten, es nicht scheuten, Blutvergießen für die Kirche zu ver-

anstalten. In dem Erzbischof einen Märtyrer zu sehen, weil seine Wirksamkeit in Cöln unterbrochen worden ist, möchte kein glücklicher lexikographischer Versuch sein, da dies Wort bisher eine trübere Bedeutung hatte, und wenn es gegenwärtig Märtyrer in der seitherigen Bedeutung geben sollte, so gehört sicher der Erzbischof nicht darunter. Darum thue Görres vor Adelung's Wörterbuch oder dessen Bildniß Abbitte. In den deutschen Concordaten will Görres nichts Gutes sehen, und meint, man suche von protestantischer Seite Proselyten zu machen. Sollte dies wirklich der Fall sein, so würden sich Mitglieder beider Confessionen auf gleichem Wege begegnen, und sie hätten einander nichts vorzuwerfen. Wunderlich ist es, daß er behauptet, man habe in den vom Katholizismus Uebergetretenen Revolutionäre gefunden, wie denn überhaupt nicht wenig von Revolutionären insinuirt wird. Hoffentlich wird ein Mann, wie Görres, sich nicht auf der unwürdigen Bahn derer betreten lassen, welche diese oder jene Confession den Regierungen als eine gute Art Polizeidiener empfehlen, denn derartige Empfehlungen sind doch zuletzt wahre Fußtritte, welche manchmal gutmeinende, aber dem Unziemlichen ergebene Leute der Religion versetzen. Doch genug von solchen unbedeutenden Dingen; bei der ganzen Sache zeigt sich etwas viel Schlimmeres, daß man nämlich von manchen Seiten her Haß gegen Preußen, Spaltung zwischen Süd- und Norddeutschland zu erwirken sucht. Das Getreibe ist fluchwürdig, und die dergleichen im Sinne haben, sind Frevler gegen ihr Vaterland. Wir Deutsche gehören zusammen, Preußen ist unser Vorfechter am Rhein, und der ewige Friede ist noch nicht geschloßen, eben so wenig als die europäischen Nationen ihre Nationalität ausgezogen und zum Trödler getragen haben, so daß wir uns auf den Kosmopolitismus, als den Allerweltsbesänftiger, nicht verlaßen können, sondern noch lange Zeit nur auf unsere Nationalität.

Schlosser's Geschichte

des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs, mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung.

Dieses Werk, von welchem bis jetzt zwei Bände erschienen sind, ist zu den bedeutendsten Erscheinungen im Fache der Geschichte zu zählen, und wieviel Vorzügliches auch in diesen Studien gegenwärtig geleistet wird, dennoch übertrifft keine der jüngst erschienenen historischen Schriften diese an Wichtigkeit. Unsere gegenwärtige Epoche läßt sich durchaus nicht richtig auffaßen ohne ein tiefes Eindringen in die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und ein klares Verständniß derselben, und da Schlosser dieses durch obengenanntes Buch in einem weit größeren Maaße als irgend ein Anderer unserer Zeitgenoßen erleichtert und auf das Wesentlichste gefördert hat, so muß die Wichtigkeit dieser Schrift anerkannt werden. Wiewohl die gegenwärtige Epoche von Schlosser nicht dargestellt werden wird, so giebt er doch seine Ansicht darüber deutlich zu erkennen, und stimmt mit den Männern, welche ernste Studien befähigt haben zu einem Urtheil, darin überein, daß eine beßere Gestaltung der Menschheit über seinem Lebensziele hinausliegen möge. Neben solcher auf reife Studien gegründeten Einsicht ist es nicht wenig komisch, wenn alte romantische Laubfrösche, deren Grün erbärmlich abgeschoßen ist, ihr kleines literarisches Himmelsleiterchen hinaufhüpfen und stets gutes Wetter prophezeien, so oft ein paar literarische oder politische Mücken oder Grillen herumschwärmen, oder wenn die Amphibien der Seichtigkeit in dem Sumpfe der Gegenwart auffahren, so oft sich ein Dunst als Irrlicht entzündet, und diesem als

einem glänzenden Hoffnungsſtern ihre breiten Lobwaſſerſchen Pſalmen anſtimmen. Schloſſer klagt aber nicht weichlich, denn dazu iſt er zu kräftig, ſpricht jedoch gegen alle republikaniſche Jugendträume unumwunden aus, was jeder Kenner der Geſchichte ausſprechen muß, daß Zuſtände, wie die jetzigen, der Monarchen bedürfen, ſo daß es gegenwärtig ganz kindiſch iſt, den monarchiſchen Staaten anzurathen, ſich in Republiken umzuwandeln. Den ſchlagendſten Beweis dafür liefert das beſte franzöſiſche Parteiblatt, der National, welcher ſich nicht getraut, die Franzoſen für eine Republik zu ſtimmen durch das bloße Anpreiſen ihrer Einrichtungen, ſondern die Leidenſchaften der Eitelkeit und Habgierde, durch ſtetes Hinweiſen auf Eroberungen, zu Hülfe nehmen zu müßen glaubt. Doch kommen wir auf Schloſſer's Schilderung des achtzehnten Jahrhunderts zurück, und fragen zuerſt, ob er dieſe Zeit unparteiiſch dargeſtellt habe, da es gegenwärtig, wo wir noch ſo vielfach mit derſelben zuſammenhängen, ſo leicht geſchehen kann, daß aufgeregte Gefühle unſere Anſicht befangen. Wer unter Unparteilichkeit Charakterloſigkeit verſteht, was nicht allzu ſelten vorkommt, findet ſie nicht bei Schloſſer, da er durchaus in einem Grade, welcher den Charakterloſen ſchonungslos erſcheinen muß, für das Sittliche in die Schranken trit, und das Unſittliche und Verderbliche nachweiſt, mag es ſich finden, wo es nur wolle. Setzt man aber die Parteilichkeit in leidenſchaftliche Verblendung und Sophiſtik für eine Partei, ſo iſt Schloſſer im höchſten Grade unparteiiſch; denn gerade gegen alle Verdrehungen, Accomodationen, Sophiſtereien und gegen ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten finden wir ihn ſtets eben ſo freimüthig, als ſcharf ankämpfend. Zwar wollte man ihn auch, weil nun einmal alle Menſchen geſtempelt werden ſollten, einrangiren unter die Rationaliſten und proſaiſchen Menſchen, wie ſie es nennen, und Görres zuckte einſt das glühendgemachte Parteiwappen, um es ihm einzubrennen, wo Rechtens, aber der Streich gieng in die Luft. In der That iſt gerade Schloſſer nichts weniger als ein proſaiſcher Philiſter, eine niederländiſche Natur,

wie Görres in seinen scharfen Gegensätzen meinte, denn der wirklichen Kunst und Poesie innig befreundet zu seyn, beweist er durch seine dargelegten Ansichten und seine Studien, welche durchaus nicht einseitig sind. Freilich allem Spuk und allen Phantastereien, welche sich für die Poesie ausgeben wollen, ohne es im mindesten zu seyn, ist bei ihm die Thüre fest verschloßen. Während er ohne Wagner'sche Apprehensionen das Singen, Schreien, Kegelschieben des wirklich fröhlichen Volks und den Jahrmarkt zu Plundersweilern erträgt, sehen wir ihn fortlaufen, wann auf dem Wochenmarkt der Scholastik die plunderberliner Drehorgel das monotone

Hegelum Hegelei
Dudeldumdei

leiert, wie wir ihn bei jeder windigen Phraseologie sich entschieden abwenden sehen. Kurz: Schlosser sieht keine Geister, denn nur wo der Geist fehlt, stellen sich die Geister ein, und wer nicht mit dem rechten Salze salzen kann, weil sein Salz dumm geworden, stöbert Salpeter in dumpfen Kellergewölben auf, um sein Daseyn zu würzen. Schon seine Liebe zu Dante und sein Eindringen in denselben hätte abhalten sollen, diesen Mann mit seichten Aufklärern und prosaischen Polterern auf gleiche Linie stellen zu wollen. Soll etwas an Schlosser getadelt werden, so findet sich allerdings einiges, wenn auch nichts sehr Wesentliches, und der ganze Tadel kann nur seine Darstellungsart oder seinen Styl treffen. Er ist zu wenig bemüht um einen kunstreichen Vortrag der Geschichte, womit nicht ein gekünstelter und affektirter gemeint seyn soll, wie er uns zum öftern geboten wird, da es auch in der Geschichte nicht an geschraubten, eitel aufgeblähten Phrasen fehlt, mit welchen manches historische Pfauenmännchen Räder vor dem Publikum schlägt, nein, ich meine einen Vortrag, welcher die abzuhandelnde Geschichtsepoche dem Leser sicher und bestimmt gruppirt vor Augen stelle, so daß er sie klar auffaßen könne. Schlosser schreibt aber manchmal so, daß er nur die Resultate seiner tiefgehenden Studien giebt, so daß, wer nicht bereits

anderweit Kenntniß des einen oder andern Theils der Geschichte erworben hat, durch ihn nicht vollständig, so weit es nöthig ist, belehrt wird. Als bestimmtes Beispiel kann in vorliegender Schrift der Successionskrieg gelten, welcher durchaus in der gegebenen Darstellung unklar bleibt für Alle, denen sein Entstehen und Verlauf nicht bereits bekannt sind. Daß Schlosser in seinem Widerwillen gegen den sogenannten blühenden Styl sich ganz in seiner kräftigen Natürlichkeit gehen läßt, ist zwar schätzbar, aber es wäre doch zu wünschen, wenn manche Nachläßigkeiten im Ausdruck, besonders bei den Satzübergängen, vermieden wären. Auch daß er zuweilen durch Hinblicke auf die Gegenwart seine Darstellung unterbricht, wie richtig auch immer solche kurze Andeutungen seyn mögen, schadet der Reinheit der Darstellung, welche man bei so eminenten Leistungen und an Vorzügen so reichen Schriften, wie die Schlosser'schen, nur ungern vermißen mag. Oft weist er, wo von Pietismus und andern Uebeln die Rede ist, auf unsere jetzige Epoche hin, und so richtig auch seine Bemerkungen in dieser Hinsicht sind, so kann man doch nicht absehen, warum sie besonders in der Kürze, welche keine Parallele verschiedener Epochen durchführt, gerade an den betreffenden Stellen angebracht sind. Was nun gar den Pietismus angeht, so kann und darf man sich nicht wundern, daß er jetzt grassire; denn es kann ganz und gar nicht anders seyn, weil bei krankhaften Zuständen des geistigen Lebens und der Menschengesellschaft das religiöse Gebiet, und dies sogar vor allen, stark afficirt werden muß, und je vielfacher dann die Mischung ist, wie denn im Pietismus die heterogensten Elemente zusammenfließen, um so widerlicher muß sie sich uns darstellen. Darüber sprechen hilft nichts, und die Kämpfer für Licht, wie sie sich nennen, dienen zu nichts; denn an Licht fehlt es nicht, sondern an gesunder Luft, und die gewöhnlichen Lichtkämpfer, wie viel Windbeutel auch unter ihnen seyn mögen, vermögen diese nicht zu schaffen. Wer kann der Menschheit Purganzen verschreiben, welche dies oder jenes Uebel von ihr abtreiben? Wer helfen will, schaffe neue Ideen, die mit frischem Lebensodem anwehen und mäch-

tig ergreifen, oder laße gewaltige folgenreiche Ereigniße eintreten, welche der Anſchauung Großes bietend von den armſeligen Quackeleien ableiten. Daß ich dieſen Punkt berühre, geſchieht nur, um zu ſagen, daß Schloſſer nicht zu dem gewöhnlichen Troß der Lichtkämpfer zu rechnen iſt, wann er gegen die Pietiſten oder Aehnliche ſpricht, da ein ſo tüchtiger Geiſt ſich nicht in ſo kleine Verhältniße verlieren kann. Möchte die vorliegende Schrift nur die Wirkung hervorbringen, welche zu machen ſie fähig iſt, dann würde er mehr geleiſtet haben, als durch alle nur möglichen Kläffereien aller Kirchenzeitungen geleiſtet werden wird. Der Hauptvorzug übrigens dieſes Buches beſteht in der Nachweiſung der geiſtigen Entwicklung der Völker im achtzehnten Jahrhundert, und dieſe iſt auf eine Weiſe gegeben, welche an tiefeindringendem Studium, Klarheit und Beſtimmtheit der Auffaßung, deutlicher Auseinanderſetzung und richtiger Anwendung aufs Höchſte zu preiſen iſt. Selbſt abſtruſe theologiſche Studien hat Schloſſer nicht geſcheut, wo es dem Zwecke der Schrift erſprießlich war, ſie anzuſtellen, und ſo iſt der Geſchichte eine Literaturgeſchichte beigegeben, welche für dieſen Zeitraum unübertroffen iſt, wiewohl er mit ſtarker Ironie die Entwicklung des Geiſtes in Spanien von ſich gewieſen. Da das achtzehnte Jahrhundert durch die geiſtige Entwicklung den erſtarrten Formen entgegenarbeitete, und ſeine politiſche Geſchichte ohne jene durchaus nicht verſtanden werden kann, ſo leuchtet die Wichtigkeit des eingeſchlagenen Weges ein. Wie Freimüthigkeit Schloſſer'n überhaupt eigen iſt, ſo hat er ſie auch in dieſem Buch durchaus beobachtet, und um nichts Verdrehungen geſponnen, um Menſchen oder Parteien oder Syſtemen zu gefallen, ſo daß keine Schlechtigkeit verſchwiegen worden, eben ſo wenig aber auch etwas Gutes, wenn es dieſelbe begleitete. Vom Scandalöſen wird jedoch nur ſo viel angedeutet, als unerläßlich war, ſo daß der frivole Leſer ſeine Rechnung nicht findet, ſo wenig als der Freund der ſogenannten vornehmen Welt, deren Sünden hier in keinen Weihrauchdunſt verhüllt werden, woran derſelben wenig zu liegen braucht, da ſie auf einzelne Stimmen nicht achten muß, weil ſie

ſo viele für ſich hat, und es ſogar, wenn ſie das Gewißen drücken ſollte, viele ungemein geſchickte Kutſcher giebt, welche bereit ſind, ſie durch das bekannte fatale Nadelöhr zu fahren, ohne daß ſie zu ducken oder ſich beſonders zu ſchmiegen hätte. Denen, welche die Geſchichte nur einſeitig nach dem Maßſtabe ihrer perſönlichen Neigungen beurtheilen, und dieſe Zahl iſt die größte, wird es ſonderbar vorkommen, daß Schloſſer die verſchiedenſten Richtungen gleich preiſend billigt, wie er z. B. das ganze Streben und Wirken Friedrich's des Großen auseinanderſetzt und ſeine hohe Bedeutung nachweiſend, anpreiſt, mit billiger Entſchuldigung des von unabweisbarer Nothwendigkeit gebotenen Herben, dagegen das Zerſtören patriarchaliſcher Zuſtände in Schottland betrauert. Dann rühmt er wieder, was an den franzöſiſchen Aufklärungsbeſtrebungen des achtzehnten Jahrhunderts zu rühmen iſt, ſo viel auch ſein ſittliches Gefühl dagegen einzuwenden hat. Statt aber hier Widerſprüche zu finden, finden wir in dieſem und ähnlichem gerade den wahren und ächten Hiſtoriker, der, die Verhältniße ergründend, jedem das ihm gebührende Recht widerfahren läßt.

Lewitz über Goethe's Tasso.

(Dr. Friedrich Lewitz über Goethe's Torquato Tasso. Königsberg, bei Unzer. 1839.)

In dieser Schrift giebt Herr Lewitz an, die Idee in Goethe's Tasso sey „Schilderung des Hoflebens in seinem ganzen Umfange und seinem tiefsten Wesen," und um zu diesem Ausspruche, welcher jedoch unbegründet und unentwickelt bleibt, zu gelangen, geht er vorher das Wesen der in dem Stücke handelnden Personen durch und bemüht sich sie in einem jener Ansicht günstigen Lichte darzustellen. Da Goethe geäußert hat, er habe von seinem Eigenen vieles in den Tasso gelegt, so meint Herr Lewitz er habe damals, als er in Italien war, den schwankenden Zustand, welchen er erlebt und überwunden hatte, in diesem Drama dargestellt, und geht in Aufsuchung des von Goethe erlebten so weit, in der Schilderung Antonio's einen Einfluß von Goethe's Verhältniß zu Herder finden zu wollen, so daß er diesen bei jener Schilderung zuweilen vor Augen gehabt habe. Da Goethe es sich nicht zu Schulden kommen ließ durch kleinliche Gesinnung sein Auge gegen wahren Gehalt eines Mannes wie Herder zu verschließen, so ist es ganz unmöglich, daß in Antonio dem unpoetischen Welt- und Geschäftsmanne der poetische Herder sich irgendwie enthalten fände. Die Idee, Goethe habe in diesem Drama das Hofleben zu schildern unternommen und dies sey der Zweck des Gedichts, ist so seltsam, daß sie schwerlich einigen Glauben finden wird; denn wäre die angegebene Idee wirklich Zweck dieses Gedichts, so müßte der Held des Stückes nicht durch sich selbst, sondern durch das Hofleben unglücklich werden, was aber nicht der Fall ist. Weil Herr Lewitz dieses

Gedicht allzuſehr in Goethe's eigenem Leben ſuchte, und dieſer am Hofe zu Weimar war, ſo mochte er auf dieſe wunderliche Idee kommen. Hätte er genau unterſucht, wodurch ſich das Hofleben von dem der andern Menſchen unterſcheide, und dann die Handlungen der in dem Gedichte vorkommenden Perſonen damit verglichen, ſo würde er vielleicht weniger auf ſeine Anſicht vertraut haben. Goethe gab in Taſſo eine Schilderung des Dichters, welcher mit ſeinem reizbaren Gemüth und ſeiner beweglichen leicht entzündbaren Phantaſie nie in der wirklichen proſaiſchen Welt recht zu Hauſe iſt. Dieſer Gegenſatz des Dichters zu der proſaiſchen Menſchenwelt drängt ſich jedem Dichter, welcher von ihr berührt wird, und drängt ſich auch jedem der poetiſchen Stimmung fähigen Menſchen auf. Oft ſcheinen in demſelben Menſchen zwei Naturen zu wohnen, die poetiſche und proſaiſche, welche abwechſelnd über ihn herrſchen, wie Goethe den Fauſt ausſprechen läßt, welches Verhältniß Jean Paul komiſch behandelt in der Schilderung der an einander gewachſenen Gebrüder Menſch. In viel weiterem Kreiſe, als es im Taſſo geſchehen, ſchildert ebenfalls Jean Paul in den Flegeljahren den Dichter im Conflict mit der Proſa und den Verhältnißen des Lebens. In anderer Weiſe ſtellt Klinger in dem Dichter und Weltmann den Gegenſatz auf. Daß Goethe bei der Schilderung der wechſelnden Stimmungen eines Dichtergemüths vieles von dem Eigenen hinzuthat, iſt natürlich; da er ſie ſtets durchlebte, und da er Weltgeſchäfte zu beſorgen hatte, und durch ſie in manche Conflicte kommen konnte, ſo mochte er wohl zuweilen meinen, daß die Vereinigung des dichteriſchen Gemüthes mit dem feſten, ruhigen, alle Verhältniße klar erfaßenden und behandelnden Weſen eines tüchtigen und ſicherthätigen Weltmannes wünſchenswerth ſey, und daß aus ſolcher Verſchmelzung, wenn ſie möglich wäre, ein wahrhaft vollkommener Menſch werden würde. Deutlich wird im Taſſo auf den Vorzug ſolcher Vereinigung hingewieſen, indem Leonore von Taſſo und Antonio ſagt:

Zwei Männer ſind's,
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen Beiden formte,
Und wären ſie zu ihrem Vortheil klug,
So würden ſie als Freunde ſich verbinden:
Dann ſtänden ſie für einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Luſt durchs Leben hin.

Da der Dichter das reizbare Dichtergemüth, das Leben in der Phantaſie mit ſeinen wechſelnden Stimmungen und die Leiden, welche die wirklichen Verhältniße der Menſchenwelt ſolch einem Geiſte bereiten, an dem hiſtoriſch gegebenen Stoffe des Dichters Taſſo darſtellt, ſo war von ſelbſt der Kreis der Darſtellung und ihr Maaß durch das über ihn Ueberlieferte bezeichnet. Tiefe Schwermuth, Neigung alles, was ihn unangenehm berührte, mit dem tiefſten Argwohn als aus fremder Tücke hervorgehend zu betrachten, hoffnungsloſe Liebe zur Prinzeßin von Ferrara und Fortſchreiten in ſeiner ſtets geſteigerten Reizbarkeit bis zum Wahnſinnigen mußten die Hauptpunkte der Darſtellung ſeyn, und dieſe finden wir in einem vollſtändig ausgemalten und gelungenen Bilde vor. So weit dieſe Richtungen des reizbaren Dichtergemüths motivirt werden mußten, iſt es geſchehen und als erſter Einfluß erſcheint das Unglück ſeiner Kindheit. Im ſchuldloſen Knabenalter mit dem Vater aus der Heimath in die Fremde und das Elend verbannt, entbehrte er das große unſchätzbare Glück harmloſer Kindheit, und konnte nachmals mit Kaſſandra ſagen:

Meine Jugend war nur Weinen
Und ich kannte nur den Schmerz,
Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

Am tiefſten graben ſich die Eindrücke der Kindheit in das Gemüth ein, und natürlich in der weichen Dichterſeele unauslöſchlich ein. So warf das Unglück der Knabenjahre einen giftigen Schatten auf Taſſo's Leben und einen Argwohn gegen die Menſchen, welche

ihn und die Eltern ungerecht behandelt hatten. Daher läßt ihn Goethe sagen:

Es trübte bald den jugendlichen Sinn
Der theuern Eltern unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe sich zu singen,
So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leisen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.

Der Widerhaken des Schmerzes saß in seiner Seele und was ihn unangenehm berührte, machte die alte Wunde bluten. Er wagte, da ihn das Leid zu schwer verletzt hatte, nicht auf Glück zu zählen, weit geneigter, wenn das Glück ihm einen Sonnenblick zuwandte, ihn für einen schnell verschwindenden täuschenden Schein zu halten. Armuth machte Tasso abhängig und dies verletzte und kränkte ihn natürlich tief, da er, durch den Schwung der Phantasie im Gebiet des Höchsten und Edelsten einheimisch, solche Ketten der Unfreiheit schwer nachschleppte, und da sein Stolz argwöhnisch lauerte, ob man ihn nicht für die Gabe, welche er empfing, als Diener herrisch gebrauchen wollte. Diese leicht zu kränkende Empfindung des Stolzes und das bittere Bewußtseyn der Armuth ließ ihn guten Rath derer, von welchen er abhing, nicht als das, was er war, betrachten, sondern es trieb ihn das unleidliche Gefühl der Abhängigkeit stachelnd zum Argwohn an, er werde geringschätzig behandelt. Bloß als Spielwerk und zum Zeitvertreib zu dienen, und zu solchem Zweck ernährt zu werden, kränkte ihn, und so empfand er die günstige Lage am Hofe dennoch nicht rein und glücklich. Bilder der Armuth verfolgen ihn, als seine Sinne immer zerrütteter werden. Als armer Schäfer will er die Schwester aufsuchen, als armer Diener einen Garten und ein Landhaus des Fürsten rein halten und pflegen, um so sein Brod zu verdienen. Er hätte auch wirklich nützlich im gewöhnlichen Sinne seyn mögen, und das seyn zu können gaukelte ihm die Phantasie vor, durch welchen Wahn er sich dahin brachte, in allem Ernste eine Hintansetzung darin zu sehen,

daß man ihn nicht zur Behandlung und Berathung der Geſchäfte zog. Dieſen Wahn läßt ihn der Dichter gegen Leonore ausſprechen:

Hat er von ſeinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir geſprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er ſogar
In meiner Gegenwart mit ſeiner Schweſter,
Mit Andern ſich berieth, mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio ſchreiben! Fragt Antonio!

Am heftigſten aber mußte auf ein ſolches Gemüth hoffnungsloſe Leidenſchaft der Liebe wirken, und die Reizbarkeit aufs Aeußerſte ſteigern. In dieſer Doppelempfindung von entzückendem Glück und Entſagung deſſelben, während letztere ihm unmöglich fällt, muß ſeine Schwermuth wachſen und bis zu wahnſinniger Zerrüttung des Geiſtes fortſchreiten, und ſo ſagt er denn in der Scene, wo dieſe Leidenſchaft zu einem Ausbruch kommt, zur Prinzeßin von ſeiner Liebe zu ihr:

Ja es iſt das Gefühl, das mich allein
Auf dieſer Erde glücklich machen kann,
Das mich allein ſo elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerſtand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Dieſe Leidenſchaft
Gedacht' ich zu bekämpfen, ſtritt und ſtritt
Mit meinem tiefſten Seyn, zerſtörte frech
Mein eignes Selbſt, dem du ſo ganz gehörſt.

Daß dieſe heftige Leidenſchaft zur Prinzeßin in Taſſo's Herzen entſtehen mußte, hat der Dichter ſchön motivirt, durch ihr Weſen und den Eindruck der erſten Bekanntſchaft. Eleonore, geboren auf der Höhe der Geſellſchaft und dadurch zu einem genußreichen und glücklichen Leben berechtigt, iſt nicht zur Verwirklichung dieſer Ausſprüche gelangt. Schon in der Jugend durch körperliche Leiden auf das Krankenlager gebannt, mußte ſie ſehen und hören, wie Alles um ſie her des Lebens ſich freute, und das Daſeyn heiter genoß, wäh-

rend ſie litt. Mit ſinnig edelm Gemüthe, großem Geiſte und der herrlichſten Schönheit des Körpers ausgeſtattet, hätte ſie beglückend und beglückt leben können, doch das Schickſal gab ihr ſtatt deßen Schmerzen. Ja ſelbſt den Troſt, welchen ihr die Ausübung des Geſanges gewährte, raubte ihr die Vorſchrift des Arztes, und ſo blieb ihr zuletzt nur die Poeſie und Wißenſchaft als alleinige Lebensfreude.

Noch andere Leiden als die körperlichen ſuchten die Prinzeßin heim. In der Jugend nahm man ſie mit ihrer Schweſter ihrer geiſtreichen großgeſinnten Mutter weg, weil dieſe ketzeriſche Ideen hegte, und ſo ward ſie nicht allein der geliebten Mutter beraubt und um das ſchönſte Glück des kindlichen Herzens betrogen, ſondern es folgte ihr auch, der religiös geſinnten, der herbe Scrupel durchs Leben nach, ob die Mutter, die ihr geſtorben, der Seligkeit theilhaftig geworden. Dieſe Religioſität, welche feſt in ihrem Gemüthe ſteht, ungeachtet ihrer Geiſtesbildung, welche ihren Bruder über Staatsgeſchäfte mit ihr zu reden veranlaßt, und Leonore Sanvitale ſie eine Schülerin Plato's nennen läßt, bildet einen vorzüglichen Zug in dem von ihr entworfenen Bilde; denn dieſe gewährt ihr, die immer und immer entſagen muß, den wahren Halt für alles Entſagen und verklärt daſſelbe. Auch bleibt dadurch ihr Weſen, das ohne dieſen Mittelpunkt des Gemüths, durch die großartige Geiſtesbildung aus dem Kreiſe ächter Weiblichkeit treten könnte, innerhalb deſſelben beſchloßen. Sie weiß dem Schmerz und der Entſagung ſo weit entgegen zu treten, daß ſie ſogar noch gute Seiten daran erblicken kann, wie ſie denn, als Taſſo ſich entfernen ſoll, ſagt:

Ich ſeh es wohl, ſo wird es beſſer ſeyn.
Muß ich denn wieder dieſen Schmerz als gut
Und heilſam preiſen? Das war mein Geſchick
Von Jugend auf; ich bin nun dran gewöhnt;
Nur halb iſt der Verluſt des ſchönſten Glücks,
Wenn wir auf den Beſitz nicht ſicher zählten.

Auch die Schweſter, welche ſie als die begabtere anſieht, und mit welcher zu leben ihr der ſchönſte Troſt war, wird durch Vermählung

von ihr entfernt und ſchwer vermißt. Doch Alles nimmt ſie hin mit Sanftmuth, ohne alle Bitterkeit, als eine wahrhaft ſchöne Seele, den Frieden ihrer Bruſt bewahrend, ſo weit ſie kann, und nicht ringend nach Unerreichbarem. Leiden hatten ſie geläutert zur Ausübung der ſchmerzlichen Lebensanſicht, welche Platen in den ſchönen Worten: Soll dir das Leben ſtets gefallen, das nie auf Dauer ſich verſtand, ſo laß das Schönſte wieder fallen und ſchließe nicht zu feſt die Hand, empfiehlt. Sie leiſtet Verzicht auf Glück und vermag es, wohin ſie ihr Auge in ihrer ſanften Schwermuth (denn natürlich hatte der Tod, welchem ſie in der Blüthe des Lebens unter Schmerzen öfters in das Antlitz geſchaut, einen tiefen Schatten des Ernſtes für immer in ihre Seele geworfen), im Kreiſe ihrer Familie wendet, auch in ihrer Familie nicht zu entdecken, weder bei der Schweſter, welche kinderlos iſt, noch ſelbſt bei dem Bruder. Die zarte Ergebung in ihre Lage und die ſtille Entſagung, welche aus ihrem Weſen blicken, geben ihr einen Schein, welcher ihre heitere Freundin Leonore Sanvitale veranlaßen konnte, in Beziehung auf ihre Neigung zu Taſſo, welchen ſie der Prinzeßin zu entziehen gedachte, zu ſagen:

Du mußt ihn haben, und ihr nimmſt du nichts,
Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Iſt ihren andern Leidenſchaften gleich.
Sie leuchten wie der ſtille Schein des Monds
Dem Wandrer ſpärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht, und gießen keine Luſt
Noch Lebensfreud' umher.

Doch Leonore, die heitere, lebensfrohe, eitle und nicht geiſtestiefe, zu Intrigue und Schlauheit geneigte, vermochte durch die Verklärung des Weſens ihrer Freundin nicht in das Innere derſelben zu blicken, ſonſt würde ſie geſehen haben, daß in dem reinen Herzen derſelben das Feuer der Liebe brannte, freilich feſt umſchränkt und mit reiner Flammenſpitze gegen den Himmel gewendet, dieſem als ein Opfer, da der irdiſche Raum dieſem Feuer verſagt war. Ganz vermochte

ſie Taſſo die Liebe, welche ſie zu ihm hegte, nicht zu verbergen, doch als ein leiſer Ausdruck derſelben ihn zu einem begeiſterten Ausbruch hinriß, ſagt ſie:

Nicht weiter Taſſo! Viele Dinge ſind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen ſollen;
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unſer eigen werden.
So ſagt man, ſey die Tugend, ſey die Liebe,
Die ihr verwandt iſt. Das bedenke wohl.

Der Schmerz, welchen ſie Leonoren offenbart, der Schmerz, den ſie ſpäter, als Taſſo in der Zerrüttung bis zu wahnſinnigen Phantaſien fortſchritt, nicht bergen kann, zeigt, wie ſie ihn liebt, und dieſe Liebe läßt ſie auch auf eine Vermählung verzichten; denn als Taſſo Beſorgniße äußert, der Kreis der Freunde möchte ſie durch eine ſolche verlieren, ſagt ſie ihrem Gefühl gemäß:

Für dieſen Augenblick ſeyd unbeſorgt!
Faſt möcht' ich ſagen: unbeſorgt für immer.

Die Seine konnte ſie nicht werden, und die vielgeprüfte und frühe an das Entſagen gewöhnte, ſuchte nicht ungeſtüm ein Erdenglück, welches ſie nur hätte erwerben können durch eine Ueberſpringung von Schranken, wobei ſie ihre Familie tief verletzt und an Zucht und Sitte gefrevelt hätte, und ſie ſelbſt ſagt, erlaubt ſey nur, was ſich zieme. Aber in reiner Liebe den Dichter lieben und von ihm geliebt zu werden in edler Geiſtesgemeinſchaft war der tiefe Wunſch ihrer Seele, das Einzige, was ſie ſich für vergönnt hielt. Der Dichter hat uns in der Prinzeßin eines ſeiner edelſten und herrlichſten Frauenbilder gedichtet, und das will viel ſagen, da er in dieſer Beziehung ſo reich iſt. Daß Taſſo bald, ſo wie er ſie erblickt hatte, von Liebe zu ihr hingerißen ward, iſt natürlich und ſogar durch das erſte Zuſammentreffen ſchön bedingt. Als die Prinzeßin eben von ſchwerer Krankheit geneſen war, führte ihre Schweſter ihr den Dichter zu, und es mußte auf ſein weiches, empfängliches Herz dies

ſchöne Frauenbild mit dem blaßen Antlitz, worauf der ſanfte ſtille Frieden der Geneſung lag, nicht gewöhnlichen Eindruck machen, da er ihr zur Freude erſchien, und ſein höchſter Werth, ſeine Poeſie, ihr willkommen war, und da er in dem ſchönen Bilde eine hohe edle Seele fand. Daß auch ſie von Liebe zu Taſſo ergriffen werden mußte, liegt ebenfalls nahe, da ein ſchöner edler Dichter ihrem Herzen bald nahe treten mußte, und ſie ſelbſt ſagt zu ihm:

Du warſt der erſte, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegen trat,
Da hofft' ich viel für dich und mich:

Und zu Leonore ſagt ſie, dieſes Augenblicks gedenkend: da ergriff ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten. Sogar der Zug, daß Taſſo's ganzes Weſen in dieſem Augenblick durch ein glänzendes Turnier, welches er eben geſchaut hatte, in großer Aufregung oder vielmehr berauſcht war, gehört zur Motivirung der zwiſchen ihm und der Prinzeßin ſich raſch bildenden Liebe. Herr Lewitz, welcher um ſeine Anſicht, daß in Taſſo das Hofleben geſchildert ſey, zu erhärten, die Charaktere in dieſem Sinne deuten mußte, ſagt von der Prinzeßin, weil ſie Taſſo ihre Liebe nicht ſtreng verbirgt: „Die Hofluft, für welche die Natur ſie nicht beſtimmte, hat dieſe hohe Seele angeweht, und mit ihrem Hauche das edle Bild uns empfindlich verletzt und getrübt. Iſt ihre ganze Haltung im Drama wohl der Art, daß wir eine ſo leidenſchaftliche Aufwallung, ein ſo rückſichtsloſes Eingehen auf Taſſo's Erklärung erwarten dürften? und wenn es uns entgegentrit, dadurch genügend erklärt oder gar gerechtfertigt fänden? Ich glaube nicht." Aus dieſem einen Ausſpruche läßt ſich zur Genüge erkennen, daß Herr Lewitz über dieſes Drama, ohne in deßen Elemente eingedrungen zu ſeyn, geſchrieben hat. Die Prinzeßin würde nur dann mit ihrer leiſen, nicht aber leidenſchaftlich aufwallenden Andeutung ihrer Liebe, welcher Entbehrung als Schranke gleich bezeichnet wird, argliſtig handeln, wenn ſie Taſſo nicht wahr und tief liebte. Soll aus ihrer Haltung etwas hergeleitet werden,

um dieſes leiſe Andeuten deßen, was ja beide in der Stille wußten, da zwei Liebende einander erkennen, ungehörig zu finden, ſo könnte dies nur aus der Art hergeleitet werden, wie ſich die Prinzeßin außer dieſer Scene in den übrigen in Beziehung auf Taſſo benimmt. Betrachten wir dieſe Haltung, ſo finden wir den vollen Ausbruch ihrer Leidenſchaft in ihrer Unterredung mit Leonoren, als ſie um Taſſo beſorgt wird. Sie ſagt ihr, wie ſie Taſſo für ewig in ihrem Gemüth aufgenommen, und fährt dann fort:

Zu fürchten iſt das Schöne, das Fürtreffliche,
Wie eine Flamme, die ſo herrlich nützt,
So lange ſie auf deinem Herde brennt;
So lang' ſie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann ſie da entbehren?
Und frißt ſie ungehütet um ſich her,
Wie elend kann ſie machen! Laß mich nun.
Ich bin geſchwätzig, und verbärge beßer
Auch ſelbſt vor dir, wie ſchwach ich bin und krank.

Wenn ein ſo edles reſignirtes Herz vor Liebe ſchwach und krank zu ſeyn ſich bekennt, dann wird man es für große Selbſtbeherrſchung und Gediegenheit halten, daß ſie dem Geliebten gegenüber ihrer Liebe nur einmal ein andeutendes Wörtchen, dem die Beſchränkung unmittelbar folgt, vergönnt, einen Ausſpruch aber, wie den oben angeführten, muß man für eine Unachtſamkeit und Uebereilung nehmen. Doch genug von dem Charakter der Prinzeßin, ohne deßen Erkennung dieſes Drama nicht richtig gewürdigt werden kann; denn gerade die Liebe Taſſo's und deren Erwiederung bildet bei der Unmöglichkeit nach irdiſcher Art ans Ziel zu gelangen, den ſentimentalen Theil des Stückes, welcher das Herz beſonders intereſſirt, vorzüglich das deutſche ſentimentaler Wehmuth beſonders geneigte Herz. Ihre Reſignation und ihre Haltung dabei iſt noch ergreifender als die Reſignation Heliodora's in den Abbaſſiden, wie zart und voll inniger Tiefe auch dieſe ſey. Zwar führt Herr Lewitz einen mir ſonſt nicht bekannt gewordenen Ausſpruch des Herrn A. W. Schlegel

an, es ſey nämlich im Taſſo keine einzige Perſon, für deren Wohl oder Wehe man ſich intereſſiren könne; allein was ſoll ein ſolches Wort ohne Begründung? Mit der Theilnahme kann es jeder nach ſeiner Subjectivität halten, wie er will, es folgt daraus nichts für das Maaß der Theilnahme Anderer.

In Taſſo's Stimmungen unterſucht Herr Lewitz die Motive weitläufig, aber zweckwidrig, weil dieſe Dichterſeele jedesmal vermittelſt der durch das gereizte Gefühl aufgeregten Phantaſie in das Maßloſe in Freude und Leid geht, ſo daß es keiner genau beſtimmenden Motive für alle Einzelnheiten ſeiner Anſchauungen, ſondern nur immer eines zur Stimmung im Ganzen bedarf.

Neben der Prinzeßin mit ihrem hohen, ernſten, auf dieſe Welt zum großen Theil Verzicht leiſtenden Weſen ſteht die heitere, lebensfrohe, glückliche Leonore Sanvitale, und dient ihr ſehr glücklich als eine Folie. Gleich bei dem Auftreten beider zeichnet der Dichter ihren Unterſchied durch eine zu dieſem Zweck gewählte Aeußerlichkeit, welche ihre Geſinnungen andeutet. Er läßt die Prinzeßin von dem hohen Lorbeer brechen und ſie des Heldendichters, Virgil's Haupt bekränzen, wogegen Leonore bunte Blumen um des heiteren Arioſto Stirne windet. Leonoren's Weſen, welches freilich nicht ſchwer zu begreifen iſt, hat Herr Lewitz verſtändig erfaßt und beſprochen. Ich wünſchte das nämliche von ſeiner Auffaßung Antonio's ſagen zu können, was aber nicht angeht. Er meint, an jedem Menſchen ſey zuletzt doch etwas Natürliches und Gutes, und dies komme bei Antonio in der Schlußſcene zum Vorſchein. An Antonio, man faße ihn nur richtig, iſt durchaus viel, ſehr viel Gutes, Taſſo ſteht als Dichter, Antonio als Weltmann da, die andere Seite des menſchlichen Weſens darſtellend, und ſo dient er Taſſo zur Folie, ſo wie dieſer hinwieder ihm. Beide zu einem Weſen verſchmolzen, würden nach dem Ausſpruch dieſes Drama's einen wahrhaft vollkommenen Menſchen geben. Taſſo's Aeußerungen über Antonio können nicht zur Beurtheilung deſſelben dienen, da dieſer nur nach ſeiner Empfindung und ſeinem gereizten Gefühl urtheilt. Antonio erſcheint als geſchickter, treuer und zuverläßiger Geſchäftsmann von feinen Formen

und von Allen am Hofe, ſelbſt von der poetiſch fühlenden Prinzeßin geachtet und geſchätzt. Alle erkennen einen Mann in ihm, welcher zwar nicht warm und enthuſiaſtiſch entgegen kommt, der aber, wenn man einmal mit in freundliches Verhältniß getreten iſt, einem ſich als ein gar ſchätzbarer und zuverläßiger Freund erweiſt, ſo daß man ihn nicht mehr mißen mag. Hofmann iſt er in gutem Sinne des Worts, d. h. er weiß am Hof ſich zu bewegen, wie es ſich ziemt, aber vom Höfling in der übeln Bedeutung, welche man mit dieſer Benennung zu verbinden pflegt, zeigt er in dieſem Drama keine Spur, wohl aber Spuren des Gegentheils, und zwar ſehr handgreifliche. Als Antonio von einer wichtigen, glücklich beendigten ſtaatsmänniſchen Sendung zurückkehrt, findet er den Fürſten und die Frauen auf dem Lande und Taſſo mit dem Lorbeer bekränzt. Er, welcher ſeinem Weſen nach die Poeſie nur als einen Schmuck im Leben betrachten konnte, ohne von ihrem göttlichen Weſen entzückt zu werden, wird von Aerger und Neid ergriffen, den Lorbeer an einen, der, wie er meinte, kein nützliches Thun und überhaupt kein thätiges Leben aufzuweiſen hatte, vergeben zu ſehen und einen ſolchen ſo hoch in der Gunſt des Fürſten und der Frauen, auf welche er ſo gerechte Anſprüche zu haben meinte, zu wißen. Ein ſolcher Aerger und Neid iſt zwar nicht ſchön, aber er gehört zu den leidenſchaftlichen Schwächen des Menſchen, iſt alſo begreiflich, und wenn einer ihn bezwingt, verzeihlich. Unter allen Regungen des menſchlichen Gemüths iſt der Neid die am häufigſten vorkommende und den Egoismus überall bekundende, weßhalb es nicht höher anzurechnen iſt, als es wirklich verdient, wenn einer Neid über die Gunſt und den Glanz eines Andern empfindet, falls er ſelbſt durch ſchätzbare Handlungen gerechtere Anſprüche darauf zu haben glaubt, als der, welchem ſie zu Theil geworden ſind. Antonio, der Welt- und Geſchäftsmann, deßen Herz an dem Feuer der Poeſie nie wahrhaft erwarmte, ohne daß er jedoch dieſelbe verachtete, da er ſie wohl für ein ſchönes Spiel und einen artigen Schmuck des Lebens hielt, durfte meinen, er verdiene, da er reelle Dienſte von Wichtigkeit leiſtete, eher die Gunſt des Fürſten und der Frauen, als der ſchwer-

müthige, launenhafte Dichter, deßen wechſelnde, aufbrauſende Stimmungen oft ſtörend waren und Nachſicht erheiſchten. Daß er ſeine ärgerliche Stimmung über Taſſo's Glück nicht birgt, ja ſich hinreißen läßt, einen argen Auftritt mit demſelben zu beginnen, gereicht ihm eher zum Lobe als zum Tadel, da er doch wenigſtens nicht heuchelte, wo der Antrieb zur Heuchelei ſo nahe lag, und beweiſt, daß er nicht ein gemeiner Höfling iſt, wie denn in dieſem Drama gerade das Hofleben in ſeinen Eigenheiten bei Seite gelaßen iſt. Ein eigentlicher Höfling, wie er in die Schilderung des Hoflebens nothwendig gehörte, würde dem Taſſo, ſobald er die hohe Gunſt des Fürſten und der Prinzeßin bethätigt ſah, aufs freundlichſte begegnet ſeyn, Neid und Aerger verbeißend, und bedacht, ihm hinterrücks durch feine Ränke Verderben zu bereiten. In der Scene, wo Taſſo, von der Prinzeßin angetrieben, Antonio's Freundſchaft ſucht, würde der Höfling, ſobald er den Namen der Prinzeßin als derjenigen, die ihn ſandte, vernahm, die zärtlichſte Freundſchaft erheuchelt haben, und hätte er dabei vor verborgenem Ingrimm berſten mögen. Denn der Höfling macht es beim Namen der fürſtlichen Perſonen, um mit Jean Paul zu reden, wie ein ſtreng dreßirter Hund, der mitten im Losfahren auf Jemand beim Zuruf: Wart' auf! ſich auf die Hinterbeine ſetzt und, wenn auch grinſend, doch willig dem eingebläuten Befehl Folge leiſtet. Ja, als der Fürſt erſcheint und den heftigen Auftritt an Taſſo nicht ahnden möchte, treibt Antonio zur Beſtrafung, ſo daß der Fürſt, um dem Geſetz irgendwie zu genügen, eine, wenn auch noch ſo geringfügige, Strafe verhängen muß. Der Höfling hätte einen Fürſten nimmer ſo gedrängt. Antonio aber, als Mann von Selbſtbeherrſchung und ruhiger Haltung im Leben, heuchelt nicht, wenn er nach dieſem Auftrit, bei welchem er ſich raſch und ärgerlich gehandelt zu haben bewußt iſt, gerne den geſtörten Frieden des Hauſes wieder herzuſtellen hilft. Daß Taſſo durchaus dem Kreiſe erhalten werden ſolle, ſah er und ſtrebte nicht unklug dagegen, um ſo weniger, als er die Störung, die er nicht als ſeiner würdig erkennen konnte, wieder gut zu machen hatte, was ſich beſonders in der Scene zeigt, wo Antonio dem Taſſo Ausſöhnung anbietet

und ihm die Entfernung widerräth. Herr Lewitz meint, da in jedem Menſchen etwas Gutes liege, was nicht ſo leicht ganz zerſtört werden könne, ſondern in irgend einer gegebenen Lage wieder einmal auftauche, ſo komme auch bei Antonio in der Schlußſcene das Beßere Menſchliche, was in ihm liege, zum Vorſchein. Damit zeigt Herr Lewitz, daß es ihm nicht gelungen iſt, dieſen Charakter zu verſtehen, wie ihn der Dichter gezeichnet hat. Denn außer dem einzigen leidenſchaftlichen Ausbruch neidiſchen Aergers über die einem Andern zugewendete hohe Gunſt und Auszeichnung in einem Augenblick, wo er ſich derſelben nach glücklich vollbrachtem, wichtigem Staatsgeſchäft für würdiger hielt als einen Dichter, deßen wahren Werth und wahres Weſen der unpoetiſche Welt- und Geſchäftsmann gar nicht würdigen kann, zeigt er ſich beſonnen, gebildet, in keiner Weiſe unedel, gemein oder kleinlich, ſondern als achtbaren Mann. Die Prinzeßin ſchätzt ihn, und ihr reiner, hoher edler Sinn würde ſich nicht mit der Werthſchätzung eines kleinlichen, zur Bosheit neigenden Höflings vertragen haben. Wenn ferner Herr Lewitz behauptet, es erſcheine in Antonio die Bildung nach zwei Seiten, erſtlich der praktiſchen durch Welt und Leben, zweitens der theoretiſchen durch Kunſt und Wiſſenſchaft ſeiner Zeit, ſo iſt dies eine leere Phraſe und hat nichts zu bedeuten. Falſch aber iſt es, wenn er hinzufügt, in jener (der praktiſchen Bildung) ſey er allen, ſelbſt Leonoren, überlegen, und beherrſche ſo den Gang der Handlung und die Schritte der Handelnden. Niemand beherrſcht in dem Taſſo den Gang der Handlung und die Schritte der Handelnden, da die Reizbarkeit des Dichters jeden Plan auf ihn und zu ſeinem Beſten vereitelt. Am wenigſten aber, wenn Jemand das Beherrſchen der Handlung und der Schritte der Handelnden zugeſchrieben werden könnte, würde es dem Antonio beizulegen ſeyn. Er richtet bloß durch den Ausbruch ſeines Aergers eine Verwirrung an, wie er ſie weder wollte noch vorausſehen konnte, und bemüht ſich hinterher ganz vergeblich die Sache wieder zum Frieden und zu einer leidlichen Ausgleichung hinzulenken.

Von dem Fürſten Alphons meint Herr Lewitz, er ſey ohne

beſtimmten individuellen Charakter gezeichnet, und zwar mit Abſicht, weil er keine durchgreifenden Eigenſchaften des Geiſtes oder des Herzens haben dürfe, wenn nicht die ganze Handlung eine andere werden ſollte, und dieſe Nothwendigkeit ſey, meint er, eine der ſchwächſten Seiten des Stücks, was deßen Anlage und Architektonik betreffe. Gegen Antonio betrage er ſich, ſagt Herr Lewitz, ſchwach und nachgiebig. Da Herr Lewitz die in dieſem Drama dargeſtellte Idee nicht erkannte und eine, nicht darin angedeutete, hineinzutragen ſich entſchloß, ſo folgte die Verſchiebung der richtigen Geſichtspunkte für ihn von ſelbſt.

Alphons iſt dargeſtellt als Fürſt, dem ſeine Regierungsangelegenheiten, wie es ſich gebührt, am Herzen liegen, welcher dabei höchſt gebildet, wohlwollend und von edlen Geſinnungen beſeelt iſt. Außer ſeinem Fürſtenthum liegt ihm das gemeinſame Vaterland wenigſtens in ſoweit an, daß er an deßen Glanz ſich freut, und ihn pflegen hilft. Er iſt zwar keine dichteriſche Seele, was ſich mit ſeinem Berufe auch ſchlecht vertragen würde, da die Weltgeſchäfte unter dichteriſchen Träumen, Phantaſien und Reizbarkeiten einen ſchlechten Gang nehmen müßten, wie denn der Kaiſer, der die Laute ſchlug und, das Feuer ſingend, Bacchus einlud mit Roms Aſche ſeinen Wein zu miſchen, nach Platen's trefflicher Ode, gerade nicht der vorzüglichſte Herrſcher war. Alphons aber erkennt, daß ohne Kunſt und Poeſie Barbarei herrſcht, und ſchätzt darum die Dichter, und pflegt ſie. Freilich nimmt er dabei Rückſicht auf ſich und möchte Ruhm für ſich und ſein Haus davon erndten, was aber zu tadeln eine zu große Strenge wäre; denn wer edel wirkend im Staate, ſich und ſeine Wirkſamkeit vom Dichter geprieſen ſehen möchte, iſt dadurch weder ein Egoiſt noch ein eiteler Menſch, da die Liebe zum Ruhm zu den beſſeren Neigungen und Leidenſchaften unſeres Herzens gehört. Wie wir nun einerſeits in moraliſchen Dingen keine Kameele verſchlucken ſollen, ſo gebührt es andrerſeits, keine Mücken zu ſeihen, ſondern die Forderungen an die menſchliche Natur ſo zu ſtellen, daß Erfüllung erwartet werden darf. Taſſo findet bei Alphons die freundlichſte Aufnahme, die ſchönſte

Muße, vorzügliche Anerkennung, und der Fürſt übt eine wahrhaft großartige Geduld mit ſeinen argwöhniſchen Launen und ſeiner ſchwermüthigen Reizbarkeit. Gegen Antonio zeigt er durchaus keine Schwäche, ſondern behandelt ihn, wie ein edler Fürſt einen mit Recht von ihm geſchätzten tüchtigen, höchſt brauchbaren Staatsmann behandeln wird, würdevoll freundſchaftlich. Als derſelbe auf Beſtrafung des Taſſo dringt, war es keine Schwäche von Alphons dies zu thun, denn ſo gern er mit dem Geduld erfordernden Dichter auch alle nur mögliche Nachſicht üben wollte, ſo konnte er doch als Fürſt ein ſo beſtimmtes und nothwendiges Geſetz, als das von Taſſo verletzte, nicht ohne eine, wenn auch nur ganz geringe und beinahe nur ſcheinbare, Beſtrafung übertreten laſſen, da Handhabung der Geſetze ihm oblag, und die Nichtbeſtrafung Taſſo's den Schein auf ihn werfen konnte, als handhabe er die Geſetze parteiiſch und erlaube Lieblingen Uebertretungen derſelben. Daß Alphons nicht mehr in dieſem Drama voranſteht, und einen weiteren Wirkungskreis hat, kann nicht von mangelhafter Anlage und Architektonik zeugen, denn in einem Drama kann ja keiner Perſon eine weitere Entwicklung ihres Charakters gegeben werden, als zur Verwirklichung der Idee des Ganzen paßt. Da nun die Darſtellung des Dichters in ſeinem reizbaren Weſen und ſeinem Conflicte mit der Welt die Idee dieſes Drama iſt, ſo iſt Taſſo überall die Hauptperſon, und die zweite Stufe nehmen die ein, welche ſeine Stimmungen herbeiführen und zum Ausbruch bringen, ſo daß gerade Alphons damit am wenigſten zu ſchaffen hat, was ihm als Fürſten am angemeßenſten iſt. Soweit er Charakter zu zeigen hat, zeigt er ihn, und mehr zu fordern, kann nur für Mangel an Eindringen in dieſes Schauſpiel gelten. Von der Schlußſcene ſagt Herr Lewitz, ſie gehe über die gewöhnliche Anlage der Tragödie hinaus, deute auf ein Künftiges, und es trete aus ihr die Vorahnung eines Zuſtandes entgegen, der zwar ſeinen Grund in den Verhältnißen des Gegenwärtigen habe, über dieſes jedoch hinaus die Ausſicht in eine neue Entwicklung, gleichſam in die beginnende Wiedergeburt Taſſo's eröffne. Dies iſt durchaus unmöglich, da der Charakter

Taſſo's ſo klar geſchildert iſt, daß eine Täuſchung über ihn nicht ſtattfinden kann, und eine arge Täuſchung iſt es, zu meinen, ein ſolches Gemüth könne zur Ruhe gelangen, und eine ſolche Seele könne etwas von der Art Antonio's oder des Weltmannes bekommen. Daß er im letzten Augenblick ſich dem Antonio hingiebt, iſt eine ſeiner wechſelnden Stimmungen, welche nach kurzer Friſt wieder einer andern Platz machen konnte. Um Taſſo recht zu ſchildern, mußte er bis zu der heftigen Scene dargeſtellt werden, welche jedoch als letzte Scene zu gewaltſam war. Die Schlußſcene mildert, indem ſie ihm Theilnahme zur Seite ſtellt, ſelbſt dadurch, daß er andere Gefühle ausſpricht, nachdem er zuerſt ungerecht getobt, als die des gereizten Mißtrauens. Er hatte ſcheiden wollen, jetzt iſt er gewaltſam aus dem Kreiſe geſchieden, und nun erkennt er, wie er an demſelben hängt, und da es nur von ihm abhängt Vergeßenheit des Geſchehenen bei ſo edlen, ihn mit Geduld tragenden Menſchen zu erwerben, ſo iſt ein Strahl der Hoffnung gegeben, es werde ſich noch zum Guten wenden laßen. Das ſogenannte Ideale im Taſſo findet Herr Lewitz allein darin, daß ſich die Handlung allein aus den Charakteren und deren Conflicten entwickele ohne etwas Stoffartiges zu haben, und daß die Begebenheiten durch das Harmonirende und Disharmonirende der Charaktere entſtehe. Auch ſagt Herr Lewitz: Goethe habe nicht wie Schiller und Shakſpeare die geſchichtlich gegebenen Perſonen in ihrer feſtgeſtellten Objectivität dargeſtellt, ſondern ſie bezeichneten vielmehr gewiße Stufen, gewiße Fortſchritte in der Entwicklung des individuellen Dichtergeiſtes, und in dieſem Sinne müße der ſehr geläufig gewordene Ausſpruch, Goethe ſey ein objectiver, Schiller ein ſubjectiver Dichter, mindeſtens ſehr modificirt werden, um als Wahrheit zu gelten. Auch dieſe beiden Ausſprüche zeigen, daß Herr Lewitz erſt ernſtliche Studien machen muß, ehe er über ſolche Gegenſtände mit einiger Wahrheit und Sicherheit ſchreiben kann.

Kurze Charakteristik Herder's.

Die Pflanze wächst der Bildung
Von Strande fort zu Strand
Der Sittung und Entwildung
Gewinnend Land um Land;
Ihr dient zur Lebensflamme
Der Glaube, Kunst zur Amme,
Die Wissenschaft zum Stamme,
Die Liebe zum Verband
Rückert.

Der wahre Werth und die wesentliche Beschaffenheit einer bedeutenden Geisteswirksamkeit, nach welcher wir den Ausüber derselben beurtheilen müßen, läßt sich nur dann ohne Verwirrung und Fehlgriffe bestimmen, wenn wir die Naturanlage des zu Beurtheilenden klar erkennen und deren Nothwendigkeiten nach dem Maaß ihrer Kraft uns deutlich zu machen vermögen. Faßen wir dann den Geist der Zeit und deßen Streben in das Auge, so wird uns des Mannes Wirken auf denselben nach Werth und Umfang hervortreten und wir werden nicht Gefahr laufen, Nothwendiges für Zufälliges zu halten und uns in das Gewirre von Kleinigkeiten zu verlieren, welche zusammengesetzt schillernde Bilder geben, die der Eine so, der Andere anders ansieht, so daß die verschiedensten, oft entgegengesetztesten Urtheile gefällt werden. Wenden wir dieses Verfahren auf Herder an, so ist seine Wirksamkeit von einem so großen Umfange gewesen, daß wir aus seinen Werken seine Geistesanlage auf das Vollständigste entwickelt zu erkennen vermögen, und wir sehen als den Grund, worauf sein ganzes Wesen beruhte, eine poetisch-philosophische Seele von einer so gleichmäßigen und durchaus harmonischen Mischung, daß nie die eine Seite die andere überwog, sondern all sein Dichten und Denken zeigt die vollkommene Durchdrungen-

heit beider Elemente zu einem einzigen Ganzen. Obgleich mit erregbarer und zur deutlichen Ideengestaltung hinlänglich starker Einbildungskraft und einem reizbaren Herzen, welches die Einbildungskraft leicht in Schwung zu setzen vermochte, ausgestattet, dichtete er doch nie ein Bild einer schönen oder anmuthigen Situation um ihrer selbst willen, sondern Einbildungskraft und philosophisches Denken spiegeln sich innig verbunden darin ab. Eben so wenig wandte sich Herder je der Philosophie in dem Sinne zu, um ein Denksystem im strengen Sinne des Wortes aufzubauen, obgleich er zum zergliedernden scharfen Denken alle Kraft besaß und sie bewährte, wo es sie zu bewähren galt. Zu seinem poetisch-philosophischen Geiste war ihm ein sehr warmes, erregbares, liebevolles Herz von der Natur zugetheilt worden, welches die Anwendung seiner Geisteskraft bestimmte und leitete, so daß diese sich die Beförderung der Menschheit zum Guten, die wahre Humanität zum Ziele wählte, dem er rastlos und ohne je an der Möglichkeit, daß ein solches Ziel erreicht werden könne, zu verzweifeln, zustrebte.

Die Zeit, in welcher dieser Geist mit seinem großen und schönen Streben auftrat, war in so fern ganz dazu geeignet, als das Streben zur Humanität allgemein war und wie ein frischer Frühlingsodem ganz Europa durchzog, an dem abgewelkten Laube vergangener Jahrhunderte rüttelnd, und tausend und tausend neue Keime weckend. Da aber die nothwendig gewordene Neuerung nicht ohne Zerstörung abgestorbener Formen ins Werk zu richten war, und ohne daß mancher Hülle, aus welcher der Geist entwichen war, ein neuer Lebensodem eingeblasen ward, in das Leben treten konnte, so hatte das Streben zur Humanität der gefährlichen Klippen viele zu umschiffen. Die, welche nur mit der Schärfe des Verstandes an dem großen Werke arbeiteten, fanden viel zu zerstören und arbeiteten bei klar gestellter Aufgabe, wenn auch nicht ohne große Anstrengung, so doch ohne je über ihr Thun in Zweifel zu kommen; denn dieser kann nur beim Aufbauen, nicht beim Einreißen entstehen. Anders stand es mit den poetisch-philosophischen Gemüthern, zu welchen Herder

gehörte, und welche die Aufgabe in ihrer Ganzheit begriffen und empfanden. Jean Jacques Rousseau, eine Herder'n zwar nicht durchaus, aber doch vielfach verwandte Seele, ward an dem Anblick der Menschheit in dem der Erneuerung bedürftigen Zustand krankhaft gereizt, daß er in seinen eigenen Eingeweiden wühlte und den Schaden, den dieser Zustand anrichtete, an sich selbst nachzuweisen trachtete. Alle Cultur ward ihm verhaßt, und gegen die Poesie, womit er schön begabt war, in Kampf tretend, wollte er der nacktesten Prosa ein Reich bauen, die, mit dem Herzblut seiner Dichterkraft genährt, ein verführerisches Traumbild ward, das Tausende verlockte und, wenn sie es faßen wollten, in die Lüfte zerrann. Klinger ward von dem erstarrenden Gorgonenblicke des Fanatismus und Despotismus angeschauert, daß er ihr Bild tief in sich aufnahm und es der Welt fort und fort vorhielt, um sie in die feste Burg der stoischen Tugend zu scheuchen. Hamann spann sich in einem biblisch-mystischen, Friedrich Heinrich Jakobi in einem poetisch-philosophischen Traum ein, Herder aber wirkte für die Humanität auf dem Wege, worauf mit Erfolg für sie gewirkt werden kann. Diese bedarf zwar zu ihrer Förderung fort und fort der Schärfe des Verstandes, wie sie Herder in hohem Grade besaß, welche klar entwickelt und auseinandersetzt, rastlos bekämpft und Truggewebe zerreißt, aber ohne poetische Wärme dringt dies heilsame Wirken nicht in das Herz und läßt die Sophistik zu verwirrenden Gegenreden Raum gewinnen, und an der Stelle des zerstörten Truggewebes ein anderes, neues anzetteln, worin der Beschränkte und Schwache gefangen wird. Nur wer die Zaubersprüche versteht, welche die Herzen lenken, weil sie ihnen Nahrung bieten, darf hoffen, etwas auszurichten und das Werk der Humanität zu fördern. Denn sind die Dinge dem Verstande noch so deutlich gemacht, ja mit den bündigsten Beweisen dargethan, immer drängt sich deßen ungeachtet ein unergründliches und unerklärliches Regen eines dunkeln sehnenden Gefühles in der Menschenbrust hervor, welches, wenn ihm nicht die rechte Nahrung geboten wird, zu unberechenbarem Unsinne abschweift. Ohne diese

Erfahrung, welche uns die Geschichte klar genug zeigt, würde es unerklärlich seyn, daß nach der außerordentlichen Verstandesthätigkeit des achtzehnten Jahrhunderts so Vieles, was für immer zerstört und aufgelöst schien, im neunzehnten wieder um Geltung ringt und zahlreiche fanatische Anhänger findet.

Dieses geht vorzüglich das dunkle Gebiet des religiösen Bedürfnißes an, welches, ungestillt gelaßen, bisher wenigstens noch nie durch den Verstand zu bannen und zu beschwichtigen war. Hier gilt es besonders dem Humanitätsstreben, dem Bedürfniß entgegenzukommen nicht bloß mit hellem Verstand, scharfsinnigen Beweisen und den trefflichsten historischen Forschungen; denn wenn der Mensch diese auch alle erkannt und selbst anerkannt hat, so folgt noch nicht im Mindesten daraus, daß sein Herz beschwichtigt sey. Ist aber deßen Sehnsucht ungestillt, so kann es dann sehr leicht kommen, daß er seine Augen vor dem Lichte, welches ihn verletzt, gewaltsam schließt, und sich eher allen Traumbildern ergiebt und seine Seele von unwürdigem Wahne knechten läßt, als daß er das dunkle Verlangen in sich mit dem Verstande ausgleicht. Diese große und schwere Aufgabe zu erfüllen, war nie ein Mensch geeigneter als Herder; denn sein poetisch-philosophischer Geist und sein warmes Herz voll religiösen Gefühls drangen von schönen edlen Worten getragen zum Herzen, ohne den Verstand zu verletzen. Daß er sich der Theologie und dem Predigtamte widmete und bis an sein Ende treu blieb, daß für Kirche und Schule zu wirken, seine höchste Aufgabe war, und er nie etwas drückender empfand als die Enge seines Wirkungskreises, zeigt hinlänglich, wie er die Förderung der Humanität an der Wurzel derselben, an der Erziehung des Menschengeschlechts für seinen Theil anfaßte. Unschätzbar fürwahr ist es, wenn solche Geister in dem religiösen Gebiete wirken; denn sie sind, wie Herder es auch offen aussprach, den beiden Feinden der Humanität, dem Pietismus und der Hierarchie ganz entgegengesetzt, und, was weit wichtiger ist, sie machen sie entbehrlich, so weit ihre Wirkung reichen mag. Ihre liebevolle Begeisterung trit der beschränkten Sin-

nesart und der geschmacklosen, geisttödtenden dogmatischen Spitzfindigkeit mächtig entgegen, weil sie poetisch erhebt und in die Region des Edeln und Schönen emporführt. Herder belebte durch die Wärme seines Herzens und das glänzende Licht seiner Phantasie die poetischen Keime der Ueberlieferung, daß sie die Schranken des engen Wortes durchbrachen und dieses als Schale sich zeigte, als Schale, mit welcher die dürftige Menschennatur immerdar ein Weh- und Entsetzen-volles Spiel getrieben und treibt, und das Alles, ohne die Ueberlieferung kritisch anzutasten. Sein seherhafter Blick trug ihn über die Gränzen der mangelhaften menschlichen Darstellung alter Zeiten und seine Phantasie warf strahlende Lichter über die dunkeln Abgründe vergangener Jahrtausende, ohne daß er die Unvollkommenheiten der Ueberlieferung je angegriffen oder gar ihrer gespottet hätte, wie es auch geschah, sondern indem er sie innig verehrte und pries. Für die Charakteristik dieses ausgezeichneten Mannes ist es sehr der Beachtung werth, daß jedesmal die Pietisten und beschränkten Dogmatiker in Bewegung geriethen, wann von einer Berufung Herder's die Rede war, daß sie an seiner Rechtgläubigkeit zweifelten und ihm entgegen waren, aber trotz allem kleinlichen Belauern keinen Angriffspunkt entdecken konnten. Dies war jederzeit, obgleich jene Menschen in ihrer Beschränktheit richtig herauswitterten, daß er durchaus nicht ihres Wesens und ihres dürren Glaubens sey, der Sieg des Seelenadels und der ächten Religiosität Herder's, der Sieg des Geistes über das Ungeistige, der seine Bahn ungehemmt wandelte durch sich selbst überwindend ohne Waffe der Abwehr oder des Angriffs.

Es kommt nicht eben sehr selten vor, daß eines Mannes Lehre in Wort und Schrift nicht genau mit seinem Leben übereintrifft von kleinen Schwachheiten an, bis zu den bedenklichsten Gegensätzen. Dies ist natürlich im Religiösen am mißlichsten und ein nicht geringer Schaden in Allem, was Förderung der Humanität bezweckt; denn der unreine Mund raubt den schönsten Worten ihre Kraft, auf uns zu wirken. In dieser Hinsicht war Herder ebenfalls zu

bedeutender Wirksamkeit berufen, da er eine edle Natur war, welche, allem Gemeinen unzugänglich, jede Probe bestanden hat. Arm und hart erzogen, blieb er fleckenlos und ohne Bitterkeit gegen den an ihm geübten Druck, zeigte sich als Jüngling auf der Universität, wo er mühsam sein karges Brod erwerben mußte, sittlich rein und von großem Streben erfüllt, so daß sich ihm Freundschaft zuwandte. Als er hierauf nach Riga kam, bewährte er sich in offener Geradheit, sittlicher Tüchtigkeit und geistreicher Wirksamkeit so vorzüglich, daß er warme Freundschaft und wahre Verehrung in reichem Maaße fand, die ihn, als der Drang, einmal in die Welt hinaus zu ziehen, ihn heftig ergriffen hatte, unterstützte und ihn nur in der Hoffnung scheiden ließ, er werde wiederkehren. Dann als er Paris gesehen hatte, zum Reiseprediger des Prinzen von Eutin bestellt, bedachte er sich keinen Augenblick, nachdem er seine Bemühungen wegen verkehrter Leitung des Prinzen als vergeblich erkannt hatte, ein Verhältniß aufzugeben, welches von ihm hätte benutzt werden können, und in welchem er sogar viel erlangen konnte falls er bei der Achtung, worin er bereits stand, nicht zu sittlich gerade gewesen wäre, um sich Einfluß durch Mittel, welche in jenen Regionen oft angewandt werden, zu verschaffen. Von dem Grafen von Lippe hierauf nach Bückeburg berufen zu geistlicher Wirksamkeit, was aber dieser tüchtige Fürst nicht sehr ernstlich meinte, welcher in Herder einen Mann von Geist zum Umgang besitzen wollte, trat er als Geistlicher auf und haftete streng an diesem seinem Berufe, obgleich es seiner Gunst bei dem Fürsten, welcher noch dazu ein ausgezeichneter Mensch war, entschieden Eintrag that. Ja, er trat dem Fürsten, wo es die wahre Sittlichkeit und reine Amtsführung galt, scharf bis zur Verletzung entgegen, bereit, eher vom Platze zu weichen, als eine Unwürdigkeit durchschlüpfen zu laßen. Eben so rein zeigte er sich in Weimar, wo er in arbeitvollem Berufe rastlos für Kirche und Schule wirkte und die unerquicklichsten Arbeiten mit strenger Gewißenhaftigkeit besorgte, nie ermüdend für das Gute zu ringen und unzugänglich allem Unlauteren. Fügt man zu dieser Sittlichkeit und Reinheit im Leben

und im Amte noch das schöne und lautere Verhältniß zur Gattin und im Hause, und die Würdigkeit und männliche Freundschaft im Umgange mit den Menschen hinzu, so müßen wir eingestehen, daß sein Streben und seine Wirksamkeit auf dem festen Boden einer reinen und edeln Persönlichkeit sicher begründet war. Daß Herder, zumal in den späteren Jahren, nicht selten verstimmt war, und in trüben Stunden seinen Lebensberuf als verfehlt betrachtete, darf uns nicht im Geringsten irren und auf eine Unklarheit in ihm schließen laßen. Wer, wie er, mit einem hohen Ideal in der Seele, nicht nach weltlichen Vortheilen jagt, sondern einem edeln Ziele zustrebt, dabei aber mit einer Last kleinlicher Geschäfte beladen ist, und diese oft mit begeisterungslosen Menschen zu verhandeln hat, wer noch dazu sich oft vergeblich abarbeitet, das zum Guten Nothwendige ins Werk zu setzen, und keine Unterstützung dabei zu erwirken vermag, muß nicht selten in Verstimmung gerathen. Erscheint ihm obendrein der Wirkungskreis enge, wie der Weimar'sche allerdings für einen so bedeutenden Mann war, so mag die Verstimmung sich bis zur trüben Ansicht über verfehlten Lebensberuf steigern. Wäre sein Wirkungskreis aber auch größer gewesen, und hätte er in demselben mehr ausrichten können, als ihm vergönnt war, an Verstimmung würde es ihm in so weit nie gefehlt haben, als er sich selbst nie genug thun konnte, eben weil die Förderung der Humanität ein so großes Unternehmen ist, daß der Begeisterte, welcher Alles, was zu thun ist, überschaut, leicht empfindet, wie wenig eines Menschen Kraft und Wirken zur Erreichung des Zieles genügt. Auch war Herder dem edlen Ehrgeiz nicht fremd, der Nachwelt ein seiner würdiges Denkmal zu hinterlaßen, und meinte, in keiner seiner Schriften ein solches gestiftet zu haben, da ihm alle Eitelkeit fremd war. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß sein ganzes Wirken auf sein Volk ein bleibendes Denkmal sey, in seinen Schriften aufbewahrt, wie Winkelmann's und Lessing's Wirken. Daß aber Herder in seinem Leben auch außer der amtlichen Wirksamkeit eine Gesinnung zeigte, welche gemeine Naturen eine grämliche oder eine stolze zu nennen

pflegen, möchte eher eine richtige und würdige Lebensansicht bei ihm darthun, als einer Schwäche zuzuschreiben seyn. Sich auf Alles und mit Jedem einzulaßen und zu correspondiren, mochte er nicht, aber nie gab sich liebloſe Gesinnung oder Gleichgültigkeit gegen die Menschen als die Quelle solches Verfahrens kund. Als er mit Dalberg nach Italien reiste, trennte er sich von demselben in Rom, weil er die Launen einer von demselben mitgeführten Frau nicht ertragen wollte, was freilich bei einem gewöhnlichen Menschen den Schein undankbarer Unfügsamkeit und unbeholfener Grämlichkeit haben kann, bei einem so bedeutenden Geiste in solcher Lage aber nicht. Unterhaltung, Zerstreuung, gewöhnliche Lebensgenüße ließen Herder nicht seinen Wirkungskreis und seine literarische Arbeiten hintansetzen und Italien aufsuchen, sondern Sehnsucht nach diesem Lande und Begeisterung dafür. Für eine Seele aber, welche voll von Begeisterung und den mannichfachsten Empfindungen, tausendfältig angeregt inmitten des Anregendsten, fort und fort den eigensinnigen Launen einer verwöhnten Frau folgen soll, muß ein solcher Zustand unerträglich werden, weil immer wiederkehrende Störung warmer lebensvoller Geistesthätigkeit eine der peinlichsten Plagen ist, welche es auf Erden geben kann, wovon der gewöhnliche Genußmensch sich eine Vorstellung zu machen außer Stande ist. Er setzte seine Reise mit der Herzogin Amalie fort, bekam aber auf der Rückkehr in Rom eine Art Heimweh, so daß er aus dem Gefolge der Fürstin schied.

Man sollte denken, einem so dichterischen Geiste hätte Rom reiche Nahrung darbieten müßen, so daß er eher allen andern Gefühlen, als den einer ihn forttreibenden Leidmüthigkeit zugänglich gewesen wäre, und doch stimmt es zu Herder's ganzem Wesen, daß dieses geschah. Nur im Streben für Humanität lebend und webend, in tiefster Seele von begeisterter Liebe dafür durchdrungen, mußte ihn dies Grab der Vergangenheit mit verödeter Umgebung, aller Humanitätsentwicklung entfremdet und nur von dem grellen, aber wärmelosen reflectirten Lichte der Hierarchie überstrahlt, unheimlich anwehen.

Schöne Kunstwerke genießen, so sehr er deßen fähig war, vermochte ihn für das Vermißen des Höchsten, was es für ihn gab, nicht zu entschädigen und seinen Durst nach Wirksamkeit nicht zu verdrängen. Wie es daher natürlich war, daß Winkelmann auf der Reise nach der väterlichen Heimath von Heimweh ergriffen nach Rom zurückeilte, ohne bis zu jener zu gelangen, eben so natürlich war es, daß Herder von Sehnsucht nach seinem Wirkungskreise aus Rom nach Weimar getrieben ward. Eben so konnte es nicht wohl anders seyn, als daß Rückert bei seiner lyrischen Eigenthümlichkeit, die der Natur und der Liebe, nicht großen historischen Ideen zugewandt ist, zu Rom in Sehnsucht nach der Heimath klagte, und es gehören solche Züge wesentlich zur Charakteristik solcher Geister.

Betrachten wir Herder's literarische mit der amtlichen auf das gleiche Ziel gerichteten Wirksamkeit, so finden wir diese umfangreich und nach allen Seiten, welche sein großes Streben umfaßte, gerichtet, was nur einem so hochbegabten Geiste bei rastloser Thätigkeit gelingen konnte, da er stets von zeitraubenden und ermüdenden Geschäftsarbeiten in Anspruch genommen war. Wer aber in der Literatur für die Entwicklung der Humanität wirken will, muß sich nothwendig nach vielen Seiten mit seinen Betrachtungen und Erklärungen wenden, und der Menschheit in den Gestaltungen, worin sie in den verschiedenen Zeiten und Ländern erschienen ist, folgen. Daneben kann er nicht umhin, kämpfend gegen Alles aufzutreten, was in der Literatur auf Gesinnung und Leben einen rohen und gemeinen Einfluß übt und was der wahren Humanität störend entgegenwirkt. Beim Beginne von Herder's Auftreten trieben die längst verschollenen Klotzianer ihren literarischen Unfug und er züchtigte sie, wofür sie ihn mit Koth zu bewerfen suchten, wie es solche gemeine und eitle Menschen immer zu halten pflegen. Herder'n ward jetzt und später sein Polemisiren von Manchen in so weit wenigstens einigermaßen verdacht, als sie am Polemisiren überhaupt keine Freude fanden und meinten, es komme dabei zuletzt nichts Wesentliches heraus. Wäre es Herder'n nur darum zu thun gewesen, Werke zu

schreiben, um ein berühmter Mann zu werden und vornehm in der Literatur dazustehen, so hätte er freilich an dem Gemeinen vornehm vorübergehen müßen, und würde am besten niedrige Angriffe, welche auf ihn gemacht worden wären, stolz übersehen haben. Wem es dagegen um Förderung der Humanität zu thun ist, der wird das Gemeine, Eitle, Schlimme angreifen; denn er wirkt durch Vertheidigung des Rechten und Guten auf jeden Fall Gutes, wenn es auch, nach der Oberfläche der Literatur zu urtheilen, nicht so scheinen sollte, weil gar viele Menschen, wenn sie dem Einfluße der Gemeinheit Preis gegeben sind, sich allmählig gewöhnen, dies als unverfänglich oder wohl gar als recht hinzunehmen, wogegen sie sich gern durch eine aufklärende Polemik gegen das Erbärmliche belehren laßen, und sich demselben entziehen. Sinkt auch ein gemeines und eitles literarisches Treiben zuletzt in sich selbst zusammen, so ist doch der Schaden, welchen es anrichtet, darum nicht gering anzuschlagen; denn seine Wirkungen überdauern es oft um eine geraume Zeit. Ueberhaupt übt eine Kritik, wie Lessing und Herder sie übten, zur Förderung wahrer Einsicht, edlerer literarischer Ansichten, welche zu den besten Gütern des menschlichen Geistes gehören, sehr oft bedeutend mehr, als manche ganz verständige und gute Bücher es zu thun vermögen. Eine unbewiesene, den Geist und das Streben solcher Männer verkennende Ansicht aber ist es, wenn man ihnen Streitlust zuschreibt, sey es aus Lust zum Streit oder gar aus persönlicher Gereiztheit. Am bedenklichsten schien es Manchem, als Herder in seinen späteren Jahren gegen Kant mit der Metakritik und der Kalligone auftrat, und man arbeitete an ihm, daß er nicht in diesem Bekämpfen der kritischen Philosophie fortfahren möge, was auch Goethe that, welcher eine starke Abneigung gegen Polemik hatte. Da Kant unzufrieden, daß der bedeutende Mann, welcher als Jüngling sein Zuhörer gewesen war, sich seiner Philosophie weder zuneigte, noch dieselbe in irgend einer Weise förderte, sich als demselben abgeneigt gezeigt hatte, und diese Gesinnung in einer Recension zu Tage lag, welche die einzige von Kant in die Jenaische Literaturzeitung

gelieferte war, so mochte Mancher glauben, Herder's Auftreten gegen die Kantische Philosophie sey nicht ohne persönliche Mißstimmung. Dies glauben, heißt, das innerste Wesen und die Gesinnung des großen Literators verkennen.

Einen solchen Geist kann bei seinem ernsten, auf die Menschheit gerichteten Streben die Philosophie, auch wenn sie in ihrer reinsten Gestalt auftritt, nicht unbedingt befriedigen; denn sie kann nie einen andern Kreis durchlaufen als den des Denkens und nichts anders bestimmen, als dieses selbst. Zu dem was man Metaphysik zu nennen beliebt hat, kann der philosophische Systematiker eben auch nur wie jeder Andere auf der Jacobsleiter des Traums gelangen, nur mit dem Unterschiede, daß er die Leiter mit einem dichtgefügten Gerüste von Denkredensarten dem Auge des Zuschauers zu entziehen sucht, zuletzt selbst vermeint, auf diesem Gerüste emporgeklommen zu seyn und den Andern zumuthet, ihm auf demselben nachzusteigen, welcher Versuch, wenn sie ihn wagen, diesen aber weiter nichts einträgt, als mühsam oben angelangt eine sehr weite Aussicht in das absolute Nichts zu haben. Kant's Kritik der reinen Vernunft war eine Nothwendigkeit des menschlichen Denkvermögens, und seit Aristoteles die erste wahrhaft umfassende und durchdringende philosophische Arbeit, auf welche Gellert's Fabel vom Hut nicht mehr paßte und seit welcher auch bisher kein Schritt mehr vorwärts, sondern nur einige seitwärts gethan worden. Herder verstand Kant recht gut und schätzte den wahren Werth seiner Philosophie, war aber schon als Zuhörer nicht davon befangen, während gewöhnliche Jünglinge Anhänger der Philosophie werden, welche sie im Collegium hören, weil die fest aneinander schließenden Folgerungen eines Systems sie bestricken, und sie die philosophischen Formeln abergläubisch für Zauberformeln ansehen, womit man Alles beschwören und beherrschen kann. Er aber schrieb, wenn er Kant gehört hatte, deßen Lehren in einer von den philosophischen Ausdrücken entkleideten Sprache auf, um sie ohne täuschende Formeln zu verstehen, welches Verfahren wohl

nicht leicht vorkommt und sehr charakteristisch zeigt, wie frühe er schon ein selbstständiger, ernstforschender Geist war, ungeneigt, sich irgend durch ein Blendwerk verlocken zu laßen. Mit aller Zuversicht darf man von Herder sagen, und seine erst spät erfolgende Polemik verbürgt es schon hinlänglich, er würde nie gegen Kant aufgetreten seyn, wenn nicht die Kantianer die Verrücktheit gar zu arg getrieben, und das erlaubte Maaß der Anwendung der Philosophie allzu weit überschritten hätten. Ein poetisch-philosophisches Gemüth wird nie der Geistesanatomie eines Systems, welches das Denken bis zu den letzten Fasern zergliedert, besonders zugethan seyn; geht aber ein solches System über seine Sphäre hinaus und will mit seinen Formeln Alles umfaßen, dann wenden sich solche Gemüther von der öden Scholastik weg und treten ihr, wenn sie zu Unfug führt, entgegen, wie z. B. auch Klinger den Kantischen kategorischen Imperativ mit seinem kaustischen Witz als den lächerlichsten Popanz darstellte. Neben dem Gewinn, welchen das menschliche Denken durch tief eindringende Geistesarbeit erhält, sehen sie den Schaden, welcher durch eine allgemein werdende oberflächliche philosophische Bildung, für die große Mehrheit der Menschen, der sie leicht das Gefühl für die sittlichen Nothwendigkeiten des Lebens zerstörend antastet, entsteht. Aristophanes, der feurige Freund seines Volks und der Tüchtigkeit seines Volkes, bewährte den wahren Ernst des edlen Dichters, als er alles philosophische Geschwätz und spitzfindige Wortgefecht nicht nur in Euripides, sondern auch in Sokrates angriff. Freunde der Menschheit können es nicht gleichgültig ansehen, wenn sich ein anmaßender verwildernder Schwindel der Köpfe bemächtigt und besonders die Jugend auf Irrwege treibt, mag er aus einer Quelle stammen, aus welcher er wolle, und darum hatte Herder ganz Recht, der scholastischen Barbarei des Kantianismus und seinen inhumanen Anmaßungen entgegenzutreten, was bei ihm eine wahre Nothwendigkeit war, die in seiner begeisterten Liebe zur Humanität lag. Darum fühlte er sich auch, als er sich hatte bereden laßen, nach dem Erscheinen der

Kalligone den Kampf aufzugeben, in unbehaglicher Weise unbefriedigt; denn er hatte denen, die weder ihn noch sein Streben vollkommen verstanden, und die Nothwendigkeit eines solchen Kampfes nicht gehörig einsahen, ganz seinem richtigen Gefühle entgegen nachgegeben.

Unter diesen war Goethe gewesen, in dessen Verhältniß zu Herder stets etwas Fremdartiges blieb, was Goethe in seiner Lebensbeschreibung als auf Herder's Charakter beruhend leise andeutet, worin er Recht hat, aber freilich nicht in dem Sinne, wie er es andeuten wollte, als sey Herder reizbar und herb gewesen, so daß leicht Spannung in das Verhältniß mit ihm habe kommen können. Herder's Streben war ein anderes als das Streben Goethe's, und außerdem war sein poetisch-philosophisches Gemüth, in welchem viele musikalische Weichheit lag, wesentlich verschieden von der poetisch-plastischen Natur desselben, so daß weder ihr Charakter noch ihr Wirken sie in innige Verbindung bringen konnte. Nun war aber Herder ein viel zu bedeutender Mann und hatte ein viel zu großes Ansehen, als daß Goethe nicht hätte wünschen müßen, dessen lebhafter und theilnehmender Anerkennung seiner Poesie sich erfreuen zu können; weil aber derselbe seinen eigenen Weg verfolgte, ohne eine besondere fördernde Theilnahme zu zeigen, so ging es Goethe, wie Kant, er fühlte sich nicht behaglich gegen ihn gestimmt und meinte nach gewöhnlicher Menschenweise, Charakter und Willen Herder's trügen die Schuld. Dieser konnte aber keineswegs anders handeln; denn Goethe's Poesie, obgleich sie für Deutschland von unschätzbarem Werthe ist, traf doch im Ganzen zu wenig mit seinem Streben überein, als daß er sich ihr in dem Grade hätte zuwenden können, welchen Goethe wünschen mochte. Zwar mußten Goethe's dem Volkstone nahe kommenden Lieder in Herder die wärmste Bewunderung erregen, während im Uebrigen die Kunst ihn nicht immer für das, was er als zur Förderung der Humanität nöthig vermißte, entschädigen konnte, wenn auch kleinliche Frömmigkeit seine Ansichten nicht beherrschte,

wie sie als eingelernte Manier in Klopstock's Schreiben an Goethe hervortrit, und von diesem mit harter Unfreundlichkeit abgewiesen ward. Wo Herder Uebereinstimmung des Denkens und Empfindens entgegenkam, war er ein begeisterter Freund, wie er denn Hamann so innig liebte, daß dessen Tod für ihn ein Schlag war, den er nicht wieder verwand. In dem für Menschenwohl begeisterten, die Freiheit mit inniger Liebe umfaßenden Jean Paul fand er einen Freund von der feurigsten Anhänglichkeit, wie es der Adel seines Gemüthes verdiente. Herder war daher der ächten und wahren Freundschaft und Liebe fähig und war derselben werth, da in seiner Seele keine Unlauterkeit und kein Egoismus lag.

Herder's Wirksamkeit läßt sich nicht genau berechnen; denn solche Geister zünden das in Andern schlummernde Feuer zur Flamme an, es entfalten sich an ihrer begeisterten Wärme schöne Blüthen, die vielleicht nie ohne dieselbe dem Boden entlockt worden wären und in dieser Hinsicht bleibt die Wirksamkeit solcher herzenswarmen Menschen, deren starker Verstand nie anders als durch das Herz seinen Weg nimmt, unberechenbar, während die Wirksamkeit des alleinigen Verstandes in seinen Bahnen und Wegen leichter zu verfolgen ist. Das ist gewiß, daß keiner dem Begriffe der Humanität die Geltung verschafft hat, wie er gethan, und dieses allein wäre schon ein großes Verdienst; denn wenn auch derselbe noch vergeblich gegen das ihm Feindselige ankämpft, so hat er doch so viel Kraft gewonnen, daß er nicht mehr zu unterdrücken ist, und daß seine Feinde sich ihm gegenüber bereits zu heuchlerischer Sophistik genöthigt sehen. Zu dem, was man jetzt Weltliteratur zu nennen pflegt, welche nur das Ergebniß der Humanisirung des Menschengeschlechts seyn kann, wie sie das achtzehnte Jahrhundert in seiner bedeutenden literarischen Thätigkeit erstrebte, hat Herder bedeutend beigetragen, indem er ohne Antastung des Nationalen überall auf das Reinmenschliche hinwies und diesem Geltung zu verschaffen suchte. Eine Unternehmung von wahrhaft unschätzbarem Werthe war seine Sammlung der Stimmen der Völker, worin er

überall die natürlichen Anschauungen und Gefühle, das Volksthümliche der Dichtungen, was ohne Zuthaten der gelehrten Bildung und des Conventionellen auf dem Boden reiner Menschlichkeit in ihrer einfachen naiven Aeußerung erwachsen war, zusammenfaßte. Sie zeigen die Gemeinschaft des Menschengeistes in dem Gefühle und der Phantasie und trugen mächtig dazu bei, den Sinn von der Verkünstelung sowohl wie von der prosaischen Rhetorik in der Poesie zur Wahrheit der Dichtung im Liede und der edeln Einfachheit und naiven Anmuth hinzuführen. Sie bilden nebst Goethe's Liedern einen köstlichen Schatz, geeignet, Verirrungen immer wieder auf das rechte Maaß zurückzuführen. Das Verdienst, welches er sich durch diese Sammlung erwarb, konnte sich nur ein so vorzüglicher Geist erwerben; denn ohne wahre dichterische Weihe, verbunden mit reinem Geschmack und reifer Einsicht in die Poesie konnte eine solche Sammlung und der Ton, welcher darin herrscht, uns nicht geboten werden, was recht deutlich aus Unternehmungen der Art erhellt, welche später den Segen, der aus dem Volksthümlichen hätte sproßen können, gewöhnlich durch die Geschmacklosigkeit und durch Uebertreibungen nicht gedeihen ließen. Alles, was Herder übersetzte, erhielt einen ächt dichterischen Ton, welcher nichts Fremdartiges darbot, sondern es wie das Werk eines deutschen Dichters erscheinen läßt und die Wahl, welche er traf, war jederzeit von dem rechten Geschmack geleitet und seinem der Gelehrsamkeit um ihrer selbst willen nicht huldigenden großen Streben angemessen. Das glänzendste Zeugniß dafür giebt der Cid, welches Gedicht voll edler Einfachheit und zugleich voll hoher Würde und zarter Empfindung dem Deutschen zugänglich und, wie ein Original ansprechend, ein Werk von dem größten Verdienste und der günstigsten Wirkung ist.

Wer für Humanität begeistert ist, wird sich immer vorzugsweise den Griechen zuwenden, da ihre Literatur Hauptträger und Hauptquell derselben ist; und so war es auch bei Herder, welcher viel von dem Geiste derselben in sich aufgenommen hatte. Doch war

er auch dem Oriente zugewandt und hätte ihn nicht sein religiöses Streben auf denselben gerichtet, so würde es schon sein umfaßendes Wirken für Humanität gethan haben; denn wenn schon ein Geschichtschreiber, welcher Anspruch macht, den Entwicklungsgang der Menschheit zu durchschauen, diese bedeutende eigenthümliche Welt zu verstehen suchen muß, so ist deren Kenntniß für die Begründung einer großartigen Humanitätslehre ganz unentbehrlich. Herder wußte auch hier das Reinmenschliche zu erfaßen und ward von dem besondern Eigenthümlichen nicht überwältigt, wenn wir einen äußeren Anflug abrechnen, welcher sich in dieser Hinsicht bei dem sonst in seinem schönen Stile Klarheit mit Wärme verbindenden Manne in einiger Erhitztheit und Verworrenheit der Sprache zeigte. In seinem Geiste aber, sehen wir aus seinen Werken deutlich, gewann das Orientalische kein Uebergewicht über die griechische Bildung, sondern er handhabte beide in sicherem Einklang. Ihm trübte nämlich keine gelehrte Liebhaberei den Sinn und trieb ihn zur Einseitigkeit, da er die Gelehrsamkeit als eine nothwendige Last ansah, die, wenn auch nothwendig, doch dem Menschen nachtheilig sey, wie er sich aussprach. Die Geschichte der Menschheit zu erfaßen, mußte er seinen Blick auf alle Völker richten, und er that dies mit aller Liebe und ohne Vorurtheil, weil er fest an der Ansicht haftete, daß der Mensch zur vollen Entwicklung des Guten bestimmt sey, und daß, was auch immer diese getrübt habe und hemme, der Mensch dennoch zu ihr gelangen werde. Demnach spürte er, fern von der unseligen Menschenverachtung, die sich gerne als letzte und höchste weltmännische Bildung geltend macht, Allem nach, was die verschiedenen menschlichen Zustände im Großen herbeigeführt hat, und erkennend, wie Vieles man mit den uns verliehenen Kräften entdecken könne, sowohl was den Menschen als die Natur betrifft, wenn man unabläßig den Weg der Erfahrung mit scharfsinnigem Denken verbinde, statt in philosophischem Hochmuth blos zu kritisiren, lauschte er begierig auf jede Endeckung im Gebiete der Naturwißenschaften, wenn sie nicht untergeordneter Art war, sondern zur höheren Ein-

ſicht in die Natur beitrug. Dieſer Zug iſt zur wahren Würdigung des großen Ganges, welchen ſein Streben nahm, wohl zu beachten, denn er beruhte durchaus auf keiner Liebhaberei, indem er weder Sammlungen anlegte, noch an Steinen herumklopfte oder eine ähnliche Spielerei trieb. In den Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit legte er ſeine Anſichten über die Erde und die verſchiedenen ſie bewohnenden Menſchen am ausführlichſten nieder und ſuchte den Satz durchzuführen, daß keine uranfängliche Verſchiedenheit zwiſchen ihnen Statt gefunden habe, ſondern daß dieſe äußeren Einwirkungen zuzuſchreiben ſey. Keine beſchränkten Beweiſe dienten ihm hierbei, hergeholt aus den hebräiſchen Urkunden, ſondern großartige, ſcharfſinnige Ideen, die in ihrer Geſammtheit geeignet ſind, hier, wo es gilt, ein großes Problem unangerührt zu laßen, oder durch geiſtreiche Schlüße demſelben Wahrſcheinlichkeitsſchlüße zu verſchaffen, mag auch hie und da durch Mathematik und Naturwißenſchaften ein einzelner Punkt anders zu beſtimmen ſeyn, jedem gegentheiligen Syſtem als unüberwunden entgegengeſtellt zu werden. Ohne die Anſicht uranfänglicher Gleichheit der Menſchen wird die Lehre von der Gleichheit der Menſchen und dem Nichtsbedeuten der Raçenverſchiedenheit in höchſter menſchlicher Hinſicht, nicht ſiegen, und doch dreht ſich um ſie ein großer langer Kampf, ſchwerer und hartnäckiger als irgend einer; und ſoll anders wahre Humanität in der Welt herrſchen, ſo muß die Idee ſiegen, daß alle Menſchen wahrhaft einer Art und eines Weſens ſeyen und daß ihre verſchiedene Erſcheinung unweſentliche Aeußerlichkeit ſey, hervorgerufen durch äußerliche Einflüße, nicht durch urſprüngliche Naturbeſtimmung. Bei ſo edler Grundlage der Anſicht iſt dieſes Buch an Ideen und Anregungen ſo reich, daß es zu den vorzüglichſten Hervorbringungen der deutſchen Literatur gehört und noch zur Stunde veredelnd und belehrend wirken kann, weil es ein wahres Gegengift gegen alle gemeine Anſicht von der Welt und dem Menſchen iſt, und aus der Enge beſchränkter Anſchauungsweiſe den Blick in große Räume zieht.

Man ſollte glauben, wenn man Herder's Streben und ſeinen

tiefen Widerwillen gegen jeden Despotismus oberflächlich ansieht, die französische Revolution hätte ihn, ihre Grausamkeiten und Ausschweifungen abgerechnet, als die Verwirklichung deßen, was der Menschheit noth that, ansprechen müßen, doch war dies nicht der Fall und konnte es nicht seyn. Gerade umgekehrt meinte er, daß die Verwilderung der Geister durch die kritische Philosophie und die französische Revolution die Menschheit wieder um ein Jahrhundert in ihrer Humanitätsentwicklung zurücksetzen werde. Ob die Ideen der Humanität jetzt nach einem halben Jahrhundert in einem dem Streben des achtzehnten Jahrhunderts entsprechenden Grade allgemeine und willige Geltung gefunden haben, und ob ein wahrer Humanität entsprechender Adel der Gesinnung in den menschlichen Verhältnißen allgemein herrsche, läßt sich wohl durch eine leidenschaftslose Erwägung der Zustände bestimmen, verglichen mit dem, was in dem vorigen Jahrhundert sich immer stärker und stärker hervordrängte und durch bereitwillige Aufnahme in der Denkart zur Aufnahme in der Wirklichkeit reifte. Daß aber gegenwärtig welche geneigt seyn möchten, solche Betrachtungen anzustellen und zu ergründen, ob Herder, welcher nicht mit der französischen Revolution zuerst sich befreundete und dann von ihren Verirrungen zurückgestoßen ward, sondern sie schlechtweg als schlimm ansah, Recht gehabt oder nicht, ist zu bezweifeln. Der Gang der anzustellenden Erwägung ließe sich zur Noth hier angeben, da aber nur die Ausführung Herder's Ansicht als richtig oder unrichtig zu beweisen suchen könnte, was in der That ein umfangsreiches Buch erfordern würde, so mag diese Sache hier auf sich beruhen.

Durch Herder's Tod entstand eine Lücke in der deutschen Literatur, welche nicht wieder ausgefüllt ward, und es ist in der deutschen Literaturgeschichte fühlbar, wie statt der wahren, natürlichen, auf große Genialität gestützten Wirksamkeit Lessing's und Herder's, dieser starken kritischen und literarischen Dioskuren, eine schimmernde, sophistische und oft auf unwahren Affectationen beruhende kritisch-literarische Wirksamkeit eintrat, die zu keinem wahren Fortschritt

führte, so daß Lessing und Herder in dieser Hinsicht immer noch die unübertroffenen Muster sind, zu welchen Rückkehr zu empfehlen ist, als den vorzüglichsten Quellen eines natürlichen Geschmacks in der Literatur, welcher bei eiteln Egoisten nie edel und rein zu finden ist, weil nur ein edler Mensch eine edle Idee mit dem Accente der Wahrheit und mit Herzenswärme zu würdigen weiß. Am Schluße dieser kurzen Charakteristik Herder's darf sein Benehmen bei seinem herangenahten Ende nicht übergegangen werden. Er flehte seinen Sohn, welcher sein Arzt war, an, ihm das Leben zu fristen, und es könnte dies Feigheit vor dem Tode scheinen, die einem solchen Manne dem Unvermeidlichen gegenüber schlecht ansteht, zumal einem so religiösen Manne. Wir haben aber keinen Grund, solche Feigheit als die Ursache dieses Benehmens anzusehen, sondern es stimmt ganz mit seinem Leben überein, wenn wir annehmen, daß der Drang des Wirkens, die Sehnsucht so Vieles, was sein rastloser Geist zur Förderung seines großen Tagewerks entworfen hatte, ihm den heißen Wunsch erregten, noch die Zeit zu finden, dieses auszuführen; denn nicht dem Egoismus lebte er und nicht dem Lebensgenuß, sondern großen Ideen. Diese großen Ideen wollen wir im würdigen Andenken an den herrlichen Mann ehren, deßen Verlust uns noch Keiner ersetzt hat, der ihm zur Seite gestellt zu werden verdiente.

Graf Auguſt von Platen.

(Deßen geſammelte Werke. In einem Bande; mit einem Facſimile ſeiner Handſchrift. gr. 8. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1839.)

Voll hallt die Melodie gemeßnes Klanges,
Süß wallt der Laut des engliſchen Geſanges.
Camoen's Luſtaden.

Graf Platen ſetzte an die Poeſie alle Vortheile, welche eine Laufbahn in der bürgerlichen Geſellſchaft bietet, ja er ſetzte in vieler Hinſicht ſogar das Leben ſelbſt an die Poeſie, und zwar nicht als arbeitsſcheue Natur, welche ſich aus Widerwillen gegen Anſtrengung ſchlaff gehen läßt, mit Reimereien tändelt und dies für genialen Beruf hält. Auch trieb ihn nicht gemeine Eitelkeit; denn nie huldigte er der Menge in der Weiſe, daß er die Mittel angewandt hätte, ihr zu gefallen, ſondern er fühlte den Beruf zur Poeſie als etwas Edles, und verwaltete ihn darum mit edlem Ernſt und dem männlichen Stolz, welcher alles Gemeine von ſich weiſt. Die Epoche, in welche ſeine früh vollendete Laufbahn fiel, drückte ihn, und er ſtand ihr oft feindlich entgegen, weßhalb es zur Beurtheilung ſeiner Poeſie nöthig iſt, dieſe kürzlich zu betrachten. Haben große Talente den in einer Epoche herrſchenden Ideen Geſtalt verliehen, und ſind ſie in dieſen Geſtalten in einer Nation zur Bekanntſchaft und Anerkennung durchgedrungen, ſo bleibt für die Nachfolger ſo lange keine großartige, auf die Nation mächtig wirkende Anwendung ihrer Talente, ſondern nur eine Nachleſe, bis eine neue Epoche mit neuen Ideen ſich gebildet hat. Immer hängt die Literatur genau mit der hiſtoriſchen, religiöſen und ſittlichen Entwicklung der Völker zuſammen, und eine abſolute literariſche Thätigkeit in höherem Sinne hat nie Statt gefunden und wird wohl nie ſtattfinden. In Deutſchland hatten die Ideen, welche aus dem Verfall der Kirche und der Feu-

dalgestalt der Staaten sich entwickelt hatten, d. h. die neueren Ideen über Gott, Natur und Menschenleben hatten durch ausgezeichnete Talente ein sehr vorzügliches Gepräge erhalten von Lessing an bis auf Goethe. Nachdem Deutschland lange ohne eigenen Geist der Kunst seit dem Religionskriege hingeschlummert hatte, durchaus der Fremde huldigend, war die nothwendige Reaction erfolgt. Die Quelladern deutscher Nationalität, welche unter der Verschüttung noch nicht versiegt waren, fingen, durch den Umschwung der Geister aufgerüttelt, wieder an zu fließen und befruchteten die neue Blüthe der Kunst. Doch sind mehrere Umstände bei dieser Periode nicht zu übersehen, wenn man sich über ihr wahres Verhältniß nicht täuschen will. Es konnte bei dem stattfindenden Umschwung die deutsche Poesie sich nicht an eine genügende poetische Epoche der vorhergegangenen Zeit anschließen, so daß ihr neuer Fortschritt eine weitere organische Entwicklung deutscher Poesie gewesen wäre; denn abgesehen davon, daß schon seit langer Zeit kein wahrhaft schaffender Trieb in derselben gewirkt hatte, und daß das Mittelalter fremd geworden war, bot auch keine aller vorhergehenden Epochen etwas so Bedeutendes dar, daß ein Anschluß daran möglich gewesen wäre. Der Deutsche hat so wenig als ein anderes modernes europäisches Volk eine organisch aus den nationalen Elementen nach allen Seiten frei und selbstständig entwickelte Poesie und überhaupt Literatur, und es konnte dies nicht anders kommen vermöge der historischen Verhältnisse. Die Germanen kamen in den römisch gewordenen Ländern in eine fremde Cultur, und zwar eine verderbte, ehe sie selbst die ihrige genugsam entwickelt hatten, und auch die übrigen Germanen wurden durch die Bekehrung zum Christenthum von ihrer heidnischen Vorzeit in so weit abgeschnitten, daß von diesem Grund aus keine naturgemäße Entfaltung stattfinden konnte. Soll sich aus Heldenliedern etwas entwickeln, was an der Spitze einer Literatur stehen und der wahre Keim seyn soll, woraus sie in organischem Fortschritte sich weiter bilden kann, so muß es ein Heldengedicht seyn, welches die Vorzeit eines Volkes umfaßt, und worin, was ein Volk

an Gemüthsart, Religionsbegriffen, Weltansicht, Meinungen, Weisheit und eigenthümlicher Cultur besitzt, in ächt nationalen Charakteren enthalten ist, so daß es sich ganz darin wieder erkennt. Solche Heldengedichte fehlen den neueren europäischen Völkern und damit die wahre sichere Grundlage ihrer Poesie, weil ihre Nationalität nirgends in ihrem ganzen Umfange abgespiegelt und fixirt ist. Es fehlt ihnen damit der günstigste Stoff für die nationale Tragödie, nämlich die Schicksale einer mit der Glorie der Vorzeit umgebenen Welt von Helden, welche der Nation so bekannt ist, daß sie sie als ihr Eigenthum betrachtet und sich ihr vertraut fühlt. Da den Germanen ihre heidnische Vorzeit abgeschnitten worden war, so wurde sie ihr, weil Vertilgung derselben nur allmählig stattfinden konnte, als abgöttisch von Seiten der Religion verdächtigt, und weil die Existenz ihrer Gottheiten zu fest in ihrer Phantasie wurzelte, machte man sie böse, teuflische Wesen daraus. Dieser Punkt ist nicht unwesentlich, denn er warf etwas Finsteres in die Phantasie, und war störend für die Sagenwelt. Die Religion war mit der lateinischen Sprache verbunden und die Bildung der Geistlichen, mochte sie größer oder geringer seyn, auf diese hingewiesen, so daß der literarische Theil der Nation, um mich so auszudrücken, an fremde Bildung gewiesen und nicht in der Stellung und Geistesrichtung war, um in gedeihlicher Weise die Entwicklung einer originalen deutschen Poesie und Literatur zu fördern. Durch die Wiederherstellung des römischen Kaiserthums und Uebertragung auf die Germanen durch den Papst wurde die Berührung mit den civilisirteren Italienern und den übrigen Resten des gesunkenen römischen Reichs lebhafter und nach Richtungen gezogen, welche der Entwicklung auf den Grund der eigenen Vorzeit hin fremd waren. Die Züge nach Italien und die dortigen schweren Kämpfe, der kirchliche Streit und die mannigfachen Zerrüttungen, welche er hervorbrachte, die Kreuzzüge und die Kämpfe mit Slaven und andern waren theils störend, theils machten sie mit Fremdem bekannt. Dieses letztere würde ein Gewinn gewesen seyn, falls sich eine feste eigene

Entwicklung des Nationalgeistes von gehörigem Umfang vorgefunden hätte, da es dann Antrieb zu Erweiterung der Lebensansicht hätte werden können, wodurch das Heimische nicht überwuchert und gefährdet worden, sondern reichlicher entfaltet. Als nun gar das Römische Recht nach Deutschland drang, an deßen Spitze immer der fremde Gedanke eines Römischen Kaiserthums stand und nach Rom wies, wurde dem echt Germanischen immer mehr die Art an die Wurzel gelegt, und ein lebenskräftiger Zweig nach dem andern fiel ab. Mit wie günstigem Auge wir daher auch die älteren deutschen Poesieen und Geisteswerke betrachten, so müßte es doch für blinde, leidenschaftliche Bewunderung unserer Vorzeit gelten, wenn wir behaupten wollten, irgend ein Werk derselben zu besitzen, welches rein aus ursprünglichem deutschem Geiste erwachsen, das deutsche Wesen dichterisch darstelle in dem Umfang, welcher einigermaßen als alle Seiten desselben berührend, gelten könnte. Man hat in neuerer Zeit es gewagt, das Nibelungenlied als ein Nationalepos zu betrachten und an eine Vergleichung desselben mit Homer zu denken, welche Uebertreibung keiner Bekämpfung bedarf. Eine Reihe gut dargestellter Charaktere findet sich in diesem Romanzencyclus, er aber ist doch nur ein mäßiger Liederkranz, welcher Leben und Sitten und Glauben der Germanen nicht abspiegelt, und nicht einmal von einem großen Dichter abgefaßt ist, da wir die Form als zu weitschichtig, schleppend und in leeren Worten schlotternd dem überlieferten trefflichen Inhalt nachstehen sehen. Als die classische Literatur wieder erwachte, wurden ihre Formen für die Romanischen Völker normgebend, da auch diese nichts Großes und Fruchtbringendes, was eine lebenskräftige Nationalliteratur hätte begründen können, aus sich erzeugt hatten, und so blieb es von da an in Europa. Doch die Deutschen blieben hinter den romanischen Völkern in der Erzeugung poetischer Werke nach den klassischen Vorbildern durchaus zurück, und die Bewegung der Geister wirkte in Deutschland die Reformation, in deren Folge religiöser Streit sich des Lebens bemächtigte und das alte Reich in die furchtbarste

Zerrüttung stürzte, aus der es nicht wieder erstand, sondern herabgewürdigt, seiner Vernichtung entgegen krankte. Wohl gab es mancherlei Regungen deutscher Poesie, aber nur von geringer Art und meist nachahmend, und zuletzt war sie kaum noch etwas mehr als todter Mechanismus, da die französische Literatur vorherrschte. Erst als der Geist freierer Forschung und die Reaction gegen todte Formen im Leben und in der Literatur erstarkte und Gewalt bekam, trieben Keime in Deutschland und wir bekamen eine namhafte Literatur. Was in dem deutschen Geiste noch an eigener Kraft sich vorfand, rang nach dem Lichte und blühte auf. Wie hoch wir nun auch die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, welche sich auf unsere Tage erstreckt, da eine neue Epoche noch nicht eingetreten ist, schätzen mögen, und wir haben zu hoher Schätzung ein volles Recht, so dürfen wir nicht vergeßen oder vielmehr übersehen, daß diese Literaturepoche sich nicht in wahrhaft natürlicher Entwicklung und in einem organischen Fortgang an eine ihr vorangegangene schloß und Nahrung aus ihr saugend in ihrem Boden wurzelte. Auch fehlten manche Bedingungen, welche dem glücklichen Gedeihen einer Literatur, besonders der Poesie, nothwendig sind, nämlich die wahre gesunde Geistesfrische und ein religiöser und politischer Zustand, welcher die Seelen nicht mit trostlosen Zweifeln und mit dem Gefühl der Erniedrigung erfülle und befangen mache. Ein zusammenstürzendes Reich, innerlich zerrüttet und von außen verachtet und schmachvoll mißhandelt, und unabwendbar damit verbundene mannigfaltige kleinliche und erbärmliche Verhältniße ließen eine wahre Herzensfreude am Vaterlande nicht zu, so daß der Patriotismus, eins unserer kindlichsten und edelsten Gefühle, nur schmerzlich in der Luft schwebte, ohne Boden zu finden, und nur allzuleicht einem Kosmopolitismus Platz machte, der nur dann gut und segenbringend wirken kann, wenn er an seiner rechten Stelle ist. Eine wahre Geistesfrische fand im achtzehnten Jahrhundert nicht Statt, denn der religiöse Glaube wankte und ward in seiner Basis gänzlich erschüttert, ja vernichtet; auf der einen Seite sprengte man wohl

die Bande einer zähen willkürlichen Dogmatik, in welche die Reformation aufgegangen war, und griff auf der andern mit Glück, aber mit gefährlichen und giftigen Waffen, den Zwinger des Jesuitismus an, welcher mit seinem finstern, heimtückischen Schatten alles Schöne, was je die katholische Kirche gehabt, zerstört und unfruchtbar gemacht hatte; aber man konnte nichts an die Stelle des Beseitigten setzen, sondern dies rang als Gespenst mit philosophischen Schemen. Die gesellschaftliche Bildung hatte bereits ihre Phasen durchlaufen bis zur äußersten und widerlichsten Entartung, und alle Laster hatten verderblich gewirkt, so daß eine civilisirte Barbarei bis zum Brutalen vorgeschritten war. Solch eine Epoche hat nur Kraft und Frische in der Reaction, aber die freudige Unbefangenheit fehlt ihr. So sehen wir denn auch die Kritik in dieser Epoche in jeder Beziehung thätig und überall forschend was wohl zu thun seyn möge. An Stoff gebrach es sehr und eben so an Form. Weit entfernt, nur aus deutschem Geiste, als aus einer zugänglichen Quelle, schöpfen zu können, sah man sich genöthigt, sich dem classischen Alterthum anzuschließen, und Form, Bildung und Sinn für Natürlichkeit in der Kunst, so wie Geschmack für das Schöne aus demselben sich anzueignen, wie andere moderne Völker ihre Literatur ebenfalls durch dieses Mittel ausgebildet hatten. Daß man sich dem erstarrten Unnatürlichen entzog und nach Natur strebte, war der belebende Funken der wieder erwachenden Zeit; aber der Mangel an Form sowohl als Stoff, um beide getrennt zu nennen, trieb nach allen Richtungen und drängte, alles unter einander zu ergreifen. Hätte ein wahrhaft organischer Fortschritt einer sich natürlich in gegliederter Folge entwickelnden Literatur Statt gefunden, so würden nicht so divergirende Richtungen eingeschlagen worden seyn, als wir in dieser Epoche verfolgt sehen. In so fern jede Literatur und Kunst an den Geist ihrer Zeit geknüpft ist, hatte sie das Auflösende, Kritische, Ungläubige neben dem Frühlinghaften der Träume einer zu erreichenden schönern Zukunft als Einfluß zu bestehen, und stieß auf vieles Hößliche einer gealteten Welt, welche selbst physisch

bedeutend heruntergekommen war. Da das auflösende kritische Element, gebieterisch hervorgerufen durch Heuchelei mit Dingen, aus denen alles Leben gewichen war, gewaltig umgriff und alles Vorhandene aushöhlte oder aufzehrte, so mußten sich natürlich Herz und Phantasie zu Vergangenem, was poetischen Schein hatte, hingezogen fühlen, und ungeachtet eine ungeheuere Kluft vom Mittelalter trennte, und dieses ganz fremd geworden war, wandten sich allmählig die Blicke dahin, wohin auch schon das Abstreifen fremder Unnatur bei dem Zurückgehen auf den eigenen Geist der Nation führen mußte. War nun das unfruchtbare Streben, nordische Mythologie aus dem Grabe zu wecken, unschuldig gewesen, so war es die übertriebene Ansicht von der Herrlichkeit des Mittelalters nicht, denn sie führte zur Sehnsucht, es möge wieder so werden; und wiewohl nichts davon zum Leben wieder zu erwecken war, so that man doch so, als habe man es vor sich und lebe darin. Man affectirte ungläubig Glauben an Wunder und faselte von Herrlichkeiten, die man aus der Luft griff, wo nichts als Wind zu holen ist, schnitzte und leimte prächtige ritterliche Pappar beiten von reckenhafter Größe und verzierte sie zart verschämt mit frommer edler Miene, kurz man erfand die Romantik. An jeder Burgtrümmer strichen sich die Romantiker wie schnurrende Katzen voll Märzliebe mit dem Rücken hin und lockten unter verzücktem Miauen die elektrischen Funken der Romantik aus der Haut, dem Hauptsitze dieses Uebels, oder gaukelten sich ein fratzenhaftes Schattenspiel an die Wand, um sich in erkünsteltem Gespensterglauben davor zu entsetzen, und in ein poetisches Fieber zu verfallen. Ein widerwärtiges süßliches Getändel weitschweifig und schlottrig vorgetragen, ein Gefasel von Wunderbarem, Schauriggem, Frommem sollte als Waßer des Lebens, aus dem ewig frischen Quell der Poesie geschöpft, den Durst stillen. Man ging so weit, dieses vage, dunstige, vom Wind gekräuselte Schaumwesen für eine Gattung von Poesie zu erklären, welches man der classischen in einer Weise entgegenstellte, als gebe es zwei von Grund aus verschiedene Poesieen, welche aus ganz verschiedenen Quellen stammten,

und als sey nicht alle Poesie die Darstellung der in der Einbildungskraft empfangenen und ausgebildeten Idee, folglich das Ergebniß einer Kraft, welche zu allen Zeiten nach dem nämlichen Naturgesetz wirkt. Mußte nun nach den gegebenen Zuständen die sogenannte Romantik entstehen, da wir sie nicht unter die willkürlichen Erzeugnisse rechnen dürfen, so ist sie doch darum nicht minder ein Uebel gewesen, welches nachtheilig gewirkt hat, zumal da sie sich so gut vertrug mit der falschen Sentimentalität, dieser peinlichen Ausartung des Gefühls. Der Einfluß derselben auf den Geschmack, folglich auf die Kunst, ist bedeutend; denn sobald das noch so Schwache, Unbedeutende, ja Abgeschmackte nur dem krankhaften Gefühl einige Nahrung bietet, ist es lieb und werth, und das wahrhaft Schöne, Gesunde findet weniger, ja oft gar keinen Anklang. Daß auch diese Krankheit sich nothwendig entwickeln mußte, kann nicht in Abrede gestellt werden. Druck, Trostlosigkeit, Mangel an Befriedigung und rage Sehnsucht nach derselben, physische Abschwächung und was daraus folgt, mußten, wo am meisten Gemüthlichkeit zu finden war, in Deutschland die Krankhaftigkeit, welche man Sentimentalität nannte, am meisten erzeugen.

Alle Ansichten über Gott und Welt und Menschenverhältnisse, welche seit dem achtzehnten Jahrhundert verbreitet worden, hatten in den verschiedensten Richtungen ihre Gestaltung erhalten, oft in sehr vortrefflicher, manchmal selbst in vollkommener Weise. Selbst nicht nahe Liegendes, nicht in dem Geiste der Zeit Lebendes hatte die große Geistesthätigkeit, nach Stoff suchend, herbeigezogen und Veraltetes erneuert, Fremdes in großem Umfang nachgeahmt. Besonders waren jedoch die Dichter in Liedern glücklich gewesen, und was das deutsche Gemüth an Liebevollem, an heiterem Behagen, an Kindlichem, Ernstem und Sehnsuchtsvollem darbot, war vielfach in glücklicher Darstellung fixirt worden, und diese Lieder hatten den schönsten Erfolg bei der Nation. Wir besitzen an ihnen, zumal wenn wir so manche gelungene Melodie, welche treffliche Componisten für dieselben erfanden, hinzurechnen, in der That einen Schatz von

hohem Werthe, deßen wir uns mit allem Rechte freuen dürfen. Als nun aber alle Richtungen, wirklich im Geiste der Zeit liegende und künstlich ohne wahren Erfolg hervorgerufene, ihre Darstellung gefunden hatten, und als demnach die Formen begannen verbraucht zu werden, da ward es den jüngeren Talenten schwer, etwas zu leisten, was noch neu oder werthvoll sich an das Vorhandene anschließen konnte. Durch die Bildung, welche die mannichfachen vorzüglichen Werke verbreitet hatten, war es ein leichtes geworden, sich in den vorhandenen Formen mit einem Schein von Geist und Talent zu bewegen, da gleichsam die Sprache für die, welche es versuchten, dichtete; aber eine neue Bahn einzuschlagen, war ein ungemein schweres Werk, weil dazu neue Ideen oder Formen gehörten, solche aber der Geist der Zeit nicht darbot. Es trat daher auch nach dem Tode der großen und bedeutenden Männer, und als die letzten derselben keine neuen bedeutenden Schöpfungen mehr zu Tage förderten, ein bloßes schlaffes Tändeln mit den vorhandenen Formen ein, und eine Fadheit, welche mit der früheren Kraft in grellem Widerspruch stand. Verkehrtheiten, Affectationen und roher Spuk tauchten auf, was man nach so großen Vorbildern für unmöglich hätte halten sollen, wenn es nicht leider der bekannte Fall wäre, daß gerade ein wohlgenährter Boden auch in der Literatur, wenn ihm die gute Saat fehlt, das üppigste Unkraut erzeugt. So lange die Deutschen unter dem Drucke Napoleon's waren, hatte dies für das Geistige, bei allen Schmerzen, doch wenigstens die Wirkung, das geistige Leben und das Gefühl der Liebe für die schwergekränkte Nationalität wach zu erhalten. Als aber dieser Krieger gestürzt war, folgte auf den kurzen Rausch bei Allen, welche über den engen Gesichtskreis des Tages hinauszusehen vermochten, Enttäuschung und in deren Folge eine traurige Nüchternheit. Es bildeten sich, als die wilden Bergströme der Revolutions-Sündfluth sich verliefen, Pfützen und Lachen aller Orten, und ohnmächtige Kleinlichkeit folgte dem großen Ueberreiz. Der Glaube an das Gute wich immer mehr, und die Sorge für Wohlbehagen und die Gierde nach Erwerb fand in keiner edlern

Richtung des Geistes ein Gegengewicht, sondern wucherte zu einer Giftpflanze auf, deren Aushauch die ganze menschliche Gesellschaft verpestet.

In diese Zeit, welche der Poesie höchst ungünstig war und noch ist, fällt Platen's poetisches Streben, und sie hat darauf gewirkt. Obgleich seine ersten jugendlichen Versuche in der leichten sentimentalen Weise waren, welche der Jugend so leicht für die höchste, ja für die einzige Poesie gilt, so erkannte er doch sehr bald, welch ernstes Studium die Kunst erfordere, wenn etwas Würdiges und Bedeutendes geleistet werden solle, und unter nicht günstigen Umständen ergab er sich demselben, erfüllt von der hohen Gesinnung, sein Leben der Kunst zu weihen, und sich zu einem wahren Priester derselben zu bilden ohne alle Rücksicht auf die äußere Gestaltung seiner Laufbahn. Diesem Berufe blieb er treu und opferte ihm das Leben, ohne sich je durch eine Verlockung von der ganz reinen Bahn abbringen zu laßen, so daß er in dieser Hinsicht nur wenige seines Gleichen hat, zumal in einer Zeit, welche solchem Ernste nicht günstig war. Er studirte die Poesie des Orients und die classische und drang tief in dieselben ein, und so erkannte er bald, daß auf dem Wege, auf welchem sich das poetische Getriebe damals befand, und welches zu einem kindischen, faden Getändel herabgesunken war, nichts geleistet werden könne. Herrschaft über das Wort, damit es dem Geiste zu Gebote stehe, sichere Handhabung der Form, damit in ihr die Idee zur präcisen Erscheinung komme, mußte vor allem errungen werden, und er hat sie errungen in einer Vollendung, wie sie allein dem wahren hochbegabten Dichter zu Theil wird. Wenige können in dieser Beziehung mit ihm verglichen, keiner über ihn gestellt werden. Um sich zum dramatischen Dichter zu bilden machte er Studien, welche Früchte trugen, die an und für sich betrachtet von echtem Dichtertalent zeugen, verglichen mit den geringen gleichzeitigen Produkten Anderer sich bedeutend über diese erheben, dennoch aber für sein großes Genie zu gering sind. Dies war aber die Folge seiner Studien und der

durch sie gewonnenen Ansichten, welche sich später bei ihm, wie wir aus seinem romantischen Oedipus sehen, geläutert haben. Trotz seines tiefen Ernstes, angesteckt von dem Pipps der Romantik, in deren bodenlose Thorheiten und süßliche Albernheiten er freilich nie versank, gieng er bei Calderon in die Schule und dichtete einige Stücke, welche zwar außer einer schönen gediegenen Ausdrucksweise Geist und selbst Gemüth enthalten, dennoch aber nicht Charakter und wahres menschliches Interesse haben in einem Maaße, daß sie uns hinlängliche Befriedigung gewähren. Von Calderon ist zwar für den Dramatiker viel zu lernen, aber nur im Bilden der Intriguen, ein weiterer directer Einfluß desselben kann nur nachtheilig wirken, da er zu sehr von uns absteht, als daß wir uns herzlich mit seinem Wesen befreunden könnten. Die gesammte Poesie dieses Dichters, welche dem spanischen Charakter entsprechen mag, ist durchaus Manier, und statt rein menschlicher Charaktere und natürlichen, wahren Gefühls erscheint bei ihm nur eine Religion, welche bloß Manier ist, von brillantem aber steifem und finsterem Wesen, und daneben eine Sitte, welche nichts weiter als eine conventionelle Etikette darbietet, ohne aus dem Gemüth zu stammen, und sich auf den wahren natürlichen Menschen zu beziehen. Ein directer Einfluß desselben auf einen deutschen Dichter wird daher immer nachtheilig wirken und zu einer oberflächlichen, witzelnden Manier ohne Charaktere und wahres Gefühl führen, wo nicht gar zu Absurditäten, wie weiland der lächerliche Lacrimas eine war.

Das Studium des Orients trug bei Platen bald eine schöne, köstliche Frucht, welche in einer Zeit seichten und läppischen Getändels eine überraschende Erscheinung gewährte. Während überall matte, forcirte Reflexionen von Reimen hin und hergezerrt wurden, daß man mit Shakspeares Probstein hätte sagen können: so will ich euch acht Jahre hinter einander reimen, Eßens- und Schlafenszeit ausgenommen, es ist der wahre Butterfrauentrab, wenn sie zu Markte gehen, erschien in Platen's Ghaselen wahre Poesie in vollkommener neuer Gestalt. Zwar ist die Form der Ghaselen schwer

zu handhaben, und ſie wird daher in der Hand des Stümpers albern und unerträglich, in der Hand des mechaniſchen Verskünſtlers todt und langweilig werden; aber thöricht iſt es einer künſtlichen Form das Verwerfungsurtheil zu ſprechen, weil ſie ſchwer anzuwenden iſt. Der Stümper liefert in keiner, auch nicht in der leichteſten Form etwas Annehmbares. Der Meiſter aber dichtet, daß ſelbſt was als Aeußerlichkeit der Form erſcheint mit dem Geiſte des Gedichts in Einklang ſteht, und nicht als gleichgültige Wahl angeſehen werden kann, ſondern daß das Ganze in Geiſt und Form als abſolut identiſch daſteht. Der Inhalt dieſer Ghaſelen iſt, die Sorgen und die Noth des Lebens ſoll man durch Wein und Liebe verſcheuchen, und Jugend und Lenz genießen. Vielfach iſt dieſer Stoff verarbeitet worden, beſonders in Zeiten drückender Verhältniße oder des Sinkens der Staaten und des Stagnirens eines Volks, wenn es dem Streben nach dem Beßeren entſagt und edleren Hoffnungen keinen Raum mehr verſtattet. Man kann dieſen Stoff einen verbrauchten nennen, aber er liegt dem Menſchen ſo nahe, daß er immer wieder ſich aufdrängt, wo es denn gilt, durch neue originelle Form ihn neu darzuſtellen. Dies hat Platen auf eine bewundernswerthe Weiſe gethan in einer Sprache, welche klangvoll und melodiſch von allen trivialen Phraſen und ordinären Bildern fern, ohne unnütze, ſchleppende Worte uns die überraſchendſten Wendungen, kühnſten Verknüpfungen und neue Bilder vorführt. Der Ton dieſer Gedichte iſt ſo ganz aus einem Guß und bewegt ſich ſo leicht und anmuthig, daß man von der Schwierigkeit, welche die gewählte Form darbietet, keine Ahnung beim Leſen hat. Es paart ſich in ihnen mit dem Liebesgetändel und der Luſt am heiteren Lebensgenuſſe Wärme des Herzens und Gemüthlichkeit, und ein ernſter Blick in das Leben und das menſchliche Loos, ſo daß dies Tändeln und Spielen den dunkeln Grund des Gemüthes und den ernſten Traum des Lebens heiter umgaukelt, jedoch immer durchblicken läßt. Außer dieſen Ghaſelen beſitzen wir keine Gedichte, in welchen kühne witzige Reflexion ſo fein und zierlich, ohne das Ueber-

gewicht zu erlangen und damit den Schmuck zur Sache selbst auf fehlerhafte Weise zu machen, mit der ganzen Idee des jedesmaligen Liedes verschmolzen wäre, oder in welchen trunkener Taumel so mit vollendeter Anmuth sich vereinigte. Gegenüber der schlottrigen Reimerei verbrauchter Phrasen, der unbeholfenen Formlosigkeit und der affectirten Manier erschien diese Sammlung als eine wahre That in Worten. Damit will ich nicht sagen, daß gerade diese Form einen vorzüglichen Werth besitze; denn jede Form, wenn sie meisterhaft gehandhabt wird, ist gut in ihrer Art, und auch die leichteste wird in der Hand des Stümpers schlecht. Wo Form und Inhalt identisch sind, ist jede Form gut, wo dies nicht der Fall ist, jede schlecht. In gerade die schwierigere äußere Form, wenn der Dichter fühlt, daß sie für das, was er darzustellen hat, die geeignetste sey, wird oft größere Vollendung der Darstellung herbei führen, als die leichtere, weil die ganze Kraft dadurch angeregt und wach erhalten wird. So z. B. finden wir bei Chamisso das Vollkommenste, was er geleistet, in der schwer zu handhabenden Form der Terzine, worin er schauerliche Stoffe (das Mordthal und Salas y Gomez) meisterhaft behandelte, während seine Lieder in den leichteren Formen nur wenig bedeuten, wenn man sie mit den beiden genannten herrlichen Gedichten vergleicht. Doch bei Anerkennung der großen Leistung dieser Ghaselen muß auch anerkannt werden, daß der Dichter in mehreren derselben ein fremdes Element zugelaßen hat, welches störend ist, und bei uns keinen Anklang findet, nämlich der begeisterte Liebesausdruck für männliche Schönheit, ein Element, welches auch in mehreren Sonetten dieses Dichters erscheint, wo wir die Freundschaft mit der Begeisterung für die Schönheit des Freundes verschmolzen finden. Daß Schönheit begeistere ist an und für sich wahr, aber es liegt nicht in den Menschen im Allgemeinen, daß sie zu einer leidenschaftlichen Liebe hinreiße ohne Einwirkung des Sexuellen. Deßhalb mag der Einzelne noch so sehr von Schönheit seines Geschlechtes in völliger geistiger Reinheit entflammt werden, für die Poesie bleibt es ein fremdes durchaus unannehmbares Element,

weil der sexuelle Unterschied unerläßlich ist. Ohne diesen wird nach unserer Gesittung und Gefühlsweise der Leser sich von Gedichten, welche jenen Stoff haben, kalt und unerfreut abwenden, oder gar sich widerwärtig angeregt fühlen, wenn ihm das Laster, welches jener Begeisterung anhaften kann, in die Gedanken kommt. Die Poesie darf sich nie auf einen isolirten absoluten Standpunkt stellen, sondern muß Alles der Gesittung und dem Gefühl der Menschen gemäß behandeln, damit sie nicht entweder fremd bleibe, oder Anstoß gebe. Das Studium des Orients bot Platen jenes Element dar, aber im Orient ist es wirklich auf das Laster basirt, und der Wille, es als ein Reines und Edles zu benutzen, mochte in ihm bestärkt werden durch die Fadheit, womit immerfort ohnmächtige Dichterlinge in ganz verbrauchten Formen und Bildern mit den trivialsten Worten von Frauenreiz und Liebe reimten. Daß es einem einfallen würde, Platen's Wollen in dieser Hinsicht falsch auszulegen, war nicht zu erwarten, und ist auch eigentlich nicht vorgekommen. Daß eine charakterlose Memme von der tiefsten Seelengemeinheit wegen dieser Gedichte ihm, einem Manne von reinen Sitten, feinem Anstand und höchst bescheidenem Lebenswandel, deßen Seele immerdar ein reines Gefäß war, worin das vom Himmel stammende ewige Vestafeuer der höchsten Begeisterung brannte, das Laster der Päderastie in einer schmutzigen, von Rechtswegen mit dem Zuchthaus zu bestrafenden Charteke Schuld gab, kommt nicht in Betracht. Was eine gemeine Seele, wenn sie in Bosheit geräth, an Schmutz ausgährt, kann nicht in Berechnung kommen, wenn man die Frage aufwirft, was die Menschen im Allgemeinen über ein Vorkommniß denken und vernünftiger Weise urtheilen werden. (Warum der Herausgeber die kleinen schönen Ghaselen, welche während des Dichters Aufenthalt in Italien in der Vesta erschienen, nicht aufgenommen hat, begreife ich nicht, wenigstens habe ich sie in dieser Sammlung nicht gefunden.)

Nachdem Platen mit jener Sammlung von Gedichten die lyrische Poesie der lyrischen Sudelei gegenüber vertreten hatte, stand

er gegen das Verderben des Drama mit der verhängnißvollen Gabel auf, einer Komödie, an deren Möglichkeit man vor ihrer Erscheinung würde gezweifelt haben, da Niemand daran dachte, daß die Aristophanische Komödie irgendwie gelingen könne. An kecker und kühner Phantasie und Erfindung, bestimmter und fester Zeichnung, richtiger und sicherer Durchführung des Stoffs, an Fülle echten Witzes, vollkommener Sprache und Reichthum komischer Motive steht dies Gedicht nebst dem später gedichteten romantischen Oedipus unübertroffen und auch unerreicht da. Beide Werke geben uns die Aristophanische Komödie, so weit solche bei uns möglich ist; denn manche Bedingungen, welche derselben ihre wahre Bedeutung und Kraft geben, fehlen gegenwärtig ganz; und dürfte sie sich frei entfalten, so würde sie doch, da das Allgemeine ihr nicht zusagt, aus Mangel der geeigneten Oertlichkeit von genügender Wichtigkeit und was sonst noch zu derselben gehört, nimmer werden können, was die alte attische Komödie war. Beschränkt auf das Literarische ist ihr ein kleiner Kreis vergönnt, und selbst innerhalb desselben ist eine völlig freie Bewegung nicht verstattet. Was in dieser Gattung jedoch geleistet werden konnte, hat Platen in den beiden genannten Stücken geleistet und zwar in so origineller, vollkommener Weise, daß sie als eine sehr bedeutende Bereicherung unserer Literatur zu betrachten sind. Die verhängnißvolle Gabel verspottet die Schicksalstragödie, welche aus Mißverständniß der griechischen Tragödie hervorgegangen, nachdem sie glanzvoll in der Braut von Messina geblendet, aber nicht befriedigt hatte, später als alberne Fratze die Bühne einnahm. Zu schildern hatte die Parodie die moralische Lüderlichkeit der in diesen Schicksalstragödien dargestellten Personen, welche ohne alle wahre Seelenwürde den nichtswürdigsten Impulsen zum Schlechten folgen, und den über diese Subjecte verbreiteten Schimmer der Poesie lächerlich zu machen; ferner das leichtfertige und seichte Schauererregen durch nichtigen Spuk und Ahnungen, so wie das unsinnig angewandte Schicksal, welches statt als göttliche Weltordnung zu erscheinen, woran die Frevel der Leidenschaft

brechen, so daß es, wie Schiller sagt, den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, ganz gemein als ein Vagabunden und lüderliches Gesindel prügelnder Büttel erscheint. Dies ist in der verhängnißvollen Gabel mit dem kräftigsten Witz und auf die ergötzlichste Weise und mit sicherer Handhabung der dramatischen Form geschehen, wobei hinter der Parodie in den Parabasen jedesmal die ernste Lehre in der würdigsten Gestalt auftrit.

Im Romantischen Oedipus, welchen er später in Italien dichtete, verspottete er die romantischen modernen Tragödien. Hier galt es darzustellen, wie die romantischen Tragödiendichter unfähig sind bei einem gegebenen Stoffe den Punkt zu finden, wo die tragischen Motive desselben die Verwicklung herbeiführen und auf die Katastrophe hinwirken, wie sie im Gegentheil ihn ganz roh und mit epischer Breite aufstellen. Wie sie ferner, der wahren Dichterkraft entbehrend, die wahren, vom Stoff gebotenen Motive verkehrt entwickeln und so in das Absurde verfallen, statt natürlicher Menschen mit sittlicher Kraft und menschlicher Leidenschaft, armselige Schwächlinge und würdelose Wesen auf die Bühne bringen. Zu verhöhnen war der Mangel an Fähigkeit, das Wirkliche aufzufaßen, und der Unfug, statt deßen nicht selten Unmögliches als etwas, was sich von selbst verstehe, darzubieten, und die Personen um der Geschichte zur Entwicklung zu verhelfen, handeln zu laßen, als ob sie nicht die geringste Verstandesentwicklung und Kenntniß der Dinge hätten, mit der obligaten Begleitung von allerlei Phrasen, welche so ganz am ungehörigen Orte sind, daß ein vernünftiger Mensch nicht begreifen kann, wie sie dahin kommen, wo sie stehen. Wer solchen Unsinn kritisch erörtert sehen will, braucht nur Tiek's schön ausgeführte Auseinandersetzung des Leuchtthurms von Houwald zu lesen, und er hat diese ganze Misère vor Augen. Ferner mußte das Formlose, Incohärente dieser Dramen, das Unnatürliche und Affectirte der Leidenschaften, besonders bei der so häufig fehlenden Motivirung derselben, so daß sie ohne gehörigen Grund und Fortgang sind, der schwülstige Bombast der Sprache, welcher die poe-

tische Begeisterung vorstellen soll und doch nur aus Mangel an Begeisterung und ohnmächtiger Affectation hervorgeht, anschaulich gemacht werden. Alles dies ist im Romantischen Oedipus, in einer die verhängnißvolle Gabel übertreffenden Form, so klar und deutlich dargestellt, und alle tragischen Motive sind so treffend parodirt, daß die deutsche Literatur einen wahren Schatz an diesem Gedicht besitzt. Daß Platen Immermann zum Repräsentanten der romantischen Tragiker wählte, verschuldete dieser durch seine Verhöhnung der Ghaselen, da Platen sich wenigstens nicht ganz ungestraft wollte mißhandeln laßen und zwar gerade von Immermann am allerwenigsten. In Betreff dieser Komödie bemerkt Herr Gödeke in seiner Skizze von dem Leben und den Schriften des Dichters, dieser habe, als er in dem Gedicht an einen Ungenannten (Feuerbach in Freiburg, damals in Speier) von der künftigen Dichtung einer Odyssee gesprochen, welcher eine Iliade nachfolgen solle, unter der Odyssee die Abbassiden und unter der Iliade den Romantischen Oedipus verstanden. Dies ist nicht richtig; denn diese Komödie war fertig, ehe er jenes Gedicht schrieb, welches er mir so wie diese in Rom vorlas, wo er mir, was er auch späterhin in Briefen an mich wiederholte, von seinem Plane sprach, ein kleines Epos aus dem orientalischen Mährchenkreis zu dichten (und dies haben wir in den Abbassiden erhalten), und dann als Hauptwerk ein großes Gedicht über die Hohenstaufen, in drei Abtheilungen, ausgeführt in Romanzen, schließend mit den sicilianischen Geschichten, welchen er einen näher bezeichneten von den zwei ersten Abtheilungen etwas verschiedenen Charakter geben wollte. Er gab später die Ausführung dieses großen Planes, welchen er sich bereits klar gemacht hatte, auf, wie ich vermuthe, weil er bei seiner Kränklichkeit und den bittern Verstimmungen, deren er sich nicht erwehren konnte, an ein ihm genügendes Vollenden desselben nicht glaubte. Zwar lautet der Grund, welchen er mir schrieb, ganz anders, doch halte ich denselben für eine Entschuldigung, womit er sich selbst täuschte.

Nachdem Platen die verhängnißvolle Gabel gedichtet hatte,

begab er sich nach Italien und suchte Stoff und Freiheit des Geistes an den Trümmern der Vorwelt, vergeßend so gut es gehen wollte der kleinlichen Misère hinter ihm, und beide fand er dort so, daß er das Land für seine fernere Lebenszeit zur Wohnung erkor. Venedig bot ihm Stoff zu einem Sonettenkranz, welcher das Treffendste über diese Stadt ihrem jetzigen Eindruck nach sagt; denn das obligate Wimmern über Vergänglichkeit, welches auf einen Ort so gut wie auf einen andern paßt, worüber aber die Dichterlinge nicht hinaus können, blieb natürlich dem großen Dichter fern. Er schildert mit Begeisterung was Venedig Herrliches besaß, und das war Schönheit der Stadt, großer Sinn, Blüthe der Kunst und Kunstgefühl. Die von ihm angewandten Bilder sind originell und von hinreißender Schönheit und Kraft, und ein glühendes Gefühl der Begeisterung durchströmt diese Gedichte. Später fügte er noch die Romanze vom alten Gondolier zu diesen Klagen um Venedig, ein Gedicht, in welchem eine glücklich erfundene Situation mit der größten Meisterschaft durchgeführt ist. Außerdem dramatisirte er einen Aufschwung des venetianischen Patriotismus unter dem Titel der Liga von Cambrai. Diese Scenen geben in einem lebenvollen Gemälde das mit sicherer Kunst gezeichnete Bild eines Volks, welches von den plötzlich hereinbrechenden Schlag auf Schlag treffenden Unglücksfällen an den Rand des Verderbens geführt der Uebermacht zu erliegen schien; aber statt sich der Verzweiflung feig zu ergeben, sich an der Größe der eigenen Geschichte erhebt und in aufopferndem Patriotismus durch jeden Adel der Gesinnung und Großherzigkeit das Glück zur Huld versöhnt. Wie sicher auch der Dichter die Reime handhabte, so genügten sie ihm doch allein nicht, und er fühlte, daß bei der großen Oede des Geistes seiner Epoche Mannigfaltigkeit der Form nöthig sei, um Mannigfaltigkeit des Stoffs zu haben, und griff so zu den antiken Rhythmen, in welchen er sich hohe Meisterschaft erwarb und Herrliches leistete.

Nirgends erblicken wir in seinen Gedichten Manier und ein gemachtes Wesen, was uns sonst so oft begegnet. In seinen

Romanzen fehlt durchaus das Kokettiren des Ritterthums und der Liebe und alles süßliche Wesen, alle die gedehnte schleppende Ausführung, das lange Ausspinnen schmückender Bilder, und die Seichtigkeit eines ordinären verbrauchten Inhalts. Seine Stoffe gehen weit über das gewöhnliche Getändel vom Ritter und Fräulein und ihrer peinlichen Liebe und die beliebte klösterlich mittelalterliche Lebküchelei hinaus, haben gesunde menschliche Stoffe, geben einen weiten Gesichtskreis und erfüllen mit großartigen Gefühlen statt der weinerlichen Sentimentalität der Wehmuthsdichterlinge, deren zartes Engelslächeln wie das der kleinen Kinder aus Magensäure entspringt. Alarich's Grab in Busento, Karl's Eintrit in das Kloster von St. Just, Harmosan, Carus Tod, Luca Signorelli, Kaiser Otto's Klagelied, der alte Gondolier u. s. w. bieten die höchste Mannigfaltigkeit des Stoffs dar, aber auch eben so Mannigfaltigkeit der Form, jedesmal mit dem Stoff identisch, so daß auch nicht der leiseste Hauch einer Manier erscheint. Eben so mannigfaltig sind seine Oden, Bilder der Schönheit, der Weltschicksale, der tiefsinnigen Betrachtung, vor die Seele führend und großartige Gefühle und Stimmungen erweckend ohne je durch ein mattes überflüssiges Wort, welches des Versmaaßes wegen eingeflickt wäre, zu stören. Auch Bilder von Neapel, Capri, Amalfi, eine Idylle dichtete er daneben. Von der Ode schritt er weiter zum episch-lyrischen Festgesang und leistete darin Bedeutendes. Daß die höhere Lyrik nicht für die Massen geeignet sey, ist bekannt genug, da sie aber für den Gebildeten zu dem Vorzüglichsten gehört, was der Seele poetischen Genuß gewährt, so ist das Verwerfen dieser Kunst unter dem Vorwand, es sey kalte Künstelei, ein Beweis von Mangel an hinreichender Bildung oder ein Zeichen unbesonnener Anmaßung. In mehreren Versen spricht der Dichter davon, daß man seine Sphäre zu kunstreich genannt, ja gar das Dichtertalent ihm abgesprochen habe. Die Klagen deßhalb und sein Hervortreten mit der Aeußerung anch' io son pittore, sind ganz gerecht, wenn ihm jenes begegnet ist. Da die ästhetische Kritik schon lange vorzugsweise in der Hand schlapper Dichterlinge

liegt, so kann ein wahrer Dichter, welchem die Kunst heilig ist, von ihrer Seite nichts als Herabwürdigung erwarten, wenn er keine Cliquenkünste oder sonstige Machinationen dagegen anwendet, und dergleichen Unwürdigkeiten lagen tief unter Platen. Schon der Umstand, daß dieser Dichter zu keiner Zeit ausschließlich sich der antiken Rhythmen bediente, sondern moderne Formen neben den alten anwandte, je nach dem Inhalt, hätte die, welche zu einseitig und ungebildet sind, um die Schönheit seiner rhythmischen Gedichte zu empfinden, wenigstens abhalten sollen, sie als leere Künstelei zu betrachten, gewählt aus poetischer Armuth, denn dem, welcher die verschiedensten poetischen Formen mit Meisterschaft handhabt, läßt sich zutrauen, daß er sie gehörig kennt und versteht, wo sie anzuwenden seyen. Ob einer ein großer Dichter sey oder nicht, wird nie durch das Urtheil der großen Masse entschieden, da diese keins über die poetische Kunst besitzt, und sie nicht genießen kann, und wenn daher Leute aus derselben etwa Platen für einen kleinen oder wohl gar für keinen Dichter ausgegeben haben, so ist dies bloß lächerlich und schadet seinem Ruhme nicht; dennoch kann man es ihm nicht verdenken, wenn bitterer Unmuth ihn erfaßte. Der Dichter, welcher es wahrhaft ist und die Kunst heilig hält, sieht natürlich das Höchste, was er kennt, geschmäht, wenn man ihm dies herabwürdigt, und das Schmähen des Unverstandes und der böswilligen Eitelkeit muß wenigstens öffentlich ausgeglichen werden durch die ihm gebührende Anerkennung, aber es scheint ihm diese nicht in dem Maaße, daß sie den Schmähungen der Jünger der Seichtheit das Gleichgewicht hielt, zu Theil geworden zu seyn.

Neben den ernsten inhaltsschweren rhythmischen Meisterwerken dichtete Platen in Italien das kleine Epos, die Abbassiden genannt, wozu er den Stoff aus dem Orient nahm. Er sann lange über der Wahl des Stoffs, um das, was seiner Phantasie vorschwebte, genügend gestalten zu können, und entschied sich gewiß nicht aus einer Vorliebe für den Orient gerade für dieses Mährchen, sondern, dies dürfen wir ihm zutrauen, aus guten Gründen. Daß seine

Wahl gut gewesen, kann nicht in Abrede gestellt werden, da der Stoff des Wunderbaren, welcher zu einem heiteren erzählenden Gedicht sich eignet, im Occident verbraucht ist. Was die Rittersagen zu solcher Ausführung darboten, hat Arioſto für immer vorweg genommen, und als großer Meister, mit Laune und Witz reich begabt, in einer großen Reihe unübertrefflicher Bilder dargestellt, wie sie nach dem Untergang der Welt, welche jene Sagen erzeugte, für die darauf folgende Zeit paßten. In so fern es möglich war nach Arioſt noch etwas zu leisten, hat Wieland, der reichbegabte Geist, dies in dem herrlichen Oberon wirklich geleistet, während alle andern epischen Versuche der Neueren zu nichts geführt haben. Sagen geradezu erfinden, oder völlig verdunkelte isolirte zu Grunde legen und durch Umbildung ihnen den erforderlichen Charakter geben, möchte sich nicht ersprießlich ausweisen, weil das derartige erzählende Gedicht bei einem solchen Verfahren den Boden verliert. Denn es hat, um einen Halt zu haben, die wirkliche Ueberlieferung und die damit zusammenhängenden geschichtlichen Zustände, in der Art, wie sie angenommen oder geglaubt wurden, nöthig, und kann nicht absolut verfahren. Der Orient bot in dem berühmten Harun einen Anknüpfungspunkt zu einer Erzählung dar, welcher genügen kann, und die Mährchen der Tausend und einen Nacht boten den brauchbaren phantastischen Stoff. Platen bearbeitete diesen Stoff in höchst einfacher Darstellung als eine leicht hinfließende Erzählung, welche so durch ihre treffliche Gliederung und Vertheilung gebildet ist, daß sie die Spannung bis zu Ende erhält, und den Zweck, welchen solche Gedichte haben können, aufs Beste erfüllt. Kein Theil dieses Gedichts ist zum Schleppenden ausgedehnt, sondern mit wahrer Kunstweisheit ist das Maaß aller Theile fest beobachtet, und das Phantastische des Stoffs nicht mit reicher Blumenstickerei schwer beladen, was ein schwacher Dichter ins Werk zu setzen nicht würde versäumt haben.

Seit dem Jahre 1830 dichtete Platen, von der Bewegung ergriffen, auch politische Gedichte, und manche derselben konnten in

Deutschland nicht gedruckt werden, sondern erschienen erst nach seinem Tode, unter dem Namen Polenlieder, in Straßburg. Es beseelte ihn ein starker Haß gegen Rußland und die Gefahr, welche Deutschland und ganz Europa von dort, nach seiner Ansicht, drohe. Er meinte die Weltgeschichte gehe westwärts, und in diesem Sinne schrieb er das treffliche Gedicht Columbus. Unter den in Deutschland von ihm erschienenen sind manche gegen Rußland gerichtete von so energischem Ausdruck, daß man annehmen kann, sein Stand habe ihn vor den Folgen, welche sie für einen Dichter von bürgerlicher Herkunft sicherlich gehabt haben würden, beschützt. Daß er jedoch keine republikanischen Träume hegte, sondern die Stärke und das Wohl Deutschlands hauptsächlich und daneben das der übrigen europäischen Reiche wünschte, sieht man auch aus diesen Gedichten, und in diesem Sinne wünschte er Frieden zwischen Deutschland und Frankreich, welche sich, wie er es ausdrückt, die Hand über dem Kaisersarge zu Aachen reichen sollen, und meinte, weil er die Ordnung in Frankreich an König Ludwig Philipp geknüpft sah, kein Haupt sey so heilig, wie dessen Haupt. Wie er in Hinsicht auf die menschliche Gesellschaft innerhalb eines Staates dachte, geht nicht genau aus den politischen Gedichten hervor, und ich bemerke deßhalb, daß er mir vor dem Jahre 1830 einmal über einen Theil Deutschlands die Bemerkung machte, es sey darin nicht genug für den Adel geschehen, woraus hervorgeht, wie weit er von demokratischen Gesinnungen entfernt war. Daß er später seine Ansichten wesentlich geändert habe, läßt sich nicht füglich annehmen, und demnach darf man in seinen politischen Gedichten nicht Tendenzen finden wollen, welche ihm fremd waren. Was aber seine religiöse Ansicht betrifft, so war er würdig frei, wie er es in dem herrlichen Sonett an Winkelmann darthut. Er hatte das Göttliche im Schönen gefunden, ohne darum irgend eine frivole Gesinnung gegen Religionsformen zu hegen und zu äußern. Nur zwei Dinge fand er hassenswerth, im Katholicismus den Jesuitismus, welcher das Schöne und Unbefangene dieser Kirche zerstört hat, und den protestantischen Pie-

tismus ob seiner kleinlichen Trübseligkeit, seines Betrugs und seines Schmutzes. In so weit er an Philosophie Theil nahm, hatte er sich der einzigen, welche unter den neueren der Poesie befreundet ist, der Schellingischen zugewendet, wogegen er die Hegel'sche als eine feige und feile Scholastik verachtete, wie er es auch öffentlich aussprach.

Als eine willkommene Gabe traten in der zweiten Auflage seiner Gedichte die Epigramme, um einige in der Gesammtausgabe vermehrt, zu seinen übrigen Leistungen. Mancher weise Ausspruch in glücklichem Ausdruck und manches treffende Urtheil, so wie würdige Gefühle sind darin enthalten. Auch an diesen kurzen Gedichten ist die gediegene Sprache und Reinheit des Verses zu bewundern, denn die Kürze hat ihn nie zu einer harten oder holperigen Ausdrucksweise genöthigt. Daß er bei einer so sichern Beherrschung der deutschen Sprache auch eine klare, schöne, dem Gegenstand angemeßene Prosa schreiben würde, war zu erwarten, und er bewährte es in den neapolitanischen Geschichten, welche auf einem gründlichen Quellenstudium beruhend, in der Darstellung ein Muster eines einfachen, leichten und doch männlichen Styls darbieten, und worin nur einmal der Ausdruck: ukasische Begriffe, stört, als der ruhigen Würde dieser Sprache nicht angemeßen. Der Zweck dieser historischen Arbeit war, an einem Beispiel nachzuweisen, daß die wirklichen Geschichten unterhaltendere Stoffe darbieten, als die, welche die deutschen Verfaßer der historischen Novellen zusammen zu schreiben vermöchten. Daß dies wahr sey, weiß der literarisch Gebildete, und wer nur einigen Geschmack hat, wird die dem großen Schotten nachgeäfften deutschen historischen Novellen als trivale Nachahmungen nicht im geringsten beachten, sondern sie als Leihbibliothekenwaare ansehen, womit Leute, welche einen ordentlichen Erwerb wegen seiner Beschwerden scheuen, sich ihre Subsistenzmittel zu verschaffen suchen; aber anders verhält es sich mit der Masse, welche das Lesen zum Zeitvertreib nöthig hat. Diese begehrt Spannung und Reizmittel, was aber recht und gut sey, ist ihr gleichgültig, und da sie kein

Buch zum zweiten Mal lieſt, ſo bedarf ſie der Bücher in Quantität, und es iſt ganz in der Ordnung, wenn Leute auf dieſes Bedürfniß ſpeculiren. Gerade daß Platen keiner Mode huldigte, ſondern ſtets nach dem Höchſten ſtrebte, und dem Schlechten in der Kunſt entgegentrat, machte ihn den Dichterlingen verhaßt, und der Maſſe fremd, wird dagegen freilich ſeinen Namen auf die Nachwelt bringen, denn Vollkommenes, worin der göttliche Funke des Genies lebt, hat lange Dauer. Hätte er den Ritter und ſeine Hydorne, wovon ein Bruchſtück vorliegt, fertig gedichtet, ſo würde dieſer roſig ſchillernde Nebel ihm viele kränkelnde Seelen gewonnen haben; hätte er den Gedanken, welchen er ausſpricht mit den Worten: „Denn wer vermöchte Gott zu ſtrafen; der uns verdammte Menſch zu ſeyn," durch alle Betrachtungen der Unzufriedenheit und menſchlichen Unzulänglichkeit durchgeführt, und hätte am Lebensräthſel mit weltſchmerzlichem Munde geknuſpert, daß es tüchtig gekracht hätte, wie es die durch Goethe's Fauſt und Byron Mode gewordene Zerrißenheit erheiſchte, wahrlich er hätte vielen Beifall erhalten, denn eine Seele in das durchlöcherte Gewand eines Chodrüc Düclos gehüllt, war und iſt noch in der poetiſchen Literatur eine ganz abſonderliche Empfehlung. Eine Mode machte er zwar mit, er arbeitete nämlich auch in dem ſehr beliebten Emancipationsfach, verſah es aber darin gänzlich, da er von der Sudelpoeterei emancipiren wollte, wovon jedoch Niemand emancipirt ſeyn will.

Wäre Platen länger am Leben geblieben, ſo würden wir zwar keine Tragödien, woran er früher ernſtlich dachte, wie er denn auch Entwürfe zu ſolchen überlegte, erhalten, und er würde eben ſo wenig wieder den Plan zu dem großen Gedicht von den Hohenſtaufen aufgenommen haben; aber die in Sicilien gedichteten Feſtgeſänge, welche er, den Todeskeim im Buſen tragend, kurz vor ſeinem Hinſcheiden ſchrieb, beweiſen, wie manches ſchöne Gedicht wir von ihm noch zu erwarten hatten, und ſehr wahrſcheinlich würden wir entweder venetianiſche Geſchichten, denn Venedigs Geſchichte hatte er gründlich ſtudirt, zu erwarten gehabt haben, oder poetiſche Schil-

berungen aus dem Kreise jener Geschichten in der Art der Liga von Cambrai. Doch es war ihm beschieden frühe zu sterben, ehe seine Leistungen seinem großen Streben und seiner tiefen Einsicht in die Kunst genügten: denn obgleich er diese Leistungen, und das mit dem vollsten Rechte, nicht als unbedeutend ansah, so war er doch weit entfernt davon, zu meinen, er habe mit dem, was er geleistet, mehr gethan, als er wirklich gethan hat. Die Kritik, welche er gegen sich selbst übte, sowohl im Gespräche mit mir, als auch in Briefen, zeigte, wie wenig er von Eitelkeit besessen war, statt welcher er einen, dem nach Großem und Edlem strebenden Manne geziemenden, das Gemeine von sich weisenden, Stolz besaß. Wenn von seiner Eitelkeit, Reizbarkeit, Liebloſigkeit gesprochen wird, so ist das nichts weiter als oberflächliches Geträtsch der gewöhnlichen Médisance, welches, da es den edlen Todten in seinem Grabe in dem geliebten Süden nicht weiter berühren kann, zu allem andern Geträtsch unserer jetzigen Trätschliteratur gehen mag. Als der tiefste, gehaltvollste, vielseitigste Dichter der Epoche, welcher er angehörte, wird er noch eine Ehre unserer Literatur seyn, wann bereits die ganze Epoche als eine in poetischer Hinsicht ohnmächtige und kleinliche gelten wird, die einer viel größern nachhinkte, und nur wenige gute Sachen aufzuweisen hat.

Auf Platen's Tod.

Tiefsinn, lyrische Kunst, und den Wohllaut herrlicher Rhythmen
Botst du reichlich uns dar, Priester des edlen Gesangs,
Manch schwermüthiges Lied, manch heiteres, Fülle des Witzes,
Hat dir die Muse geschenkt, welche den würdigen liebt.
Aber es schläft dein Leib nun ewigen Schlaf in dem fernen
Eiland, dicht an dem Strand, heilig der Schwester Apolls.
Ewige Ruhe des Bruders geweihetem Jünger verleiht sie,
Da ihm das neidische Glück Cestius Gräber verwehrt.
Fern in dem nordischen Land umsonst ach rinnet der Sehnsucht
Zähre, Geliebter, und netzt nicht den verhüllenden Staub;
Und die Gedanken, sie schwärmen mir stets schwermüthig zu deiner
Gruft, Trost suchend, umsonst! ach sie erjagen ihn nicht.
Doch dein theueres Bild herbringen sie meinem Gedächtniß,
Wie du zur Seite mir standst auf des Janiculum Höhn,
Nach dem Pallast Farnese, dem Colosseum, den Bergen
Latiums ernst hinsehnd mit der Begeisterung Blick;
Wie du mir freundlich genickt und gewinkt in der Via Sistina,
Früh auf der Loggia stehnd, zog ich des Weges dahin;
Oder in ernstem Gespräch mich geführt an dem Strande der Tiber,
Und der begeisterten Brust große Gedanken vertraut,
Die es dir wehrten, zu gründen ein Haus und die Stätte der Ruhe,
Und zu dem Schönen dich stets trieben zu pilgern den Weg,
Daß dein Stab nie wurzelt' im Grund; nun ruht er auf immer,
Da in der Schönheit Land wohnt der unsterbliche Geist,
Und sehnsüchtiger Brust tiefsinnige Träume für ewig
Wachen im himmlischen Glanz, welcher dich herrlich verklärt.

Gedichte von Friedrich Rückert.

(Gedichte von Friedrich Rückert. Auswahl des Verfaßers. Mit dem Bildniß und Facſimile deſſelben. Frankfurt a. M., bei J. D. Sauerländer, 1840.)

> Denn ſo wie das Gold mehr werth iſt als der Azur, ſo iſt ſein Ruhm tauſendmal ſo viel werth und weit vollkommner als der aller neudeutſchen Tendenzpoetaſter insgeſammt.
>
> Sirventes von Bertran de Born.

Dieſe durch den Dichter ſelbſt veranſtaltete Auswahl kann als das wahre lyriſche Vermächtniß deſſelben gelten, und bildet als ſolches einen der herrlichſten Schätze unſerer neueren Literatur. So reich der Segen an lyriſchen Dichtern in der neueren Zeit ſein würde, wenn man allen denen, welche Anſprüche an dieſen Namen machen, denſelben mit Recht zugeſtehen könnte, ſo wenig reich ſind wir in Wahrheit an großen Talenten in der Lyrik. Seit der großen Literaturepoche Deutſchlands haben es im Lyriſchen eigentlich nur vier Dichter zu einer bedeutenden Eigenthümlichkeit und zu ſo herrlichen Reſultaten gebracht, daß ihnen der Dichtername mit Recht gebührt, ihnen auch zu Theil geworden iſt und nicht wieder geraubt werden kann. Dieſe vier, Rückert, Uhland, Platen und Chamiſſo, vielfach von einander geſchieden, mit einander zu vergleichen, und ihre Eigenthümlichkeiten neben einander hervortreten zu laſſen, wäre ein würdiger Stoff der Kritik, für welchen jedoch Referent den Raum nicht in Anſpruch nimmt, weßhalb von Rückert allein ohne Rückſicht auf ſeine Kunſtgenoſſen die Rede ſein mag. Ihm war wie den andern gar Manches vorweg genommen; denn mit der Theorie, daß jeder Stoff in jeder Individualität ſich anders ſpiegle und geſtalte, und derſelbe mithin für jeden brauchbar ſei, wird die Beſchränkung, welche

große Vorgänger ihren Nachfolgern hinterlassen, nicht aufgehoben, weil innerhalb des nämlichen Ideenkreises ein vollkommen Gelungenes bei dem nachfolgenden Gedichte durch Vergleichung, der wir uns nicht erwehren können, den Eindruck schwächt. Ist z. B. in der lyrischen Poesie durch eine glücklich gewählte Situation ein Gefühl zu poetischer Anschauung gebracht, so ist es dem nachfolgenden Dichter nicht mehr ausführbar für das nämliche Gefühl die nämliche, vielleicht gerade glücklichste Situation zu wählen, wie es z. B. mit Goethe's Fischer der Fall ist. Bringt man daneben noch in Anschlag, wie ungünstig die Zeit für die Poesie überhaupt seit einer geraumen Reihe von Jahren ist, so muß man es um so höher schätzen, wenn ein Dichter es noch zu einer schönen Eigenthümlichkeit bringt, wie es Rückert gelungen ist. Wer über die Allgemeinheit nicht hinauskommt, sondern die Ideen und Gefühle uns so darstellt, daß keine besondere Farbe, keine originelle Gestaltung und kein neuer Ton mit dem Hauch unbekannter, aber doch alsbald vertrauter Geistesfülle aus der Darstellung uns entgegentrit, der ist kein Dichter, mag er auch wohlklingende Reime zusammenfügen, oder sonst fließende Verse verfertigen. Die von dem wahren Dichter gestalteten Ideen sind mit seinem reinsten Herzblut genährt, und tragen als lebendige Wesen den Stempel der Individualität, durch welche sie mit uns in einen sichern Geistesverkehr treten, und unser Herz sich ihnen zuneigen kann. Mag einem in einer guten Stunde einmal ein Liedchen gelingen, so ist das zwar sehr schön, aber um als Dichter zu gelten, reicht es nicht hin. Betrachten wir die in diesem Bande enthaltene Lyrik Rückert's in ihrer Gesammtheit (und eine solche Betrachtung ist bei einem Lyriker nothwendig, weil alle noch so mannigfaltigen Melodien bei ihm nur dienen zur großen Harmonie seiner ganzen Ideenwelt, und wenn gleich einzeln selbstständig, doch in der Gesammtanschauung ein höheres Ganzes bilden), so haben wir zuvörderst die Elemente seines Ideenkreises in das Auge zu fassen, wo uns zuerst das Vaterland als begeisternde Idee begegnet, und zwar in dem Kummer um deßen Schmach durch

fremde Unterdrückung, und in der Freude über die Befreiung von den Fremden. Die große Energie und die edle Begeisterung, welche in diesen Gedichten ehemals so sehr erfreuten, müßen auch jetzt und ferner, wenn gleich die Umstände, die sie hervorriefen, in den Hintergrund getreten sind, erfreuen; denn das ist das schöne Erbtheil der Begeisterung und ihrer poetischen Gestaltung, daß sie nicht mit dem, was ihr den Anstoß gab, ans Licht zu treten, dahinstirbt.

Doch haben wir diese vaterländischen Gedichte bei der Betrachtung von den übrigen abzusondern, so genau sie auch in Hinsicht auf poetische Kunst mit den andern verwandt sind, weil sie durch ihren Inhalt nicht die Entfaltung einer eigenthümlichen Gemüthswelt zulaßen, und sie die nämlichen hätten sein können, wenn auch diese von anderer Art gewesen wäre, als wir sie nach allen Seiten entwickelt dargestellt sehen. Unter den übrigen Elementen mag zuerst das Heimathsgefühl genannt werden, welches stark hervortrit und mit zweien andern, dem Gefühl des Idyllischen und dem für die Natur, wie man es zu nennen pflegt, verbunden ist, so daß diese drei sich oft zu einem Ganzen durchdringen, bald zu einem Gefühl verschmolzen, bald mit überwiegendem Hervortreten des einen Gefühls. Dieses Heimathliche nimmt zuweilen den Charakter des Heimwehs an, und bildet darum, weil alle übrigen Ideen der Rückertschen Lyrik dazu auf das beste paßen, einen herrlichen Zug in der Harmonie des Ganzen. Selbst in Rom singt er von der Heimath und seiner Sehnsucht nach ihr, und nur der Frühling giebt ihm Trost, was für sich genommen allzu weich erscheinen könnte, aber in dieser Lyrik ganz an seiner Stelle ist. Denn wiewohl das Heimathliche gesteigert bis zum Heimweh in der Poesie leicht den Charakter schwacher Sentimentalität annimmt, und ihm daher nur wenig Raum im Liede zu verstatten ist, so ist das Verhältniß doch ein ganz anderes, wenn es nur der völlig einklingende Ton eines gesunden durchaus rein gestimmten Ganzen ist. Das damit verbundene Idyllische ist durchaus nicht das Wohlgefallen am Beschränkten, welches durch Abgeschloßenheit vor allem Stören-

den Behagen ſucht, ſondern die Luſt am Ländlichen, um ungeſtört der Natur zu leben, welche aber zu dem Idylliſchen dieſer Lyrik nicht die Beziehung hat, welche ihr gewöhnlich in dem Idyll gegeben wird und mit Recht, inſofern es auf Schilderung menſchlicher Zuſtände abgeſehen iſt. In dieſem nämlich dient ſie einem ſtillen beſchränkten Lebenskreiſe zum Hintergrunde und als Spenderin guter Gaben iſt ſie die Beglückerin dieſes Lebenskreiſes; aber in Rückert's Lyrik iſt ſie eine glühend geliebte Braut, welche den Dichter in ihrem Zauberbanne hält, und welcher er raſtlos, wie zu heiligem Dienſte geweiht, Feierlieder ſingt von den ſanfteſten Klängen an bis zu dem jubelnden Hymnus. Welcher Winterfroſt des Lebens und des Leidens ſein Herzblut erſtarren gemacht haben mag, trit der Frühling an ihn heran, ſo iſt dieſer das heilige Januariushaupt, welches ſchnell das Wunder vollbringt, daß die Lebensquelle üppig ſpringt und jauchzende Lerchenwirbel aus der Seele emporſteigen. Jeder Aufgang der Sonne wirkt auf ihn magnetiſch und ſenkt ihn in den Dichtertraum des Hellſehens, daß er uns köſtliche Nachricht giebt, wo wir die herrlichen Balſame der allheilenden Natur gegen irdiſches Herzweh finden mögen. Die Roſe wie das kleinſte Blümchen, der Baum wie das kleinſte Blättchen, der Schmetterling und der winzigſte Käfer ſind ihm alle lieb, ja innig lieb, denn ſie kommen ja alle von der Angebeteten, ſein ganzes Herz Erfüllenden, in jeder Welle rauſcht ſie ihm, in jeder Blume duftet ſie ihm, in jedem Lufthauch weht ſie ihm zu. Daß ein ſolcher Prieſter der Natur ſich mit Heimweh dahin ſehne, wo er ihr zuerſt ſeine Altäre errichtete, als er zum Leben erwachte, daß er ſie in der Hülle, in welcher ſie zuerſt ſein Herz bezauberte, immer ſehen wolle, iſt natürlich, und eben ſo, daß er dem idylliſchen Zuſtande hingegeben ſey, um ungeſtört ihrem Dienſte obzuliegen. Darum ſind die drei genannten Elemente bei Rückert ſo innig verſchmolzen, und von dem bloß Weichſehnſüchtigen des Heimwehs und dem Genüglichen und Beſchränkten des Idylliſchen der gewöhnlichen Art bedeutend entfernt. Zu dieſen Elementen geſellen ſich noch zwei, welche

in dem vollkommenſten Einklang damit ſtehen, die Liebe und die Frömmigkeit. In dem Cyclus von Liedern, welcher Liebesfrühling überſchrieben iſt, tritt mit einer überraſchenden Fülle uns dieſer vielbehandelte Gegenſtand der Poeſie entgegen, und zwar von einer in dieſem Umfang und in ſolcher Durchführung noch nicht ſtark benutzten Seite. Denn es ſtehen ſich in dieſen Liedern Bräutigam und Braut gegenüber, ihre liebeglühenden Herzen austauſchend, und den ganzen ſeligen Rauſch, der ſie durchſtrömt, in zarter Naivetät, frommer Geſinnung und Gott für das große Geſchenk ihrer Liebe dankbar, betrachtend, und dem Unausſprechlichen Worte zu leihen bemüht. Vom leiſen Seufzer bis zum jauchzenden Entzücken, von linder Schwermuth bis zum klarſten Sonnenblick reiner Freude ſind alle Schwingungen des Herzens entfaltet, und wir ſehen die Liebenden die tauſend Sproßen der Himmelsleiter ihres ſeligen Traumes, von den Schwingen echter Herzenskraft gehoben, hinaufſchweben in den reinen Aether, und dort die weihende Kraft für ihre irdiſche Pilgerreiſe holen. Dieſer Liebesfrühling iſt wahrlich ein köſtliches Schatzkäſtlein von dem Dichter mit echten Edelſteinen gefüllt, zu einer Zeit, wo dergleichen Schatzkäſtlein nur mit böhmiſchem Glas angefüllt zu werden pflegten, und zeigt, daß auch in ungünſtiger Zeit, wenigſtens der Schacht des Herzens dem Bergmann, welcher die wahre Weihe empfangen hat, köſtliche Ausbeute liefert.

Mit den genannten Elementen ſtets innig verflochten, aber auch ſelbſtſtändig und unabhängig hervortretend, finden wir ferner die Frömmigkeit als Gefühl reiner Gottesliebe und ergebener kindlicher Demuth, in einem ſo warmen Tone vorgetragen, wie er nur einem liebevollen reinen Gemüth entſpringen kann. Die neumodiſche Frömmelei der bornirten Köpfe, der Betrüger und ihres betrogenen Anhangs, befehdet jedoch der Dichter, wenn gleich in ſanfter Weiſe, und wie ſollte auch der Dichter, deßen Frömmigkeit in freudiger Gottesliebe, die das Herz zur Liebe gegen die ganze Welt erwärmt, und in reiner Demuth, welche nichts was Gott geſchaffen hat mit

verachtendem Stolz ansieht, sich anders verhalten gegen den verkappten sauertöpfischen Hochmuth und die verfluchende Hoffahrt unserer Mucker und frommen Nörgeler? Als Glanzpunkt dieses Elements der Rückertschen Lyrik erscheint das Lied von Bethlehem und Golgatha, welchem zu wünschen ist, daß sein reiner Spiegel nicht durch den unreinen Hauch unserer officiellen Frommen entweiht werde. Durch die innige Verschmelzung der genannten fünf Elemente, welche vollkommen zu einander paßen, hat sich eine Harmonie des Gefühls in diesem Dichter gebildet, daß seine Poesie als gesunde Pflanze aus gesundem Boden kräftig und an erquickendem Dufte reich aufgewachsen ist. Alle bösen Influenzen des lächerlichen Zerrißenheitswesens, und das alberne Geknappel und Geknusper am Lebensräthsel, wovon kleine Geister meinten, es stehe ihnen vornehm zu Gesicht, glitten an diesem harmonischen Gefühl ab, und nicht ein Ton desselben schlich sich in seine reinen Accorde ein. Es ist dies eine um so erfreulichere Erscheinung, weil sie in eine Zeit fällt, welche durch Ekel und Ueberdruß am äußeren Leben der Seite des menschlichen Fühlens und Denkens zugewendet ist, welche Goethe im Faust in anlockender Vollendung dargestellt hat. Erlag doch selbst ein Byron, welcher seinen Dichterberuf durch den Don Juan bewiesen hat, in Unthätigkeit aus Ekel an den erbärmlichen Verhältnißen der bösen Seuche, und prunkte mit Zerrißenheit, düsterer Stimmung und Ausgelebtheit. Zwar ist Rückert's Lyrik nicht durchaus ohne alle Sentimentalität geblieben, aber nie findet sich bei ihm die niedrige larmojante, welche aus Leerheit oder schlaffem Herzen entspringt, und nichts weiter als der Dunst versumpfter Gefühle ist. Die Thränen, welche die alle Creaturen durchzitternde Trauer der Vergänglichkeit aus seinem liebeheißen Herzblut thauen läßt, verklären mit glänzender Krystallfeuchte irdische Schmerzen zu himmlischen und stehen als Thautropfen in den Liederblumen von Strahlen des Jenseits durchblitzt. Alle Schwermuthwölkchen in dieser Poesie, alle Trauerschatten und Gramesschauer umsäumt reizvoll für den Anblick ein lichter Goldrand gött-

licher Liebe, und ſeine heiße Sehnſucht verirrt ſich nie auf wilden Wegen, denn der ſtille Friede begleitet ſie und zeigt ihr ſanft die rechte Bahn durch das Labyrinth des Lebens, und kühlt ihre Gluth durch den Zauber der allheilenden Blume Ergebung. Ueberfällt ſein Gemüth einmal die Nacht, ſo ſendet er doch gleich beim erſten Frühroth ſeine Liederlerche mit morgenfriſchen Freudenwirbeln zum reinen Himmelsdom, auf ihren Schwingen tragend den Duft der Flur und den Dankweihrauch eines Gottesfröhlichen Herzens. Wir finden den Dichter in dieſer Beziehung im ſchärfſten Gegenſatz zu denen, welche Sehnſucht und Gram darzuſtellen vermeinten, indem ſie ſich in eine polternde Berſerkerwuth hinein affectirten und Fäuſte gen Himmel ballten, ja ſelbſt ſich das Kainszeichen des Fluchs, vor dem Spiegel kokettirend, in greller Farbe auf die Stirne malten, um intereſſant auszuſehen. Ob unſerm Dichter Freude, ob ihm Gram zu Theil werde, er begrüßt dennoch alle Zeit mit kindlicher Freude die erſten Blumen der Flur, und begleitet das Scheiden der letzten mit gerührtem Accorde, ſo daß der Schlag eines reinen geſunden Herzens in allen Liedern pulſirt. Er weiß ſelbſt herbe Schmerzen, die am verwundendſten treffen, in das Gebiet der Poeſie zu erheben, wo jeder Schmerz zwar unſterblich, aber auch ſelig wird. Dahin gehören beſonders die zarten Lieder auf ſeine geſtorbenen Kinder, unter welchen das an die Kleingebliebenen (Seite 720), mit dem Gedanken, daß der Menſch in dem Andenken fortlebt in der Geſtalt, in welcher er geſchieden iſt, leicht das rührendſte und zugleich das friedlichanmuthigſte Gedichtchen ſeyn mag, welches je auf verſtorbene Kinder gedichtet worden. Bei ſolchen Gedichten, welche wegen ihres Gegenſtandes, der auch dem für Erkennung des Poetiſchen weniger offenen Sinne nahe liegt, leichter erfaßt werden können, möchte ſich noch am erſten denen, welche Poeſie und gereimte Verſe nicht ſicher unterſcheiden können, begreiflich machen laſſen, wie die dichteriſche Phantaſie allezeit das Allgemeine zu einer beſondern, eigenthümlichen Geſtalt bringt, in welcher es nie da war, und außerdem nie wieder erſcheinen kann, während bei den reimenden oder auch nicht reimen-

den Verſemachern das Allgemeine in charakterloſer Schilderung nur eine Form erhält, welche um das dünne Gedankenweſen unpaſſend herumſchlottert. Den genannten ſchönen Gaben ſind noch viele treffliche Ausſprüche einer gediegenen Lebensweisheit zugefügt, in einer Klarheit und Kürze, und in ſo angemeſſenen Bildern dargeſtellt, daß ſie vollkommen würdig ſind, neben die Goethe'ſchen Ausſprüche geſtellt zu werden, und daß wir in ihnen einen kleinen Schatz erfreulicher Art erhalten haben. Dagegen hätte Referent gewünſcht, daß das Gedicht: Erntevögelein, nach den theuern Jahren 1816 und 1817 (Seite 212 f.), aus dieſer Sammlung weggeblieben wäre, denn es hat einen gar zu ſpielenden Charakter, indem die mitleidigen Betrachtungen über die bittere Noth der mit Hunger heimgeſuchten Menſchen einem Vöglein beigelegt werden. Dergleichen Uebertragungen menſchlicher Empfindungen vertragen weder eine bedeutende Ausdehnung noch ein Ausmalen bis ins Einzelne, ohne zur Spielerei zu werden, mit der alleinigen Ausnahme der Fabel, welche aber ſo weit von derartigen Uebertragungen, wie wir ſie in dem genannten Gedicht finden, entfernt iſt, daß auch nicht die leiſeſte Berührung beider Gattungen Statt hat. Auch die unter dem Namen Mährchen aufgenommenen beiden Fabeln: vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt; und vom Bäumlein, das ſpazieren gieng, haben, wiewohl in dem Tone der Erzählung für Kinder gehalten, doch durch die Ausdehnung und genaue Ausmalung eher etwas Schleppendes als Anmuthiges. Da der Zweck ſolcher Gedichte nie ein anderer iſt, als Lehren der Lebensweisheit durch die Phantaſie einen Eingang zu verſchaffen, ſo dürfen die Umriße nicht zu ſehr ausgefüllt werden, weil die Phantaſie, wenn ihr alle Selbſtthätigkeit vorweg genommen wird, ſich bald abgeſtoßen fühlt, und durch das bei allzu genauer Ausführung unvermeidliche Hervortreten von Unwahrſcheinlichkeiten der Eindruck, welchen die allgemeinen Umriſſe hervorbringen können, geſchwächt wird. Das zarte tändelnde Spiel in dem Gedicht: Sonne und Roſe (Seite 401), iſt ebenfalls durch ein gar zu genaues Eingehen in das Einzelne aus dem Gebiet der

poetiſchen Anſchauung in das der äußeren Wahrnehmung und der Reflexion verſetzt worden, und da es für dieſe ohne Intereſſe iſt, ſo fehlt ihm die Anziehungskraft. Wie ſelbſt ein treffendes Bild, geeignet die Phantaſie mächtig anzuregen, dadurch, daß die Reflexion ſich ſeiner bemächtigt und es anatomirend auseinanderlegt, zerſtört, und das poetiſch Lebendige in einen todten proſaiſchen Niederſchlag umgeſetzt wird, zeigt das Sonett 10 (Seite 89), in welchem das Herz als Grabmal dargeſtellt wird. Solche Anwendung der Bilder pflegt in Zeiten, in welchen die poetiſche Production ausartet und der Sinn für wahre Poeſie erliſcht, an die Stelle derſelben zu treten und Gunſt zu finden, wie es auch in den neueren Zeiten mannigfach geſchehen. Recht ſchlagend iſt die ganze Nichtigkeit dieſes Verfahrens concentrirt, auch für den oberflächlichen Blick deutlich, in A. W. Schlegel's Todtenopfer, im Sonett, das Schwanenlied betitelt, deſſen letzte drei Verſe den von dem König von Thule in das Meer geworfenen Becher in eiſiger Reflexion bildlich anwenden. Wie ſchlüpfrig dieſe Bahn des Bildergebrauchs zu wandeln ſey, ergiebt ſich gerade daraus, daß Rückert, welcher unter die größten Meiſter im rechten Gebrauch derſelben gehört, und ſie in reicher Fülle und oft in überraſchender Eigenthümlichkeit angewendet hat, doch einmal von dem rechten Wege abglitt. Hoffentlich erliſcht dieſer Mißbrauch wieder einmal für einige Zeit, wenn unſere Reflexionsverfificirer es einmal ſo weit gebracht haben, wie frühere Zeiten, und ſie einmal die großen Dichter der Vorzeit erreicht haben, wie zum Beiſpiel den Holländer Heinſius, der das Antlitz der Geliebten ein Schwerdt, ihre Worte verletzende Klingen, ihre Augen Pfeile, und ihre Arme ſtarke Schlingen, und dann wieder ihr Antlitz eine Folterbank nannte, worauf er ausgeſtreckt ſey und ausgereckt werde, oder den Morhof, welcher die Seufzer einen den Thränenerguß der Augen zurückhaltenden Nordwind nannte. In einem wohldurchgeführten Gedichte: die hohle Weide, vergleicht Rückert Deutſchland mit derſelben, welcher Vergleich zwar ſehr richtig iſt, bis auf den Satz, daß jedes Stämmchen ſich wieder mit einer Borke umrüſtet habe; allein

dies wahre Bild hat nichts Erhebendes, ja für die Anschauung ist es selbst sehr unerfreulich, so daß es besser weggeblieben wäre; denn wie schön auch immerhin der Zug ist, Allem eine gemüthliche Seite abzugewinnen, so gewiß giebt es doch auch Dinge, wo dies eine verletzende Wirkung hervorbringt.

In Hinsicht auf Rückert's Ausdruck und Darstellung ist seine große Herrschaft über die Sprache zu preisen, die er manchmal mit Kühnheit, gleichsam mit ihr tändelnd, handhabt. Wer mäkeln wollte, könnte wohl auf dem rosigen Jugendantlitz dieser Lieder, welches von fast durchsichtigem Wesen ist, hie und da eine kleine Sommersprosse entdecken, welche der Frühlingshauch, der über diese Lieder weht, wohl eben so wie der Frühling die wirklichen, hat hervortreten laßen. Meister der einfachsten Sprache in dem einfachen seelenvollen Liedchen, ist er es auch in der kunstreichen Darstellung, und hat sich dieser mit Recht vielfach zugewendet, da das in der einfachen Form erschöpfte Motiv in der kunstreichen wieder neu erscheinen kann, und bei der Identität von Form und Stoff in der Poesie, die neue Form die Idee neu darstellt. Ganz dem zarten milden Geist so vieler dieser Lieder angemessen, trit eine liebliche Tändelei in der Darstellung hervor, die aber von der weiland Anakreontischen des Jacobi und ähnlicher wesentlich verschieden ist, da sie zu keinem leeren Spiel ausartet, weil sie nie allein bleibt. Denn bald fliegen die Tändeleien in der linden Dämmerung dieses Liedersommers wie die blinkenden Leuchtthierchen liebende Gedanken lockend, bald vereinigen sie sich mit dem Witz, und führen neckische ergötzliche Spiele auf. Die Vereinigung von Tändelei und Witz, bei diesem an Witz so reichen und ihn so sicher handhabenden Dichter, ist in der That in dieser Sammlung eine so reiche Quelle origineller schöner Darstellung geworden, daß man oft auf das Freudigste davon überrascht wird. Verbunden ist gewöhnlich diese Darstellung mit einer sichern Freude und fröhlichen Heiterkeit, wie sie dem reinen harmonischen Herzen in seelenvoller Erregung eigen sind, so daß wir uns von einem Hauch der Gesundheit aus diesen Gesängen angeweht fühlen. Wenn

man betrachtet, wie so vielen die Tändelei zur Fadheit wird, und der Witz zu affectirter Albernheit oder gar zu Lächerlichkeit, so wird man auch die wahre Dichterweihe Rückert's in diesem Punkte anerkennen. Sein leichtes Spiel mit schweren Formen hat einen hohen Reiz, weil den Formen selbst etwas Sinniges und Anziehendes zu Grunde liegt, denn kunstreiche Formen erscheinen dann nur lästig und als todte Spielerei, wenn sie nicht sicher und leicht gehandhabt werden. In dieser Poesie aber ist es oft köstlich, zu sehen, wie der Dichter fast wie trunkenen Muthes seinen phantastischen Diener, den Reim, aussendet, um nach seiner Laune ein wunderliches Durcheinander von Stoffen zu haschen, die er dann geschäftig herbeibringt, und wie dann der Klang der Amphionslaute alles wie mit einem Zauberschlag zu einem Wunderschloß zusammenfügt, das ein Strahl der Liebe schimmernd erhellt. Manchmal sind seine Kunstformen wie glänzende gewundene Muscheln, in welchen das lauschende Ohr den Hauch des Morgenlandes in wunderbaren Tönen sausen hört. Nichts aber ist seltener bei Rückert, als eine Ausdrucksweise, welche an die anderer bekannter Dichter erinnert, wie die vier ersten Verse des ersten Gedichts dieser Sammlung an die Göttin Morgenröthe an den Matthissonschen Ton streifen, mit welchen aber auch der Anklang zu Ende ist, und wie ferner die ersten vier Verse der Gräber zu Ottensen zufällig mit Friedrich Schlegel's versunkenem Schloß in den ersten vier Versen zusammenklingen. Kraft wie Milde, Ernst wie Scherz, Schwermuth wie Heiterkeit, alle sind in seiner Darstellung eigenthümlich gehalten, doch erkennt man in allen die nämliche Phantasie, welcher sie entsprungen sind, und in seinem Tone lautet das, was Andere vor ihm gesagt haben, eben anders, und ist dadurch auch ein Anderes geworden. Bei wahren Dichtern ist es wahrlich interessant, wie selbst dann, wann eines Andern Ton sie einmal influenzirt, dieser doch nicht durchgreift, sondern nur wie eine Art musikalischer Begleitung in den eigenen hineinklingt, wie zum Beispiel in Goethe's Gedicht vom untreuen Knaben eine Influenz des Bürgerschen Tons unverkennbar ist, ohne

daß dieſer jedoch die Oberhand über den eigenen des Dichters gewonnen hätte. Doch da Rückert ein Dichter von bedeutendem Namen iſt, vielgeleſen, vielgekannt und längſt ein Liebling vieler Menſchen, deßen Ausſpruch

Manches mach' ich auch wie andre,
Manches macht' ein andrer Mann
Beſſer, aber manches mach' ich,
Was kein andrer machen kann,

wahrlich für beſcheiden gelten muß, ſo bedarf es keines Lobens und Preiſens deſſelben, ſondern nur der einfachen Anzeige, daß ſein lyriſches Vermächtniß erſchienen ſey. Hat dennoch Referent einige Worte mehr geſagt, ſo ſollen dieſe nicht für eine genügende Würdigung ſeiner Leiſtungen gelten, welche zu ihrer vollſtändigen Erörterung und richtigen Schätzung ein gutes Theil mehr als das Geſagte erfordern, ſondern nur als eine Aufmerkſamkeit gegen den Dichter, welche zu beweiſen für denſelben nicht ſo ehrend iſt, als ſie zu unterlaſſen für ein kritiſches Inſtitut unrühmlich wäre. Der einzige wahre Dank, welcher einem Dichter werden kann, in ehrenvollem Andenken ſeines Volkes fortzuleben, kann Rückert nimmer fehlen, als einem der wenigen wahren Dichter, ohne welche in einer ungünſtigen, proſaiſchen Zeit das heilige Veſtafeuer deutſcher Poeſie erloſchen wäre.

Gedichte von Ferdinand Freiligrath.

(Deßen Gedichte. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. Zweite vermehrte Auflage.)

Fürwahr mag ich nichts beßres fahn,
So führ' mich hin, woher ich kam.
Altdänische Ballade: Die Wachsbilder.

Die zweite Auflage dieser Verse des Herrn Freiligrath zeugt davon, daß sie Gunst gefunden, und es mag darum nicht unpassend seyn, sie einer kurzen Betrachtung zu unterziehen; denn im Allgemeinen verdient ein sehr großer Theil der seit geraumer Zeit im Uebermaaß erscheinenden Versesammlungen keine Betrachtung. Sein Bestreben giebt Herr Freiligrath an, in den ersten, Moosthee überschriebenen Versen, er wolle der Insel Island gleichen mit ihrem Hekla, Feuer sollte mit wildem Kochen durch ihn lodern und zucken, und einst noch den Schnee seines Hauptes durchbrechen, aus welchem Kerzen wilder Lieder sprühen und in ferne Herzen siedend, ziſchend niederfallen sollen; ja er fühlt die Wildheit der Berserker durch sein Blut toben. Dieser Drang scheint ihm Schmerzen zu machen, denn er sagt in den Versen, welche „der Reiter" überschrieben sind: Gott! warum gabst du mir Lieder? Wie kochend Herzblut brechen sie hervor! unhemmbar! ach und ich, ich muß verbluten, muß mit meinem Blut meinen Liederpurpur färben. Doch sagt er, er sey ergeben wie der verblutende Seneca, sein Nero sey die Poesie, doch wolle er nicht mit dem Schicksal hadern, nur sollten sie ihn nicht verbinden wollen, denn er wünsche still zu verbluten, wie der Hirsch von eines Fängers Stich durchbohrt, denn den gewaltigen Fluß (nämlich des Blutes) verschließen, tödte noch eher, als ihn bei pochenden Schläfen rieseln zu lassen. Daß Begeisterung nicht frei von Schmerz sey, hat man immer erkannt, wie denn Pro-

teus nur gezwungen, Silenos gefeſſelt im Roſengarten des Midas weißagte, und Horaz der Pythiſchen Begeiſterung und dem Cybele-Orgiasmus nur die Zorneswuth an erſchütternder Kraft voranſtellt, und wenn daher das Verſemachen Herrn Freiligrath einige Linderung in dieſen Drangumſtänden gewähren kann, ſo hat er ſehr Recht, ſie in dieſer Beſchäftigung zu ſuchen, falls er ſich über ſeine Umſtände und deren Heilung nicht täuſcht. Uebrigens bittet er, man ſolle ihn ſeiner Wege gehen laßen, und nicht fragen, was Poeſie ſey, und ſolle nicht lachen, wenn er träumeriſch mit glühendem Geſicht und eine Thräne im Auge ſage, Poeſie ſey, wenn man auf einen Eichbaum ſteige, dort ſtumm mit verſchränkten Armen an die ferne Geliebte denke und einer Turteltaube in das Neſt ſchaue, oder wenn man ſich, die Odyſſee auf das ſtruppige Haar legend, von einem Fiſcher in das Meer tragen laße und dazu ſinge und jubele, oder ferner, wenn man auf muthigen Roßen zu Dritt oder Vieren einen wilden Ritt mache, ſo daß einem die Mähnen in das Geſicht wehen, oder wenn nach dem Fahren über eine hölzerne Brücke das Hufeiſen wieder auf Steine trifft, daß Funken ſprühen, oder wenn man in der Dämmerung mit einem Kahn in dem Hafen an irgend ein gewaltig Schiff fährt, oder wenn ein Neger in Gummiſchuhen im Tauwerk ruht und die Kühlung des Abends einſaugt, oder wenn ein bäumendes Roß einen gegen ein Felsſtück abwirft, daß es einem Nacht vor den Augen wird, und die Stirne blutet, und dann das Pferd beim Verſcheiden des abgeworfenen Reiters warm in deſſen erkaltendes Antlitz ſchnaubt. Bedenkt man die peinlichen Drangumſtände des Herrn Freiligrath, und ſeine beſtändige Herzverblutung, welche er durch keine Bandagen geſtillt haben will, ſo wird man ſich leicht geneigt fühlen, über dieſe Definition der Poeſie nicht zu lachen, um ſo eher, wenn man das paßende Gleichniß vom Seneca und Nero feſthält, welches ſo ſchauderhaft ernſter Art iſt. Dieſe eigenthümlichen Anſichten von Poeſie haben ihn auch vermocht, ſeine Verſe Gedichte zu nennen, da er ſonſt wohl Anſtand genommen haben würde, ſich für einen Dichter zu halten.

Fremdartige oder ausländiſche ferne Gegenſtände zu nennen, oder eine mit unſerm alltäglichen Leben nicht übereintreffende Situation anzugeben, von einem Corſaren oder ſonſt einem Spitzbuben und von etwas Gräuelhaftem zu reden, meint Herr Freiligrath, ſey Poeſie, da dieſes und Aehnliches der Inhalt ſeiner Verſe iſt. Die poetiſche Weihe erhalten dann dieſe Verſe durch theils fremdartige, theils pompöskklingende Reime, welche in ſo reichem Maaße vorkommen, daß man ſieht, Herr Freiligrath habe auf ſie mühſame Jagd gemacht. In der Sphäre des kunſtreichen kann durch ungewöhnliche und fremdartige, ſchwer durchzuführende Reime allerdings ein eigener Reiz erwirkt werden, wo aber dergleichen im Uebermaaß mit einer einfachen, auf raſchen Fluß Anſpruch machenden Diction ſich verbindet, iſt es nicht erfreulich, ſondern erſcheint als Manier, und das iſt gerade an Herrn Freiligrath's Verſen ſo widerlich, daß ſie durchweg als forçirt manirirt erſcheinen. Mögen hier einige dieſer affectirten Reime ſtehen, zur Probe für die, welche mit dieſen Verſen nicht bekannt geworden ſind: Giraffen, Agraffen. Ottomane, Karavane. Refrain, Baſſin. Flamingo, Domingo. Peiſiſtratos, Chaire Telemachos. Reveille, Marſeille. Dſchaggas, Quaggas. Diana, Guyana. Quito's, Moskito's. Drei-Spitzen-Cap, Baobab. Mulatte, Fregatte. Email, Serail. Cochenille, Vanille. Sevilla, Mantilla. Athletiſch, Fetiſch. Aequator, Alligator. Antilopen, Aethiopen. Milano, Capitano. Abdallah, Allah il Allah. Agraff' und Treff', Holdſelige Prinzeß. Alhambra, Ambra. Dritthalbmaſter, Fünftauſend Piaſter. Gabarre, Cigarre, Guitarre. Lenzen, Eſſenzen. Juanina, China. Collet, Stillet. Sandale, Shawle. Palmenfächer, Seraglios Dächer. Guadalquivir, Tambourins Geklirr. Grotesken, Moresken. Madagaskar, Laskar. Hoangho, Fandango. Mohre, Tricolore. Paramaribo, Scipio u. ſ. w. Außer dieſer Affectation glaubt Herr Freiligrath, er leiſte etwas Erkleckliches, wenn er friſchweg ſpreche und Wörter gebrauche, wie: Affaire, Jagdhabit, à Point und drauf Point à, qui en veut? u. ſ. w. Dergleichen Leiſtungen machen ihn ſo ſtolz, daß er auf Boileau's Alexandriner

herabsieht, und seine eigenen also anredet: Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria! Mein Wildling! solch ein Thier bewältiget kein Schah u. s. w. Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf u. s. w. Dein Auge blitzt, und deine Flanke schäumt: Das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt Und mit Franzosenwitz geschulet! u. s. w. Diese Verse sind ein wahres Muster geckenhafter Anmaßung, und ein wirklich gelungener Ausbruch des Dichterlings-Dünkels, welcher fern von der Wahrheit bleibt. Der Klepper, auf welchem Herr Freiligrath reitet, ist das abgetriebene Rößlein aus des seeligen Matthisson Verlassenschaft, worauf dieser mit einem hinten aufgeschnallten Mantelsack voll Prachtwörter in den europäischen Landschaften herumritt, sie abconterfeiend und mit gleißender Sentimentalität überfirnißend. Damals war das Rößlein jünger und sein munteres Getrippel gefiel, wozu noch die zierliche Haltung des eleganten Reiters kam, welcher die Zügel nie anfaßte, ohne vorher sehr schöne, stark parfümirte Handschuhe anzuziehen. Herr Freiligrath sucht durch seine eigenen heftigen Sturm- und Drangbewegungen, indem er den Kopf hin und her wirft, sich vorwärts und rückwärts schleudert, und mit den Armen und Beinen heftig arbeitet, der Abgetriebenheit dieses Kleppers zu Hülfe zu kommen, richtet aber nichts aus, sondern geräth blos in eine arge Täuschung über dessen Kräfte und Bewegungen. Daß er im Orient, im heißen Afrika, in Wüsten herumreitet, stellt weder Roß noch Reiter höher, so wenig als es für die Poesie ausmacht, ob einer von Wüsten oder Alpen, von Palmen oder Eichen, vom Westwind oder Samum, vom Sultan oder König spricht. In der Poesie ist freilich das Was nicht gleichgültig, aber das Wie bleibt die Hauptsache, und die bloße Angabe von landschaftlichen Gegenständen und äußeren menschlichen Situationen ist nicht dichterisch, sondern diese Dinge werden es erst, wenn sie zur Verkörperung einer poetischen Idee dienen, und mit ihr so verschmolzen worden sind, daß sie als Hülle derselben erscheinen. Die wenigen Verse, wo bei Herrn Freiligrath von menschlichen Gefühlen die Rede ist, geben nichts

Neues und Besonderes, weder Kräftiges noch Zartes, und verdienen keine Aufmerksamkeit, welche nur dem Eigenthümlichen gebührt, nämlich wenn dieses sich als ein Schönes erweist. Nach eigenthümlichem Tone und nach eigenthümlichen Bildern wenigstens hat auch Herr Freiligrath gestrebt, und hat einiges Gezwungene, ja Absurde gefunden. Wenn er z. B. eine Wolke ein Nadelkißen nennt, so muß ihn diese Absurdität viele Mühe gekostet haben, und er hätte sie eben so gut oder vielmehr schlecht einen Malterſack nennen können, welcher wenigstens noch an die durch die Wolken beförderten Früchte der Erde erinnert hätte, oder einen Wollsack, aus dessen Wasserflocken der Erde grünes Kleid gesponnen wird.

Wahrlich, wenn Herrn Lenau's Lerche-Singrakete in dies Nadelkißen führe und sich darein spießte, es könnte eine unauslöschliche Lache im Olymp erwecken. Solcher Kraft gelingen dann auch Vorstellungen, wie die vom Husarenpferd, unter dem das beinerne Pflaster des Schlachtfelds dröhnt, deßen Fugen Blut und Hirn als Mörtel dienen, und welchem als Funkensaat die letzten Gedanken der Sterbenden entsprühn und dem Husarenpferd sengend um Schenkel und Flanken glühn, die dasselbe theils wimmernd, theils fluchend verklagen, doch das Husarenpferd trägt schnaubend besagte Gedanken fort im Hufhaar. Wie grausig erhaben! Mit diesen von dem Hufhaar eines schnaubenden Husarengauls fortgetragenen Gedanken Sterbender, mit diesem durch Blut und Hirn zusammengemörtelten beinernen Pflaster und seiner Funkensaat kann und darf nichts verglichen werden, denn es ist einzig und unvergleichlich. Doch möchte man neben so grausig Erhabenem das süßtändelnd Erhabene des Prachtstücks von der Rache der Blumen nennen dürfen, wo die Blumen eines Straußes in dem Zimmer einer Jungfrau sich aufmachen, ihren Blumennamen und Formen gemäß, und als Blumengeister an besagter Jungfrau so lange morden, bis sie, o weh! mausetodt daliegt. Dieses Stück in einer Agathonischen Tragödie als Chorembolimon mit dieses Tragikers weicher Musik eingeschoben, würde gewiß auch die Athener hingerißen, und selbst

einen Ariſtophanes mit dem Weichen und Tändelnden ausgeſöhnt haben. Doch laßen wir dieſe Todte ruhen. Referent weiß zwar nicht, aus welcher kritiſchen Barbierſtube die Seifenblaſe von Herrn Freiligrath's poetiſcher Herrlichkeit in die Luft geblaſen und für ein glänzendes Meteor ausgegeben worden iſt, kann aber kaum glauben, daß eine Verbreitung dieſer Verſe ohne beſonderes Cliquengetriebſche leicht geweſen wäre, ſo ſehr auch der Sinn für Poeſie geſunken iſt. Doch bemerkt Referent zum Schluß recht gerne, daß er zwei Stücke in dieſer Sammlung gefunden hat, welche eine poetiſche Geſtaltung ihres Stoffes haben, nämlich das Gedicht auf Platen und das auf Grabbe, wiewohl auch beſonders in letzterem manches Ungehörige ſich findet.

Lyriſche Poeſie.

Gar wenig taugt mir ein Geſang
Wo nicht der Klang von Herzen dringt,
Und nicht von Herzen dringt der Klang,
Wenn das nicht reine Liebe hegt.
Bernart von Ventadour.

Sie richten ihre Meinung, wie der Wind
Des Rufes bläſt, und ohne ſelbſt zu ſehen,
Für Kunſt und für Vernunft vorſätzlich blind.
Dante: Fegfeuer.

Da ſchon ſeit einiger Zeit Sammlungen lyriſcher Gedichte ſich in Maſſen häufen, ſo könnte dieſes dem äußeren Anſchein nach auf die Vermuthung führen, es ſei gegenwärtig eine geſegnete Blüthezeit der Poeſie, welche Vermuthung aber ſchnell als irrig ſich erweiſen muß, ſobald man den jetzigen lyriſchen Segen einiger Betrachtung unterzieht. Ernſtlicher Erwägung bezeugt ſogar dieſes poetiſche Getreibe das Unvermögen der gegenwärtigen Epoche zur Poeſie, weil es den meiſten dieſer Gedichte an jeder Spur von Eigenthümlichkeit fehlt, und ſie vielmehr zumeiſt im günſtigen Fall nur ſchwache Nachklänge vorhandener guter Gedichte der früheren Epoche ſind. Ueber irgend eine Empfindung Reflexionen anſtellen, durch einige Anſtrengung des Nachdenkens leidliche oder unpaßende Bilder auftreiben, und beides in gereimten oder ungereimten, jambiſchen oder trochäiſchen Zeilen darſtellen in der Sprache, welche gute Dichter zu allgemeiner Geltung gebracht und jeglichem leicht zugänglich gemacht haben, iſt eine ſo äußerſt leichte Sache, daß es Tauſenden und aber Tauſenden gelingen kann, ohne daß dadurch auch nur ein geringer Anflug von wirklicher Poeſie beurkundet würde. Die meiſten dieſer Gedichteſchreiber reden in entlehnter Form über Empfindungen, Situationen und Betrachtungen, ſtellen ſie aber nicht dar und bieten ſomit unſerer Phantaſie nichts Anſchauliches,

weil sie selbst nichts durch die Phantasie erschaffen, welche den Dingen Gestalt verleiht und wahres Leben, sondern in vager Allgemeinheit bei Reim, Bild und mehr oder minder schwacher Rhetorik stehen bleiben. Eine erhitzte oder affectirte Ausdrucksweise soll gewöhnlich den formlosen Reflexionen und willkürlichen Situationen den Stempel der Poesie aufdrücken und ihnen die Weihe geben, aber die Sprache selbst ist mitunter abschreckend, weil man so oft eine richtige Handhabung derselben vermißt und sieht, wie der Reim diese Stümper regiert. Ja sogar der Grammatik wird Gewalt angethan, und was die rhetorische Wortstellung betrifft, so scheint es, daß die Meisten weder etwas davon wißen, noch ein Gefühl dafür haben, so daß in sprachlicher Hinsicht ein großer Theil dieser schlottrigen Lyrik erbärmlich ist, auffallenden Mangel an Sprachbildung zeigt und für ihren Theil unsere zu hoher Bildung gelangte Sprache verderben hilft, neben einer oft durch bildungslose aber mit dem Firniß der Afterbildung gleißende, der deutschen Sprache unmächtige Leute gehandhabten Journalistik. Daß trotz der Unbedeutendheit und der sie begleitenden lächerlichen Anmaßung dieses fade, forçirte, unbeholfene Gedudel angehört wird, kann nicht befremden; denn so gut sich ein Publikum für Mozart und Raphael findet, eben so gut findet sich auch eins für einen Dudelsack und für Nürnberger Bilderbogen, und da es an neuen großen Erscheinungen in der Poesie ganz gebricht, welche ihre Wirkung weit verbreiten könnten, so ist aller Raum gestattet, wo kleine Geister in Cliquen vereinigt nach Geltung ringen können, und wo selbst der, welcher so monoton und klanglos singt, wie ein eingeschlafenes Bein, vom Cliquenjournal ausgeposaunt, als großer Dichter Platz nimmt. So sehen wir statt Musenpriester, Schaaren von rauschaffectirenden, schöpfungsunfähigen Gallen, deren huldigendes Schwärmen die große Göttermutter ob seiner inneren Nüchternheit streng zurückweist. Doch sind an dem jetzigen poetischen Getriebe nicht allein die Zeitverhältnisse und die momentane Mode Schuld, sondern es wirkte allerdings auch der Erfolg, welcher Uhland's herrlichem Talent zu Theil ward, ver-

lockend, und die Gunst, welche Rückert und Chamisso als wirkliche und ächte Dichter fanden, ermunternd. Auch trägt die Kritik einen Theil der Schuld durch Schweigen und Reden, und die durch Reden verübte ist hauptsächlich dem nunmehr abgestandenen Literaten Herrn Menzel zuzuschreiben. Als Cotta diesen als Portier vor die Thüre des Justizpalastes der Unsterblichkeit stellte, arbeitete er, weil er gehört hatte, daß der Mensch Haare auf den Zähnen haben müsse, an der Beförderung der Schnurrbärte, und war eifrig bemüht die flaumansetzende Jugend zu seiner Ansicht zu werben, zu welchem Zweck er besonders die Damen, welchen die Natur die Anlagen für seinen hohen Zweck versagt hat, lächerlich zu machen suchte, und die hauptumlockten Achäerhelden der Literatur als Zopfträger verschrie, welche die köstliche Gabe des Haars an der unrechten Stelle trügen. Daher vermehrten sich denn bei der Jugend die Schnurrbärte und mit ihnen der Drang zur Lyrik, welche bei manchem nur in diesem Lippenhaar ihren Sitz hat, wie bei Simson die Stärke im Haupthaar, und mit dem Abrasiren desselben verschwinden würde. Ließe sich mancher Jüngling, welchem im Drange seines Herzens ein Liebesliedchen erträglich gelingt, überzeugen, daß überhaupt die Jugend vieler Menschen ein Garten ist, in welchem wohl die Mandelblüthe des Liebesliedes zum Aufbruch kommt, daß aber darum die Hesperidenfrucht, welche heißere Sonne fodert, nicht gerade in dem nämlichen Garten gedeiht, so wenig als die stolze Palme, dann würden wir sicher viel weniger lyrische Armseligkeiten haben. Die am wenigsten Unerträglichen dieser vielen Lyriker sind übrigens sicherlich die, welche die Sprache und den Reim für sich dichten laßen, ohne selbst hineinzupfuschen und sich zu forçiren, wodurch wenigstens eine matte und langweilige Gleichheit ihres uninteressanten Vortrags weniger unangenehm berührt, als das peinliche Gesichterschneiden und die abgeschmackten Bocksprünge der andern. Unter den Erscheinungen dieser letzten Epoche haben manche besondere Gunst gefunden, weßhalb jetzt über einige ein paar Worte folgen mögen.

Gedichte von Gustav Pfizer.

Stuttgart, bei Neff, 1831.

(Dessen **Neue Sammlung.** Ebendas. 1835.)

Das Hauptelement dieser Dichtungen besteht in sittlichen Betrachtungen, diese im weiteren Sinne genommen, nämlich in Betrachtungen über das eigene Streben und Wollen, über das menschliche Loos und die Bestimmung des Menschen, besonders auch über die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes vermischt mit peinlichen Zweifeln an derselben, daneben etwas Sentimentalität, Liebe, Gelegenheitswitz und Spielerei. In der ersten Sammlung ist dies Alles in ziemlich breiter Rhetorik vorgetragen, aber so angestrengt und verworren, daß man es nicht ohne Pein und Mühsal durchlesen kann, weil Herr Pfizer das, was er sagen wollte, nur gar selten mit hinlänglich geeigneten Worten anschaulich vorträgt. Seine einzelnen philosophischen Betrachtungen runden sich nicht zu einem Gedichte ab, widersprechen sich in ihrem Verlauf und verwirren sich zur Unklarheit, werden auch durch die angebrachten Bilder und poetischen Ausdrücke schielend und zuweilen in sich zerstört. Wie wenig seine Phantasie eine ergriffene Idee festhalten und rein zu einer vollen Form zu gestalten vermag, zeigt die häufige Subjectivität, welche sich überall mit ihren Reflexionen in die Situation oder Empfindung eindrängt, wie z. B. in dem Gedichte: Guido's Tod (Seite 242), die Betrachtung über die Klänge, welche noch obendrein spielend, witzelnd, affectirt, sogar zum Theil falsch, sicherlich aber langweilig ist. Ebenso legt der Dichter (Seite 282) in dem Gedicht: Heidenthum, der Jungfrau einen Blick in die Zukunft bei, welchen sie nicht haben konnte, weil man die Götter ewig dachte. Diese Subjectivität drängt sich selbst in die Bilder ein und verdirbt sie, z. B. wenn er von dem Geist sagt: „Selig ruhend, wie die Sonne träumend oft am Mittag steht, Sinnend wo sie aufgegangen,

wo ihr Lauf zu Ende geht?" Mag die Sonne um Mittag träumend ſtill zu ſtehen ſcheinen, ſo iſt bei ihrem uns beſtimmt erſcheinenden Auf- und Untergange das ihr geliehene Traumobject nur ein unpaßend einſchreitendes, ſubjectives Vorgeben des Dichters, welches bei ihm aus calculirender Reflexion, nicht aber aus Anſchauung oder Empfindung ſtammt. Ueberhaupt zeigt ſich bei ihm, wie bei den meiſten ſeiner jetzigen Lyrikgenoßen, ein ſchlechtes Handhaben der Bilder, welche doch ſo ſehr gehäuft werden, und das Beſte bei der Sache thun ſollen. Viele dieſer Bilder ſind weder aus Anſchauung entſprungen, noch empfunden, ſondern mühſam ausgeſonnen und manchmal an den Haaren herbeigezogen, und weil das Bild oft die ſonſt ganz und gar mangelnde poetiſche Form erſetzen ſoll, ſo wird es auseinander gefaſert und dadurch matt und langweilig, ja in manchem Falle unwahr, weil nun Einzelnheiten hervortreten, welche mit der Sache, worauf es angewendet wird, nicht mehr im Einklang ſtehen, während wahre Dichter angeſchaute und empfundene Bilder, nur raſche Lichtblitze auf ihre poetiſchen Formen werfen und ſie magiſch beleuchten laßen, wodurch die Phantaſie in Thätigkeit verſetzt wird, ohne daß die proſaiſche Reflexion zu Hülfe gerufen und dadurch der poetiſche Zauber zerſtört würde. Seite 317 vergleicht Herr Pfizer Perſepolis mit einem Schiff im Sande, das ſich immer tiefer wühle in den Grund, „Und ſteinerner nur wird der Steine Mund." Ein ſteinernes Gebäude, welches in derſelben Strophe bewegungslos ſtehend genannt, ſich als Schiff einwühlen laßen, liegt außer der menſchlichen Anſchauung, und den Vergleich hat das mühſelige Denken mit dunſtiger Stubenluft erzeugt. Seite 21 heißt es: die Kinder könnten nicht berichten was ſie im Mutterſchooß beim Grubenlichte der heiligen Mutter Natur geſehen. Ein Grubenlicht im dunkeln Mutterſchooß gehört wohl in das Gebiet des vollkommenen Aberwitzes. Seite 292 werden Leib und Geiſt mit der Glocke und ihrem Klange verglichen. Wer einmal dies Bild gewählt hat, müßte, um nicht die Anſchauung auf den Kopf zu ſtellen, den Leib mit der Glocke vergleichen, den Geiſt mit dem

Klange derſelben, aber bei Herrn Pfizer iſt der Geiſt lächerlicherweiſe das Erz, und der Leib ſein Klang. Seite 19. „Wo oft das rothe Blut der Traube Noch wilder als der Fluß geſchäumt.“ Kein Menſch kann einen Becher wild ſchäumen ſehen, ihn aber gar wilder als einen Fluß ſchäumen geſehen zu haben, iſt ein unwahres, windbeuteliges Vorgeben. Seite 124 wühlt Herr Pfizer im Schutte der in dunkle Nacht zerfloßenen Flammenfluth ſeiner ehemaligen Liebesglut mit ſeinem Stabe, wie mit Noth gerettete Abgebrannte ſich mit Härmen beim kühlen Morgenroth am heißen Qualm wärmen. Vielleicht kommt es noch ſo weit, daß man beim Rauch melancholiſcher Liebesgluten Schinken räuchert. In dem Gedicht Pſyche (Seite 5) heißt es: die Schmetterlingspuppe reiche näher an der Todten als an der Lebenden Gebiet, und die innere Glut, welche den daraus geſchlüpften Schmetterling oder vielmehr die Liebe deſſelben entzünde, entziehe der Erde ihren Raub, in ſich verglühe ſie und man finde an keiner Stätte ihren Staub. Dieſe verunglückte Bilderrhetorik begreife wer es kann, es wird es aber keiner können. Seite 265 wühlt der Geiſt des Herrn Pfizer durch die Empyreen hinunter, gleich dem Adler, der die heiße Bruſt im Schneegebirge kühlt, und wird dann (wenn er ſich in den Empyreen gekühlt an dem dortigen Schnee) wieder hinaufgetragen wie der Falke; goldbeſprengt, hängt er buhlend um die letzten Strahlen in des Abends Purpur. Solcher lächerliche Jargon verfehlt gewiß nicht, auf gebildete Nähmädchen und Köchinnen einen begeiſternden Eindruck zu machen. Seite 247 heißt es von einem, welcher auf Trübſinnige wirkt: „Ihre flüchtigen Gedanken, Die wie ſchwache Halme wanken, Sammelt er zu goldnem Bund.“ Alſo ſchneidet er ſie ab und macht eine goldne Garbe daraus, wobei man nur die Scheune zum Unterbringen vermißt. Weiter heißt es: „Finſtre Herzen aufzuhellen Schickt er kundge Schlachtgeſellen Nieder in den tiefen Grund.“ Alſo giebt es Schlachtgeſellen, welche nicht Bergbau treiben, ſondern bloß aufhellen, und jene Herzen waren ein leerer Schacht, worin nichts zu fördern war. Zu ſolchen falſchen und affectirten Bildern geſellen ſich in reichem

Maaße die, aus angestrengter Reflexion und geschmacklosem Haschen nach Redeschminke entsprungene Affectation überschwänglicher Zartheit und Bedeutsamkeit. Seite 18 findet die Trauer in Düften, die Thräne in Rosen ein Grab. Seite 30 hebt sich einem in Deutschland das Morgenroth vom Archipel, und derselbe in Deutschland zu Schmerzen Geborene trägt in Italien schon den Himmel unter dem Herzen, obgleich er noch nicht dort ist, und auch die Sache nicht mit Sicherheit wißen kann. Auch heißt es daselbst von Italien: „Wo bei der stillen Woche Todesklagen In Luft und Wehmuth will das Herz verzagen." Gehört denn die Charwoche und das durch sie erregte Gefühl Italien als etwas Eigenthümliches an, gleich seinem Himmel, seiner Wärme, seinen Südfrüchten? Ist etwa in Italien eine größere lebendigere Andacht zu Hause als anderswo? Das alles nicht, — aber wenn man nach Bedeutsamem hascht, ohne durch wahres Gefühl geleitet zu sein, dann muß oft Ungehöriges die Stelle des Rechten vertreten. Seite 265 heißt es: „Höchster Wahrheit Stempel trägt nur, was ein Kind noch nicht begreift," und dieser prosaische Gedanke, welcher in einem Gedichte keine Bedeutsamkeit haben kann, soll den Satz, daß der sterblich eingeschränkte Menschensinn das höchste Ahnen nicht faßen könne, bedeutsam erhärten, als reiften wir aus Kindern auf Erden zu Männern im Himmel, welcher Gang der Reise gar nicht in unsern Vorstellungen von Unsterblichkeit liegt. Vielleicht liegt aber in solchen prosaischen Gedanken durch die Stellung, welche sie einnehmen, etwas Poetisches, was Referent nicht einsieht, denn Herr Pfizer behauptet von sich, etwas räthselhaft zu sein, und sagt in dieser Beziehung: „O Thoren, die an meinen Nüßen Versuchen ihrer Zähne Macht! Könnt sie ja schlucken unzerbißen, So wie ich sie euch eingemacht." Referent hat jedoch so wenig etwas Eingemachtes als etwas Ausgemachtes in diesen Gedichten entdecken können, wiewohl er als ein Freund eingemachter Nüße sehr darin herumgespürt hat. Oder ist es vielleicht eine eingemachte Nuß, wenn er sagt, er habe unter vielen Rosen in einem Garten keine

gesehen, die in reifer Milde gleich fern von Kindheit wie von Alter geblüht, und aus Blumen das Gesetz des Lebens gelesen, daß das Schönste nie lebe, und daß die vollendeten Gebilde nur im Gemüthe begegnen.

Schiller sagte: Freiheit ist nur in dem Reich der Träume und das Schöne blüht nur im Gesang. Die letzte Hälfte dieses Spruchs hat Herr Pfizer in einen falschen Wortschwall eingemacht; denn es giebt Rosen in Menge von der Art, wie er sie nicht gesehen zu haben behauptet, wahrscheinlich weil er nicht darnach geblickt hat, wie es denn überhaupt irdisches Schönes in der Natur und dem Thierreich, jedes in seiner Art bis zur Vollkommenheit in Menge giebt, und nicht minder schöne, ja allerschönste Menschen, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts; anders aber ist es, wenn man die Blumen aus dem Spiele läßt und von der idealen Schönheit spricht, wie Schiller gethan, welcher sie neben die ideale Freiheit gestellt hat. So auch ist Herrn Pfizer (Seite 26) die Beschreibung der in der Liebe verlaßenen Männer als Bienen, welche stechen, und der in der Liebe verlaßenen stilltrauernden Mädchen als Bienen, welche still die köstlichsten Schätze im Lindenflor sammeln, übel gediehen, da man bei einem stilltrauernden Mädchen nicht an eine Wachs und Honig sammelnde Biene denkt, welche übrigens, wenn man sie berührt, sticht, sie müßte es denn dieser Dichtung zu Gefallen unterlaßen. Seite 338 ist eine der lächerlichsten Beschreibungen des Weins zu lesen, welche je über diesen Gegenstand vorgekommen sind, und eine Vergleichung mit Novalis schönem Liede, wozu sie auffodert, läßt wohl auch dem schwachen Auge ihre Unangemeßenheit klar werden. Daß Herr Pfizer Alarich's Grab besang, nachdem Platen das Grab im Busento gedichtet hatte, zeigt, wie wenig ihm der Umfang seiner Kräfte bekannt sei. Ja in dem Gedicht: el sospiro del Moro (Seite 173 flg.) steht Herr Pfizer an Energie der Beschreibung und Kraft der Rührung weit hinter dem Eindruck zurück, welchen Washington Irving's prosaische Darstellung macht. Man ist wirklich froh, wenn man in dieser Samm-

lung einmal auf ein einfaches unmühseliges Gedicht stößt, wie Seite 116 der Brief, und Seite 136 das Sonett.

Die zweite Sammlung beurkundet einen Fortschritt in der Darstellung und liest sich weit leichter, wiewohl auch sie viel Mangelhaftes und nur manches Leidliche, aber nichts Ausgezeichnetes darbietet. Seite 11 sinkt der an Aeolsharfen gelähmte Sturm ins Meer der Wehmuth, und auf derselben Seite sagt er, es sei ihm, als würden die Leuchten von des Himmels Dom gerißen und schwämmen mit den Regengüßen als schwarze Kohlen in dem Strom. Seite 12 verhüllt sich der Himmel in Trotz und Thränen. Das ist alles nichtige, forçirte Reflexion, wie auch Seite 153, wo das Erz der Weisheit klang und aus purpurrothen Bechern sprang, und Seite 22 wo das Herz mit sehnsuchtsbleichen Kerzen harret. Seite 16 ist die Erde bei nahendem Frühling wie ein Kind, das still liegt und die Aermchen nicht regen mag, bei deßen Blicken das Kind in dem Innern des Herrn Pfizer sich regt. Der Vergleich der Erde mit einem Kinde ist eine zu arge Kinderei, und das Kind im Innern des Herrn Pfizer gar zu lächerlich, vielleicht aus Streben nach einer epigrammatischen Spitze entstanden, denn auch darnach trachtet Herr Pfizer zuweilen, freilich nicht in dem Maaße, wie manche Andere, deren Liedersammlungen trotz aller Stumpfheit doch wahre Igel voll epigrammatischer Stacheln sind. Seite 298 zwingt Herr Pfizer Polen zu einem Vergleich mit Tithonos, was ihm gewiß schwere Mühe gemacht hat, aber ganz unglücklich ausgefallen ist. Hätte Herr Pfizer seine Gedichte größtentheils so einfach, natürlich und mit einem Hauch von Phantasie beseelt zu schaffen verstanden, wie Seite 13: „Am kürzesten Tag," Seite 157: „Der Wirthshaustisch," Seite 250: „Almansor," so würde seine Leistung einsichtsvollere Freunde haben, als es jetzt der Fall seyn kann, denn z. B. die Todesbotschaft (Seite 246) kann keine Billigung finden, da sie leider geradezu sinnlos ist. Seite 215: „der verschüttete Bergknappe," dreht sich hauptsächlich um die Rede der Braut, welche aber für sie nicht paßt, sondern womit Herr Pfizer ganz subjectiv ein-

trit. Hätte er Seite 132 flgg.: „die Tafelrunde," zuſammengedrängt und energiſch geſtaltet, ſo hätte es ein gutes Gedicht werden können, und er hätte für eine gelungene Darſtellung an Uhland's herrlichem Gedichte, König Karl's Meerfahrt, ein Vorbild gehabt, welches ihn hätte richtig leiten können. Das Gedicht „Meleager" (Seite 168) iſt ſo ſeicht, daß es bei ſolchem Stoff Verwunderung erregen muß; denn nicht wenn Althäa und Meleager beſchrieben werden ohne ſich genügend auszuſprechen, läßt ſich ohne die vollendetſte Kunſt ein anſprechendes Gedicht aus dieſem gewaltigen Stoffe machen, welches leichter zu erreichen iſt dadurch, daß Althäa den Schmerz über die Brüder ausſpricht, ihn ſteigernd bis zur wahnſinnigen Verwirrung, weil der, den ihre Bruſt geſäugt, ihr das herbſte Weh bereitet, ſo daß ſie das Schickſalsholz ergreift und wie eine Erinnye rachetrunken den eigenen Sohn vernichtet; und ſoll Meleager großartig erſcheinen, ſo muß er irgend ein großartiges Wort über ſeinen Untergang ausſprechen, weil das Sterben eines Helden nur großartig erſcheint durch die Geſinnung in welcher, oder den Zweck, wofür er ſtirbt. Hier iſt es aber Herrn Pfizer ergangen, wie ſo vielen unſerer jetzigen Poeten, welche ſtatt ſchöpferiſch aus einem ſcheinbaren Nichts durch einen göttlichen Hauch ein ſchönes Etwas zu machen, umgekehrt aus dem Etwas ein Nichts machen und noch viele vergebliche Worte dazu. Nähme ſich Herr Pfizer recht zuſammen und traute nicht allen Worten, Reimen, Bildern und Gedanken, welche ihm in den Sinn kommen, ſo würde er bei ſeinem in ſittlichen und ernſten Gedanken und Empfindungen begründeten Streben eher ein Dauerndes erreichen, als bei dem jetzigen Sich-gehen-laßen. Auch ſollte er mehr auf der Erde, deren Schönheit uns erfreuen darf, ſich umſehen und Kraft von ihr empfangen, als gar zu viel gen Himmel ſchauen, denn blickt ſein Auge auch oft begeiſtert hinauf, ſo hat er doch auch nicht ſelten die peinliche Miene eines, der in die Höhe blickt, weil er nieſen möchte und nicht kann.

Gedichte von Nicolaus Lenau.

(Deßen Gedichte. Dritte Auflage. 8. Stuttgart, bei Cotta, 1837. 367 S.)

Nun will ich in ein dunkles Haus eingehn,
Wo ich weder Feuer noch Licht kann sehn.
Altdänische Ballade: Klein Christel und Herr Buris.

Her Lenau sucht vorzüglich düstere, melancholische, wilde Stimmungen und Situationen zur Darstellung zu bringen, gewöhnlich aber geschieht es, während er mit Sturmes Gewalt schaurige phantastische Wolkengebilde an dem Himmel der Phantasie hinzujagen vermeint, daß er ihn mit einem langweiligen, weinerlichen, grauen Landregen überzieht, in welchem er dasitzt und seine Leyer spielt. Mit dem benannten Streben ist das andere verbunden, Gefühl und Einbildungskraft durch die kühnsten Bilder anzuregen und gewaltsam aufzustacheln; weil dieselben aber mühsam gemacht sind und das Brandmal schwerer Arbeit an der Stirne tragen, so kann ihre Wirkung auf die Unmündigen nur bedeutend, auf die Mündigen nur langweilig seyn, wobei es nicht immer bleibt, da sie zuweilen so eigenthümlich unschicklich und unpaßend sind, daß sie zum Lachen anregen. So heißt es, der Mensch wühle im Wüstensand des Lebens eine Bahn, die Spuren im Staub aber freße wie ein Geier der Sturm auf. Ein leere Räume auffreßender Sturm ist allerdings kühn, aber auch lächerlich. Seite 68 nimmt die Erde ihr Söhnlein, den Lenz, in den Arm, da greift er ihr in den Busen und zieht Veilchen und Rosen aus dem Versteck. Wenn man auch dem Söhnlein ob seiner Jugend die Unanständigkeit, einer Dame in das Busenversteck zu greifen, verzeiht, so bleibt es doch wenigstens etwas lächerlich. Derselbe Lenz schleudert seine Singraketen, die Lerchen, in die Luft, doch wird nicht gesagt, ob sie auch oben zerplatzen. Die Rakete saust pfeilschnell in die Luft und zerplatzt, die Lerche steigt langsam und schwebt singend in derselben, weßhalb

nur eine verzweifelte Bilderjagd den lächerlichen Vergleich zwischen ihnen anstellen kann. Auf der folgenden Seite treibt es die Lerche langsamer, da klettert sie an ihren bunten Liedern in die Luft, und wir wollen sie auf dieser schönen Leiter klettern laßen. Seite 82 blüht auf dem Kuß der Wolke die Blumenfreude, und um der Wolke Neigung flehend müht sich der Berg, sie mit seinen Felsenarmen zu umfangen, er trinkt dann die erquickungsreiche tief in seinen heißen Busen, und was an schönen Blüthen in ihm schlief, blüht auf, — und das nennt Herr Lenau ein treues Bild der Liebe, der Vermählung. Außerdem ist es aber auch, und zwar noch weit gewißer, ein Beweis von Unfähigkeit im Ausdruck und Mangel an Anschauung und ein Muster von Abgeschmacktheit. Doch laßen wir es daran genug seyn und betrachten die Kraft seiner Sentimentalität. Seite 182 fg. sagt Herr Lenau von den Blumen auf der Heidelberger Ruine: „Kann mein Herz vor Groll nicht hüten, Kalt und roh sind diese Blüthen, Ueber ihrer Schwestern Leichen, Die der rauhe Nord erschlug, Nehmen sie den Freudenzug, Gibt der Lenz sein Siegeszeichen." Diese Sentimentalität ist eine gemachte, wie unsere gegenwärtige Lyrik fast durchgehends es ist. Denn wenn man Blumen sieht, fällt einem die gedrechselte Phrase von ihrer Rohheit und den Leichen ihrer vorjährigen, vom rauhen Nord erschlagenen Schwestern nicht ein, welcher Bösewicht ohnedies die allerwenigsten Blumen erschlägt. Eben so gemacht und aller natürlichen Empfindung zuwider ist die grimmig-sentimentale Phrase, es winke die Heidelberger Ruine, als der Zeit steinern stilles Hohngelächter voll Bitterkeit auf Frohe und Trübe und Kühne. Heißt es ferner Philomele verstehe diese Ruine und klage, daß durch die Blüthe eine kalte Todesmiene schaue, so ist auch dies nur eine kalte öde Stubenreflexion, und eine von den bei diesen Lyrikern häufig vorkommenden Parodien auf wahre Sentimentalität. Mit Vergnügen dagegen genießt man einen sentimentalen Zug, welcher schön in der Situation begründet ist, in dem Gedicht der „Postillon" (Seite 194), wo der Postillon anhält auf dem Grabe seines Kameraden, deßen Leib-

lied bläst, und dann weiter fährt. Hier ergibt sich ungezwungen der Gegensatz des Wanderns, wozu das Posthorn lockt, und der ewigen Ruhe, und es erweckt derselbe eine sentimentale Stimmung, welche alle gedrechselte Phrasen der Welt nicht hervorzurufen vermögen. Was die von Herrn Lenau gewählten Stoffe betrifft, so hat er sich bemüht, die gewöhnlichen, schon viel behandelten durch Situationen in einem neuen Lichte erscheinen zu laßen, und scheinbar neue durch Effectscenen herbeizuschaffen. Dennoch ist bei einem fließenden Vortrag und manchem ganz artigen Gedanken nichts Neues, Genügendes gefördert worden, weil Effecte und Situationen nicht hinreichen, einen Gedanken neu erscheinen zu laßen, wenn er nicht in der Phantasie wiedergeboren und mit dem heißen Herzblut einer vom göttlichen Hauche des Genius angewehten Individualität genährt ist. Daran aber, nämlich an der urkräftigen Unmittelbarkeit der Phantasie, gebricht es diesen Gedichten durchaus, und manches derselben trägt die Spur, bloß um einen Gedanken oder ein Bild unterzubringen, gemacht worden zu seyn, und es rundet sich nicht eine wahre, warm durchdrungene Empfindung harmonisch ab, welche des Lesers Empfindung anregen und der erregten zu einem genügenden Anlehnungspunkt dienen kann. In vielen Gedichten ist Herr Lenau weit hinter dem geblieben, was dieselben Empfindungen und Gedanken bereits in beßerer Darstellung enthält, und diese können daher gar nicht in Betracht kommen. Ein und das andere Gedicht hätte vielleicht vorzüglich werden können, wenn Herr Lenau es verstanden hätte, den Stoff energischer zu bewältigen und zusammenzufaßen, wie z. B. der Romanzenkranz von Klara Hebert, welcher wirklich einen guten Ansatz zur poetischen Gestaltung hat, aber durch zu viele Worte und forçirte kalte Bilder, welche störend wirken, indem sie einem mit ihrem gemachten Wesen und ihrer frostigen Prätention abstoßend entgegen treten, nicht zur vollkommenen Darstellung gelangt. Könnte hier der Raum für eine Nachweisung des Gesagten gestattet werden, so würde eine solche ergeben, daß wenigstens die Hälfte der Worte, woraus dieser

Romanzenkranz besteht, hätte wegbleiben müßen, um die Wirkung, welche der Stoff und seine Gestaltung haben können, nicht zu stören. Noch weitschweifiger und verfehlter ist der triviale Stoff der Marionetten, welcher einem Leihbibliothekenromane zu überlaßen gewesen wäre, behandelt, und durch die Anstrengung und Prätention eine gemeine Verführungsgeschichte mit Schwärmereien und Liebe und Düsterkeiten und bitterem Ingrimm und Wahnsinn zu würzen, widerlich langweilig geworden. Wie sehr daher auch Herr Lenau wünschen mag, ein lyrischer Dichter zu seyn, so hat unsere Lyrik durch seine Gedichte weder einen Fortschritt gemacht, noch einen andern als einen materiellen Zuwachs erhalten, und wird einen solchen durch ihn nicht erhalten, so lange es ihm nicht gelingt, aus der Allgemeinheit seiner Rede und Darstellung zum Besondern fortzuschreiten und seine Empfindungen mit dem Gepräge der Phantasie objectiv hinzustellen.

Schutt von Anastasius Grün.

Zweite Auflage. 8. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1836.

Dessen **Gedichte**. Dritte Auflage. 8. 1841. 386 S.

> Es ist nimmer so arg ein Schalk, hat er ein paar rothe Hosen,
> Wie er kommt nach Deutschland, nennt er sich eine Rose.
> Altdänische Ballade: Gut Dänisch.

Da der Schutt des Herrn Anastasius Grün schon die zweite Auflage erlangt hat, die Gedichte aber bereits schon zum dritten Mal erschienen sind, so müßen diese Sachen eine günstige Aufnahme gefunden haben, welche Referent ganz natürlich findet, da sie Eigenschaften haben, welche vielen Lesern und Leserinnen für poetisch und schön gelten, indem sie, unempfänglich für das wahre Wesen der Poesie, diese in Worten, Phrasen und Bildern suchen und finden. Herr Grün hascht sehr nach effectvollen Situationen, und wendet diese dann nach allen Seiten, um so viele Worte als möglich anzu-

bringen und schöne ansprechende Gegenstände zu nennen und sie als Bilder zu gebrauchen, mag dies auch zu einer Spielerei und Tändelei führen, welche nicht selten läppisch wird, und einen an echter Poesie herangebildeten Geschmack als kindisches Wesen und süßliche innerlich hohle Phrasenmacherei abstoßen muß. Die Ursache davon ist, außer seinem Mangel an Geschmack für wahre Poesie und an Erkennung derselben, der Mangel einer lebenskräftigen, energischen Phantasie, welche eine Idee zu ihrer Form ausbilden könnte. Seine Gedichte sind daher meist formlose Ideenembryonen in einen rauschenden, glitzernden Flitterstaat von poetischen Puppenkleidchen gehüllt und mit Rosensträußchen von oben bis unten besteckt, denn ohne Rosen geht es bei Herrn Grün nicht ab, und er ist auf diese Blume so versessen, daß er sogar ganz gegen die Gewohnheit der Menschen eine alte Frau mit schneeweißem Haar eine Rose nennt. Man kann Herrn Grün in der That einen wahren Rosen-Döbler nennen, denn wie dieser Taschenspieler sehr artig ein Sträußchen, und dann wieder eins producirt, so geht es Herrn Grün mit den Rosen, welche er allen lebendigen und unlebendigen Dingen zuwirft, umhängt, ansteckt und nachwirft, wobei ihm nur das eine fehlt, sie in Frauenaugen wachsen zu laßen, wie der Sophist Philostratus gethan. Nächst den Rosen liebt er sehr den Waßerdemantstaub, welcher nur das Unangenehme hat, daß er trocken ist. Betrachten wir an ein paar der ersten besten Gedichte die Kraft seiner Dichtung und den Geschmack desjenigen Theils des Publicums, welches dieselbe genießt. Schutt Seite 103 flg. greift er nach der Lava von Pompeji, in welche der Busen einer Frau eingedrückt ist, und preißt die Schönheit dieser Frau, welche er im Garten wandeln sieht, da heißt es denn: „Es hält Akanth und Bux als Wacht von Zwergen — In Haft Viol' und Ros' im grünen Erker; — Ihr Mieder doch mag als Gefangne bergen — Zwei schönre Röslein wohl in seinem Kerker, — Ich seh' als Silberschaft den Springquell steigen — Und ihn als Schnee millionenflockig fallen, — Gleich einer Trauerweid' aus Silberzweigen, — Doch schöner, weißer

ihren Busen wallen!" ꝛc. Wie entzückend muß eine solche Beschreibung — und in diesem Tone pflegt Herr Grün zu beschreiben — für viele Menschen seyn, denn in acht Versen wird Niemand leicht mehr bilderreiches Wortgepränge zusammenzwängen, als hier geschehen, wo Akanth und Bux eine Wacht von Zwergen sind, welche den grünen Erker, den sie selbst bilden, bewachen, wie Knaben zuweilen in ihren Spielen Pferde vorstellen und sich dabei als Reiter derselben ermunternd und anspornend geriren. Nimmt man dazu den Silberschaft, der millionenflockigen Schnee producirt und eine Silberzweigtrauerweide vorstellt und von einem Frauenbusen an Weiße übertroffen wird, so muß das hinreichend wirken. Es wirkte auch auf den Geist des Vesuv, er ward verliebt, und schickte seinen Mohrensclaven, eine schwarze Wolke, das Haus der Dame mit einem Schleier von Staub und Asche zu verhüllen, und diesem Kuppler schickte er seinen Sclavenvogt, den Sturm nach, der ihn mit Feuerruthen zur Eile peitscht, und in seinen schwarzen, krausen Haaren zaust. Der Herr tobt dann selbst die Bergestreppe herab im Purpurmantel glühender Laven und der Vesuv hält ihm als Page den Saum der Schleppe, welche seinem Arm in einem riesigen Bogen entfällt; dann hetzt ihn die Liebeshitze so, daß ihm aus der Feuerkrone Diamanten, flammenhelle Blitze, Granaten, glühende Felsen taumelnd fallen. In dieser Weise geht es fort; daß diese aber nicht die rechte sey, möchte wohl jedem Unbefangenen einleuchten, weil sie in nichts weiter besteht, als einem alles Maaß überschreitenden witzelnden Verstandesspiel, in einer wahren Bildercrêmepeitscherei. Das, was mäßig gebraucht und nicht ins Allzukleine ausgemalt ein Schmuck der poetischen Gedanken seyn sollte, was oft nur in kurzer Andeutung der Phantasie eine Anregung geben könnte, wird bei diesem Verfahren Hauptsache, über welchem diese verloren geht; denn wenn es nun weiter heißt von dem Lavabusen: die Schönheit habe nicht Rosen gleich im Kuß der Winde verwehen, sondern noch Enkelsöhne entzücken sollen, drum solle der Lavabusen als schöngeformte Lampe glanzstrahlend der Jahrtausende

Tempelhallen erhellen und voll des heiligen Oels der Liebe quellen, er solle ferner als runde Opferschale der Liebe ewigen Nektar kredenzen, draus sich Jahrtausende berauschen, und deren Rand die spätesten Rosen kränzen werden, so ist dieser Gedanke, auf welchen jene Bilder hinsteuern, und der selbst nur in Bildern lebt, in gar nichts begründet, als in einer forcirten Fiction, nicht aber in einer natürlichen Empfindung, welche vielmehr in einem Contrast mit jener, aus erhitzter, willkürlichspielender Verstandesthätigkeit hervorgegangenen Fiction steht. Solche Verstandesträndeleien eignen sich am wenigsten für Gegenstände, welche Theile schwerer Geschicke sind und unsere Phantasie und unser Mitgefühl ernst ansprechen.

Kein Mensch in natürlicher Stimmung verfällt bei dem Anblick einer Lava, in welche der Busen eines Weibes von Pompeji eingedrückt ist, auf die Witzelei, es sei dies Weib die schönste Frau Pompeji's gewesen, und der Vesuv habe aus Liebe zu ihr Feuer gespieen und sie vernichtet als glühender Liebhaber im Lavamantel, sondern ein ernstes Wehmuthsgefühl ist das natürliche, und die Phantasie betrachtet das frühere Leben und sein Verschwinden. Wäre nun aber dieser witzelnde Ton eine Erfindung des Herrn Grün, so könnte man annehmen, die Freude an einer neuen Erfindung habe ihn zu dem Uebermaaße, woran seine Poesie leidet, gebracht; dieses ist aber nicht der Fall, sondern es ist eine bekannte Sache, welche schon vielfach vorgekommen ist, und selbst mit großen Tugenden vereinigt, wie bei Calderon, Störung verursacht, und bei Jean Paul nur durch den so häufig damit verknüpften komischen Humor manchmal günstig wirkend, manchmal auch nur gerade erträglich wirkt, ohne daß man den Geschmack, welcher es zuweilen nicht gut findet, zu tadeln ein Recht hätte. Man betrachte ein zweites Beispiel Seite 27: Phantasie eines Gefangenen über den Kerkermeister. Der Gedanke, daß ein Menschenantlitz zu sehen für den unglücklichen Gefangenen ein hoher Trost sei, und wäre es das des Kerkermeisters, ist einer von denen, welche mit wahrem Gefühl behandelt, rührend und ergreifend wirken können, doch erheischt er

Einfachheit in Darstellung, weil sonst seine Innigkeit und Sentimentalität verloren gehen, und er ohne diese nichts mehr ist. Herr Grün, der wie viele seiner Mitpoeten sein Heil in Gegensätzen sucht, hat durch diese und seine Bilderwuth den schönen Gedanken zum Theil lächerlich gemacht, zum Theil langweilig, und ohne eine Spur von Gefühlswärme gähnt es einen als kaltes mühsames Machwerk an.

In den Gedichten zeigt sich Herr Grün eben so wie in dem Schutt; glatte Sprache, Bilderjagd, forcirte Gegensätze, Haschen nach Effect sind auch hier die Hauptsache; von Phantasie, welche eine Idee zu wahrem Leben fördert, und von warmem Gefühl finden sich dagegen wenig Spuren. Außer den gewöhnlichen Gedanken, welche meist schon weit besser von andern behandelt worden sind, findet sich nicht eine neue Idee, welche aus natürlicher Empfindung hervorgegangen wäre, sondern was neu scheint, ist auf Ueberraschung berechnete Witzspielerei, z. B. China in Italien, wo Italien eine Aloe heißt, welche, um Bild auf Bild zu pfropfen, hinwieder ein Mandarin genannt wird. Die zuweilen auftauchende Theilnahme an Völkerschicksalen, und die Anspielungen auf Freiheit und Tyrannei würden eine Wirkung hervorbringen, wenn sie nicht gewöhnlich getändelt, gewitzelt und ohne Wärme wären, ihr Scheindasein von Bildern fristend. Wenn z. B., als alle ihre Heimath leben lassen, der Venetianer sagt: „Mein Vaterland du bist nur Waßer und Stein, Einst glomm der Freiheit Sonne, Da lebt' und sprach der Stein, Und tönte, wie Memnonssäule Ins Morgenroth hinein. Da wogte glühend das Waßer Mit Purpur gürtend die Welt Und Regenbogen schleudernd Hinauf ins Himmelszelt!" So kann kein Venetianer sprechen und überhaupt kein Mensch, an dessen Herz der Gram um ein verlorenes Vaterland nagt. Ein solcher spielt nicht mit weltumgürtendem Purpur und mit zum Himmel geschleuderten Regenbogen, da ihn die ernste Empfindung nicht zu brillanten Wortgaukeleien kommen läßt, mit welchen Herr Grün statt des Venetianers eintrit und ihn fälschlich derselben beschuldigt.

Selbst mit dem lieben Gott muß Herr Grün tändeln, und so läßt er ihn in dem, Legende betitelten, Gedicht dasitzen, läßt ein himmlisches Gedicht in seinem Gemüthe emporklingen, und ihn seine Schöpferfreuden auf Pergament schreiben; weil es ihm aber, wie manchem Dichter, nicht gelingt, des Herzen warmen Schlag treu zu berichten, so zerriß er das Gedicht, und die Stücke bildeten einen Blüthenregen. Daß Gott in kindlich naiven Dichtungen menschlich dargestellt werden könne, ist außer allem Zweifel; aber Gott als Dichter, welcher sich nicht aussprechen kann, wie er will, und seine Gedichte wieder zerreißt, ist weder naiv noch erträglich, sondern bloß abgeschmackt und höchstens noch lächerlich. Sobald man solche Dichtungen mit wahrer Poesie vergleicht, trit ihre Nichtigkeit wohl auch für manchen, dem sie ohne Vergleichung nicht sehr auffällt, hervor, z. B. die verkehrte Venetianerphrase verglichen mit Platen's altem Gondolier, oder dem Sonett: Venedig liegt nur noch im Land der Träume, oder dem Sonett: Es scheint ein langes ew'ges Ach zu wohnen, welche drei Gedichte freilich schwerer wiegen, als sämmtliche Gedichte von einem halben Dutzend unserer neuen Lyriker, da sie von wahrer poetischer Phantasie und dem Herzschlag tiefer Empfindung erschaffen sind. Daß Herr Grün seiner Lyrik nicht die nöthige Objectivität zu geben vermag, zeigt aber auch, daß er, wie mancher seiner Mitpoeten, sich nicht in die Situation oder Empfindung, welche er zum Gegenstand gewählt hat, ganz versenken und vermittelst seiner Phantasie in ihr leben kann. So legt er z. B. in dem Gedicht der Deserteur, diesem Worte in den Mund, welche für einen einfachen Schützen nicht paßen, welcher in der letzten Stunde zu seiner Mutter gar nicht sprechen kann, wie ihn Herr Grün sprechen läßt. Nicht dem Schützen, sondern Herrn Grün gehören die humoristischen Betrachtungen über Fahne, Trommel, Uniform, Wachestehen, und daß der Schütze gar sage, beim Tode wolle er der Geliebten und der alten Mutter Namen auf den Lippen tragen, wie der blühendsten Rosen zwei, wird Herr Grün Niemand glauben machen, nein der Redende ist eine Zusammen-

setzung von einem Viertel Schützen und drei Viertel Herr Grün, und das ist keine gute, wenigstens keine poetische Zusammensetzung. Sogar in den kleinen Gedichtchen, welche nur dann gelten können, wenn ein sinnreicher Gedanke klar aus ihnen spricht oder eine zarte Empfindung in ihnen pulsirt, wie es deren so manche besonders unter Rückert's Gedichten giebt, sogar in solchen kleinen Gedichtchen weiß Herr Grün, der einige wenige gegeben hat, wie es scheint, nicht ohne leere Tändelei fertig werden zu können. So in den als Einleitung zum Friedhofskranze dienenden acht Versen, welche den Titel Kränze führen. Starke Gegensätze, wozu diese neuen Lyriker so oft ihre Zuflucht nehmen, wie schlechte Köchinnen für ihre faden Suppen zur Muscatnuß, müßen, und zwar zwei an der Zahl, das Gedichtchen bilden, nämlich: mancher Brautkranz sproßte aus des Kirchhofs Mutterschooß, drum lispelt er noch im Haar der Braut vom Grab; dann: mancher Todtenkranz entkeimte lustig-blüh'nder Gartenflur: drum am Haupt der Leiche säuselt er von Lenz und Garten nur. Zu Brautkränzen nimmt Niemand Blumen von einem Kirchhof, aus einem ganz natürlichen Gefühl; und sollte jemals, was aber schwer zu beweisen seyn würde, ein solcher eingeschmuggelt worden sein, so kann nur gerade von diesem in irgend einem paßenden Zusammenhange die Rede seyn. Da nun diese Kirchhofsblumenkränze der Bräute nichts als eine zum Behuf des Gegensatzes kalt ausgesonnene Fiction sind, so fällt die ganze hohle Tändelei zusammen und erscheint als Wortgeklingel. Auch am Haupt des Todten säuselt kein Kranz von Lenz und Garten, sondern erweckt bei natürlichen Menschen statt dieser Witzspielerei eine wirkliche wehmüthige Empfindung. Auch als Freiheitsdichter hat sich Herr Grün gezeigt, und es hat sich das Geklatsch erhoben, ein goldner Schlüßel habe den wohlsingenden Eumolpidenmund geschloßen. Da Referent in Herrn Grün keinen Danaer erblickt, so kann er nicht sagen: timeo Danaos et dona ferentes, und übergeht dieses aus etlichen Gründen gänzlich. Wem der Proteus der Poesie weißagen soll, der muß so lange mit ihm ringen, bis

er in seiner eigensten Gestalt auftrit, was aber Herr Grün nicht gethan und darum seine rechte Kunde nicht empfangen hat. Nicht glänzende Worte lösen den Bann, in welchem Empfindungen und Situationen beschloßen sind, sondern daß man ihren wahren Namen ausspreche, denn er allein besitzt die Zauberkraft, aber ihn weiß nur das Herz, das ihn der Phantasie in der Stunde der Weihe nennt, sonst jedoch fest verschweigt.

Gedichte von J. Ch. Freiherrn von Zedlitz.

(Deßen Gedichte. Stuttgart, bei Cotta, 1832.)

Diese Gedichte haben vor denen der vorhergenannten Dichter den Vorzug der größeren und angemeßneren Einfachheit in der Darstellung, wodurch sie natürlicher und wahrer zu unserem Gefühle sprechen, als falsche Schminke es zulaßen würde. Bei weitem das vorzüglichste dieser Gedichte ist die nächtliche Heerschau, welches als ein wirklich in der Phantasie empfangenes Bild kräftig, wahr und anschaulich nach allen Seiten abgerundet ist und mit sicherem Takte frei gehalten von allem falschen Schmucke. Nicht das gleiche Lob kann man den 134 Canzonen, welche den Namen Todtenkränze führen, zusprechen, wiewohl sie manches schöne und manches edle Wort enthalten, mit Gefühl ausgesprochen und von Lichtblitzen der Phantasie umspielt, welche einen ernsten Hintergrund erhellen, vor welchem sich bedeutende Gestalten vergangener Tage bewegen und uns Mahnung geben über Menschenstreben und Menschenschicksal, über unsers Herzens Gierden und seine Täuschungen; aber auch Mahnung über ein Heiliges, welches über allen Gaukeleien und Täuschungen und Zweifeln thront, und deßen Lichtschimmer die irdische Nacht zur Dämmerung bricht, welche das sehnende Herz den ewigen Glanz ahnen läßt, nach welchem alle

Herzen ſchlagen. Die Ausführung entſpricht jedoch nicht der Anlage des Ganzen und ihrem Zwecke zu voller Genüge, wozu, wenn auch in geringerem Grade, die mangelhafte Ausprägung des Schemen, welcher den Dichter zu den Gräbern führt, und ſich den Geiſt des Grabes nennt, beiträgt. Allegoriſche Figuren bedürfen, da ſie nur ein Spiel der Phantaſie ſind, durchaus einer beſtimmt gezeichneten Phyſiognomie, denn unſere Phantaſie ſtrebt, alles, was ſich ihr naht, betrachtend zu erfaßen, und fühlt ſich von dem Geſtaltloſen geneckt und widerlich berührt. Der Geiſt des Grabes, als eine ſonſt unbekannte allegoriſche Figur, welcher der Dichter rieſenhafte Glieder zuſchreibt, bedurfte darum einer beſtimmten Schilderung der Form, zu welcher wenige Worte genügt hätten, deren Ermangelung nicht ganz ohne Störung iſt. Weſentlicher aber iſt die Dehnung und Wortfülle, welche in dieſen Canzonen, zum Theil durch die Form derſelben hervorgerufen, herrſchen. Da eine jede dieſer Canzonen 13 Verſe enthält, welche ganz gut in einander gekettet ſind, ſo hat ſie nicht Raum genug, einen Gegenſtand ganz aufzunehmen, weßhalb Vertheilung des jedesmaligen Stoffs in mehrere Canzonen nöthig ward; und da ihr Bau von der Art iſt, daß er immer nur die Entwicklung eines Gedankens zuläßt, ſo ſind die Betrachtungen mitunter in einen Wortlurus aufgeſchoßen, welcher ihrer Energie ſchadet, und es hat dabei die Sentimentalität, welche über dem Ganzen ſchwebt und welche es immerhin mit dem ſanften Thaue der Wehmuth hätte verklären mögen, dieſe Canzonen mit allzuüppigen Ranken umwuchert. Außerdem ſteht die Schilderung des zu Betrachtenden nicht im Gleichgewicht mit den Betrachtungen ſelbſt, und es drängt ſich das Subjective über Gebühr hervor. Hätte der Dichter die Terzine gewählt und ſich ihrer in dem Grade bemächtigt, wie Chamiſſo, ſo würde vielleicht ein, wenn auch kleineres, aber energiſcheres und bedeutenderes Gedicht gelungen ſeyn, da dieſe Form der Beſchreibung ſowohl als der ernſten Betrachtung ſich vortrefflich fügt, wie das große Vorbild der göttlichen Komödie zeigt. Die 24 Canzonen, welche als Fragment gegeben ſind und den Titel

führen: das Kreuz in Hellas, sind veranlaßt durch den Kampf der Griechen gegen ihre Eroberer und Dränger, um zur Hülfe für die in schwerem Kampfe Ringenden aufzurufen. Die Sprache derselben ist warm und eindringlich, die Gedanken, welche sich oft zu einer größeren politischen Ansicht erheben und auf wahren Menschenwerth und wahre Herrscherpflicht gerichtet sind, stammen aus edlem lebendigen Gefühle und sprechen zum Gefühle, doch geht ihnen durch ihre Form und die dadurch bedingte Darstellung die Eigenthümlichkeit des Einzelliedes ab, und mithin auch deßen Wirkung. Auch außer diesen Canzonen spricht Herr von Zedlitz für Menschenwürde im Staat und für Freiheit, ohne dabei durch eine übertreibende Sprache kund zu geben, daß er dies aus poetischer Eitelkeit thue, und diese Gedanken nur affectire. An kleinen, tändelnd witzigen Gedichten und Spielen des Gefühls sind einige artige Sächelchen in dieser Sammlung, und es findet sich auch manches herzliche Liebeswort und manches zarte sowohl als ernste Wort gefühlvoller und gerührter Stimmung, wie z. B. die Dorfkirche, die Reise, das Wiedersehn, wacher Traum u. a. m. Dagegen findet sich auch eine Anzahl von Gedichten, welche auf keinem wahren Gefühle beruhen, sondern aus einer erkünstelten Stimmung hervorgegangen sind und darum das Gepräge des Erzwungenen tragen, wie z. B. der arme Sänger. Diese Dichtung lautet: es fährt ein König in seiner Pracht im Schiff, mit ihm ein armer Sänger, der nur seine Zither und einen Schleier von seinem Liebchen hat. Sturm erhebt sich, wobei der Sänger ruhig bleibt, weil die heilige Poesie und die allmächtige Liebe im Busen nie sterben, und als der Nachen untergeht, ziehen Mantel und Krone den König nieder, aber den Sänger trägt ein Delphin davon und des Liebchens Schleier wölbt sich zum Segel, und ein Waßerweg ebnet sich indem es aus den Fluthen tönt: ja, heil'ge Poesie Und die allmächtige Liebe im Busen sterben nie. Darauf folgt noch die Bemerkung, daß wenn auch der Sänger gestorben sey, seine Lieder auf andern Lippen forttönen, und daß dann die von ihm im Gesange verherrlichte Geliebte fortlebe. Hier

sollen König und Sänger einen Gegensatz bilden und des Sängers Herrlichkeit hervorgehoben werden, aber das Erzwungene der Situation und die Kälte und Leere des ganzen Gedichts zeigen, daß die Phantasie keinen Antheil daran hat. In der Noth konnte der König Krone und Mantel abwerfen, und diese sind darum nicht sein Verderben, wie ja auch alle andere im Nachen umkommen, nur der Musikliebende Delphin den Sänger rettet, wobei das Segel in des Liebchens Schleier bestehend gar zu windig und frostig ist, da er zu nichts dienen konnte, als die allmächtige Liebe in diesem Gedichte anzubringen, die ihn aber nicht rettet, da es allein der Delphin thut, und der Schleier, da er schwerlich ein Erbstück von Leukothea her war, es nicht hätte thun können. Nimmt man diese falsche und süßliche Zugabe weg, so bleibt die Herrlichkeit des Sängers als des durch den Delphin aus den Fluthen Geretteten, und diesen Gedanken hat A. W. Schlegel anschaulich und hübsch abgerundet im Arion dargestellt, womit das Gedicht des Herrn von Zedlitz gar nicht verglichen werden kann. Betrachten wir ein anderes Gedicht, der Ferge betitelt. Ein Fährmann steht im Nachen und als ein Jäger überfahren will, sagt er: „Stell' heut dein Jagen ein! Muß harren an dieser Stelle, O Jäger mein Kann heut nicht Dein Fährmann seyn!" Dann kommt ein Pilger und erhält einen ähnlichen Bescheid, nun aber kommt eine Jungfrau und springt dem Fährmann an die Brust, da rauscht ein Küßen und Kosen u. s. w. und sie hatten sich in Wonne umwunden und die Ufer sind alsbald verschwunden, ob sie aber über den Fluß gekommen oder ins Meer geschwommen die Himmelentzückten, davon gab uns Niemand Kunde. Aber sagt Herr von Zedlitz wie auch die Reise sich wende, Nur rasch in den Kahn hinein! Wie immer die Fahrt sich ende, Wenn nur bei Zwei'n Liebe will Fährmann sein! — Um diesen Satz anzubringen ist die Situation erfunden, aber gewiß unglücklich, denn daß ein Fährmann, welcher seine Geliebte erwartet, um mit ihr überzufahren, andere abweist, mag angehen, daß aber die Fahrt mit ihr über einen Fluß, über welchen

zu setzen nicht als gefährlich angegeben ist, etwas so Gewagtes sei, um die Nutzanwendung zu rechtfertigen, läßt sich nicht behaupten, wohl aber daß das Ganze höchst erzwungen und völlig hohl sey, was sich auch in dem süßlichen Tone kund giebt. In dem Gedicht: der fremde Buhle, erzählt Herr von Zedlitz, es habe ein Mädchen im Mondschein an der Thüre gestanden, da sey ein schöner Ritter zu ihr gekommen, und habe ihr so lange geschmeichelt, bis sie ihn eingelassen, worauf sie, als sie ihm in ihrer Kammer ins Antlitz geschaut, ein Todtenschädel mit hohlen Augen angegrinst. Die Folge sey gewesen, daß sie nun schon im dritten Jahr im Wahnsinn liege und nie habe erfahren können, wer ihr Buhle gewesen. Mit solch unbedeutendem kleinlichen Spuk sollte man uns billig nunmehr verschonen, da er unsere Lyrik nicht fördert, welche bereits Schauerliches in energischer Darstellung besitzt, eine Leonore, Braut von Korinth, einen Erlkönig, Olaf, König Odo u. a. m. Selbst mit A. W. Schlegel's Fortunat verglichen ist dieses Gedicht unscheinbar und matt, wie ein flüchtiger, fratzenhafter Schatten. Abgedroschen und matt sind auch die drei zusammengehörenden Gedichte, der Gefangene, der Bote, die Erwartung. Im ersten sitzt ein Ritter gefangen, seufzt und wacht, dann greift er in die Saiten und singt einsam in die Nacht, im zweiten schickt sein geliebtes Fräulein ihm durch eine Taube ein Blatt mit Nachricht, im dritten bleibt die Taube aus, und der Ritter denkt sie könne geschoßen oder gefangen seyn, oder das Liebchen könne gestorben seyn, oder die Taube könne einem andern die Botschaft des Fräulein bringen, welcher Gedanke ihn veranlaßt zu sagen: „Dann stürzt zusammen, Mauern Und decket mein Gebein! Dann nimm in deine Wogen Mich auf, du alter Rhein!“ Fürwahr eine sehr wohlfeile Erfindung über ein altes Thema, deßen mattherzige Ausführung kaum zu bedauern ist. Solche Gedichte gehen nicht aus wahrer Empfindung hervor, sondern aus einem Haschen nach Poesie, dem aber das Erreichen nicht vergönnt ist. Hätte der Dichter immer bei allen Gegenständen beherzigt, was er selbst den Liebessängern in dem Gedichte, welches

Guter Rath überschrieben ist, zuruft: „Liebessänger euch zu nennen, Lernt vor allem Andern lieben! Denn kein Lied läßt sich erzwingen, Noch der Gott im Busen binden;“ hätte er dies immer beherzigt, so hätte er manches dieser Gedichte nicht geschrieben oder den schwachen Versuch wenigstens nicht drucken laßen, da wir ein bedauerliches Uebermaaß an schwachen lyrischen Gedichten haben. Daß wer die Poesie ausübt, sie so ausübe, daß jeder Gedanke, jedes Gefühl seiner Natur gemäß behandelt sey, und daß selbst jede Spielerei sich als wahr, d. h. als wirklich empfunden und im Geiste angeschaut, erweise, ist keine zu strenge Forderung.

So wird z. B. das „Erloschene Liebe“ betitelte Gedicht nicht auf eine besondere Vorzüglichkeit Anspruch machen können, aber der Freund der Poesie wird es gerne gelten laßen, weil es eine wahre Empfindung mit dem Tone der Wahrheit ausspricht, und der Witz der Reflexion, welcher hinein verwebt ist, als der solchen Stimmungen angehörende sich ergiebt. Der Liebende bittet die untreu gewordene Geliebte, wenigstens ihre Hand nicht kalt vor ihm zurückzuziehen, und ihn wenigstens weiter träumen zu laßen, er wolle ja den Druck ihrer Hand nicht mehr als Liebe deuten, sondern was geschieden sey, möge geschieden bleiben, aber da sie ihm den Frieden genommen, möge sie ihm immerhin die Hand laßen. Gegen diesen zarten sentimentalen Gedanken in einfacher und schöner Ausführung stechen die oben erwähnten Gedichte gewaltig ab und wären beßer weggeblieben, wie auch das Gedicht vom deutschen Lied, welches vom fränkischen Lied und welschen Sang als leichter und unbefriedigender Poesie spricht und das deutsche Lied gewaltig erhebt, dabei aber den Mund über Gebühr voll nimmt und gewaltig donnert, braust, schäumt, und das alles bei einem kalten Temperamente. Ueberhaupt hat Herr von Zedlitz, wiewohl er mehr wahres Gefühl und mehr Anschauungskraft der Phantasie bewährt als mancher seiner jetzigen Mitpoeten und auch manchen derselben durch angemeßenere und edlere Diction übertrifft, sich nicht genug vor der Allgemeinheit und Oberflächlichkeit der poetischen Gedanken und

Ausdrücke gehütet (es möge ohne besondere Auswahl dieß das Gedicht: Abendphantasie bezeugen), welche jedem bei einiger Uebung zu Gebote stehen, weil diese Gedanken und ihr Ausdruck längst Gemeingut geworden sind. Hätte Herr von Zedlitz sich zu einer bestimmten Eigenthümlichkeit durchgerungen, so würde er bei seiner würdigen Denkart und seiner schönen Gefühlsweise, welche in der Sentimalität nicht in das Läppische und Affectirte ausartet, uns wahrscheinlich manch schönes Gedicht von bestimmtem Gepräge geliefert haben, das einzige Verfahren, womit gegenwärtig ein Lyriker noch etwas ausrichten kann, weil das bloße allgemeine Phrasenmachen und Reimen längst erschöpft ist, wenn es auch im Uebermaaß vorkommt.

Ein Mährchen. Gedicht von R. F. Prutz.

(Deßen Mährchen. 8. Leipzig, bei Wigand, 1841. 67 S.)

Von Eichenlaub ein Zopf gleicht all den andern Zöpfen;
Ein armer deutscher Tropf zählt mit den andern Tröpfen.

Dieses lyrische oder Leyer-Mährchen eines heroischen Jünglings mit einem citronengelben Sangesschnabel hat die deutsche Freiheit zum Gegenstand, und heißt mit Recht ein Mährchen. In der Darstellung hat es dieser junge Mensch noch nicht weit gebracht; denn wiewohl er es sich gefallen läßt, daß die Sprache für ihn dichtet, wie es bei so vielen unserer Dichterlinge der Fall ist, so hat er doch bis jetzt dem Ausdruck noch nicht so viele Aufmerksamkeit gewidmet, als derselbe zu sicherer Handhabung erheischt. Aber abgesehen davon berechtigt dieses Mährchen zu schönen Erwartungen, denn wenn dieser junge Poet schon jetzt die Backen so gewaltig aufbläst, so ist es nicht zu kühn, von ihm zu hoffen, er werde, wenn er einmal vollständig ausgewachsen seyn wird, ein sturmbrausender Blasebalg der Freiheit werden, ein Bolz auf dem Tellsbogen des

Patriotismus, Tod bringend allen Tyrannenherzen, ein an der Schenke der Freiheit auszusteckendes grünes Tannenreis, welches unwiderstehlich anlocken wird. Ja, wenn einst dem Volk ein Moses kommt und dieser Poet lebt dann noch, so kann er in deßen Hand der Stab werden, welcher aus dem Vaterlandsfels den Quell schlägt, die dürre Wüste tränkend, daß in ihr in üppiger Lust der famose Kirmesbaum in die Höhe schießt, welcher stolz auf die von der Knechtschaft gereinigte Heimath herabblicken wird. Vielleicht, ja höchst wahrscheinlich erwächst Deutschland in diesem heroischen Jüngling der Leinweber der Freiheitsmütze, welche nothwendig den babylonischen Thurm zieren muß, an dem die Hegelinge mit ihrer Handlangerschaft, der deutschen literarischen Straßenjugend, so eifrig bauen, daß wenn ihnen der Mörtel ausgeht, sie sich des Koths bedienen. Sollte die Freiheitsmütze früher fertig werden als der Thurm, so kann man sie einstweilen auf das Straßburger Münster mit gütiger Erlaubniß der Franzosen stecken, wo der gallische Hahn vorläufig drin nisten und uns ein Dutzend schöner Basiliskeneier hineinlegen kann. Sollten aber nicht alle Erwartungen, welche Referent von diesem bereits so herrlich aufgeblähten Genius hegt, in Erfüllung gehen, so dürfen wir doch wohl, als das wenigste von ihm, eine Prutztrutznachtigall der Freiheit, des Fortschritts und des Patriotismus erwarten. Seine Kühnheit bürgt dafür, denn er hat sich sogar für seine Nebenstunden eine der kühnsten und schwersten Arbeiten ausgewählt, indem er sich während derselben vor den Lenzvogel, den hartköpfigen, monotonen, unverbeßerlich scheinenden Kukkuk der jungdeutschen Lyrik hinstellt, und die Drehorgel unverdroßen leiert, um ihm Proch'sche, eigentlich nur für Gimpel componirte Melodien beizubringen. — Doch vom Mährchen muß Referent berichten, welches keine Wahrheit enthaltend in Wahrheit also lautet: Ein Jüngling reitet herum, und erblickt den Riesen Napoleon im Kampfe mit Zwergen, bis plötzlich eine neue Bradamante in einem etwas zerrißenen Linnenkittel ihn mit drei Streichen tödtet. Da regt sich nun der Rothfrack, der Engländer, und der russische Kalmüke, und sie meinen auch etwas bei der Sache gethan zu haben,

und die neue Bradamante steht etwas blöde und verlegen in Mitten des Gezänkes. Jetzt erscheint Polichinell, der Minister-Hofmann, und schmeichelt der Jungfrau, der siegreichen deutschen Freiheit und Volkskraft, und weiß sie zurück an den Hof des Königs, ihres Vaters, zu betrügen, indem er schwört, man werde sie fortan nicht mehr unter der bisherigen Vormundschaft halten, sondern ihr ein Leben nach ihren Wünschen gestatten. Als sie zu dem König, ihrem Vater, zurückeilt, kann ihr der Jüngling, welcher sich indeß in sie verliebt hat, nicht nach und verliert sich einstweilen, der König aber empfängt sie aufs freundlichste und bietet ihr alle Herrlichkeiten, welche ihr bescheidener Sinn, nur das Einfache wählend, verschmäht. Um sie recht kirre zu machen, küßt er das Kreuz und schwört ihr ebenfalls, sie fortan leben zu laßen, wie es Polichinell ihr zugeschworen. Weil ihm aber das Schwert voll Zauberkraft in ihrem Besitz bedenklich erscheint, so sucht er es ihr zu entlocken, und es gelingt ihm durch Gleißnerei und rührende Lügen, sie zum Tausch ihres Schwertes gegen ein andres zu bringen. Weil sie aber halb eingeschlafen ist, merkt sie nicht, daß man ihr ein mit Goldpapier überzogenes Schwert von Pappe hinlegt, und so hat sie denn der König, ihr Vater, „der Schlaue, der Gescheidte, zu deutsch vielleicht, der Schuft, der Böfewicht!“ überlistet, und versenkt das furchtbare Schwerdt in einen Brunnen. Beim Erwachen schreit die Jungfrau nach ihrer Waffe, wird, als sie nicht ruhig werden will, für krank erklärt, und zuletzt wird ihr der Maulkorb Censur angelegt, mit welchem sie stumm herumschweifen darf, wo denn der verliebte Jüngling sie wieder findet und sich ihr weiht. Zum Troste finden beide einen Stein, worauf geschrieben steht, daß sie auf Beßerung ihres Zustandes hoffen dürfen. — Politische Passivität vermochte bisher die Deutschen, ihre Gemüthstugenden der Bescheidenheit, Biederkeit u. s. w. etwas stark anzupreisen, und die Ursache mag die unangenehme Wirkung entschuldigen, wenn es über zu einer so stupiden Renommisterei in Deutschland kommen sollte, wie sie ein dummdreister Poetaster in diesem schalen Mährchen anstimmt, dann müßten wir dem Auslande als schamlose Narren

erſcheinen, und würden mit Recht verachtet. Zwerge, verdienſtloſe Zwerge wären die von Liſſabon bis Toulouſe mit dem Rieſen ringenden Engländer geweſen, Zwerge bei Waterloo? Zwerge wären die Ruſſen bei Borodino und in ſo vielen heißen Schlachten geweſen? Pfui der Schande über ſolche Ungezogenheiten! Den Brand von Moskau und ſeine welthiſtoriſchen Folgen wird jedoch keine Pöbelhaftigkeit deutſcher Knaben in der Weltgeſchichte erſticken, und alles Waßer der jungdeutſchen Lyrik nicht auslöſchen. Doch Referent eilt von dieſer Gemeinheit weg, um ein paar Worte über dieſes Mährchen als Dichtung zu ſagen. In dieſer Hinſicht erſcheint es als ein armſeliges Machwerk, ohne alle Kraft erfindender Phantaſie. Sollte der beabſichtigte ernſte Sinn durch die Hülle der Allegorie klar durchſcheinen und zur Wirkung gelangen, ſo hätte dieſe nicht albern ausgeſonnen ſeyn müßen, wie ſie es iſt. Eine Jungfrau, auch wenn ſie erwachſen iſt, gehört unter die Obhut ihrer Eltern, bis ſie der eines Gatten anvertraut iſt, wenigſtens in allen Ländern wo die Emancipation des Weibes nnd des Fleiſches nicht eingeführt iſt. Giebt der Vater ihr Wohnung, Kleidung und Nahrung aufs beſte, und will nur nicht, daß ſie ein Schwerdt führe und im Lande herumſtreiche, ſo erſcheint der Mann als vernünftig und die Jungfrau mit ihren Forderungen als albern, höchſtens werth der Liebe eines Jünglings, der ihr nicht einmal nachzureiten vermag, was doch ſelbſt der erbärmliche Troß, welcher ſie begleitet, zu leiſten im Stande iſt. Doch der unbegreifliche zerrißene Linnenkittel mag die Blöße dieſer lächerlich erfundenen Jungfrau zudecken. Die Darſtellung iſt Arioſto und Wieland nachgeäfft, weitſchweifig, unbeholfen und langweilig, und aller Kunſt des Erzählens baar. Entweder fehlen die Motive, welche die Wahrſcheinlichkeit des Erzählten gewähren, oder ſie ſind abgeſchmackt und ſinnlos, wie z. B. die Angabe des Königs, er wolle das Schwerdt der Jungfrau am Grabe ihrer Mutter aufhängen. Doch Referent ſchließt dieſe Anzeige, da es nicht erfreulich iſt, über ſolch formloſes politiſches Knabengekröhle zu ſchreiben.

Unpolitische Lieder von Hoffmann von Fallersleben.

(Deßen unpolitische Lieder. 2 Theile. 8. Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1840 und 1841.)

An Heiterkeit ein Loth, an Witz ein Quentchen,
An Eitelkeit ein Pfund! Welch' Musenfäntchen!
Landstreicherei und Vagabundenkittel,
Von Edu Seid beinah ein schwaches Drittel.

Auch du mein Brutus! Herr Hoffmann hat sich durch seine Forschungen im Gebiete der älteren deutschen Literatur und Sprache und besonders durch seine Nachspürung nach allem älteren Volksthümlichen im Liede nicht allein dankenswerthe Verdienste erworben, sondern sich auch selbst wesentlich für seine eigenen poetischen Bestrebungen genützt. Sein heiteres, harmloses, liebenswürdiges Gemüth mit einem leisen Anfluge des sanften Elegischen erhielt dadurch eine Nahrung, welche es vor den hohlen Reflexionen und dem peinlichdruckserigen Brüten so vieler unserer sogenannten Lyriker bewahrt hat. Sobald er sich dem Scherz und Spaß zuwendet, gelingt ihm manches Lied und zeigt, von wirklichem Lebensodem beseelt, eine eigenthümliche, höchst lustige, mitunter derb satyrische Physiognomie, und er spielt den Lemmelbruder und Bänkelsänger so vortrefflich, wie kein anderer zu dieser Frist. Aber im Sentimentalen hat er es zu keiner besondern Eigenthümlichkeit gebracht, und im Erhabenen und Ernsten, wann er einmal diese Saite anschlägt, bleibt er prosaisch und trivial, denn einen erhabenen Schwung der Phantasie, ein tief im Herzen loderndes poetisches Feuer besitzt er nicht, und seinem Auge ward kein tiefer Blick in die Welt und in die Abgründe des Menschengemüthes verliehen, so wenig als ein höherer historischer Sinn für die Weltgeschichte. Dies spricht Referent auch nicht im entferntesten als einen Tadel aus, sondern nur als Charakterisirung; denn wir sollen an einen Dichter keine

Anſprüche auf Richtungen machen, welche ſeinem Gemüthe fremd ſind, und das Schöne, was er in der ihm eigenen Richtung hervorbringt nicht geringer ſchätzen, weil es dieſer und nicht einer andern angehört, und der Tadel iſt dann erſt gerecht, wenn ein Dichter ſich in eine fremde Sphäre verirrt und ſchlechte Leiſtungen darbietet. So ſehr nun aber auch Referent dieſen Dichter im Scherz, Spaß, in der Lemmelbrüderei und Luſtigkeit anerkennt, ſo kann er doch nicht umhin, zu bemerken, daß derſelbe nicht genug beſorgt iſt, das Unbedeutende und Triviale fern zu halten, was gegenwärtig, wo die Trivialiſirer der Lyrik das ganze Land unter Waßer ſetzen, ſtrenge Pflicht für einen jeden ſeyn möchte, welchem es gelungen iſt, ſich einen beſtimmten Ton zu eigen zu machen und irgend einen Theil der Lyrik mit einiger Sicherheit zu handhaben. Dagegen muß es Referent nach ſeiner innigſten Ueberzeugung und mit wahrem Leidweſen tadeln, daß ſich dieſer ſanfte, heitere Dichter in die politiſche Fronde begeben, und ſo viele unpolitiſche Lieder geſchrieben hat, denn ungefähr ein Drittel derſelben iſt von trefflicher Laune beſeelt und gehört zu den beſten Scherzen und Satyren dieſer Art, welche wir haben, die übrigen aber ſind poetiſch unwerth, mitunter matt und, was das Schlimmſte iſt, unverſtändig. Ohnmächtiges Reizen, heftiges Fordern unerreichbarer Dinge und das Verkennen der wirklichen Verhältniße ſind die ſchlechteſten Förderer des Guten in den deutſchen politiſchen Verhältnißen, denn ſie führen nur zu Reactionen und Beſchränkungen, während ein die unüberſteiglichen Schranken klar und ſicher erkennendes und anerkennendes verſtändiges Streben und der Eitelkeit entſagendes beharrlich ausdauerndes Wirken bereits gar manches Gute hätte erreichen können. Wer die Gewalt vor ſich und kein ganzes Volk hinter ſich hat, wird durch unvorſichtige politiſche Thätigkeit allezeit weit eher die Zahl der Beſchränkungen vermehren als vermindern helfen. Glauben aber gar die neueſten politiſchen Poeten, ſie könnten etwas Gutes erzielen, ſo iſt es eine Täuſchung, welche von ihrem Verſtand ein ſchlechtes Zeugniß giebt, doch mag Aerger mit der lieben Eitelkeit den größten Theil

dieser Kindlein erzeugen; denn solche Lieder sind nicht unpolitisch, — wenn es auch der Staatsgewalt gegenüber nicht politisch ist, sie zu veröffentlichen, — weil sie schnell einen Dichternamen erwerben, welcher sonst vielleicht nicht so schnell und glänzend erworben würde. Von Seiten der Eitelkeit ist es daher sehr politisch, politische Lieder zu schreiben. Herr Hoffmann ist aber eines Beßern werth, als auf gleicher Linie mit einem kosmopolitischen Nachtwächter oder dem sich zu Zuckungen galvanisirenden Lebendigen und derartigen Menschenkindern zu stehen, denn wir finden in diesen zwei Bändchen der unpolitischen Lieder Gedichte, welche werth sind, länger zu dauern, als nur für den nächsten Tag. Zu diesen gehört z. B. Theil I. Seite 128: „Der Spittelleute Klagelied," worin im einfachsten und dennoch in einem höchst launigen Tone die Faullenzerei, welche zuletzt jede Bewegung verdrüßlich macht, und die kaum noch die Hand nach der Speise ausstrecken mag, dargestellt wird. Gerade zu derartigen Schilderungen hat Herr Hoffmann Geschick, weil sie dem heiter satirischen angehören. In demselben Theil (Seite 46) lesen wir ein Gedicht auf den deutschen Zollverein, worin der satyrische Gedanke ist, daß nicht vaterländische Begeisterung und Nationalgefühl die Deutschen vereinigt haben, welche doch allein es hätten thun sollen, sondern der kleinkrämerische Verkehr und Wochenmarkthandel. Die gereimte Aufzählung der Handelsartikel, welche so Großes bewerkstelligt, ist im höchsten Grad gelungen und an und für sich satirischer und lachenerregender, als jede noch so spitzige Bemerkung. Denn da marschiren in geschloßenen Reihen auf: Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken, Kühe, Käse, Krapp, Papier, Schinken, Scheeren, Stiefel, Wicken, Wolle, Seife, Garn und Bier; Pfefferkuchen, Lumpen, Trichter, Nüße, Tabak, Gläser, Flachs, Leder, Salz, Schmalz, Puppen, Lichter, Rettig, Rips, Raps, Schnaps, Lachs, Wachs, und diese Helden mit ihren Consorten vollbringen das große Werk der Verbrüderung und schlingen ihr edeles festes Band um die Nation. Von der derbsten Satire durchdrungen ist das Gedicht Hunde und Katzen (I. 28), worin die Adelsdiplome

verſpottet werden; aber die Anwendung des Flußes Po, durch welchen der Pudel ſchwimmt mit dem vom Papſt erhaltenen Diplom, und es, als er nach einem Braten ſchnappt, verliert, iſt zu geſucht, und die Urſache, weßhalb die Hunde ohne Adel geblieben ſind, zu willkürlich und unwahr erfunden, als daß man dies Gedicht genügend nennen könnte. Für die Satire reicht es nicht aus, daß eine Anſpielung lächerlich ſey, ſondern ſie muß ſich natürlich ergeben, weil alles Gezwungene wie die Poeſie überhaupt, ſo ganz beſonders die Satire froſtig macht. Ein artiger Witz dagegen herrſcht in dem Gedicht (I. 55): Statiſtiſche Glückſeligkeit, in welchem die Schilderung dieſer Herrlichkeit trefflich gelungen iſt in den Worten: „Hier zehn Schafe mehr geſchoren, Dort ein neues Lagerbier, Dort drei Ochſen mehr geboren, Und ein Drittel Seele hier.“ Vergleicht man mit ſo trefflicher Handhabung der Laune das Mißlingen des Ernſtes z. B. in dem Gedicht: die Abtrünnigen (I. 68), dann ſieht man, daß dies Feld ihm fremd iſt. In dieſem verunglückten Gedicht ſpricht das Waßer zum Eiſe, es ſolle mitkommen, dies aber dünkt ſich mehr zu ſeyn, als das Waßer und bleibt zurück; dann wendet ſich das Waßer an den Schnee am Himmel, welcher ſich eben ſo vornehm benimmt: die Anwendung auf die abtrünnigen Freunde, welche von Vaterland und Freiheit abgefallen, lautet dann: „Ihr, die ihr Eis und Schnee jetzt ſeyd, Und dünkt euch mehr als wir, O wartet nur, es kommt die Zeit, Und — Waßer ſeyd auch ihr.“ Nur ein trockenes, ödes Druckſen in einer ungünſtigen Stunde, wo die Seele ſtumpf und abgeſpannt zu keinem geſcheidten Gedanken fähig iſt, vermag ſo Unpaßendes zu produciren. Wem fällt bei Eis und Schnee ein, ſie könnten ſich vornehmer dünken, als Waßer? Gewiß keiner menſchlichen Phantaſie. Wer denkt ſich ferner den Schnee am Himmel als eine Wolke, an welche ſich das Waßer wenden könnte? Der Schnee erſcheint uns als fallende Flocke oder am Boden liegend, und nimmer denkt man ſich ihn ſtolz in der Höhe als willkürlich haftende Wolke. Wahrlich, ſolche mühſam herausgedrechſelte, aller natürlichen Anſchauung entbehren-

den Beziehungen gehören mit zu den erbärmlichsten Verirrungen in der Poesie, welche nur aus lebendiger Phantasie entsprungen, lebendig anregen kann. Mehrere Lieder klagen und spotten über die Studien des Alterthums in den Schulen sowohl als überhaupt, und insofern sich in diesem Felde Pedanten und mühsalbeladene Menschen finden, gleich wie in allen übrigen wißenschaftlichen Fächern, so wäre wohl eine Klage über diese Pedanten und eine Satire gegen sie einem lustigen Dichter nicht übel zu nehmen; aber die Klage und Satire im Allgemeinen ist eitel Philisterei und Thorheit, da der Vernünftige da lernt, wo das Rechte zu lernen ist, unbekümmert um nationalen Bauernstolz, welcher seine Kirchthurmspitze für das Höchste auf Erden ansieht. Sollte auch der Hippokrene für deutsche Magen nicht die gleiche Kraft inwohnen, wie einst für griechische, so macht sie doch wenigstens die Augen klar, und klare Augen möchten immerhin die Dinge beßer erkennen laßen, als man sie durch die von dem blauen Dunst der Deutschthümelei angelaufenen Brillen erblickt. Mancher meint freilich, eine deutsche Pferdeschwemme sey so gut wie der Roßquell, und schlürft das trübe Naß, dafür merkt man aber auch an den dramatischen und lyrischen Produktionen solcher Trinker die Quelle ihrer Begeisterung. Doch will Referent nicht bei diesem Kapitel verweilen, da es zu lang ist, um in einer Anzeige dieser unpolitischen Lieder abgehandelt werden zu können. Berühren wir statt deßen die politischen Ansichten, welche Herr Hoffmann sich auszusprechen gedrungen gefühlt hat, in wenigen Beispielen, bloß um sie nicht ganz zu übergehen. In dem Gedicht: Eliaswagen (II. 15) sagt er, um den bekannten Ausdruck vom fünften Rad am Wagen gegen Preußen zu benutzen: „Nein, ihr wagt nicht mal zu sagen, Und ihr habt's doch oft gedacht: Daß das fünfte Rad am Wagen, Ist Europas fünfte Macht. — Fünftes Rad, fürwahr, du solltest Ein Eliaswagen seyn! Fünfte Macht, wenn du es wolltest — Und Europa wäre dein!" Es ist schier betrübt, einen gutherzigen, wohlmeinenden Deutschen von so erfreulichen Geistesgaben wie

Herr Hoffmann, ſolchen wirthshäuslichen Philiſterunverſtand in Reimen vorbringen zu hören. Der eigentliche Arbiter Europas iſt bei der gegenwärtigen Lage der Dinge noch zur Zeit England, weil ſeine inſulariſche Lage und ſeine Staatsverfaßung ihm zu jeder europäiſchen Allianz völlig freie Hand laßen und ſeine große Macht ein entſcheidendes Gewicht für dieſen Augenblick in die Wagſchale legt. Aber auf dem Continent Preußen das fünfte Rad am Wagen zu nennen, iſt nicht allein unſinnig, ſondern auch undankbar und gemein für einen Deutſchen, und wie nun gar das fünfte Rad am Wagen, ſobald es nur wollte, Europa erwerben könnte, dies Geheimniß verſchweigt Herr Hoffmann, aber wahrſcheinlich lautet es, Preußen rufe die Freiheit aus, dann fällt ihm Deutſchland zu und es iſt Herr von Europa, wozu ja nur die gütige Erlaubniß einiger wenigen Völker einzuholen wäre. Referent unterdrückt gerne den Spott über ſolche Anſichten und bemerkt nur, daß wir nicht allzu ſehr klagen dürfen über raſche Bewegung, welche raſtlos eile, daß die nächſte Stunde ſchon die letztvergangene vergeße, denn wir haben Fixes, nämlich einige wie koloſſale Maſtbäume aufgepflanzte Ideen, um welche ſich Chöre immer im Kreiſe bewegen, meinend ſie rücken voran, während ſie immer wieder auf den alten Fleck gelangen, und vom Drehen ſchwindlig die Welt anders erblicken, als ſie iſt. In Beziehung auf die religiöſen Verhältniße meint Herr Hoffmann, der Staat ſolle die Mucker ausrotten, denn in dem Gedicht: Staatsgericht (I. 64) ſagt er: „Es hat die Welt wohl ihre Mucken, Doch leider ihre Mucker auch; Die Mucken könnteſt du verſchlucken, Vom Mucker platzte dir der Bauch. Doch wär' ein Staatsbauch mir beſchieden, O weh der armen Muckerſchaar: Kein einz'ger Mucker blieb' in Frieden, Ich fräße ſie mit Haut und Haar." Eine kluge Regierung wird ſich nie in theologiſche Streitigkeiten einlaßen, denn ihr Wurm ſtirbt nicht, und ſie wird immer nur in Beziehung auf ſie nicht mehr thun, als die Aufrechthaltung bürgerlicher Ordnung ſie zu thun unumgänglich zwingt. Kaum iſt ein Aberglaube ausgerottet, ſo treibt an ſeiner Stelle ein anderer

hervor, und dem tollsten plattesten Unglauben folgt hinwieder toller Aberglauben, wie der im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts aufgeklärte Gibbon wohl jeden überzeugend lehrt, wer es nicht durch eigene Betrachtung der Geschichte schon weiß. Nur zu leicht gibt es, wenn der Staat sich in das Religiöse mischt, Officiellfromme, die schlimmste Art von allen, wogegen die Mucker mit ihren seruellen Verirrungen, weil letztere doch auch wieder abschrecken, wenig bedeuten. Uebrigens dürfte schwerlich viel an dem Altweiberſommer der Pietisten und Mucker auf die Dauer liegen, weil diese trüben Herbstfäden, aus erkranktem Gehirne über die kahle Flur gesponnen, keine Consistenz haben, um dem Volk einen dauerhaften Mantel daraus weben zu können. In dem Gedicht (II. 125): Die Julirevolution, scheint sich Herr Hoffmann schlecht auf die Naturgeschichte der französischen Hühnerchen zu verstehen, denn er sagt, sie hätten ihren Hahn verloren, dem sie auch mal was zu Leide gethan, aber sie hätten getrauert als sie ihn nicht mehr sahn, und einen andern herumspazierenden Hahn zu ihrem Hahn angenommen, und seyen entzückt gewesen, als er es sich gefallen laßen, und als der „neue Hahnemann" zu krähen begonnen habe. Diese Hühnerchen haben schon einem Hahn schändlich den Kopf abgebißen, einen andern, als er ihnen nicht mehr gefallen, fallen laßen, einen dritten fortgejagt, und es ist wirklich bequemer und ungefährlicher, deutscher Professor und Dichter zu seyn, als Hahn und Hahnemann dieser Hühnerchen; denn sollte der Hahnemann sie einmal statt homöopathisch durch Distraction oder mit Willen allopathisch behandeln wollen, so läßt sich von diesen Hühnerchen das, was der Hahnemann in reichem Maaße haben muß, gerade nicht erwarten, nämlich die Geduld. Wenn Herr Hoffmann dagegen (II. 19) die nichtssagenden Zeitungen verspottet, so ist er ergötzlich, und zeigt, daß er die Satire, wenn er den rechten Stoff gefunden hat, zu handhaben versteht. Die Trinklieder, welche diese Sammlung enthält, gehören zu dem Gelungensten derselben, und voll Lebendigkeit und Munterkeit im Ganzen, fern von dem gewöhnlichen Lamento abgenutzter,

trivialer Gründe zum Trinken enthalten sie immer etwas Witziges oder artiges Scherzhaftes, wofür ein Beispiel genügen möge. In dem Trinkliede (I. 57) wird dem Durst und Kummer Krieg erklärt und ein Bündniß mit dem Weine geschloßen, und in dieser Verbindung auch der Nacht und dem Schlummer der Krieg erklärt, ein Krieg, welcher wie ein Traum ist und bei welchem das alte Beinhaus der Welt aus Respect sich kaum rührt. Die Feinde werden aus dem Feld geschlagen, „Und das Ende von dem Liede? Ei was machen wir uns draus! Alles Strebens Frucht ist Friede — Wir, wir geh'n im Sturm nach Haus." Ein sanftes Lied innigen Gefühles in einfacher gelungener Form ist das Abendlied (I. 169), „Abend ward es wieder — und es ruht die Welt, nur der Bach — -braust immer fort und kein Abend bringend Frieden ihm und Ruh, keine Glocke klinget ihm ein Rastlied zu. So in deinem Streben Bist mein Herz auch du: Gott nur kann dir geben Wahre Abendruh." Auch das Gedicht: Letztes Lied (I. 171) obgleich dem Abendlied nachstehend, ist in dieser Gattung zu rühmen, und launig ist die ganze Sammlung durch den „Knüppel aus dem Sack," wovon das Volksmährchen erzählt, eingeleitet.

Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters.

(I. Zweite Auflage. Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1842.)

Demagogisch erst ein Trutzer,
Jetzo Herr vom Geld der Lutzer,
Hofrathaffe, schmuck geschniegelt,
Fein gefältelt, glatt gebiegelt.
Welch ein Ritter kühn und keck!
Durch und durch blasirt und Geck.

Als Verfaßer dieser Lieder wird Herr Franz Dingelstedt, vormals Gymnasiallehrer zu Fulda, genannt, und für den Beifall, welchen sie gefunden, bürgt die zweite Auflage. Rechnen wir einige gewöhnliche Sentimentalität in der empfindsamen Reise und letzten

Liebe (Seite 146 — 168) ab, so ist die menschliche Gesellschaft vorzüglich in politischer Beziehung und die Politik Gegenstand dieser Gedichte, welche aber weder reich an Witz und Kraft noch an originellem poetischen Ton sind; dagegen des Ordinären und Matten, des Spielenden und Gezwungenen und selbst des Unschicklichen findet sich nicht wenig. Der neue Geist der Poesie, wovon die kleinen Poeten gegenwärtig so viel reden, besteht eben nur im Reden von diesem neuen Geist, während er selbst nicht sichtbar wird, denn gegen Tyrannei sprechen ist nicht neu, und sich dem Politischen zuwenden ebenfalls nicht; Unmuth zeigen und über die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur klagen, ist auch bereits alt. Nur für die, welche der freien Rede gram sind und strenge Beschränkungen der Menschen im Staatsleben zweckmäßig und allein heilsam wähnen oder ihren Vortheil darin finden, können solche politische Lieder erfreulich seyn, weil sie ihnen durch ihren Ton den Beweis für die Richtigkeit ihrer Ansichten liefern helfen. Doch Betrachtungen der Art brauchen solche Leute nicht zu kümmern, denn für sie bleibt ja immer der Gewinn, ihre Eitelkeit befriedigt zu haben, und das ist doch wahrlich schon der Mühe werth. Auch muß man ihre Freisinnigkeit nicht zu streng prüfen; wenn sie glauben, mit einem illiberalen oder auch pöbelhaften Gedanken Effect machen zu können, so greifen sie rasch zu, denn der Effect ist ihr Hauptziel. Doch betrachten wir ein wenig diesen kosmopolitischen Nachtwächter, deßen Vermummung an und für sich nicht als ein neuer oder witziger Gedanke gelten kann. Zuerst behauptet er, es gebe jetzt keine Zeit, was nicht ganz richtig ist, weil wir gerade die interessante Epoche durchleben, wo große Poeten den Vernichtungskampf mit den deutschen Tyrannen begonnen haben und ihnen mit schaudererregenden Gedanken Schlag auf Schlag versetzen, daß die Freiheit bald ihren Einzug feiern wird, deren morgenröthlicher Schimmer bereits am fernen grauen Horizont der ahnungschweren Gegenwart Erfüllung verheißt. Zweitens sagt er, er liebe die Nacht, weil sie keines Menschen Freund sey. Es ist schwer zu glauben, daß er dies ernst-

lich meine, da er ja ein so großer Menschenfreund ist, daß er pelikanenhaft sein bestes poetisches Herzblut für die Menschen verströmt. Ferner klagt er, die Herren hätten ihm das Horn genommen, weil er sie damit im Schlaf gestört, und ihm ein Pfeiflein gegeben. Dabei haben die Herren verloren, denn nun kann er sie ja auspfeifen und thut es auch. Die Ermahnung an die jungen Hörner, sich zu Piccolinen zu verfisteln, damit es ihnen nicht ergehe wie ihm, ist unverständlich; denn wie kann einer Nachtwächter und Horn in einer Person seyn, und wenn der wunderbare Fall einträte, wie kann er sich dann selbst genommen werden. Es scheint diesem Nachtwächter der richtige Ausdruck nicht immer zu Gebote zu stehen. Viertens meldet er, seine Frau Mariandel sey sehr häßlich, und darum setze man ihm keine Hörner. Referent dankt im Namen der Menschheit für diese interessante Nachricht. V spricht von einem ungeberdigen Gefangenen, da man aber nicht erfährt, was ihn in das Gefängniß gebracht, so ist die Pointe gleich dem leeren Stroh, worauf der Gefangene liegt. VI zeigt einige Zerrißenheit, denn frömmer als „die abonnirten Wochen-Frommen" fragt er dennoch bei dem Dom, ob der Strahl, welcher das Kreuz von Erz trifft, dieses kalte Kreuz und sein noch kälteres Herz entzünden könne. Möge der Strahl es nicht thun, denn der Nachtwächter würde an Interessantheit verlieren. VII stellt die Betrachtung an, wenn der rauhe Nachtwächter, in den Saal hinauf ginge, wo vornehmer Ball ist, möchte man ihn wohl für ein Gespenst halten, und die jungen Fante möchten wohl, fürsichtig-sacht, zerstieben, und fragt dann, ob er wohl gerade so ein Mensch sey, wie das feine vornehme Pack. Ein Sprichwort sagt, Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, und der Unterschied zwischen feinem Pack und gemeinem Pack, welche sich trefflich auf einander reimen, ist eben nicht sehr groß. VIII klagt, daß ein Minister seine angespannten Pferde in schlechtem Wetter warten laße, worauf die Vereine gegen Thierquälerei achten mögen, welche übrigens von den niedern Claßen viel, von den höheren weit seltener geübt wird, und das morte viri cupient animam servare

catellae gilt gewiß nicht nur von vornehmen Damen. Die Warnung aber „hüte dich fein, Ministerlein, Du hast es mit vier Hengsten zu thuen, Bedenk', daß das keine Bürger seyn!" ist übereilt; denn die Pferde nehmen das Wartenlaßen nicht übel, und haben nun einmal nicht den ganz gleichen Grad von Ueberlegung, welchen wir bei den politischen und kosmopolitischen Lyrikern mit wenigen Ausnahmen wahrnehmen. IX sieht den Tod einen kranken Menschen von hinnen nehmen, und X spricht von einem Poeten in einer Mansarde, welchen der Nachtwächter wegen seiner Gabe zu wachen zu seinem Geschäft anwerben will, was wegen allzu großer Ueberfüllung des Fachs der Poeten ein guter und christlicher Gedanke ist. XI sieht ein verlornes Kind auf schlechter Bahn wandeln, scheut sich aber sie vom schlechten Weg abzubringen, weil sie eine Distinguirte seyn könnte. In XII schreit der Nachtwächter Feuerjo, weil er beim Bürgermeister am Fenster ein Bündel Stroh mit einem rothen Funken sieht; es zeigt sich aber, daß der Kopf des Bürgermeisters das Stroh, und seine Nase der Funken ist. Solcher großartige Witz bekundet recht den Aufschwung der allerneuesten Lyrik. XIII wünscht, daß Gott den Königen Bettelmannsruhe gebe, weil der Gardist im Schilderhaus, worauf zu wetten sey, beßer schlafe, als der König im Fürstenbette. In XIV setzt sich der Nachtwächter auf eine alte Kanone mit dem N Napoleon's, welche nur noch zu Signalen, Revüen, Namens- und Geburtstagen gebraucht wird, wenn er aber trotz dieses mannigfachen Gebrauchs zu ihr sagt: „Geduld! Vielleicht kannst du wiederum, — Und bald — in die Feinde hageln; Bis dahin, mein Veteran, sey stumm, Daß sie dir das Maul nicht vernageln!" so muß man solchen Widerspruch und Unsinn einem Nachtwächter, welcher nach Pointen sucht und keine finden kann, zu Gute halten. XV zeigt Rührung bei dem Bilde der Mutter Gottes in einer gar nicht übeln Weise. XVI spricht von dem schlechten Schlaf eines Wichts, der ein Land ausgesogen, und welchem der Nachtwächter, falls er das Horn noch hätte, blasen wollte, als tönte die Posaune des Gerichts, doch in

XVII besinnt er sich, und will still vorbeiziehen, weil das Weib des Wichts zu beklagen sey mit ihren rothverweinten Augen und matt hinwelkenden Gliedern, ja hätte er sein Horn noch, so gäbe er es ihr mit lautem Ergötzen, um es ihrem Mann an die Stirne zu setzen. Eine Frau soll ihrem Mann ein Nachtwächterhorn an die Stirne setzen! So etwas kann nur durch den neuen frischen Geist der Lyrik geschehen, denn sonst müßte man ein verunglücktes Haschen nach einer Pointe darin erblicken. In XVIII klagt er, daß sein Vater, den Elend zum Selbstmord trieb, an der Kirchhofsmauer begraben worden sey und keinen Leichenstein erhalten habe, und in XIX stellt er Betrachtungen über ein Irrenhaus an; in XX wird es ihm langweilig und in XXI verläßt er seine Mariandel und macht einen Weltgang, wie diese Leute jetzt das Ding nennen. Die erste Station ist Frankfurt am Main, über deßen Handeln und Schachern er loszieht, so daß es ihm ein wahres Ghetto scheint; denn gegen die Juden ist er nicht gut gestimmt, weßhalb er auch über Rothschild spottet und anräth, die Juden wieder in die Judengaße zu sperren, weil sie sonst die Christen einst in ein Christenviertel sperren würden. Kosmopolitisch, freisinnig, human lautet dieses gerade nicht, aber es paßt zu dem neuen Freiheitskreuzzug, da er den alten Kreuzzügen doch in etwas gleichen muß. Freilich waren damals die Leute etwas eifriger und verbrannten die Juden, das aber räth der mildere, cultivirtere Nachtwächter gar nicht an, sondern will sie nur gelind in dem Fegefeuer der Verachtung und Schmach schmoren laßen, was Referent vielleicht auch billig finden würde, wenn er so viel neulyrisches Feuer beſäße, um sich zum Völker- und Religions-Haß aufschwingen zu können. Im Hof des Taxischen Palais sagt ihm einer, als er sich nach dem Gebäude erkundigt, er sey ihm dies zu sagen nicht competent, und die ihn fortweisende Schildwache sagt ihm, es sey da Nichts zu finden. Bei Goethe's Statue in der Bibliothek faßt er gute poetische Vorsätze, wie er aber solche ausführt, zeigt die Herausgabe dieser kosmopolitischen Lieder. Die zweite Station ist in

München, wo ihm aller Witz ausgeht; denn daß er ein wenig spöttelt und von der Kunst zur Natur flüchtet, was aberwitzig ist, reicht nicht hin für den zur Schau getragenen Anspruch auf Witz. Das dritte Stationchen bespöttelt sehr matt einen ganz kleinen Hof, hat aber auch drei neue Stücklein mit alten Weisen, wovon „Herr Michel und der Vogel Strauß" hätte gut werden können, wenn der Nachtwächter es durchzuführen verstanden hätte, die beiden andern aber sind abgeschmackt. Die vierte Station hält er in Hannover, und gerade hier, wo er mit feuriger Zunge hätte reden können, wenn ihm Kraft, Geist, Witz zu Gebote ständen, spricht er besonders matt, lahm, langweilig. Die fünfte Station vergähnt er in Helgoland und die sechste führt ihn nach Berlin, und in dessen Sand findet er wirklich einen gar nicht übeln Witz. Er zieht nämlich nach diesem Sande mit Ghaselen, weil derselbe ihn an den Orient erinnert; doch dabei bleibt es auch; der Rest ist fade, mit Ausnahme dessen, was gegen den König von Preußen gesagt ist; denn dieses fügt zur Fadheit die Ungezogenheit, welche sich gerne für etwas anderes ausgeben möchte, als was sie ist. Nach einer Gränzphantasie kommt die siebente Station: Oesterreich, welche den Vortheil hat, daß sie die letzte ist. Die großen Dichter A. Grün und N. Lenau werden begrüßt, und von Wien als einer schönen Buhldirne wird Abschied genommen. Dann kommen empfindsame Reisen und Lieder der letzten Liebe, in welchen beiden einige sanfte Klänge und gemüthliche Seufzer sind, doch zu wenig, um zum Namen eines Dichters zu berechtigen. Derartigen Poeten aber anzurathen, erst das Dichten zu lernen, ehe sie damit vor das Publicum treten, nämlich wenn sie Anlagen dazu haben, deren in dieser Sammlung sich eben keine zeigen, dürfte vergebliche Mühe seyn.

Gedichte eines Lebendigen mit einer Dedication an den Verſtorbenen.

(Zürich und Winterthur, Verlag des literariſchen Comptoirs, 1841.)

Himmel — Hagel — Donnerwetter,
Schwerenoth und Mord und Zetter,
Blitz, Granaten, Teufel, Bomben,
Höllenpfuhl und Katakomben.
Hackt Tyrannen, hacket Fürſten,
Alle kurz und klein zu Würſten,
Dann komm' ich ſie aufzufreßen,
Thu mir weidlich gut indeßen,
Denn ich fand für meinen Leib
Ein höchſt convenables Weib.

Dieſer Lebendige heißt Herwegh und ſingt den Tyrannen rauhe Freiheitslieder um die Ohren, voll von dem Gefühl eigener ſchwindelnder Höhe. Dieſen hohen Standpunkt gewann er, wie er ſelbſt (S. 167) ſagt, Hoch über ſeinem Volke in einer Manſarde, Umduftet von des Gartens blühndem Flieder. Kein Wunder, wenn ihn auf ſo ſteiler Höhe das Gefühl der Erhabenheit durchdrang, nur hat er aus dieſer Vogelperſpective, als von einem falſchen Standpunkt, die Welt und ſein tief unter ihm ſtehendes Volk nicht recht angeſehen, was auch ſchon darum weniger möglich für ihn war, weil der viele Fliederdunſt ſein Gehirn offenbar duſelig machte. Dort oben hatte er eine Ehrengarde von jungen Spatzen, welche vorm Fenſter auf und nieder ſchilderten, wie er es nennt, und dies blieb nicht ohne Einfluß auf ihn; denn böſe Geſellſchaft verdirbt gute Sitten. Von dieſen Spatzen hat er ſicherlich das rauhe widerliche Gezwitſcher in ſeinen Liedern, während er von Natur ein gar ſanfter Sänger zu ſeyn ſcheint, und nicht minder mag er das Kecke, Freche, Unverſchämte, was bei dieſen Vögeln und eben ſo bei ihm ſtark hervortritt, von ihnen gelernt haben. Daß er ein Mädchen, welches ihn herzt und ſchmeichelnd in die Sophakiſſen drückt, welche Scene zu betrachten er (Seite 172) ſeine Freunde einlädt, noch nicht

zu ehlichen gedenkt, weil er sich nicht auf Haus und Hof beschränken will, sieht auch sehr nach Spatzenumgang aus, da diese Vögel bekanntlich zwar sehr voll Liebe, aber große Feinde aller Beschränkung sind. Uebrigens hat er noch eine andere Geliebte, ein stummes von zwei blauen Sternen fromm erhelltes Marienbild, deren Auge trotz der zwei blauen Sterne ein harter Demantschild ist (Seite 170) woran die kühnsten Wünsche jach zerschellen. Aber dieses seltene Wesen genügt ihm dennoch nicht, sondern er ist laut Seite 171 der Sultan Scheriar, und liebt wie dieser Herr das Grandiose, der auch nicht zweimal geruht im selben Schooße, bis er Scheherezaden ward gewahr. Nur eine solche könnte auch ihn befriedigen, und möchte sie sich bald finden und entschließen als patriotische Curtia in den Abgrund seines Gemüthes zu springen, um diesen für immer zu schließen, weil sonst das von einem so bedeutenden Manne gegebene böse Beispiel lockeren Wesens verführerisch wirken möchte. Denn allerdings darf sich ein Held, wie dieser Poet, manches herausnehmen, was für andere nicht paßt, weil sie nichts Großes zum Ersatz bieten, aber die Menschen sind zu schwach und beherzigen dergleichen nicht gerne. Dieser nun hat's gewagt, den Tyrannen ein „Schuldig" von Zürich aus entgegen zu donnern, und hat gelacht und die Zwerglein Zwerge geheißen und dem Edelwild der Freiheit die Wunden still gewaschen von Seite 109 — 112, was ihm so leicht keiner nachthun wird. An Muth ist er überhaupt sehr reich, wie er oft genug zu verstehen giebt, und er muß dies selbst am besten wißen, er hat aber auch großen Muth zu seinen Thaten nöthig, denn er schimpft von Seite 116 — 119 ganz grimmig gegen Rom und den Papst, welcher Roms Eden zur Wüste Sahara gemacht hat, was freilich sehr tadelnswerth von ihm gethan ist. Noch mehr, Herr Herwegh hat mit Gott gegrollt (Seite 125), ohne daß er sagt warum, wahrscheilich als ein Faust in Stunden, wo die kochende Lava seines Drangherzens seine Brust zu zersprengen drohte; doch nein, er hat ihm gewiß gegrollt, daß er sich der Freiheit nicht eifriger annimmt und die Tyrannen nicht vertilgt. Aber

ſo iſt nun einmal Gott, er läßt ſeine Sonne ſcheinen über Gute und Böſe, über gute Lyriker wie über böſe Tyrannen, und daß Gott die letzteren bisher tolerirt hat, ſollte Herr Herwegh ihm dankbar anrechnen, da ihm hierdurch die Gelegenheit geblieben iſt, ſich rühmlich an ihnen zu verſuchen. Auch gegen den König von Preußen grollt er, bittet ihn aber dabei, er möge nicht den Speer nach dem Dichter werfen, wovor ihm nicht bange zu ſeyn braucht, wenn ſich auch der König nicht entſchließen ſollte, flugs die in Gluten eines Meleagers ſich verzehrende Jugend (Seite 122) zugleich gegen Frankreich und Rußland in den Kampf zu führen, was freilich, wenn Herr Herwegh mit ſeinem Muthe mitzöge, ein nicht allzuſchweres Unternehmen wäre. Doch er hofft nicht gehört zu werden, denn er weiß (Seite 125), man hört die Sänger nicht, man ſtellt die Freien vor Gericht und wirft ſie in die Schaar der Tollen, tröſtet ſich aber damit, daß wie auch der König ſchmolle, er der Poet doch gethan habe, was er geſollt. Er hat noch ſtärkern Troſt, er weiß, der Ruhm der Herrſcher wird verweht und ſteht mit ihrem Herzen ſtill, doch wenn der Dichter ein grollend Wort ſpricht, ſo ſchallt es zu dem ewigen Gott (Seite 83). Darum ermahnt er auch die Dichter, ſeid ſtolz, ſeid ſtolz, Ihr ja mehr, Seid Ihr nicht Könige der Hütte. Doch dürfen natürlich nur Dichter wie Herr Herwegh wahrhaft ſtolz ſeyn, denn mit den andern ſieht es mißlich aus, wie er ja Seite 166 ſagt, daß er bereits Uhland's Gedichte vergeßen habe, bis auf das Lied: „Weh euch ihr ſtolzen Hallen.“ Dieſes verdankt ſein Glück dem Umſtand, daß ein König vergeßen und ein Dichter hochgeſtellt wird, ſeiner Trefflichkeit aber am wenigſten. Seite 144 fragt Herr Herwegh: Was ſollen uns noch Schiller oder Goethe? Freilich ſind ſie kleine Geiſter gegen Brutus Herwegh gehalten, aber Dante, dagegen nicht Taſſo, findet Gnade, gewiß weil er eine Hölle gedichtet; denn Hölle, Donner und Teufel ſehen doch nach Kraft aus, und da ſich (Seite 191) manch heiß Gebet in einen Fluch hüllt, ſo muß einem ſolchen Fluchbeter die Hölle angenehm ſeyn. Auch Arndt gilt Herr Herwegh und

Seinesgleichen nur noch wenig (Seite 24 flg.), denn andere Fahnen und Gedanken und andere Götter rufen diese zum Kampf, auch trägt man jetzt dem Blei ein anderes Haupt entgegen, und dieses reißt jetzt ein stolzer Herz entzwei, Arndt aber ist nur noch ein Abendroth und kann nicht mehr die junge Welt erleuchten, denn durch diese geht ein frischer schaffend Wehen, und es gehen neue große Herzen auf. Mit Herr Herwegh kann sich freilich Arndt nicht meßen, wiewohl er ein gar kraftvoller und noch sehr energischer Greis, voll Liebenswürdigkeit, Biederkeit, edler Herzlichkeit und warmer Begeisterung ist, an deßen Händedruck noch keine Schwäche zu spüren, wie Referent, welcher in ihm einen theueren Freund verehrt, bezeugen kann; denn Herr Herwegh ist nach Seite 15 die schwere schwarze Wolke, der Gott den Donner nur beschied, er sitzt als Geist auf Banko's Stuhle bei jedem frechen Königsmahl, und drückt oft im Zorn den Kork auf die Flasche, was Arndt, welcher ein allerliebster heiterer Gesellschafter ist, gar nicht thut. Als Dichter aber steht Herr Herwegh auch höher, denn er trug ja — wie er Seite 16 meldet — sein Lied, wie jener Meros den Dolch, tief unter seinem Hemd, und es klang, wo man dem Liede Nero's, des neugekrönten lauscht, so fremd. Möge nur Meros Herwegh noch recht oft seine Dolchlieder tief unter seinem Hemde hervorzücken, und er wird damit wahrscheinlich alle Neronen und Tyrannen verscheuchen. Obgleich er dem Verstorbenen, d. h. dem Fürsten Pückler Muskau seine Lieder gewidmet hat, so äußert er doch keine sehr zärtlichen Gesinnungen gegen denselben, denn er heißt ihn einen todten Ritter, einen argen Schalk und sagt ihm noch feinere Sachen, so daß er fast die herkömmlichen Grobheiten polternder deutscher Biedermänner gegen Minister überbietet. Das aber scheint Referent nicht wohlgethan, daß Herr Herwegh öffentlich sagt, der Fürst hätte nicht seine Reisen machen können, wenn er nicht erst aus Herrn Herwegh und seiner Freunde Halmen das Gold dazu geraubt hätte. Wie der Fürst aus jenen Halmen das Gold zu seiner Reise stehlen konnte, zumal da die

Summe bedeutend gewesen seyn muß, weil eine große Reise mit einer kleinen Summe sich nicht bestreiten läßt, begreift sich nicht leicht, doch es muß wohl wahr seyn, da ein herrlicher freiheitlieder-licher Poet es sagt. Aber dieser hätte nicht gleich die Sache der Publicität übergeben, sondern erst bei den preußischen Gerichten klagen sollen, welche sicher solche Diebstähle nicht dulden. Bei den Reisen des Fürsten fällt ihm Ulyßes ein, und er fragt, ob dieser seinen Sündermienen nicht erschienen sey und mit Grollen gesagt habe: „Fort aus dem Freien Meer! Wirf nicht in seinen Schollen Dein Lügenkorn umher! Nicht jede Fürstenreise Ist eine Odyssee.“ Ulyßes war zwar seiner Zeit ein recht gescheidter Mann, aber etwas so Gescheidtes hätte er denn doch nicht sagen können. Wenn aber Herr Herwegh sagt, Ulyßes habe nicht seine Zeit in Saus und Braus verdehnt wie der Fürst Püchler, so muß man bedenken, daß der gescheidte Grieche das Gute dem Schlechten vorzog, sich gern alles Liebes und Gutes gefallen ließ und am Darben kein Vergnügen fand, weil er nicht dran dachte, sich zum strengen Republikaner abzuhärten. Ueberhaupt paßen Ulyßes und Herwegh nicht zusammen; denn jener war kein Freiheitsmann, sondern ordnete sich unter und hielt dies für Recht, ja dem buckligen Thersites schlug er sogar, als er sich unnütze Reden erlaubte, den Rücken blau mit seinem Scepter, und Referent hat ihn sehr im Verdacht, daß er den Herrn Herwegh, wenn ihm derselbe mit seinen Redensarten zu nahe gekommen wäre, ganz eben so würde bewirthet haben.

Als Dichter hat Herr Herwegh seine Hauptstärke in der Einbildungskraft; denn eingebildeter als er sich zeigt, kann eben keiner seyn, und es ist wahrscheinlich Schade, daß er nicht in gleichem Grade ausgebildet ist und keine kräftige Phantasie besitzt, weßhalb er, obgleich der, welchen er hauptsächlich nachäffte, Platen immer kräftig und richtig dichtete, viel Falsches, Mattes und Ungehöriges vorgebracht hat, wie es den Stubenpoeten, welche sich nicht frisch und frei umsehen, zu gehen pflegt. So sagt er zu den Alten: „Schön sind eure Silberflocken, Doch dem Gold gehört die Erde;“

mit welchem Gold er die blond- oder goldlockige Jugend meint, doch der Ausdruck, dem Gold gehört die Erde, bedeutet schlechtweg, Gold regiert die Welt, und wenn man durch die aus dem Zusammenhang herauszudeutende Auslegung erkennt, daß hier Gold die Jugend bezeichnet um einen Gegensatz zu den Silberflocken zu bilden, so hat dann der Ausdruck eine scherzhafte Farbe, welche er doch nicht haben soll, und welche auch nicht zu dem Ton des Ganzen paßt. Seite 47, wo die bleiernen Lettern in einem Gutenbergsliede gepriesen werden, man faße das Beste in Blei, und reime immer darauf Frei! was beides nicht wahr und unbeholfene Spielerei ist, aber noch nicht so läppisch, als wenn es heißt: Das schwere Blei wird in des Meisters Hand der Elfengeister luftiges Gewand; denn das Gewand der Gedanken sind die Worte, und das Gewand der Worte in gedruckten Büchern höchstens Druckerschwärze, nicht aber die bleierne Letter, die ja nicht vom Leser gesehen wird. Gutenberg nennt er den Sohn der Freiheit, falls aber die Presse freiheitfördernd ist, muß er Vater der Freiheit heißen. Den Geist der Freiheit läßt Herr Herwegh auf Blumensohlen durch das Land schreiten, was für die, welche seiner ansichtig werden, gewiß ein hübscher Anblick seyn muß. Seite 38 nennt er das freie Wort den Nibelungenhort, was eine schlimme Benennung desselben ist, weil dieser Hort wie ein böser Fluch unheilbringend wirkte, jeden ins Verderben reißend, bis er versenkt ward. Falls das freie Wort wirklich so heillos wäre, ist es ein boshafter Gedanke, seine Herrschaft zu verlangen, doch Referent denkt von dem freien Worte nicht ganz so schlecht und verzweifelt, wie Herr Herwegh, und hält das dumme Wort für ärger. Seite 28 meint Herr Herwegh: „Eine Ader sich zu öffnen für die Freiheit, wäre gut, Sonsten zweifeln die Tyrannen an der Völker reinem Blut.“ Dieser Vorschlag würde allerdings die Sache sehr schnell zu Ende führen, nur müßte sich nicht einer nach dem andern die Ader öffnen, was zu lange aufhalten würde, sondern Deutschland könnte den Herrn Herwegh als Repräsentanten stellen, und dieser bei den Tyrannen herumreisen.

Kaum hat er diese Reinblutidee mit so vieler Wahrheit aufgestellt, so ruft er die Frauen auf, falls die schwerverirrten Männer ihn nicht verstehen wollen, ein Schwerdt in Myrten zu tragen, woraus die traurige Verzweiflung dieses sonst so muthigen Poeten hervorgeht; denn die bloße Grübelei und trockene Spintisirerei hätte die Myrte der Braut mit den schwerdtbergenden Myrten im Skolion auf Harmodius und Aristogiton nicht zusammengebracht, und nur Verzweiflung kann die Frauen aufrufen zu einem allgemeinen Kampfe, während die Männer faul daheim sitzen. Doch nicht immer ist er in Verzweiflung, sondern auch zuweilen trostreichzartkühn, wie wann er sagt (Seite 43): „Die Ketten brach der Lenz entzwei Mit seinen Rosendüften, Und unsre Seelen rauschen frei, Wie Adler, in den Lüften." Kettenbrechende Rosendüfte, Rosendüfte, welche die Ketten der Seelenadler brechen, sind wohl eine poetische Quintessenz freier Naturanschauung, und übertreffen vielleicht noch den Seite 44 ausgesprochenen hoffnungsvollen, aber halsbrechenden Satz: „Ob man die Blüten uns geraubt, Die Frucht soll uns doch werden." Da aus geraubten Blüthen keine Früchte wachsen, so fehlt diesem trostreichen Gedanken die Naturwahrheit, wofür er freilich als ächter Mansardgedanke durch eigene Schönheit entschädigt, wiewohl Referent dagegen protestirt um selig zu werden, denn Seite 51 heißt es sehr richtig: „O selig sind, die hier und dort, die ewig protestiren." Seite 53 heißt's: „Reißt die Kreuze aus der Erden! Alle sollen Schwerter werden, Gott im Himmel wird's verzeihn." Hier sehen wir den edeln Poeten in verzückter Vision, wie ihm Kreuz, Schwerdt und Gott durch den Kopf schwirrt und saust. In der Wirklichkeit kann man aus den in die Erde gesteckten Kreuzen keine Schwerdter schmieden, weil es an denselben fehlt, und sollte sich hier und da wirklich eins finden, so braucht man sie nicht auszureißen, weil Eisen in Menge zu haben ist. Seite 56 bringt ihn am Neujahr der Ausdruck, das Jahr sey ein Ring auf Ketten, und nun klagt er, daß das Symbol der Ewigkeit eine Kette sey, und bittet Gott statt Ringe hinzuzufügen, deren weg-

zunehmen, ja die ganze Kette von der Erde wegzunehmen, und doch der Kette letzten Ring Freiheitsbrautring werden zu laßen u. ſ. w. Nur ein ſeliger hirnverwirrender Rauſch kann ſolchen ſchönen Wirrwarr erzeugen, und es kann es auch impotente Druckſerei, welche nach Poeſie ſchnappt oder gähnt, ihrer aber nicht theilhaftig wird. Doch letzteres läßt ſich von Herrn Herwegh nicht annehmen, aber Seite 62 hat er ſich nicht genug vorgeſehen, indem er in ſeiner Aufforderung an die Natur, dem Tyrannen gräßlich zu erſcheinen, ſagt: „Jeder Blüthenbaum am Wege Streu aufs Haupt ihm Silberſchnee," womit er Schnee ſtatt Blüthen meint, da man aber den Blüthenſchnee in den angeführten Worten genannt glauben muß, weil man vom Blüthenbaum keinen andern Silberſchnee, als eben die ſilberweißen oder ſchneeweiſen Blüthen erwarten kann, ſo nimmt ſich dieſe Aufforderung ſehr komiſch aus. Seite 70 ruft ihm das Alpenglühen den Brand von Ilion in den Sinn, und ein verſinkend Königshaus raucht vor ſeinem Blicke, woraus ſeine Tyrannenphantaſie zu erſehen, welche Königshäuſer rauchen ſieht, wo andere Menſchen ganz andere Gefühle hegen. In dem nämlichen Gedicht fordert er die Schweiz auf, ihre Freiheit zu wahren mit den Worten: „Daß aus deinem Jungfernkranz Man kein Röschen knicke, Schweizerin, hüt' ihn wohl beim Tanz! Vive la république!" Großartiges läßt ſich wohl nicht ſchelmiſchzärter ausdrücken, als es mit dieſen Worten geſchehen. Zuletzt ſchließt das Gedicht unverſtändlich, worin Referent eine glückliche Pointe zu ſehen vermeint, mit den Worten: „Zwiſchen hier und zwiſchen dort Giebt's nur eine Brücke: Freiheit, o du Felſenwort! Vive la république." Wer, um dies im Vorbeigehen zu bemerken, wißen will, wie Herr Herwegh ſo viele Kraft habe, der erfahre, daß er eine Bruſt von Erz hat, denn dies meldet er Seite 73 und giebt ſomit ſelbſt den gehörigen Aufſchluß über ſeine Tüchtigkeit. Dagegen fehlt der Aufſchluß über das Blut der Schatten Seite 106, wo es heißt: „Wir brauchen einen großen Schatten, Deß Geiſt um unſre Waffen ſchwebe, Der, wenn im Kampfe wir ermatten, Uns Blut von ſeinem Blute

gebe." Eben so fehlt der Aufschluß, wie man es machen muß, um das Haupt in Falten zu werfen, welches Kunststück er (Seite 110) bei seinem donnernden: „Ich hab's gewagt!" empfiehlt. Bis jetzt ist es nur möglich gewesen das Gesicht in Falten zu ziehen, und der Vorschlag mit dem Haupt mag sich wohl auf eine neue Erfindung gründen. Seite 115 steht ein trefflicher Rath: „Laßt endlich das Geleier seyn." Ach ja, laßt endlich das Geleier seyn.

Geibel's Gedichte.

Herrn Geibel's Werth zu bestimmen ist uns leicht gemacht. Er ist unter die preußischen Staatsschulden aufgenommen worden und wird jährlich mit dreihundert Thalern verzinst. Da diese nun drei und ein halbes Procent jährliche Interessen ertragen, so ist der nominelle Kapitalwerth des Herrn Geibel 8571 Thaler, 12 Groschen, $10^2/_7$ Pfennige. Gewiß ein schöner Werth eines jungen Mannes! Möge er zunehmen und steigen, wie alle europäischen Staatsschulden, und nicht wie diese, in welchen sich das conservative und progressive Prinzip so harmonisch ausgeglichen haben, einst unter der eigenen Größe zusammen brechen. Daß er alle Anlage zur Größe habe, ist gewiß, denn er schildert sich selbst auf folgende Art:

Leichtsinnig, redlich, Mann und Kind zugleich,
Voll Uebermuth und Demuth, starr und weich,
Von Sinnen wild, im Innersten doch rein,
Verfolgt von Lieb', und doch in Liebespein,
Ein Wandervogel voll Begehr nach Ruh',
Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu. *)
O Bild des Widerspruchs, wann kommt der Tag,
Der allen deinen Zwiespalt lösen mag!

*) Nach einer Tradition findet in diesem Vers eine andere Lesart statt, denn er soll eigentlich lauten: Ein Weltkind, das sich sehnt nach voller Truh. Mir fehlen die kritischen Hülfsmittel, die rechte Lesart festzustellen, denn ich besitze nur einen einzigen Codex dieser werthvollen Dichtung.

Da Herr Geibel sich so gründlich studirt hat, und die besten Hülfsmittel, nämlich sich selbst, dabei zur Hand hatte, so wäre es anmaßend mit ihm in seiner Charakteristik zu wetteifern.

Möge diesem Sanges-Vollblut Lorbeer auf dem Kopfe sprießen,
Aus dem Hirnorgan dazwischen reich ein Myrtenwäldchen schießen,
Daß des Lorbeers dichte Waldung
Und der Myrte Liebentfaltung
Sich zu einer Schattenlaube seines Ruhms zusammen schließen,
Draus sich kühle Murmelwaßer rhythmisch in die Welt ergießen.

H. Heine's Buch der Lieder.

(Deßen Buch der Lieder. Vierte Auflage. 8. Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1841.)

Der Affe gar possierlich ist,
Zumal wann er vom Apfel frißt.
Fibel.

Ungern spricht Referent über Heine's Gedichte, weil es ihm widerlich ist bei einer Seele zu verweilen, welche schon so frühe eitelkeitsmorsch, moralisch verlogen und aller Scham baar war, so daß diesem Literaten noch zur Stunde kein Anderer in dieser Beziehung den Rang abgelaufen hat, was viel sagen will in einer Zeit, wo so viele von Eitelkeit gestachelt und zum Theil, weil sie ihren industriellen Erwerb durch Bücherschreiben zu fördern durchaus sich einen Namen, gleichviel ob einen berühmten oder einen berüchtigten verschaffen müßen, der Frechheit verfallen sind und verfallen. Da aber Heine's Gedichte erst wieder abgedruckt worden sind und folglich einer großen Anzahl Menschen gefallen, so kann sie Referent in dieser Zusammenstellung nicht übergehen. Heine meint, man müße seine poetischen Erzeugniße nicht abgesondert betrachten, sondern zugleich mit seinen politischen, theologischen und philosophischen, weil alle aus einem Gedanken hervorgegangen, doch

ist dies nur als lächerliche Eitelkeit zu betrachten, da er in den genannten Fächern weder Kenntniße noch Einsicht an den Tag gelegt, sondern nur anmaßend geschwatzt und leichtsinnig gefaselt hat. Daß aber alles bei ihm aus einem Gedanken hervorgehe, ist sehr wahr, und dieser ist der Gedanke der frivolsten und jämmerlichsten Eitelkeit. Genie hat ihm die Natur nicht verliehen; er hat weder einen tiefen Blick in die Dinge, noch Begeisterung und Kraft idealer Anschauung, sondern ein beweglicher Verstand, rasche Combinationsgabe und das Talent, seine Gedanken mit Leichtigkeit und Gewandtheit darzustellen, sind die ihm zu Theil gewordenen Gaben, mit welchen er, falls er des moralischen Ernstes fähig gewesen wäre, zwar nie Großes, aber doch Beßeres hätte leisten können. Der gänzliche Mangel an Ernst ließ ihn in eine wahrhaft komische zappelige Eitelkeit verfallen und diese in eine widerliche Unverschämtheit, welche ihn hastig nach allem greifen ließ, womit er auf das Publicum wirken zu können vermeinte. Seine rasche Combinationsgabe befähigte ihn in nicht geringem Grade zum Witz, und doch hat er es nur zum Spaß und zur Witzelei gebracht, weil wirksamer echter Witz ein Sohn des Ernstes ist, welcher das Rechte und das Schöne an ihren Verletzern rächt und die Thorheit züchtigt. Ernst, tiefen Ernst besaßen die an Witz reichen Geister Aristophanes, Shakspeare, Cervantes, Swift, Jean Paul, Platen, Börne, und wenn wir auch dem Spaß sein Recht des Daseyns nicht absprechen dürfen, und derselbe auch ergötzlich wirken kann, so steht er doch dem echten Witz weit nach und artet häufig in Witzelei aus, an der man keine Freude haben kann, wie es bei Heine, welcher ganz artige Späße producirt hat, mehr als einmal der Fall ist, und dem es noch übler ergeht, wenn er humoristisch erscheinen will, indem er dann gewöhnlich abgeschmackt und fade wird, weil er des reizbaren Gefühls entbehrt, durch welches der Humor hervorgebracht wird. Sein beweglicher Verstand diente ihm dazu, bei dem gänzlichen Mangel aller Gesinnung und aller Wahrheit, vermöge seiner Gewandtheit und Leichtigkeit im Darstellen den Schein von Gesin-

nung und herzlichem warmen Gefühl anzunehmen, so daß er den politisch ernsten, um Freiheit und Menschheit selbst zu dulden gewillten Mann und den sentimentalen, weichen, in Gram versenkten Liebenden zur Erbauung des Theils des Publicums nachäfft, deßen Augen so blöde sind, um nicht einmal die dick aufgetragene Schminke von der natürlichen Farbe unterscheiden zu können. Als ein von heißen Herzensregungen freier Verstandesmensch würde er schlau und pfiffig genug gewesen seyn, nicht so geradezu den gesinnungsvollen, den sentimentalen, feuerherzigen Menschen nachzuäffen, wohl erkennend, wie lächerlich widerlich er dadurch denen, bei welchen man die übertünchte Lüge nicht als Wahrheit anbringen kann, erscheinen müßte, hätte nicht die Eitelkeit ihn ganz verblendet und und jeden Funken von Scham und Scheu in ihm ausgelöscht. Als Dichter sucht er vorzugsweise der Liebesdichter zu seyn, und giebt in seinen Liedern eine Liebe vor, welche sein Herz unglücklich gemacht und zerrißen habe, was, insofern zerrißene Herzen interessant machen, der rechte Weg war um Beifall zu erlangen. Die Geliebte, welche ihn, den herrlichen, unwiderstehlichen Jüngling geliebt hatte und geküßt und geherzt, hat sich anderweitig verheirathet, wodurch sie aber, während er dadurch zum ganz großen Dichter der Klage und des energievollsten Humors aufschießt, nicht glücklich wird, weil natürlich in ihr schales Alltagsleben und seine Leere sich das Gefühl einschleicht, daß es einst herrlicher war am stürmischen Herzen, unter den feurigen Küßen des interessanten, hinreißenden, wildphantastischen Dichters mit dem Herzen voll heißer Liebe und dem Kopf voll seeliger Träume, der Phantasie voll himmlischer Visionen und dem Mund voll herrlicher Lieder. Mit welcher Gewandtheit er sich aber auch in diese Liebesrolle versetzt hat, es schleicht, weil keine Wahrheit der Empfindung und Gesinnung zu Grunde liegt, eine sehr langweilige Monotonie durch diese Gedichte hin, und es ist stets das Wiederkäuen der nämlichen Gefühlsform, nur manchmal überspringend in das Humoristische, welches ihm gewöhnlich schlecht gelingt und plump herauskommt, außer dem, daß es die Unwahrheit

der fingirten Liebe sehr deutlich zeigt. Sein Hauptschmuck und poetischer Sonntagsstaat sind Träume, und es gehört viele Geduld dazu, sich diese monotonen Träume von seiner unglücklichen Liebe vorerzählen zu laßen, welche er mit wachenden Augen sehr flink und fix und fingerfertig zusammengeschafft hat. Wer ein einziges Gefühl zum Gegenstand vieler Lieder machen will, muß nothwendig tief davon durchdrungen seyn, so daß alles, was in den Bereich seines geistigen Gesichtkreises kommt, von den Strahlen desselben beleuchtet wird und sie zu einem mannigfaltigen Farbenspiel bricht, es muß mit starkem, lebendigem Odem die Brust erfüllen und ihre poetischen Saiten vom lindesten Klange bis zum jubelndsten Schalle ertönen machen in den mannigfachsten Harmonien, falls es nicht monoton und langweilig werden soll. Petrarca und Rückert, die beiden zartesten sowohl als frischesten Liebesdichter, haben, was sie gesungen, im Herzen wahrhaft empfunden; denn wiewohl es immer dasselbe Gefühl ist, welches sie zum Gesang treibt, so ist dieses doch so durch alle seine Entwicklungen des Leids und der Freude, der Heiterkeit und der Schwermuth, des Zagens und der Entzückung, und in dem Farbenprisma, womit dieser himmlische Strahl sich in dem irdischen Leben bricht, in ihrem Gesange dargestellt, daß dieser den Accent der Wahrheit hat und an Monotonie nicht zu denken ist. Bei Heine aber wird man nur zu bald gewahr, daß er der flinke gelenke Affe des Liebesgesanges ist, welcher seine Künste vor dem Publicum macht um beklatscht zu werden, und immer dazwischen Affenfratzen schneidet, von Zeit zu Zeit aber pudelnärrische lächerliche Kraftsprünge nach dem Humoristischen macht, und man wird das unwahre äffische Einerlei schnell überdrüßig. Der Glanzpunkt seiner Humoristik ist das kleine Gedicht des Inhalts: „Den König Wiswamitra, Den treibt's ohne Rast und Ruh', Er will durch Kampf und Büßung Erwerben Wasischtas Kuh. O König Wiswamitra, O welch ein Ochs bist du, Daß du so viel kämpfest und büßest, Und Alles für eine Kuh." Auf welch heiterer olympischer Höhe muß nicht ein junger Mann stehen, welcher über

die Leidenschaft der Liebe, die einst sein Herz erfüllte, so einsichtsvoll sicher scherzen kann und zur klaren Erkennung gekommen ist, daß die Liebe etwas Ochsiges und eine schöne Jungfrau richtig betrachtet doch nur eine Kuh sey. Daß er die wahren Verhältniße nicht immer nachzuäffen verstand, zeigt sehr stark das kleine Gedicht folgenden Inhalts: „Werdet nur nicht ungeduldig, Wenn von alten Schmerzensklängen Manche noch vernehmlich klingen In den neuesten Gesängen. Wartet nur, es wird verhallen Dieses Echo meiner Schmerzen, Und ein neuer Liederfrühling Sprießt aus dem geheilten Herzen." Wer Schmerzen der Liebe empfindet, denkt nicht an ihre Heilung, und wäre es auch nur noch ein Echo der Schmerzen, was in seiner Brust lebt, so hält er dieses fest und nimmt sich keine Arbeit vor für die Tage, wo er es hoffentlich los werden wird; denn „das süßeste Glück für die trauernde Brust nach der schönen Liebe verschwundener Lust, sind der Liebe Schmerzen und Klagen," wie Schiller richtig gedichtet. Wäre sein Liebesgesang wirklich mehr als Komödie und forçirte Coulissenreißerei, so hätte er, statt lächerlicher Weise zu sagen: Wartet noch ein wenig, bald bin ich die Liebesschmerzen ganz los, in einigen Wochen wird das Uebel herausgeschwitzt seyn, dann steh ich zu euren Diensten und dichte heiter, gedichtet wie Schiller: „Weit in nebelgrauer Ferne liegt mir das vergangne Glück, nur an einem schönen Sterne Weilt mit Liebe noch der Blick," und wie die herzlich empfundenen, wahrhaft schönen Worte weiter heißen. Daß Heine den Liebesschmerz affectire, um damit zu kokettiren und dadurch interessant zu erscheinen, liegt sehr am Tage in diesen Gedichten, weßhalb er sich auch unendlich unglücklich nennt, denn nicht Mittelmäßiges geziemt einem so ausgezeichneten Wesen, als wofür er sich ausgiebt. Wem dies klar geworden, und es gehört wenig Aufmerksamkeit dazu um es gewahr zu werden, dem muß folgendes in rhythmischer Hinsicht erbärmliche kleine Stückchen, welches ein Gedichtchen vorstellen soll, besonders lächerlich erscheinen: „Ich unglückseliger Atlas! eine Welt, die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen, ich trage

Unerträgliches, und brechen will mir das Herz im Leibe. Du stolzes Herz! du hast es ja gewollt, du wolltest glücklich seyn, unendlich glücklich oder unendlich elend, stolzes Herz, und jetzo bist du elend." Hätte er statt der Eitelkeit Stolz gehabt, so wäre er nicht in die Erbärmlichkeit gerathen, in welche er versunken ist. Bei dieser Gelegenheit bemerkt Referent, daß Heine durchaus keinen Sinn für Rhythmus hat, und darum, sobald er die wenigen Versarten, die jambischen und trochäischen gereimten und die mit Anapästen gemischten jambischen von ganz bekannter, jedem leicht zugänglicher und von jedem zu handhabender Weise, verläßt und zu einem freien Rhythmus übergehen will, in reiner Prosa schreibt, von welcher gar nicht abzusehen ist, warum er sie nicht fortlaufend hat abdrucken laßen, da zu den kurzen Zeilen kein Grund vorhanden ist. Man nehme folgenden Schluß eines Stücks, welches Seegespenst überschrieben ist, und rathe, wenn es fortlaufend gedruckt ist, wie es abgetheilt seyn müße, falls man nicht jeden Satztheil für sich setzt: „Aber noch zur rechten Zeit ergriff mich beim Fuß der Capitain, und zog mich vom Schiffsrand, und rief, ärgerlich lachend: Doctor, sind Sie des Teufels?" Der Mangel an Rhythmus und die Unempfindlichkeit dagegen ist bei einem, welcher sich für einen Dichter ausgiebt, immer ein sehr bedenkliches Zeichen. Die angeführte Stelle kann übrigens wieder zeigen, wie wenig Wahrheit seinen Fictionen zu Grunde liegt und wie sie berechnet sind mit ihren Effecten; denn wiewohl das Gedicht, deßen Schluß sie bildet, nicht übel erfunden ist, so zerstört die Uebertreibung wieder die Täuschung. Er fingirt nämlich, er schaue liegend vom Rande des Schiffes in die Nordsee und sehe eine versunkene Stadt in ihrer Alterthümlichkeit und sehe die Menschen darin herumwandeln, Sehnsucht ergreife sein Herz, er sehe ein Mädchen am Fenster eines alten Hauses allein und vergeßen, es sey seine Geliebte, die sich dort versteckt, er wolle sie nun nicht wieder verlaßen und mit ausgebreiteten Armen hinab an ihr Herz stürzen, da habe ihn der Capitain am Fuße gefaßt und ihm jene Worte zugerufen. Es hat

ihn aber ſicher und gewiß kein Capitain beim Fuße gefaßt, weil er ſich in das Meer ſtürzen wollte, denn dies hat er nie gewollt; dadurch aber, daß er es ſagt, zerſtört er ſeine Fiction, indem er ſchließlich daran erinnert, daß er das Vorgegebene ſich calculirend ausgedacht habe, um mit vorgeblicher träumeriſcher Verſunkenheit Effect zu machen. Ueberhaupt iſt das Capitel, überſchrieben: „Die Nordſee," 1825 — 1826, eine kleine Sammlung ſehr druckſeriger, mißrathener und kümmerlich gemachter Gedichte, deren Humor ein Muſter von Armſeligkeit iſt; doch giebt es ſicher unter den ſehr vielen Leuten auch manche Leute, welche fähig ſind, Vergnügen zu finden an Scherzen, wie: „Ich ſah den Meergott Bis an die Bruſt dem Meere enttauchen. Er trug eine Jacke von gelbem Flanell, Und eine lilienweiße Schlafmütz, Und ein abgewelktes Geſicht." Dieſe proſaiſchen abgeſchmackten Worte ſchließen ein albernes Gefaſel. Zur Zeit, als Heine ſich zuerſt hervordrängte, war die Zerrißenheit der Seele ſehr in der Mode, und ihr damaliger Hauptpatron, Lord Byron, ſo glänzend, daß ein Pfiffikus, wie Heine, ſich natürlich auch, um intereſſant aufzutreten, die Seele mit einem halben Dutzend Ellen Zerrißenheit garniren mußte. Doch Zwei thun nicht immer daſſelbe, und ſo erweckt Byron's Zerrißenheit Mißbehagen und ſehr oft das Gefühl, daß ſie Ausbruch einer inneren, durch Langeweile erzeugten Leere und vornehmen Abgeſpanntheit, mitunter auch der gekränkten Eitelkeit, ſey; Heine's Zerrißenheit aber als pure vor dem Spiegel anprobirte Fratzenſchneiderei iſt kümmerlich, lächerlich, ſogar abgeſchmackt; denn ſie iſt zuweilen ſo berechnet, wie das Kleiderzerreißen der Juden bei Sterbefällen, wenn ſie vorſichtig mit der Scheere das Kleid ſchlitzen und den Schlitz mit einem Bande umnähen, damit er nicht weiter reiße. Wenn er fingirt, er ſtehe auf der alten Baſtei, ſehe die Bleiche, die Mühle und ein Schilderhäuschen, wo ein rothgeröckter Burſche auf und ab gehe, und dann ſagt: „Er ſpielt mit ſeiner Flinte, Die funkelt im Sonnenroth, Er präſentirt und ſchultert, — Ich wollt', er ſchöſſe mich todt;" ſo heißt das die Albernheit zu weit treiben. Wer

des Lebens müde ist, welches Thema oft genug und zwar gut behandelt worden ist, schreitet wohl dazu, sich zu zerstören, wozu es der Mittel genug giebt, wünscht aber nicht, daß eine Schildwache, welche das Gewehr präsentirt und schultert, ihn erschießen möge, und Heine wenigstens würde in dem Falle, daß die Schildwache auf ihn angeschlagen hätte, sicher und gewiß das Reißaus genommen haben. Schmählich und verächtlich aber ist ein solches lüderliches Geschwätz eines eiteln Gecken und verletzt alle Würde der Poesie gleich der schmutzigsten Zote. Auch in Romanzen hat sich dieser Dichter versucht, diese aber sind, ohne schlecht zu seyn, nicht von der Art, daß man sie irgend wie ausgezeichnet nennen könnte. Das beste Gedicht ist das, welches die Ueberschrift führt: „Im Hafen," und das Verweilen und Trinken im Bremer Rathskeller zum Gegenstand hat; denn in ihm sind die nahe liegenden Veranlaßungen zu scherzhaften Wendungen, wozu er Geschick hat, trefflich benutzt und die gute Laune des Trinkens und deßen steigende Wirkungen wahrhaft allerliebst geschildert, und der ergötzliche Schluß rundet es schön ab, so daß es mit heiterer Wirkung den Eindruck der Wahrheit verbindet, welchen man sonst bei ihm vermißt. Wäre manches der kleinen Gedichtchen nicht durch den ganzen Zusammenhang, als zu der ganzen Liebesaffenkomödie gehörig, gebrandmarkt, so würde es artig erscheinen, denn es enthält gar manche hübsche Wendung, manchen hübschen Ausdruck, selbst manchen zierlichen Gedanken und hier und da eine gelungene Anwendung eines Bildes oder eines Verhältnißes. So ist z. B. eine artige Anwendung von der Angst der Kinder im Dunkeln gemacht in dem Gedichtchen: „In mein gar zu dunkles Leben Strahlte einst ein süßes Bild; Nun das süße Bild erblichen, Bin ich gänzlich nachtumhüllt. Wenn die Kinder sind im Dunkeln, Wird beklommen ihr Gemüth, Und um ihre Angst zu bannen, Singen sie ein lautes Lied. Ich ein tolles Kind, ich singe Jetzo in der Dunkelheit; Ist das Lied auch nicht ergötzlich, Hat's mich doch von Angst befreit." Hier hatte nur der Witz thätig zu seyn, um eine Vergleichung leicht zu gestalten und abzurunden, und

so gelang ihm die Sache, welche artig zum Verstand spricht, denn die Empfindung muß fern bleiben, weil sie die Unwahrheit des Ausspruchs fühlen würde, da die vergangene Liebe nicht mit einer Nacht umgibt, in welcher man sich durch ein Lied von der Angst befreit, sondern mit einer, welche die Klage entweder noch finsterer und kummervoller für den Augenblick gestaltet, oder die Wehmuth mit dem Dämmerschein bitter-süßer Erinnerung oder mit welchem Gefühl es immer sey, erfüllt. Könnte man bloß durch leichte Beweglichkeit, artige Einfälle und dergleichen ein Dichter seyn, so wäre Heine ein artiger lyrischer Dichter in leichter, beschränkter Tonweise; aber ohne Ernst und Begeisterung und ohne Wahrheit des Gefühls ist keiner ein Dichter, sondern nur ein Affe der Poesie. Er hat daher sehr Unrecht gehabt, zu sagen: „Ach Gott! im Scherz und unbewußt Sprach ich, was ich gefühlet; Ich hab' mit dem Tod in der eignen Brust, Den sterbenden Fechter gespielet." Nie hat er in der Literatur etwas anders gethan, als mit der Eitelkeit in der Brust den Komödianten spielen, Begeisterung aber hat nie sein Herz geschwellt, welches nun einmal kein Psalter des Herrn ist, dessen Saiten einem göttlichen Hauche erzittern, und keine große und edle Gesinnung hat je sein Denken erfüllt, sondern er hat den literarischen Putz, dessen er habhaft werden konnte, vor dem Spiegel mit vieler Ueberlegung anprobirt, um damit vor dem Publicum herum zu kokettiren.

Goethe's Wahlverwandtschaften

in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung, ihrem sittlichen und künstlerischen Werthe nach entwickelt

von

Heinrich Theodor Rötscher.

(Als zweite Abtheilung der Abhandlung zur Philosophie der Kunst, 16—38 Stück. Berlin, bei Duncker und Humblot, 1838.)

Bet' immer keinen Rosenkranz
Von kind'schen Hegelphrasen,
Gepriesen wird der Firlefanz
Von Vettern und von Basen.

In dieser Schrift zeigt sich uns Herr Rötscher als ein bis zum Aeußersten affectirter, von aller Einfachheit und wahren Anschauung des Menschlichen traurig abgestandener, in philosophischem Jargon breit, langweilig, wiederkäuend docirender Mann, welcher stets nach Bedeutsamem hascht, Kleinigkeiten aufbläst, um sie wichtig zu machen, und in prätentiösem Dünkel sich gespreizt, pretiös und süßlich faselnd gerirt. Unsere Zeit hat einen reichen Seegen an närrischem affectirtem Geschreibe, aber einen bedeutenden Rang wird man vorliegender Schrift in diesem Gebiete zugestehen, da sie gar keinen Ruhepunkt, keine auch noch so kleine Stelle einer natürlichen, einfachen Ausdrucksweise darbietet, sondern ein fortgesetzter Pfuhl seichter kokettirender Phrasen ist. Da liest man nur „die sittliche Substanz zerbröckelt kraftlos in Atome," „der kalte Marmor des sittlichen Gebots" und wie es alles in diesem impotenten widerlich discantirenden Castratengequike heißt. Die Menschen müßen Herrn Rötscher für sehr dumm gelten, denn überall sucht er ihnen Dinge zum Bewußtseyn zu bringen, wie er das Ding nennt, ohne deren

Verstehen man Werke wie die Wahlverwandtschaften gar nicht lesen kann. Wie in Jean Paul's Flegeljahren in dem Garten an allen Plätzen Tafeln angeschlagen waren um den Spazierengehenden die Empfindungen anzugeben, welche sie an jedem Orte zu hegen hätten, so werden, und zwar eben so nothwendig, dem Leser von Herrn Rötscher die Empfindungen und Verständniße in den Wahlverwandtschaften zum Bewußtseyn gebracht. Dem Leser in seiner Unmündigkeit wird bei jeder Bewegung, welche Goethe macht, sofort alle nöthige Aufklärung beigebracht, ganz mit der enthusiastischen Kunstkennerei und herablaßenden Zuthulichkeit des Ifflandsböttiger im gestiefelten Kater, welchen Tiek's rauhes Publicum, den edlen verkennend, vielleicht auch aus Mangel an „sittlicher Substanz" zum Dank als Störer zur Thüre hinauswarf, und so die der idealen Substanz der Grobheit immanente Kraft zu einer realen gegenständlich werdenden adäquaten konkreten Erscheinung brachte. Wirklich wird aller vermeinte Mechanismus von Goethe's Poesie so genau von Herrn Rötscher erklärt und zergliedert, wie Katzenberger seiner Tischnachbarin die Thätigkeit der Kauwerkzeuge auseinandersetzte, und Herrn Rötscher's Art und Weise wirkt gerade wie die des besagten Katzenberger. In der vorliegenden Schrift ist fortwährend die Rede von der sittlichen Macht, ohne daß über dieselbe, da sie als ein Absolutes hingestellt wird, irgend eine Erklärung abgegeben würde, was um so nöthiger wäre, da der Leser bald sieht, daß sie etwas weit Nobleres ist, als die vulgäre Sittlichkeit, deren wir andern gemeinen Leute uns zu befleißigen streben. Doch ich wende mich zu den Wahlverwandtschaften.

Weltgeschichtlich werden diese genannt, weil fortan mit diesem unpaßenden Titel alle Werke belegt werden sollen, welche zum ersten Mal eine Idee genügend und vollkommen dargestellt haben, wie z. B. Shakspeare's Romeo und Julie die Liebe. Nebenbei hört man von weltgeschichtlichen Momenten, Weltlagen und was dergleichen Schnurren mehr sind, welche in täppischer Affectation scholastische Bedeutsamkeit an die Stelle des Einfachen und Gewöhnlichen

setzen, um dem Leser gegenüber in vornehmer tiefsinniger Haltung dazustehen. — Doch ein Philosophenjünger kann und darf nicht anders, er:

Kauft sich eine Portion Absolutes,
Und hat er's, kann er dreisten Muthes
Jedwedem lachen in's Angesicht,
Dem's an der Redensart gebricht.

wie Friedrich Schlegel in Eulenspiegel's gutem Rathe vermeldet. Ob er im Preise Recht habe, wenn er sagt:

Die Waare ist nicht theuer eben,
Für einen Gulden wird sie jeder geben;

mag bei der jetzigen starken Concurrenz dahin gestellt bleiben. Die Wahlverwandtschaften sollen eine Epopöe der Ehe seyn, worin die sittliche Macht der Ehe die ihr entgegenstrebende dunkle Naturgewalt der Empfindung besiegt, und so ein weltgeschichtliches Moment vollkommen darstellt und abschließt. Die Begründung der sittlichen Macht der Ehe sucht Herr Rötscher im Christenthum, welches uns den Menschen in seinem unendlichen Werthe, in seinem absoluten, über alle Nationalität übergreifenden Begriffe erfaßen gelehrt, woraus folge, daß in der Ehe zwei gleichberechtigte freie Individuen zu einer sittlichen Einheit durchdringen, deren Grundlage und Ausgangspunkt die freie Hingebung des ganzen Menschen sey. „Erst indem sich," heißt es weiter, „die an sich selbst unabhängigen Individuen durch die Macht liebender Gesinnung an einander aufgeben und zur freiwilligen Abhängigkeit von einander bestimmen, ist diejenige Einheit geworden, die wir darum als eine unendliche bezeichnen, weil sich in dieser Vermittlung Jedes ganz von dem Andern zurückempfängt, Jedes zugleich den eigenthümlichen Kreis seines Wirkens durchläuft, ohne daß dies die Durchdringung gefährdet." Dieser gedunsene scholastische Theeschwatz begründet die Unauflöslichkeit der Ehe nicht im Geringsten, worauf doch für die Erklärung der Wahlverwandtschaften gerade Alles ankommt, sondern sagt nur,

die Liebe, ohne die Freiheit des Individuums zu gefährden, bilde aus zwei Gatten eine mystische Einheit. Betrachten wir die eigentliche Basis der Ehe, so ist diese die Vereinigung beider Geschlechter, und die Leidenschaft der Liebe der Individuen zu einander, welche wie alle Leidenschaften eine uns unerklärliche Empfindung ist; außerdem aber ist die Ehe eine gesetzliche Staatsbestimmung und darum ehrwürdig, weil auf ihr das Familienleben beruht und sie zur Aufrechthaltung eines sittlichen Lebenswandels nöthig ist. Meist wird ihr auch religiöser Segen ertheilt um ihre Würde zu erhöhen, und so hat von jeher die Ehe für ein höchst ehrwürdiges sittliches Institut gegolten, welches selbst Menschen auf niederer Entwicklungsstufe besonders durch die Kinder für fest genug gilt. Nie aber hat die Auflösung einer Ehe, wenn sich die Gatten in einander getäuscht hatten und sich durchaus nicht lieben können, und die weitere Verheirathung nach wirklicher Liebe für unsittlich gegolten, und diese Auflösung findet gesetzlich Statt, während doch der Staat eine wirkliche und wahrhaftige Unsittlichkeit nicht gesetzlich sanctionirt, sondern höchstens stillschweigend tolerirt. Selbst die katholische Kirche, welcher die Ehe als ein Sakrament gilt, hat mehr als einmal erlaubt, daß anderweitige Vermählung der Ehegatten stattfinde. Dem sittlichen Institute der Ehe wird genügt, wenn die Ehe heilig gehalten und nicht gebrochen wird, und wenn keine außereheliche Vereinigung der beiden Geschlechter sie entbehrlich zu machen sucht; ja wenn zwei Gatten eine liebloſe Ehe mit einander führen müßten, wäre es in höherem Sinne sittlicher, daß sie wieder getrennt würden, als daß sie bloß ein äußeres Band feßele, und daß sie in gewissem Sinne die Heuchelei der Liebe darstellten, und würden dann beide anderweitig zu einer wahren liebevollen Ehe schreiten, so wäre dem sittlichen Institute genügt; doch solcher Betrachtungen bedarf es gar nicht einmal. Wer der anerkannten Sittlichkeit und den Gesetzen folgt, kann von der Poesie nicht als unsittlich dargestellt werden, und es ist dies auch nie, auch nicht in den Wahlverwandtschaften geschehen, und folglich kann ein solcher auch nicht, wenn er unglück-

lich wird, als ein durch unſittliches Beſtreben an der Sittlichkeit Geſcheiterter betrachtet werden.

Will ein ſittlicher kategoriſcher Imperativ mit ſeiner ſchulmeiſterlichen Zuchtruthe, um der Abſolutheit eine Ehre anzuthun, auftreten und Ehegatten züchtigend gebieten ſie ſollen ſich lieben, wenn ſie auch nicht können, da Liebe nicht auf Verſtandesgründen beruht, ſo iſt das nur lächerlich und weiter nichts. Nur an dem Ehebrecher kann ſich die Rache für das verletzte ſittliche Inſtitut zeigen, und will ein Dichter dies Thema behandeln, ſo muß er Verwicklungen erfinden, in welchen ein Ehebrecher unglücklich wird, wie er auch den ſittlichen Werth dieſes Inſtituts zeigen kann, wenn er ſolche, welche durch Verachtung des ehelichen Bandes in unſittlichem Zuſammenleben unglücklich würden, darſtellte. Von dergleichen iſt aber nichts in Goethe's Wahlverwandtſchaften, ſondern als Lehre kann der, welchem es um eine ſolche zu thun iſt, ſich die entnehmen, daß man mit dem Schließen der Ehen vorſichtig ſeyn und ſich prüfen ſoll, ob man auch wahrhaft liebe und ſomit durch die Ehe glücklich werden könne; denn jeder müße ſich gewärtigen von dieſer Leidenſchaft ergriffen zu werden, wenn er mit dem wahlverwandten Weſen zuſammentreffe. Die Ehe könne zwar gelöſt werden, aber es ſey doch ein Verhältniß, deßen Löſung manche Schwierigkeiten darbiete, ſo daß heftig drängende Leidenſchaft, welche zu unbeſonnenen Handlungen treibt, Dinge herbeiführen könne, an welchen die leidenſchaftlich Hingerißenen untergehen können, ohne ihr Ziel zu erreichen. Eine Hauptſchwierigkeit für die Löſung einer Ehe bilden die daraus entſprungenen Kinder, und das Mißverhältniß, welches in die Pietät derſelben gebracht wird, macht auf ſittlich gute Menſchen einen ſtärkeren Eindruck als die Trennung einer Ehe an und für ſich. Goethe gebraucht daher dieſen Punkt in den Wahlverwandtſchaften, aber auf eine Weiſe, welche ſtarken Anſtoß erregt hat. Böſe Geſellſchaft regt Eduard auf, er naht ſich Charlotten und beide Gatten begehen einen geiſtigen Ehebruch, welcher in der Geſichtsbildung des Kindes zu Tage kommt, ſo daß dieſes, ſtatt

ein Band der Ehe zu seyn, ein Gegenstand des Vorwurfs und eine stets neu aufregende Quelle der Leidenschaft seyn muß. Oder verlangt etwa der Popanz, der sittliche kategorische Imperativ, daß jetzt beide Gatten im Bewußtseyn des geistigen Ehebruchs, eine Liebe zu einander faßen sollen, welche sie nie gegen einander gefaßt hatten und vermöge ihrer Charaktere nicht faßen konnten? Im Gegentheil, nach solch einem höchst unsittlichen, höchst widerwärtigen Vorkommniß gebührt es sich, daß die Ehe, eben um als sittliches Institut rein gehalten zu werden, zwischen denen, welche sie zusammen entweiht haben, aufgelöst werde. Daß der eben berührte unsittliche Punkt Anstoß erregt hat, und soweit mir bekannt ist, den einzigen Vorwurf gegen diese Novelle bildet, kann man nicht schlechthin mißbilligen. Dichter sollten nie das Häßliche, leidenschaftlich Gemeine anwenden, wenn es nicht zur Idee des Sittlichen und Schönen, um dies zur vollkommenen Anschauung zu bringen, gehört; denn ewig wahr bleibt was Aeschylus bei Aristophanes sagt:

> es geziemt, zu verbergen das Böse, dem Dichter,
> Nicht vorzubringen und aufzuführ'n. Denn darum haben die Knäblein
> Lehrmeister, damit sie lernen, was recht; die Erwachsenen aber die
> Dichter.

Würden beide Gatten den unsittlichen Act durch Trennung ihrer befleckten Ehe alsbald sühnen wollen, jedoch durch eine eben aus jenem Act hervorgehende Verwicklung in eine tragische Lage versetzt; so würde er aufhören, anstößig zu seyn. Aber gerade die Frucht jenes Anstößigen soll der Kitt der Ehe seyn und die Katastrophe, welche in dem Tode des Kindes liegt, ist nicht, könnte man sagen, nothwendig in der Unsittlichkeit seiner Erzeugung bedingt. Jedoch läßt sich einwenden, die Katastrophe zeige, daß der Dichter jenes häßliche Vorkommniß wirklich sühne, da er es als die Quelle des Uebels darstelle, und es enthielten die Wahlverwandtschaften die Lehre: mit der Ehe als einem heiligen Bande soll der Mensch nicht spielen, sondern wenn der Fehlgriff in einer Verbindung so zu Tage

gekommen, daß der äußerste Mangel an der zu einer wahrhaft würdigen Ehe nöthigen Wahlverwandtschaft nicht mehr bezweifelt werden kann, soll die Ehe gelöst werden, und die Freigewordenen sollen dem heiligen Bande sich so aufs neue fügen, daß sie ihrer Wahlverwandtschaft nach sich verbinden. Nur so läßt sich das Institut gegenüber den Leidenschaften, wenn diese in voller Kraft eingetreten sind, rein erhalten, da es keine absolute Sittlichkeit giebt, welche der Trennung einer liebelosen fehlgegriffenen Ehe im Wege stände, sondern nur untergeordnete Erwägungen, welche zu leicht sind um wahre Liebe aufzuwiegen. Wollen aber Ehegatten mit dem ehrwürdigen Bande ein frivoles Spiel treiben, und während die Ehe in dem, was sie allein zu etwas innerlich Edlem macht, und dem äußeren Institut den rechten innern Gehalt giebt, bereits zerrüttet ist, sich an der Liebe und dem sittlichen Gefühl leichtsinnig ergehen, so setzen sie sich den Folgen eines solchen Beginnens aus, welche arg werden können.

Die Wahlverwandtschaften knüpfen wirklich an diese Unsittlichkeit die Katastrophe; denn während Charlotte meint, das Kind sey ein neues Band ihrer Ehe, und von dem lebendigen Zeugniß des geistigen Ehebruchs nicht zur wahren Erkenntniß ihrer Stellung gebracht, Eduard aber eher noch in seiner Leidenschaft bestärkt wird, führt Charlotte die Katastrophe herbei ohne es zu ahnen, indem sie den befleckten Ehebund aufrecht halten will, und Ansprüche, welche das sittlich unbefleckte Weib haben und verfechten durfte, an den Theilnehmer der Schuld fest hält, während die höhere Sittlichkeit sie dahin bringen mußte, die geistig gebrochene Ehe durch Entfernung und Trennung von dem Theilnehmer der Schuld zu sühnen, nicht aber das Gesellschaftliche, Bürgerliche, schicklich nach Außen Repräsentirende vorwalten zu laßen, und von dem der Leidenschaft ganz verfallenen Eduard ein Opfer zu verlangen, deßen sie ihm gegenüber sich verlustig gemacht hatte. Da nämlich Eduard's Leidenschaft zu Ottilien die Katastrophe, welche in der Tödtung des Kindes eintrit, herbeiführt, so ist die nicht gelöste, durch Charlotten's Unnach-

giebigkeit nicht gelöste Ehe die Schuld daran, und so stellen uns die Wahlverwandtschaften nicht im Mindesten, wie Herr Rötscher in seiner verschrobenen Scholastik lehren will, die über die Leidenschaft siegende sittliche Macht der Ehe als eine Epopöe dar, sondern sie drängen den Gedanken auf, wenn die Leidenschaften zu mächtig geworden, so soll mit ihnen nicht gespielt werden, da sie ein Feuer sind, mit welchem ohne höchste Gefahr kein Spiel getrieben werden darf, und welches nicht mit den Sprüchen des Verstandes und der vernünftigen Ueberlegung sich beschwören und bannen läßt, eben weil es nicht aus dem Verstand und der vernünftigen Ueberlegung herstammt, sondern ein in unserer Natur liegendes uns selbst unerklärliches Gewaltsames ist, geeignet in seiner vollen Stärke den Menschen furchtbar zu zerrütten. Einer so energischen Leidenschaft gegenüber nimmt es sich seltsam aus, wenn der sittliche kategorische Imperativ im Philosophenmantel seine Zuchtruthe schwingt, und im Namen der Sittlichkeit eine Leidenschaft unterdrückt wissen will, welche nicht unsittlich genannt und gefühlt werden kann, sondern als ein beseligendes Feuer den ganzen Menschen mit dem höchsten Entzücken erfüllt, deßen er fähig ist. Sobald ein Dichter diese Leidenschaft schildert und zwar wie Goethe in den Wahlverwandtschaften gethan, als mit einer unerklärlichen Gewalt plötzlich durch eine Art von Prädestination zwei edle Wesen erfaßend, als ob sie von der Natur der Dinge unwiderruflich für einander bestimmt wären, und sie dann mit der Ehe in Conflict bringt, leistet er diesem Institut den schlechtesten Dienst; denn das menschliche Herz ist von der Art, daß es sich für die Liebenden interessirt und den ihnen entgegenstehenden Hindernißen nicht hold ist. Sind nun aber diese Hindernisse wahrhaft ehrwürdig, so erregt die Schilderung einen Zwiespalt in dem Gefühle des Lesers, von welchem er sich widerwärtig afficirt wegwendet; giebt es aber Mittel die Hindernisse wegzuräumen, ohne das Sittliche im Menschen zu empören, so wünscht er sie weggeräumt, und beides auf die Ehe angewandt, mag man sie für lösbar oder unlösbar halten wollen, heißt für den vernünftigen

Menschen nimmermehr, den Sieg der sittlichen Macht der Ehe feiern. Goethe läßt umgekehrt die Natur des Menschen in seiner Unmittelbarkeit, als ein wahrhaft Uebergewaltiges und Dämonisches, des Verstandes, der vernünftigen Ueberlegung, und selbst der Einrichtung der Ehe spotten; denn weil die Personen der Novelle sich dieser Leidenschaft entgegenstellen und sie mit ihren Verstandesgründen beschwören wollen, erzeugen sich Verwickelungen, welche beide Gatten unglücklich machen, die Ehe derselben, an welcher eine Zeilang geflickt worden, schrecklich zerreißen und das vorzüglichste Gebilde der Novelle, Ottilien auf jammervolle Weise zerstören. Wer daher in den Wahlverwandtschaften die Ehe als ein Institut geschildert sieht, welches geeignet ist den Menschen unglücklich zu machen, wenn nicht die rechte Liebe sie zusammenführt, oder wenn sie die Statt gehabte Täuschung erkennend, nicht sofort zu der sittlich nicht mißbilligten und darum auch gesetzlich erlaubten Ehescheidung schreiten, der sieht Dinge, welche in der Novelle vorhanden sind. Wenn der Dichter die Leidenschaft der Liebe geschildert hätte als etwas, was des sittlichen Menschen unwürdig wäre, wie wir die Leidenschaften der Rache, des Zornes, Haßes, Stolzes u. s. w. empfinden, dann stände das ganze Verhältniß anders da; aber dann hätte er etwas Falsches und Widerwärtiges gedichtet, was keinen Anklang finden würde. Ein Dichter, welcher die Liebe so schildert, daß sie als eine Naturnothwendigkeit erscheint, so daß bei den ergriffenen Individuen die ganze Seele unwiderruflich wie einer verzehrenden Krankheit hingegeben erscheint, kann vor dieser Leidenschaft nicht warnen wollen, weil es lächerlich wäre, vor etwas zu warnen, was er als ein in der Natur Liegendes, von unserm Verstand und Willen Unabhängiges schildert. Liegt also in den Wahlverwandtschaften wirklich ein Satz als Lehre deutlich vor, so ist es der, daß der Mensch, als ein der Leidenschaft der Liebe unterworfenes Wesen, eine Ehe nur nach Liebe schließen dürfe, thue er aber dieses nicht und jene Leidenschaft ergreife ihn dann, so reiche seine Kraft nicht hin, die Leidenschaft zu bannen, deßhalb müße er die Ehe auflösen, welche eine falsche

gewesen, weil sie nur eine äußerliche war, und müße, wolle er anders nicht einen ungleichen Kampf kämpfen, eine Ehe schließen, welche er als eine wahre und nicht bloß äußerliche betrachten kann. Will er dagegen kämpfen und klügeln, so läuft er Gefahr in so arge Conflicte zu gerathen, daß er selbst, wenn er sich auch äußerlich des Ehebruchs enthält, das widerliche Schauspiel des geistigen Ehebruchs, eines wenigstens eben so herabwürdigenden Vergehens, als irgend eines die Ehe beflecken kann, zu gewähren. Ja wenn er endlich an die Scheidung, als das Rettungsmittel, aus der zerstörten Lage ernstlich gehen will, ist es wohl bereits zu spät, denn die durch Leidenschaft herbeigeführten Verwickelungen sind unberechenbar. Darum sind die Wahlverwandtschaften keine Verklärung der Ehe und keine Siegesfeier ihrer sittlichen Macht, sondern wenn man gerade dies Verhältniß der Ehe darin hervorhebt, ein starker Angriff auf dieses Institut, sobald man es für ein unauflöslich bindendes ansehen will.

Ueber die Charaktere, welche Goethe in dieser Novelle dargestellt hat, schwatzt Herr Rötscher ein Langes und Breites, und construirt sie vor den Augen des Lesers so gut als er es versteht, was aber nicht gut ist, und nur die Langeweile, welche sein widerlicher gedehnter Ton und sein prätentiöses Wesen auf den Leser lasten machen, bis zum Unerträglichen steigert. Goethe stellt uns Eduard und Charlotte als zwei nicht zu einander paßende Ehegatten dar, denn Eduard kann Charlotten nie wahrhaft lieben. Als junger Mann von vornehmer Geburt und der anständigsten Erziehung meinte er zwar sie zu lieben, ließ sich aber von den Eltern bereden mit einer Wittwe sich zu vermählen, welche ihn auf alle Art verwöhnte und durch ihren Tod zum Herrn eines ansehnlichen Vermögens machte. So ganz unabhängig gemacht, ging er auf Reisen und fand Charlotten bei der Rückkehr als Wittwe, die er nun, im Wahn er habe sie geliebt und liebe sie auch jetzt, heirathet, obgleich sie nicht zu einander paßen; denn er hat ein warmes erregbares Gefühl und eben so, was damit oft verbunden ist, eine erregbare

Phantasie, so daß er mehr ein Gefühls- als ein Verstandesmensch ist. Charlotte dagegen wird uns geschildert als eine der kälteren, mäßigen Frauennaturen, bei welcher ein klarer Verstand vorwaltet, der sie die Verhältniße des Lebens deutlich auffaßen und schicklich behandeln läßt, woneben Goethe noch bemerkt, daß sie sexuell wenig Temperament habe. Heftige Leidenschaften sind ihr fremd, da sie weniger dem Gefühle als dem Verstand ihrer Organisation gemäß lebt. Eine solche Frau kann das Herz eines Gefühlsmenschen nicht ausfüllen, und so kommt es denn auch in dieser Novelle. Da die Gatten auf dem Lande leben in stiller schöner Natur, worin sie sich mit Anlagen beschäftigen, auf einem Schauplatz, welcher keimende Leidenschaften ohne Unterbrechung gedeihen läßt, und dann durch den Contrast seines Friedens mit dem gährenden Zustande der leidenschaftlich Erregten dem Ganzen der Dichtung eine genügende Abrundung zum poetischen Bilde verleiht, so stellt sich bei Eduard das Gefühl der Leerheit und eines ihm selbst unbewußten Mangels in Beziehung auf sein Herz ein. Da ihn das Leben nicht in die Schule genommen hatte, sondern bisher leicht und freundlich hingetragen, sein Geist folglich noch nicht an irgend ein Joch gewöhnt und abgestumpft war, so hatte er noch das Poetische der Jugend und eine gewisse Kindlichkeit, welche Menschen von warmem Herzen und erregbarer Phantasie, wenn die Lebensprosa nicht allzuhart auf sie drückt und diese Blüthen mit ihrem kalten Hauche welken macht, sehr lange bewahren, und nie ganz verlieren. Er begehrt, weil eine Frau von dem verständigen, gemäßigten kühlen Wesen Charlotten's sein Herz nicht mit der Wärme berühren konnte, deßen es bedurfte, durch Hinzuziehung eines Freundes der Einsamkeit zu entgehen, ohne daß dies Gefühl ihm selbst irgend deutlich und bestimmt wäre, sondern sich als ein dunkles Verlangen kund giebt, welchem er sogar falsche Gründe unterschiebt, an deren Wahrheit er zu glauben vermeint. Charlotte, welche zwar Eduard nicht leidenschaftlich liebte, deren Leben aber hinlänglich ausgefüllt war durch die Lage, in welcher sie sich befand, besorgte Störung in dem ihr genügenden

täglichen Verhältniße, wenn eine dritte Person hinzuträte, und widersetzte sich daher dem Begehren Eduard's. Wenn Frauen ihre Gründe, welche gewöhnlich mehr im Herzen als im Verstande wurzeln, erschöpft haben, oder überhaupt keine anzugeben wißen, so geht es ihnen wie, man verzeihe mir die sonst nicht schmeichelhafte Vergleichung, dem seligen Sir John, „und wenn Gründe so gemein wären, wie Brombeeren, ich laße mir keine abzwingen." Auch Charlotte beruft sich auf ihr Gefühl und ihre Ahnung, was jedoch nicht im Geringsten zeigen kann, daß sie einer besondern Gemüthstiefe, nämlich einer über das gewöhnliche Maaß der weiblichen Natur hinausgehenden, fähig sey; denn eine Frau, welche ganz in dem gleichen Maaße von Verstandesgründen bestimmt würde, wie der Mann, wäre ein aus der weiblichen Natur heraustretendes Individuum, und als Abnormität für die Poesie nur zu untergeordnetem Zwecke brauchbar, wenn sie überhaupt brauchbar wäre. Dieses Verhältniß zeigt sich recht deutlich in Beziehung auf Religion. Ist eine Frau zur Freigeisterei gelangt durch Umgang mit Männern, so fühlt sie, wie Jean Paul, um eine genügende Autorität anzuführen, bemerkt, sich recht glücklich, wenn ihr ein Mann die Freigeisterei für falsch erklärt, und wie sollte es anders seyn, da ihr Wesen naturnothwendig im Gefühl wurzelt, und darin wurzeln mußte, um alle die hohen Tugenden zu erzeugen, deren das Weib fähig ist. Charlotte, ein vorzugsweis als kühl, mäßig, besonnen und auf das Schickliche gerichtet dargestelltes Weib, wird daher durch jene Ahnung nicht im Geringsten diesen vom Dichter gezeichneten Eigenschaften entrückt und es wird uns damit kein Blick in ihre Leidenschaftsfähigkeit gegeben, wie Herr Rötscher in seiner nach Bedeutsamem haschenden impotenten Verschrobenheit meint; er beweist mit seiner Meinung nur, was er in der ganzen Schrift überall beweist, daß er keinen Blick in die menschliche Natur gethan, und wie sollte das auch ihm und Seinesgleichen möglich werden. Diese zehn Ellen hohen Denkteutonen (so hoch giebt, meine ich, Herr Graf Wackerbarth die Teutonen an) heften ihre Augen stier

auf das absolute Nichts, bis es von dem stechenden Basiliskenblick angelockt ihnen in den aufgesperrten Mund rennt, und dann als ein seiner immanenten Kraft adäquates Etwas aus dem schulphilosophischen Schädel dieser Herren in die Hannswurstjacke des verabredeten Jargons gehüllt herauskriecht. Bei dieser Passion, welche die Seelen dieser Herrn durch das absolute Nichts erleiden, ist es kein Wunder, wenn ihr Auge für das Irdische, Gewöhnliche geblendet wird, wie Polyphem's Auge durch den Niemand. Obgleich keiner derselben sich höher von der Erde erhebt als Sokrates in dem Hängekorb, so zieht ihr Geist doch keine Nahrung aus der Erde ein, sondern genießt Luft, welche durch das Sieb eines feindurchlöcherten Schulsystems von irdischen Dünsten gereinigt ist.

Als Charlotte nachgeben muß, begehrt sie als Gegengefälligkeit, daß Eduard Ottilien die verwaiste Tochter ihrer Freundin aus der Pension hole, damit sie dieselbe fortan bei sich habe. Eduard holt Ottilien, und mit plötzlicher Gewalt ergreift beide die Liebe zu einander, und Charlotte bemerkt augenblicklich Eduard's Neigung, als er auf ihr Befragen, wie er Ottilien finde, äußert, er habe sie unterhaltend gefunden, sie, die kein Wort gesprochen. Doch Charlotte zeigt sich darüber nicht leidenschaftlich erregt und bricht nicht in Eifersucht aus, was aber nicht beweist, daß sie es gleichgültig aufnimmt; denn dies wäre der Natur entgegen, wohl aber, daß sie Eduard nie leidenschaftlich geliebt hat. Doch muß nothwendig die Entdeckung von Eduard's Liebe sie in die Lage bringen, sich ihm entfernter zu fühlen, ohne daß sie sich eine Schuld daran beimeßen kann, und muß sie unvermerkt mehr und mehr Geselligkeit und Unterhaltung anderswo suchen laßen. Daß Eduard so plötzlich von der Liebe zu Ottilien ergriffen ward, lag eben in seiner Natur und seinen Verhältnißen. Sein erregbares Herz war leer geblieben und nichts füllte sein Leben und seine Tage aus, weßwegen denn eine wahre echte Leidenschaft, welche sich seiner bemächtigte, ihn übermächtig ergreifen und die Leerheit seines Herzens auf einmal ausfüllen mußte. Den Herren vom schulphilosophischen Gänsekiel miß-

fällt dieser Eduard gar sehr, und sie, die starken Geister, finden einen Schwächling in demselben. Die Dichter aller Zeiten dachten im Punkte der Liebe anders, und entblödeten sich nicht, die kräftigsten Heldennaturen sogar von der Liebe aufs äußerste unterjochen zu laßen, ohne daß sie fürchteten, sie dadurch zu Schwächlingen zu machen. Herakles Schicksal wird in Sophokles Trachinierinnen durch die Liebe herbeigeführt, und von den Olympischen Göttern sogar heißt es in dem Hymnus auf Aphrodite, daß diese Göttin nur drei Göttinnen nicht überwältigen konnte, die andern Götter und Göttinnen aber alle bezwang. Roland raset aus Liebe bei Arioſto, und der Held, ohne welchen Jerusalem nicht erobert werden konnte, war in Armiden's Zauber verstrickt. So galt von jeher die Liebe als eine für den Menschen unentrinnbare übergewaltige Leidenschaft, die den von ihr Ergriffenen nicht gerade zum Schwächling macht. Als Eduard endlich sich entfernte und den Tod suchte, zeigte er sich als tapfern Mann, und diesen Namen verdient jeder, welcher dem Tod wiederholt ins Angesicht schaut; denn die Verzweiflung drängt wohl zum Selbstmord, läßt den Feigen, wenn er angegriffen wird und nicht entrinnen kann, sich einmal wehren, aber um einen Krieg mitzufechten und den Tod nie zu scheuen, muß ein Mann Tapferkeit besitzen. Wollte ein Dichter sagen ein Schwächling sey tapfer, so würde er Unrecht haben, und wollte er sagen bloße Verzweiflung ohne wirkliche Tapferkeit könne einen Mann dazu bringen einen ganzen Krieg mit brillantem Muthe mitzumachen und überall den Tod aufzusuchen, so würde er nicht nur Unrecht haben, sondern sogar sich eine arge Albernheit zu Schulden kommen laßen. Etwas weichlich ist Eduard, und dazu hatte ihn seine Lage gemacht, welche seine Kräfte nicht weckte und stählte; denn das erste wahre Interesse in seinem Leben ist eben die Liebe zu Ottilien, und daß sie ihn so ganz ergreift und ausfüllt, zeigt, daß er nicht von schlaffem, schwächlichem Wesen, sondern starker Empfindungen fähig ist. Stände er in Lebensverhältnißen, welche ihn durch Arbeit und Pflichterfüllung stark in Anspruch nähmen

und abstumpften, so würde seine Leidenschaft nicht ununterbrochen fortwuchern können, aber ohne alle wesentliche Beschäftigung ist er ihr natürlich ganz verfallen. Da er den Anlaß nicht hatte Beschäftigung zu suchen, worin sich Andere, um sich die Mittel zum Leben zu verschaffen, abmühen, so hätte er sie suchen müssen lediglich um beschäftigt zu sein, oder aus Ehrgeiz; aber ein empfängliches Herz und eine erregbare Phantasie mögen wohl einen vornehmen reichen deutschen Mann nicht treiben zu dem, was er als Beschäftigung finden kann. Weichlich erscheint Eduard allerdings darin, daß er die Ehe mit Charlotte nicht rasch und entschloßen löst, und das aus dieser Weichlichkeit entstehende Ehegezerre, das Wollen und Nichtwollen, wo sich überall kein unübersteigliches Hinderniß von außen durch unentwirrbare Verhältniße zeigt, ist die rechte deutsche Sentimentalität, welcher Goethe mehr als einmal nicht aus dem Wege gieng, welche ja so sehr gefällt und unter dem Namen der Gemüthlichkeit etlichen Götzendienst erhält.

Ottilie schildert uns Goethe als eine ganz in der Empfindung und Tiefe des Gemüths lebende, allem äußern Schein und aller eiteln Absichtlichkeit fremde Natur, welche dadurch mit einer Zaubergewalt auf die Männer wirkt, weil sie, nicht klar begreiflich, dem ahnenden Gefühl mit seelenvoller Wärme, einem durch tiefe Geistigkeit bezaubernden Auge und einer über ihr ganzes Wesen ausgegoßenen seltenen Anmuth eine unerschöpfliche Fülle des Reizes bietet. Goethe bezeichnet sie noch als mit höchst reizbaren Nerven versehen, so daß sie an Migräne leidet, und von der Nähe eines Steinkohlenlagers afficirt wird. In dieser Wirkung der Steinkohlen auf Ottilien's Nerven findet Herr Rötscher tiefe bedeutsame Beziehung zum Makrokosmus, und allerdings ist dergleichen recht zur Faselei geeignet. Kleine wunderbar aussehende oder unerklärliche Dinge erscheinen dem beschränkten Sinne bedeutsamer, als die großen Wunder der Welt und der lebendigen Geschöpfe. Daß wir alle mitten in den unaufhörlichen Beziehungen zu den Elementen leben, und von dem Allem nichts erklären können, daß alle unsere Geistes-

thätigkeiten, unser ganzes leibliches Seyn, da wir nichts davon verstehen, für uns ein großes Wunder sind, ist gewiß. Wer erklärt uns die Wirkung der Musik auf unser ganzes Wesen, welche uns mit starker Gewalt rasch hinter einander alle Arten von Gefühlen kann durchlaufen lassen? Kein Mensch. Daß, wenn „der Kranich über schroffen Fichtenhöhen nach der Heimath strebt," wenn wir ferne blaue Berge erblicken, daß uns dann ein namenloses Sehnen ergreift, ein heißes schmerzliches Verlangen uns in die Weite zieht nach einer Heimath, die wir nicht kennen und nicht finden, wer erklärt es uns? Kein Mensch. Daß die aufgehende Sonne, wenn alles in frischem Glanze erscheint uns mit feierlichem erhaben ruhigem Gefühl erfüllt, und die untergehende Sonne mit Wehmuth, wer erklärt es uns? Kein Mensch. Giebt es eine dieser Empfindungen ohne Nerventhätigkeit und was bewirkt sie? Wir selbst und Alles um uns sind uns unerklärlich und also Wunder, so daß Einzelnheiten, welche man, weil sie nicht immer vorkommen, vielleicht besonders beachtet, wohl von poetischer Wirkung seyn können; aber daß die Wirkung eines Steinkohlenlagers auf die Nerven einer Jungfrau besondere Beziehungen derselben zum Makrokosmus enthalten sollen, ist doch schier gar zu absurd. So giebt es Frauenzimmer, welche sich von einer im Zimmer befindlichen Katze, auch wenn sie dieselbe nicht erblicken, afficirt fühlen, ein Verhältniß, welches jenem der Steinkohlen ganz ähnlich ist. So könnte man denn dem Steinkohlenmakrokosmus einen Katzenmakrokosmus, oder wenn man diesen Namen nicht will, einen Katzenquadrupedismus zur Seite setzen. Aus Nervenzuständen der angegebenen Art vermögen wir höchstens auf größere Reizbarkeit, jedoch nicht im Geringsten auf Charakter und Anlagen zu schließen; denn diese wie jede andere Nerventhätigkeit ist uns verborgen, und eine ganz unbekannte Region. Daß Ottilie sich ganz an Eduard anschließt und in der tiefsten Liebe zu ihm hingerißen wird, ist natürlich, da auch sie zuerst in ihm ein wahlverwandtes Wesen erblickt, die seither unter verständigen und unverständigen Leuten in einer Pension gelebt hatte und mit dem

Erlernen von allerlei Kenntnißen geplagt worden war. Ein soli-
der Verstandesmann konnte auf ihr verschloßenes tiefempfindendes
Wesen keinen Eindruck machen, wohl aber der erste liebenswürdige
und liebefähige Mensch mit Phantasie und Kindlichkeit, ohne den
Schwächling darzustellen, welcher ihr begegnete, und ihre Liebe zu
Eduard spricht mehr für ihn als das Schulgerede der scholastischen
Leute gegen ihn zeugt. Zur Folie giebt Goethe der Ottilie die
Tochter Charlotten's, ein oberflächliches, eiteles, hübsches Mädchen,
welches leicht lernt und außer der Eitelkeit wenig fühlt. Noch an
zwei Männern zeigt Goethe Ottilien's Wirkung. Der Gehülfe der
Pension will sie heirathen und zur Pensionsmutter machen, was
gegenüber der glühenden Leidenschaft Eduard's und Ottilien's einen
eigenthümlichen Eindruck macht, da dieser Mann ein zwar verstän-
diger, aber tiefer Leidenschaft fremder Mensch ist. Der starke Gegen-
satz einer sorgsamen Hausfrau, welche mitwirkt, um Mädchen am
Pensionsspalier zuzuschneiden, damit sie das Zwergobst des Conver-
sationsgeschnatters und der Ostentationsbildung produciren, an
welchem Spalier Ottilien's Kindheit selbst gekreuzigt worden war,
dieser Gegensatz mit Ottilien's tiefer Empfindung und glühenden
Leidenschaft, für welche außer ihrer Liebe die Welt öde und werthlos
ist, wirkt in dem Fortgang der Novelle vortrefflich, und zeigt die
Kluft zwischen dem Alltagswesen und der Leidenschaft, welche dem-
selben ganz entfremdet. Anders verhält es sich mit dem Architekten,
welcher Ottilien liebt, denn er liebt sie wahrhaft und seine Leiden-
schaft dient zur Verklärung derselben. Da er die Ideale der Kunst
in sich trägt, so hat er einen Talisman, welcher Schmerzen der
Seele, wenn auch nicht tilgt, doch mildernd verklärt. Seine Liebe
zu Ottilien entwickelt sich vollkommen rein, weil ohne alle Hoffnung,
und sie wird ihm zuletzt eine Madonnaideal, welches er im Gemälde
darstellt, worin allerdings Bedeutung liegt. Was ihm die Wirklich-
keit versagt, eignet er sich in der Kunst zu, und tritt so zu ihr in
ein ideales Verhältniß, welches den Schmerz verklärend mildert.
So conterfeit Luca Signorelli in der schönen Romanze Platen's den

schönen Leib des erschlagenen Sohnes, und findet durch die Kunst den Trost, welcher sonst für ihn nicht zu finden war. Goethe sagt etwas Aehnliches von sich, was freilich diesem Verhältniß der Kunst nicht ganz gleich ist, daß er nämlich Stimmungen durch künstlerische Behandlung als Dichter gebannt, und erzählt dies namentlich von Werther's Leiden.

In der Schilderung Ottilien's stoßen wir jedoch auf eine Sache, welche etwas auffallend ist und der Darstellung ihres Wesens einigen Eintrag thut. Als sich Eduard entfernt hatte, muß Ottilie doch fortwährend in der Novelle dem Leser vor Augen bleiben. Um dies zu thun, theilt der Dichter Bemerkungen aus ihrem Tagebuche mit, welche ihrem Wesen angemeßen sind und uns dies folglich veranschaulichen. Ein anderes Mittel wäre wohl schwer zu finden gewesen, ohne Fremdartiges einzuflechten, und so mag man es denn hinnehmen und, wenn es gleich ein wenig Anstoß giebt, es doch übersehen. Denn wie kommt, fragt man sich, die tiefempfindende, aller Art von Koketterie fremde Ottilie zur Führung eines Tagebuchs über ihre Empfindungen? Wer tief fühlt, spricht nicht davon, noch viel weniger schreibt er darüber, und alle Tagebücher der Art sind nichts weiter als Koketterien mit dem lieben Ich, ein wichtigthuendes eitles Betrachten der eigenen Empfindungen und Schönthuerei damit. Freilich hätte sie in der Pensionsanstalt, wo natürlich, wie in allen diesen Anstalten, die Innerlichkeit der Jungfrauen als Krankheit behandelt, und durch den Unterricht auf die Haut herausgetrieben wird, zur Führung eines Empfindungskalenders angehalten werden können; aber an ihr war ja gerade die pädagogische Kunst nicht angeschlagen, was wesentlich zu ihrer Charakterisirung gehört und sie gleich als ein edleres Wesen zeigt, welches der Feile seichter Pedanterei widerstand und nur vom Feuer der Liebe angegriffen ward. Doch weit entfernt dies Tagebuch als ein Mittel in der Fortführung der Novelle in Ermangelung eines beßern gelten zu laßen, weiß Herr Rötscher sehr tiefsinnig zu erklären, wie es sich damit so ganz richtig verhält und wie auch in diesem Punkt die

Goetholatrie anzubringen ist. Der große Dichter verdient studirt und verehrt, nicht aber durch Goetholatrie herabgewürdigt zu werden. Wenn dies Tagebuch, obgleich sein Aufzeichnen dem innersten Wesen Ottilien's widerspricht, als ein nicht zu umgehendes Mittel hingenommen werden mag, so bleibt doch das Wunder, welches die gestorbene Ottilie bewirkt, daß nämlich ein Mädchen, als die Leiche vorüberzieht, sich aus dem Fenster stürzt und unverletzt bleibt, ein poetischer Salto mortale, gewagt um Ottilie zu verklären, welcher dem wirklichen Salto mortale des Mädchens nichts nachgiebt.

Wie kann uns der seltene Zufall, daß ein Sturz, wie der in den Wahlverwandtschaften dargestellte, ohne Verletzung stattfindet, zu einer Verklärung Ottilien's dienen? Soll er dies, so müssen wir ein Wunder annehmen, und das muthet uns ein Dichter in einer modernen Novelle vergeblich zu, weil die Zeit für nackte physische Legendenwunder vorüber ist. Schiller meinte, Klärchen's Erscheinung im Egmont sey ein Salto mortale, aber diese Versinnlichung des wirklichen Traums eines Schlafenden, wie wir sie auch bei Klinger in Giafar dem Barmeciden finden, mag immerhin unter den poetischen Mitteln gelten, da es eine Basis in dem Traume hat, und für nichts weiter gelten will und kann, als eine sinnliche Darstellung desselben. Freilich ist Herrn Rötscher auch dieses kalte und kahle Legendenwunder ein Sieg des Geistes über die Materie, und darum vortrefflich angebracht. Wofür doch diese scholastischen Leute nicht Rath wissen! Ihre scholastische Charlatanerie ist wirklich eine Panacee für innere und äußere Schäden, gleich wie der Schinken des Dorfbarbiers.

Neben Eduard's und Ottilien's Liebe bildet sich zwischen Charlotten und dem Hauptmanne eine Liebe, welche von anderem Grunde ausgehend eine andere Erscheinung gewährt und so ein sehr schönes Gegenstück zu der ersteren bildet, ihr gleichsam zur Folie dienend. Charlotte wird durch Eduard's Neigung zu Ottilien von selbst zu dem Hauptmanne hingewiesen, und beide fesselt immer mehr und mehr ihr wahlverwandtes Wesen an einander. Bei dem Haupt-

mann ist der Verstand vorherrschend und die Phantasie übt keinerlei Gewalt über ihn aus, da sie in zu geringem Maße vorhanden ist. Weil er im Leben sich durcharbeiten mußte, so hat er ertragen gelernt und weiß sich zu fügen, und als Soldat an strenge Pflichterfüllung gewöhnt, hat er etwas durchaus Festes, Bestimmtes und Solides. Charlotten mußte dies anziehen, da auch bei ihr der Verstand über die Phantasie und das Herz vorherrschend ist, so weit dies Verhältniß nämlich bei dem Weibe überhaupt stattfinden kann. Während also Eduard und Ottilie durch das Feuer des Herzens und durch diese Empfindung plötzlich zu einander wie durch einen höhern Zwang hingerißen werden, entwickelt sich die Neigung zwischen dem Hauptmann und Charlotten durch den Verstand und die Einsicht, wie sie im Praktischen des Lebens und in verständigem Wirken, wie in den Ansichten über alles dahin Abzweckende vollkommen zusammenpaßen, so daß wir, wollen wir anders von den ersten Punkten ausgehend einen Gegensatz aufstellen, eine Herzens- und, wenn man es so nennen darf, eine Verstandes-Wahlverwandtschaft neben einander haben, wodurch in der Novelle eine treffliche Wirkung hervorgebracht wird. Das Entstehen der Liebe zwischen dem letzten Paar zeigt gleich, daß eine solche Neigung zwischen so verständigen und soliden Menschen nie zur verzehrenden Leidenschaft werden könne, und daß sie eine solche in andern nicht von Grund aus begreifen, wie denn auch Charlotte lange gar nicht aus dem Irrthum kommt, Eduard müße sich zur Fortsetzung der Ehe mit ihr aus den achtbaren Gründen, welche dafür sprechen, überwinden können, weil sie nicht begreifen kann, daß es von Gründen nicht abhängt, eine wahre tiefe Leidenschaft zu faßen oder aufzugeben. Natürlich, denn sie selbst hatte eine solche nie gefühlt und darum keine genügende Vorstellung von derselben. Darum führt sie hauptsächlich den unglücklichen Ausgang herbei, und es bewährt sich durch sie, daß, wo das Verständige, Conventionellschickliche einem wirklich Natürlichen hemmend entgegentritt, letzteres stets das Stärkere ist und siegt, sey es durch Ueberwindung jenes oder dadurch, daß es

zerstörend auf die Widerstrebenden wirkt. Einer absoluten Herrschaft über seine Leidenschaften ist der Mensch nicht fähig, sondern nur einer durch sein Wesen und zum Theil sogar durch Umstände bedingten, gerade so wenig als einer aus seiner Haut fahren kann, und wenn ihn der sittliche kategorische Imperativ aus derselben heraus peitschen zu können vorgiebt, so ist das eine eben so wahrhafte Historie und irrendritterliche Thathandlung, wie die von dem Fuchse, oder was es war, welchen Münchhausen aus seinem Balge peitschte.

In die Entwicklung der beiden Wahlverwandtschaftsverhältniße läßt der Dichter zwei Einwirkungen treten, beide von einfacher Art, und von dem Erfolg, welchen sie ihrer Natur nach immer haben, weil es die menschliche Natur so bedingt. Es erscheint nämlich zum Besuch ein Graf und eine Baronin, welche außerehelich mit einander leben, und selbst nicht daran denken, daß dies etwas zu sagen habe. Wirkt nun gleich dies Beispiel nicht bis zur Nachahmung, womit der ganze Knoten zerhauen wäre, so bethört es doch zum Leichtsinn und zur sinnlichen Aufregung, und der geistige Ehebruch Eduard's und Charlotten's wird dadurch herbeigeführt, welcher die wahre Verwickelung der Novelle bildet, woraus die Katastrophe hervorgeht. Dabei denkt der Dichter nicht daran, die dem Sittlichen nicht zuträgliche Betrachtung zu stören, daß der Graf und die Baronin, welche unbekümmert dem Hang ihrer Natur und ihrer Liebe folgen, glücklich leben; daß aber die, welche ihre Liebe mit der conventionellen und wirklichen Sittlichkeit ausgleichen wollen, zu Grunde gehen. Die zweite Einwirkung ist die des Mittlers, eines gewesenen Geistlichen, welcher durch seinen früheren Stand oft zum Ausgleichen und Vermitteln der Zerwürfniße berufen, dies zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, und damit bewirkt, was ein solches Thun der menschlichen Natur gemäß bewirken kann. Bei Zerwürfnißen, welche nicht tief gehen, hilft öfters das Zureden eines geachteten Mannes; aber wo Leidenschaften die Gemüther entzündet haben, wirkt der Vermittler entweder gar nicht, oder störend, und veranlaßt sogar

Böses. Das Allgemeine des Moralischen, Guten und Schicklichen, was der Vermittler vorbringen kann, hat bei leidenschaftlich Entflammten bereits seine Kraft verloren und ist nur noch geeignet Scrupel und Gemüthsunruhe zu erregen, wenn es lebhaft vor die Seele gebracht wird, ist aber nicht stark genug den gewißermaßen erkrankten Geist zu heilen. Dies Erregen von Scrupeln und Gemüthsunruhe, für welche ein guter Erfolg nicht mehr möglich ist, kann äußerst nachtheilig wirken, und von der Bahn, auf welcher noch ein Ausgang, so gut er in leidenschaftlichen Zuständen möglich ist, zu finden gewesen wäre, abirren machen in die Region des gänzlichen Verderbens. Wer vermitteln will muß einschreiten, ehe eine Leidenschaft die ganze Seele sich unterworfen hat, und auch da durch Veränderung und Umschaffung der Lage und der Zustände, nicht aber mit Reflexionen und Sittensprüchen. Die Liebe Eduard's und Ottilien's kann keinen Bann- und Beschwörungsformeln weichen, und Ottilie könnte nur antworten: Eurer Priester summende Gesänge Und ihr Segen haben kein Gewicht, Salz und Waßer kühlt Nicht wo Jugend fühlt. Beide sind einander der einzige Inbegriff alles Glücks und Lebens geworden, und ohne den geliebten Gegenstand ist jedem von ihnen die Welt öde und wüst. Goethe zeigt daher auch des Mittlers Bemühen nicht bloß als ein vergebliches, sondern auch als ein verderbliches; ja durch die moralisirende Redseligkeit veranlaßt er sogar den Tod eines alten Geistlichen. Herr Rötscher, um etwas Pompöses zu sagen, nennt Mittlers Hauptrede einen Chorgesang, damit ja keine Bemerkung ohne die Stelzen der Affectation vortrete. Ein Sophokleischer Chor würde Eros den unbesiegbaren, wie in der Antigone, oder die Gewalt der Kypris, welcher selbst die Götter nicht widerstehen, wie in den Trachinierinnen, mit Scheu vor der göttlichen Macht gefeiert, und aus dem Widersetzen gegen dieselbe Verderben geahnet haben. Nimmer aber hätte der Chor in einem ernsten Conflicte des Lebens sich eine bestimmte moralische Entscheidung und ein Hindrängen der Betheiligten nach derselben angemaßt.

Außer dem in wilder Ehe lebenden Paar und Mittler läßt der Dichter gegen das Ende der Novelle einen Lord einwirken, welcher durch seine zur Unterhaltung vorgebrachte Erzählung die Wunden des tiefsten Seelenleidens auf das Schmerzlichste berührte. So wird es uns klar vor Augen gestellt, daß wer in einem Kreise der Menschen Lebensschicksale berühren und darstellen will, sich wohl vorsehe, die Anwesenden nicht damit zu verletzen, was leicht geschieht, wenn ihm deren Schicksal unbekannt ist. Der Lord verfährt indiscret, und die Folgen der Indiscretion bleiben nicht aus. In dem Hause des Gehenkten spricht man nicht vom Strick, so lautet das Sprüchwort, weßhalb wer vom Strick sprechen will, sehe sich erst um, ob er nicht im Hause des Gehenkten sey.

Betrachten wir die Wahlverwandtschaften als Kunstwerk, so finden wir die gesammte Darstellung so vollkommen der Idee entsprechend, daß uns von dieser Seite ein vorzüglicher Genuß dargeboten ist. Die Idee, daß in der menschlichen Natur Wahlverwandtschaft liege und wenn die Lebensverhältniße sich ihr entgegenstemmen, die ergriffenen Individuen in das zerstörendste Leid führe, und Alles was für sittlich und gut gilt, höchlich gefährde, ist zur vollkommnen Klarheit ausgebildet, indem, um das oben Gesagte in der Kürze zu recapituliren, zwei wahlverwandte Paare, die menschliche Natur nach den Hauptrichtungen des mit Phantasie verbundenen Gefühls und des Verstandes darstellend, so dargestellt werden, daß die Wahlverwandtschaften, deren eine der andern gleichsam zur Folie dient, sich ihrer Natur gemäß vor den Augen des Lesers entwickeln, wobei der friedliche Hintergrund der stillen Natur mit dem Leidenschaftlichen der sich darauf bewegenden Menschen künstlerisch schön contrastirt. Wir sehen dann den Leichtsinn und die Unsittlichkeit, welche den wahlverwandten Paaren nahe tritt, das Verhältniß, für welches ein glücklicher sittenreiner Ausgang nicht unmöglich war, auf das traurigste verwirrt, und durch diese Verwirrung wird es zum verderblichen Ausgang hingetrieben, wobei von Anfang bis zu Ende alles im allgemein Moralischen und Verständigen wurzelnde Vermitteln

sich als kraftlos und theils als das Uebel ärger machend erweist. Mit dem Vorschreiten des Leidenschaftlichen zum Verderben läßt der Dichter die noch einzig anwendbare Verklärung durch die Liebe des Architekten zu Ottilien, und daß derselbe sich ihre hohe Anmuth in der Kunst aneignet, eintreten, so daß dadurch ein seliger Hauch der Kunst zuletzt den Schmerz über das hingeschwundene schöne Gebilde in etwas sänftigt, nachdem vorher die Kluft, welche dies edele Wesen von dem nüchternen Alltagsgetreibe trennte, in der Annäherung des Gehülfen an sie und seinem Wunsche sie zur Lebensprosa zu verwenden, sich gezeigt hatte. Als der Keim des Verderblichen sich deutlicher entwickelt und einen tragischen Ausgang erwarten läßt, bringt der Dichter künstlerisch schön auch den Hintergrund damit in Einklang, indem Beschäftigung mit dem Kirchhof und der Kapelle desselben in den Kreis der landschaftlichen Anlagen gezogen wird. Wir werden mit der Ruhestätte Ottilien's vertraut, und sehen sie ausschmücken, und empfinden es wohlthätig, daß von der Decke der Kapelle ihr herrliches Angesicht auf ihr Gebein herabschaut und die Idee ihrer Schönheit aufbewahrt. Selbst bis ins Kleinste rundet sich die Darstellung ab, und so bleibt es nicht ohne Eindruck, daß Ottilie mit dem Hinschwinden der schönen Jahreszeit ihrem Ende naht, und daß ein Kranz von den letzten Blumen des Jahres diese hingestorbene Menschenblüthe schmückt. So finden wir auch hier den Hintergrund der Natur in einer dem Gefühle zusagenden Weise mit dem Menschlichen in künstlerisch-schönem Einklange, und das einzige wirklich Störende und Matte ist das am Ende angebrachte Wunder. Diese Novelle muß als Kunstwerk hoch gestellt werden, da Idee und Form identisch darin erscheinen, und die wahrhaft lebendige organische Bildung der Idee uns darin überall entgegentrit, folglich die echte Idealität, welche nicht schwülstige Uebertreibung oder Verblasenheit, noch das zufällige Aeußerliche die Idee Störende duldet; sondern, da der Dichter keine Dinge, sondern nur die Idee der Dinge geben kann, erheischt, daß die Idee, wie sie bei dem Vergänglichen der einzelnen Erscheinungen immer fortwährt, in

den bestimmten vorzubringenden Einzelheiten sichtbar werde als das ewige Allgemeine, oder wie man sagen könnte, als das Unendliche im Endlichen, was aber freilich falsch gedeutet werden kann. Ob nun aber Jemand an diesem schönen Kunstwerke Vergnügen finden könne, muß man freilich dem Geschmack eines jeden überlassen, und die, welche seine Schönheit als Kunstwerk anerkennend es dennoch nicht leiden mögen, sind darum noch keine Idioten, denn ein Ehegezerre und eine Sentimentalität der Verhältniße, wie sie die Idee des Kunstwerks mit sich brachte, müßen nicht gerade jeden ansprechen.

Doch mögen weitere Betrachtungen unterbleiben, deren ich noch viele anzustellen hätte, wenn ich auch nur den frappantesten Absurditäten der vorliegenden Schrift einige Worte widmen wollte, und ich bemerke nur noch zum Schluß, daß ich gegen Herrn Rötscher nicht würde gesprochen haben, wie ich es gethan, wenn ich bloß seine Ansichten über die Wahlverwandtschaften, als aus einem verfehlten Auffassen der Idee derselben hervorgegangen, hätte zum Gegenstand einer Erörterung machen wollen. Nur der Ton und die Weise, in welcher er seine Ansichten vorgetragen, veranlaßten mich zu der Sprache, welche ich gegen ihn geführt habe, da sie nicht einzeln stehen, sondern eine Stimme in dem ekelhaften Chor der unnatürlichen, aufgeblasenen, stelzenschreitenden, gleißnerischen Unsinnigkeiten und dünkelvollen Absurditäten unserer Tage sind. Dazu wird uns gar zugemuthet, diese grünen Meerlinsen auf dem Sumpfe der Gegenwart für das Hoffnungsgrün des anbrechenden Geistesfrühlings zu nehmen.

Abhandlungen zur Philosophie der Kunst.

1) Das Verhältniß der Philosophie der Kunst und der Kritik zum einzelnen Kunstwerke. — 2) König Lear von Shakspeare.

Von

Dr. Heinrich Theodor Rötscher.

(Deßen Abhandlungen ꝛc. Berlin, bei Duncker und Humblot, 1837.)

Trit so ein Riese grad' in einen Quark
Schrei'n Zwerge rings, nach Bisam riech' es stark;
Doch bleibt die Muse fern von solchem Duft,
Auf heiter'n Höh'n, in reiner Himmelsluft.

Was ich bei Gelegenheit von Herrn Rötscher's Abhandlung über Goethe's Wahlverwandtschaften gesagt habe über deßen gespreizte schulphilosophische Koketterie und seine hohle durchaus nichtige Manier, die Kritik des Schönen zu handhaben, gilt auch von dieser Schrift. In der ersten vorliegenden Abhandlung spricht der Verfaßer davon, daß man erkannt habe, wie in jedem Kunstwerk eine Idee enthalten, und daß die Erkennung derselben nach allen Seiten hin die wahre Aufgabe der ästhetischen Beschäftigung sey. Dieser Satz ward nicht von der Schulphilosophie erfunden, und hat auch in der Anwendung bis jetzt noch niemals durch die Schulphilosophie ein günstiges Resultat geliefert. Dies ist sehr natürlich, da die Erkennung des Schönen den ganzen geistigen Menschen in Anspruch nimmt, die Schulphilosophie aber nur ein einseitiger Verstandescalcul ist, welcher gewöhnlich auf unbegründeten Prämissen fortrechnet, wodurch er freilich zu einem Facit gelangt, aber bis jetzt noch nie zu einem solchen gelangte, woran die Menschen mit ganzer Seele hätten

glauben können. Da Herr Rötſcher dieſen Satz, welchem Winkelmann am meiſten Geltung verſchaffte, nicht auf eine Weiſe erörtert, welche irgend belehrend wäre, ſondern nur in einem verzwickten, anmaßend manirirten Jargon darüber dünkelhaft liſpelt, ſo übergehe ich beſagten Jargon. Doch muß ich noch bemerken, daß Herr Rötſcher zwar ſelbſt „das abſtrakte bei der trockenen Allgemeinheit und dem Schema des Verſtandes verharrende Denken nicht in Schutz nehmen und es für das Höhere halten will," ſondern daß er vielmehr „ganz auf die Seite jenes Bewußtſeyns trete, welches auf ein in ſich konkretes Ganze dringt, und ſobald ihm dies entzogen wird, auf der Myſtik der Empfindung um ſo hartnäckiger beharrt, als nichts Beßeres dafür geboten wird;" doch das iſt nur eine Redensart. Allerdings gehört es zu der Manier, welcher der Verfaßer ergeben iſt, mit Gefühl zu kokettiren, aber gerade dieſe Koketterie bezeugt, daß die wahre Empfindung an ſeinen äſthetiſchen Betrachtungen keinen Theil hat, ſondern nur eine dürre, ſehr ſchwache Reflexion, welche ihn wohl zum einem äſthetiſchen Mückenſeiher befähigt, aber keineswegs zu der Aufgabe, ein Kunſtwerk lebendig warm aufzufaßen und eine ſolche Auffaßung ſo vorzutragen, daß andere davon ergriffen und über das Kunſtwerk aufgeklärt werden.

In der Abhandlung über den Lear zeigt es ſich, wie wenig damit genützt iſt, wenn in der Aeſthetik ein allgemeiner richtiger Satz an die Spitze geſtellt wird, da die Anwendung ein lebendiges Gefühl für das Schöne und einen gebildeten Geſchmack erfordert, ohne dieſe aber jederzeit mißglückt. Daß Herr Rötſcher in dem Lear ein überaus herrliches Werk erblickt, will ich ihm nicht als Fehler anrechnen, da der Enthuſiasmus für Shakſpeare Mode iſt, der Enthuſiasmus aber nicht zuläßt Dinge anzuerkennen, welche auf der flachen Hand liegen. Shakſpeare huldigte, ſoweit es die Bühne ſeiner Zeit erforderte, dem herrſchenden Geſchmack, ob nun aber das aus dieſem Verhältniß Hervorgegangene das wahre Schöne und zu Billigende ſey, kommt bei dem Enthuſiaſten gar nicht in Frage.

Jene Zeit begehrte derbe und erschütternde Effecte, und nahm auch das Schlächter- und Henkermäßige statt des Tragischen hin. Ein witzelnder, oft sogar absurd geschraubter Ton galt für fein, und zotenhafte Reden waren nichts weniger als verpönt. Der absurd geschraubte Ton, welcher in den höheren Regionen herrschte, war so sehr ein Charakterzug, daß Walter Scott zur vollkommenen Darstellung eines Zeitbildes denselben in dem Sir Pearcy Shafton zur Erscheinung brachte.

Wir sehen bei Shakspeare Scenen von starker Gewaltsamkeit, lesen einen witzelnden manchmal geschraubten Ton, und sehen öfters ein Vorherrschen starker Effecte, während daneben die feinere Motivirung fehlt. Daß diese oft fehle, ist durch das Hinarbeiten auf den Effect bedingt, denn dieser verträgt jene nicht, und so kommt es öfters, daß Scenen vor unserm Auge vorübergehen ohne den wahren für ein echtes Kunstwerk erforderlichen organischen Zusammenhang. Die Vermischung des Tragischen uud Komischen, welche so häufig bei diesem Dichter stattfindet, gilt für etwas Treffliches, und die Shakspeare-Enthusiasten halten sie für die gelungene Darstellung des Lebens, weil in demselben Tragisches und Komisches neben einander läuft. Seltsame Sophisterei! Die Aufgabe eines Kunstwerks ist, eine Idee darzustellen, folglich alle Züge, welche zur Darstellung derselben erforderlich sind, zu geben, und alle, welche nicht dazu gehören, auszuscheiden. Jedes andere Verfahren führt zu Verirrungen und ist falsch. Das menschliche Leben copiren, giebt noch lange kein Kunstwerk, sondern dies erheischt eine Gesammtheit von Zügen, welche organisch verbunden eine Idee des Lebens zur vollkommenen Erscheinung bringen. Mit Enthusiasten sich in Erörterungen über solche Dinge einlaßen, wäre vergeblich, da sophistische Beschönigungen einem nur einigermaßen gewandten Kopfe nicht schwer fallen, zumal wenn das Herz den Kopf in seinen Dienst nimmt, wie es zu geschehen pflegt, denn alsdann vermag der Liebende an dem geliebten Wesen sogar das Häßliche und Störende als ein wesentlich Schönes nachzuweisen. Uebrigens muß man, wie nachtheilig auch der falsche Shakspeare-Enthusiasmus auf

dramatische Productionen schon gewirkt hat und zu wirken fortfährt, ihn doch entschuldigen, da der große Dichter die wahren Eigenschaften des Dichters in einem Grade besaß, wie sie nur von wenigen bewährt worden sind. Jugendfrische und Energie der Einbildungskraft, ein in der That merkwürdiges sicheres Beherrschen des gewählten Stoffes, plastische Ausbildung der jedesmaligen Scene bis zur vollkommensten Abrundung, tiefsinnige Auffaßung des menschlichen Lebens und der historischen Ereigniße, ebenso ein tiefer Blick in alle Leidenschaften und Seelenzustände, und die Kraft solche zur deutlichen Erscheinung zu bringen, stellen ihn so hoch, daß von Homer bis zu uns herab nur äußerst wenige Dichter zu finden sind, welche ihm an die Seite gestellt werden können. Es sollte wohl noch zu Shakspeare's glänzenden Eigenschaften seine bedeutende Stärke in der Ironie gefügt werden, es wäre aber wahrlich gut, wenn man das Wort Ironie einmal ein Jahrzehend über ganz aus dem Lande verbannte, wegen des argen Mißbrauchs, welcher damit getrieben wird. Ist es doch leider bei unserm geist- und talent-reichen Tiek so zur fixen Idee geworden, daß er die Ironie geradezu zu einem Requisit eines guten Drama *macht*, und werden doch von unsern seichten ästhetischen Schwätzern Dinge als bedeutsame Ironien hingestellt, welche von der ordinärsten Art sind. Der Widerspruch aber zwischen Schein und Seyn, worauf die Ironie beruht, kann nicht mit gutem Grunde als wesentliches Requisit eines Kunstwerks gelten, so wenig als der Humor, welcher nur eine krankhaft gereizte Stimmung ist, die sich mit Scheinhaß gegen die dennoch geliebten Dinge wendet, und welcher sich bei Völkern von gesundem oder heiterm Wesen und bei Frauen nicht findet. In England erzeugt ihn Klima und Lebensweise, in Deutschland Klima und beschämender Druck des Armseligen, wiewohl wir wenig echten Humor in unserer Literatur haben, sondern nur meist nachgeahmten und forcirten. Eines aber dürfen wir bei Shakspeare nie vergeßen, weil wir sonst, wie es auch wirklich fortwährend geschieht, einem falschen Einfluß desselben auf unsere dramatische Productionen Raum geben, daß nämlich das Zeitalter dieses Dichters

der Poeſie günſtiger war als das unſrige, und daß er noch lebendig angeweht von ſehr bedeutenden Reſten des phantaſtiſchen Volksglaubens unbefangener dichten konnte, als es jetzt in einem blaſirten Zeitalter angeht, wo Manches, was bei Shakſpeare friſch und lebendig aus dem Geiſte des Zeitalters entſprang und ihn hinwieder mit der Kraft des Natürlichen anregend, auf denſelben wirkte, was jetzt, wenn es nicht als kalte Künſtelei oder gar lächerlich erſcheinen ſoll, der vorſichtigſten Behandlung bedarf, und auch dann nicht einmal mehr jene kräftige Wirkung hervorbringt. Trotz der günſtigeren Zeit jedoch fehlte es Shakſpeare wie allen neueren Dichtern gar ſehr an den für wahre und echte Tragödien geeigneten Stoffen, woher es denn kommt, daß zwiſchen einem Macbeth und Hamlet einerſeits und einem Lear und Othello andrerſeits ein gewaltiger Unterſchied ſtattfindet, ungeachtet das große Talent des Dichters durch reiche Geſtaltung die Mängel des Stoffs zu decken ſucht.

Wenn ich von einem falſchen Shakſpeare-Enthuſiasmus ſpreche, ſo nehme ich Herrn Rötſcher aus der Zahl der Enthuſiaſten aus; denn ſeine impotente trockene Reflexion und ſeine geſpreizte Koketterie haben mit Gefühl und Herzenserregung nicht das mindeſte gemein, ſondern der Dünkel iſt ihr Vater und die Schulphraſe ihre Mutter. Betrachten wir, wie in der vorliegenden Schrift die Idee des Trauerſpiels Lear begründet wird, ſo muß ſich ergeben, welch eine Geiſtestortur es ſey, ſolche Schriften durchzuleſen; denn wenn alle Affectation widerlich iſt, ſo iſt es doch die beſonders ſtark, welche die völlige Incapacität und Hohlheit im Hintergrunde hat. Die Idee des Stücks iſt, und ſie liegt vollkommen klar zu Tage, die Mißhandlung eines Vaters durch ſeine Kinder, welche ihn durch ſchnödes Betragen, nachdem ſie die größten Wohlthaten empfangen hatten, ſelbſt zum Wahnſinn treiben. Eine ſolche verbrecheriſche Handlung würde, wenn ſie auch meiſterhaft dargeſtellt wäre, unerträglich ſeyn, falls nicht zwei Dinge hinzuträten, welche unſer Gefühl mehr oder weniger verſöhnen. Der, welcher ſo Schnödes leide, muß es irgendwie verſchuldet haben, und es müßen die Verbrecher von einer genügenden Strafe erreicht werden. Beides iſt in dieſem Trauerſpiel

der Fall, und es fragt ſich nun zunächſt, ob beides auch auf eine wirklich genügende, der tragiſchen Würde gemäße Art begründet und dargeſtellt ſey. Herr Rötſcher ſetzt Lear's Schuld, welche er affectirt Urſchuld nennt, darin, daß er an der Sittlichkeit ſündige indem er das Wort für die That nimmt, worüber dann mit bedeutſamer Miene allerlei geliſpelt wird, damit Lear's Verfahren zu einem recht ſtarken Vergehen an der Sittlichkeit anſchwelle. Vor allem hätte dieſer Satz erörtert und klar gemacht werden müßen, damit auch das Vergehen an der Sittlichkeit einleuchtend geworden wäre, falls er geeignet wäre ein ſolches zu begründen. In welchen Fällen darf man das Wort nicht für die That nehmen, und was heißt überhaupt das Wort für die That nehmen? Die Menſchen ſagen theils die Wahrheit, theils nicht, ſo daß man ihnen im erſten Fall trauen muß, im zweiten aber nicht, weil man ſonſt unklug handelt. Dieſe Unklugheit darf ſich jedoch einer zu Schulden kommen laßen, ohne daß man ihn im geringſten unſittlich nennen könnte, ja gerade den ſittlichen und edlen Naturen fällt es ſchwerer dem Mißtrauen Raum zu geben, und nur wiederholte Erfahrungen werden den Tugendhaften, der, weil er ſelbſt gut und wahr iſt, ſchwer an das Schlechte glaubt, zur erforderlichen Vorſicht bringen. Manche Menſchen aber, welche mehr in der Phantaſie und dem Gefühl leben, als in der Wirklichkeit, kommen nie dahin einen ſolchen Grad von Menſchenkenntniß zu erwerben, daß ſie mit gehöriger Sicherheit das Wahre vom Falſchen in den Reden ihrer Mitmenſchen unterſcheiden. Dies nennt man Mangel an Menſchenkenntniß, und kein Menſch wird dieſe eine Unſittlichkeit nennen, ſondern den, welcher belügt, täuſcht und durch Heuchelei betrügt, wird man derſelben zeihen, den Getäuſchten und Betrogenen aber im ſchlimmſten Falle einen unerfahrenen Thoren nennen. Aber eben ſo verhält es ſich mit Handlungen, da der Heuchler mit ihnen ſo gut wie mit Worten zu täuſchen ſucht, und wenn daher auch bei Handlungen nur der Betrüger unſittlich, der Betrogene jedoch im ſchlimmſten Falle der unerfahrene Thor iſt, ſo hilft nicht einmal der Rath nur auf Handlungen zu ſehen, nicht aber den Worten zu trauen, denn ſelbſt die

größte Menſchenkenntniß und Welterfahrung reicht nie aus, um vor allem Trug zu ſchützen, weil ein Virtuoſe im Heucheln ſein Weſen lange treiben kann, bis es dem Menſchenkenner gelingt ihn einmal zu durchſchauen. In keiner Weiſe iſt daher jener Satz wahr, und eben ſo wenig findet er Anwendung auf Lear. Betrachten wir die Schuld Lear's wirklich, wie ſie iſt, ſo finden wir, daß er ein blödſinniger Thor iſt, welcher in einer Weiſe kindiſch handelt, wie es ſich bei blöden Naturen möglicherweiſe finden kann, aber gewiß ſo ſelten, daß es kaum glaublich iſt. Wie ſich ſolch ein kindiſcher Alter zum Gegenſtand einer Schuld und in ihrer Buße zu einer Tragödie eigne, wird ſchwerlich je der feinſten Sophiſtik ſcheinbar zu zeigen gelingen. Der Stoff, gut genug zu einer rührenden Bänkelſängerballade, widerſtrebt zu ſehr der Geſtaltung zu einer Tragödie, als daß auch der größte Dichter eine ſolche, welche den Namen mit Recht verdient, daraus hätte machen können. Shakſpeare behandelt den König Lear wie einen König ſeiner Tage, als einen Herrſcher über bedeutende Vaſallen und einen nicht kleinen Staat. Von einem Könige erwarten wir, wenn er anders werth ſeyn ſoll durch ſeine Schickſale zu intereſſiren, daß er in dem Gefühl königlicher Würde handle, den Gang irdiſcher Dinge und die Menſchen wenigſtens einigermaßen kenne und ſelbſt im Leid nicht gleich zuſammenbreche. Ein ſolcher iſt aber Lear gar nicht, welcher ſeinen Töchtern ſein Reich vertheilen will, um in Ruhe zu leben, und zwar vertheilen will nach der Liebe, welche ſie zu ihm hegen, über welche Liebe ſich dieſelben denn auszulaßen haben. In einer Bänkelſängerballade iſt ſo etwas ſehr naiv, in einer Tragödie aber lächerlich; denn dergleichen liegt ganz außerhalb des Ganges der menſchlichen Dinge, und es kann durchaus nie eine bloße Fiction naiver Art dazu dienen, die ernſte Behandlung des Lebens und menſchlicher Schickſale darauf zu bauen. Ein König, welcher ſeine Töchter über ihre Liebe zu ihm ausfragt und ſie nach ihren Auſſagen begünſtigt oder verſtößt, iſt bereits kindiſch und blödſinnig, und wenn er nachmals wie Lear, von den begünſtigten Töchtern mißhandelt, ſich nicht zu helfen weiß und in Wahnſinn verfällt, ſo iſt er nicht der Gegenſtand eines

wahren tragiſchen Mitleids, ſondern höchſtens des Bedauerns über ſeine Thorheit, und wer ſagte, daß ein ſo kindiſcher Alter eigentlich keinen Verſtand zu verlieren habe, hätte ſo Unrecht eben nicht. Als Lear ſeine Thorheit begangen hatte, und einſah was er gethan, ſo würde er, wäre er anders je ein tüchtiger Mann geweſen, ſich entweder ruhig in die Umſtände, welche er ſich gebildet hatte, gefügt haben, oder er hätte ſie abgeändert; denn wenn er ſich ſo hülflos befunden hätte, daß er ſeine Nahrung vom öffentlichen Mitleid hätte erhalten müßen, falls ihm die Töchter ſelbige verſagten, ſo würde dies wieder eine naive Fiction einer Bänkelſängerballade ſeyn; denn ſo etwas kann einem kindiſchen Bürger begegnen, aber auf einen wirklichen König im Trauerſpiel übergetragen, wird dieſe Fiction eben ſo lächerlich als abgeſchmackt. Um den magern Stoff zu erweitern und die Effecte zu vermehren, hat der Dichter noch einen Vater, den Gloſter, welcher von einem Sohne furchtbar mißhandelt wird, hinzugefügt, und natürlich wird dies von den Shakſpeare-Enthuſiaſten bewundert, da dieſe überall hohe Kunſtweisheit ſehen, wo ein anderer Sterblicher keine entdecken kann. In einem Drama iſt *Einheit* der Idee eine unerläßliche Forderung, und ſie kann nur erreicht werden, wenn ſich alle Handlungen um einen Charakter gruppiren und in ihm wurzeln, bloßes Flickwerk aber iſt es, wenn, wie im Lear, zwei Perſonen dienen müſſen um eine und dieſelbe Idee darzuſtellen. Advocatiſche Beſchönigungen ſind leicht zu finden, und wem ſolche genügen, der freue ſich ihrer, renne jedoch in ſeinem Eifer nicht ſo weit über das Ziel, als Beiſpiel aus der griechiſchen Tragödie die Io in Aeſchylus gefeßeltem Prometheus anzuführen, um nicht zur falſchen Bewunderung den Unverſtand zu fügen. Die Schuld Gloſter's findet Herr Rötſcher darin, daß er einen unehelichen Sohn gezeugt, was in einem Lande und bei einem Volke, wo es nicht ſittlich iſt, allerdings Unannehmlichkeiten haben kann, weil der Einzelne ſich der allgemeinen Geſittung und dem Geſetze zu fügen hat oder ſich ſchlimmer Folgen gewärtigen muß. Zweitens aber findet er ſie darin, daß Gloſter der Aſtrologie, welche ihm Verderben von dem Sohne weiſſagt, vertraut, und ſo „das Reich der Freiheit und Noth-

wendigkeit, der ſchuldbelaſteten menſchlichen Zerrüttung heiliger Bande und der willenloſen Naturerſcheinungen verkehrt." Dieſe verzwickte Phraſe, mit welcher Herr Rötſcher ſicherlich etwas recht Tiefes geſagt zu haben vermeint, iſt eben ſo ſeicht als verkehrt; denn durch den Glauben, ſey er auch grundlos, zieht der Menſch nie eine ſittliche Schuld auf ſich, und wenn er in ſeinem Glauben eine Handlung begeht, welche mit demſelben im Einklang ſteht, ſo iſt er für den ihm daraus erwachſenden allenfallſigen Schaden nicht moraliſch zurechnungsfähig, was ja auch ſogar bei dem Wahn und der Monomanie der Fall iſt. Die Aſtrologie war ein durch viele Jahrhunderte verbreiteter Glaube, und kein Menſch dachte an willenloſe Naturerſcheinungen bei demſelben, ſondern an ein Göttliches, welches das Schickſal der Menſchen durch Sterne beſtimme, und durch ſie erkennen laße. Shakſpeare läßt auch dieſen Glauben gelten, und Gloſter irrt nur in der Auffaßung deßen, was ihm die Sterne beſtimmt, daß ihm nämlich Verderben durch einen Sohn drohe. Willkürlich meint er, der Verderber werde der eine von beiden Söhnen ſeyn, ohne doch beſtimmt zu wißen welcher, ſo daß alſo ſeine Schuld in Beziehung auf Aſtrologie die war, daß er kurzſichtig ſich für hinlänglich über ſeine Zukunft aufgeklärt hielt, als er es noch nicht war. So erhält Kröſus von Delphi die Antwort, er werde ein Reich zerſtören, wenn er über den Halys gehe, und ſtürzt durch willkürliche Deutung des Orakelſpruchs ins Verderben. Die Lehre, welche daraus hervorgeht, iſt, daß der Menſch zu beſchränkt und kurzſichtig ſey ſein Schickſal ſelbſt zu lenken und daß es ihm nicht fromme in die Zukunft zu ſehen; verſucht er aber dennoch fürwitzig in das Gebiet, welches dem Göttlichen gehört, zu dringen, ſo läuft er Gefahr, wenn er zu leichtſinnig ſeiner Einſicht traut, zu Grunde zu gehen. Doch ich breche ab, den Aberwitz des Herrn Rötſcher weiter zu beſprechen, da Schriften wie die vorliegende nicht einer durchgreifenden Beleuchtung werth ſind; denn warum ſollte ich z. B. den Satz, Lear und Gloſter würden durch das Uebermaaß des Leidens geſühnt, weil ſie unendlich mehr litten, als ſie gethan, erörtern, und nachweiſen, welche Brutalität darin liegt, wenn eine ſittliche

und gerechte Weltordnung angenommen wird? Ich würde damit nichts weiter darthun, als daß Herr Rötſcher unfähig iſt, ſo lange er auf dem jetzigen Wege des Dünkels und der Phraſe wandelt, über Kunſt mitzuſprechen, und dazu reicht ſchon das oben Geſagte hin. Daß aber die Tragödie Lear trotz des ſchwachen und in der That unbrauchbaren Fundaments Gunſt findet, liegt offenbar in ihrem Reichthum an Effecten, der pſychologiſchen Wahrheit, der ſichern plaſtiſchen Darſtellung und der großen dichteriſchen Kraft, welche vielfältig hervorbricht. In der That hat der große Dichter alle Federn ſeines gewaltigen Geiſtes ſpringen laßen, um Effect auf Effect zu häufen, und ſo iſt es in dieſem Stücke als ob die Hölle ihre Pforten geöffnet und ihre wildeſten Geiſter in Maſſe herausgeſtoßen hätte, ſo daß es ſauſt und brauſt, blitzt und donnert, wettert und raſet, als ſey die ganze Welt ein Höllenpfuhl in wildem tobendem Sieden geworden, ſchier faſt noch ärger als es auf den Finniſchen Gränzmarken im Zauberringe wüthet. Dem Adel der Kunſt und der Würde einer menſchlichen Schaubühne ſind freilich gräßliche Effecte, durch brutale Teufelsnaturen hervorgebracht, nicht angemeßen; denn wir haben die Bühne für Verirrungen der Leidenſchaften und ihren Kampf mit der Weltordnung, für gemeine Verruchtheit dagegen haben wir Galgen und Rad, und man ſollte die, welche gegründete Anſprüche auf letztere haben, nie ihren Weg über die Schaubühne zu ihnen nehmen laßen. Zwar bleibt Lear noch ein wenig in dieſer Hinſicht hinter Andronikus zurück, welches Stück wahrlich nicht für Menſchen im Allgemeinen, ſondern für ein beſonderes Volk von Schindern zur Aufführung am Feſt ihrer Galgenweihe gedichtet zu ſeyn ſcheint. Doch läßt ſich gewiß auch die hohe Trefflichkeit dieſes Stücks beweiſen; denn unſere Aeſthetiker werden immer ſcharfſichtiger, und ſpitzen wie der alte Schneider bei Dante die Augenbrauen, um die Sache gehörig einzufädeln, und haben die Weihe, durch ihren kritiſchen Segen Kommisbrod in den heiligen Leib der Poeſie zu verwandeln.

Die Epistel des Q. Horatius Flaccus über die Dichtkunst.

Für Dichter und Dichterlinge gedolmetscht

von

M. Enk.

(Deßen Epistel ꝛc. 8. Wien, bei Gerold. 1841. 106 Seiten.)

Vorliegende kleine Schrift reiht an einzelne Verse der Horazischen Epistel in einem recht klaren und lebhaften, mitunter etwas strafenden Lehrton Betrachtungen über das wahre Wesen der Dichtkunst und was zu ihrer Ausübung erforderlich sey, für Dichter sowohl als auch für Dichterlinge, welchen sie hart zusetzt. Hat der Verfaßer die Hoffnung, Dichterlinge beßern zu können, dann ist er ein hoffnungsreicher Mann, wird aber sicher noch enttäuscht werden; denn wer den Dichterlingsdünkel je recht betrachtet hat, weiß, daß er das mit dem Carmin gemein hat, daß ein einziger Gran deßelben hinreicht, ein ganzes langes Leben zu färben. Ja eben so gut, als die Bekehrung der Dichterlinge zu versuchen, hätte der Verfaßer es unternehmen können, mit den neuerfundenen Waßerschuhen auf dem Weltmeer herumzulaufen und mit einer krummgebogenen Stecknadel an einem Angelstock Wallfische zu harpuniren. Selbst das wundersame Beginnen des heiligen Antonius, welcher mit Erwartung eines Erfolges den Fischen predigte, kann nicht für so bedenklich gelten, als das des Herrn Enk; denn das heilige Wort gefiel doch wenigstens den Fischen, wenn sie auch nicht sich darnach richteten, wogegen sein Wort den Dichterlingen nicht einmal gefallen wird. Ueberhaupt mag es zu bezweifeln seyn, daß die Erinnerungen an das Wesen der Dicht-

kunst und die Erfordernisse wahrer Kunstwerke, wenn sie auch heftig vorgetragen werden, den beabsichtigten Nutzen stiften, falls sie nicht von Zergliederungen, und zwar sehr klaren und genauen, gelungener sowohl als verfehlter Schöpfungen, begleitet sind. Durch solche Anwendung wird die Lehre erst recht anschaulich und eindringlich, welche als allgemeiner Satz von gar Manchem vielleicht nicht in ihrem ganzen Umfang erfaßt wird. So dürfte z. B. die Zergliederung des Leuchtthurms von Howald in Tiek's dramaturgischen Blättern für Viele belehrender seyn über das, was zu einem Trauerspiel erfordert wird und was darin vermieden werden muß, als alle allgemein ausgesprochenen Lehrsätze. Neue Lehren hat Herr Enk nicht gegeben, was auch nicht wohl angegangen wäre, und selbst von denen nicht zu geschehen pflegt, welche solche ankündigen, da sie meist die Form, nicht den Inhalt ändern; doch vorgetragen hat er sie mit festem Vertrauen auf sein Verständniß derselben, und so, daß sie leicht erfaßt und verstanden werden können. Wie es der Text des Horaz mit sich brachte, ist die Lehre vom Dramatischen besonders hervorgehoben, und Vieles findet sich gesagt, deßen Befolgung Gutes stiften würde, wenn die Zeit zur Befolgung geeignet seyn sollte. Die Bedingung der Zeit hebt jedoch Herr Enk zu wenig hervor und weist der Allmacht des schaffenden Dichtergeistes eine allzu unbedingte Stelle an, worin er sich sogar selbst widerspricht mit seiner sehr gegründeten Aeußerung, daß auf einen frischen Lenz und auf den fruchtbaren Sommer der Poesie nirgends ein neuer Lenz, sondern höchstens ein kurzer Nachsommer folge. Neben diesen durch die Geschichte bewährten Ausspruch stellt der Verfaßer jedoch den andern, daß die Klage der dramatischen Dichter, z. B. Schiller's, über den Mangel guter Stoffe ungegründet sey, weil, wie er meint, dem Tragiker die mythischen Stoffe zu Gebote ständen als ächt tragische, und ferner die historischen; ja er meint sogar in jeder Hütte sey eine Tragödie, wenn man die Herzen kenne, auch könne der nämliche Stoff von vielen immer neu behandelt werden. In diesen Ansichten liegt viel Wahres, aber sie sind nicht unbedingt wahr. Der Dichter stellt eine Idee dar, welche seine Einbildungskraft erschaffen

und gebildet hat; er hat aber nur die Kraft zur Idee a priori, und ohne eine Erweckung dieser Kraft, und wenn man es so nennen darf, ohne ihr zugeführte Nahrung wird, oder vielmehr kann sich keine Idee bilden. Wie stark auch immerhin zu allen Zeiten bei allen zur freien Geistesbildung erwachten Völkern das Reinmenschliche in dem Denken und Empfinden vorwiege, so fehlt es doch auch zu keiner Zeit an Zusätzen zu diesem Reinmenschlichen und an Zeitrichtungen, welche den Ideen eine Farbe geben, an welcher eine andere Zeit, ihrer eigenen Farbe huldigend, keinen lebendigen Antheil nimmt. Dadurch findet allerdings eine Beschränkung im Gebrauch der mythischen sowohl als auch geschichtlichen Stoffe für die Darstellung der Ideen des Schauspieldichters statt, weil er sonst öfters die bekannten Ueberlieferungen stark verletzen und umbilden müßte, wodurch denn ein Widerstreit zwischen uns und seiner Darstellung hervorgerufen würde, welcher nicht zu seinem Vortheile ausschlagen könnte.

Denken wir zum Beispiel den Fall, es gebe einen Zeitabschnitt, in welchem es herrschende Ansicht wäre, daß der Selbstmord nur eine Handlung der Feigheit sey, welche den Mann durchaus herabwürdige, so würde kein Dichter mit aller Kunst in einer solchen Zeit im Stande seyn, den Tod des Cato zur Idee eines ergreifenden Trauerspiels zu wählen, weil derselbe dann nur noch zu einer Verherrlichung Cäsar's dienen könnte, welche vielleicht der nämlichen Zeit als ein unwürdiger Gegenstand erscheinen möchte, wogegen der Selbstmord des Ajas noch zuläßig seyn könnte für die Darstellung, weil der sittliche Satz, wenn der beschränkte Mensch schrankenlosem Stolze sich ergebe, führe solche Vermeßenheit zum Wahnsinne und zur allertiefsten und jammervollsten Demüthigung, worin er kläglich untergehe, den herbsten Gegensatz zwischen seinem vermeßenen Wahn und die äußerste Schwachheit zeigenden Ende darstellend, tief im reinmenschlichen Bewußtseyn und Gefühle Wurzeln hat. Käme in dem angenommenen Falle ein Dichter auf den Gedanken, dennoch den Cato zum Gegenstand zu wählen, ihn aber nicht sich tödten zu

laßen, so wäre keine Theilnahme unsererseits möglich, weil wir nicht im Stande wären an das Dargestellte zu glauben. Außerdem aber ist überhaupt die Benutzung der geschichtlichen Stoffe für die Ideen der Schauspiele weit beschränkter, als Herr Enk dieses gelten laßen will, da viele dieser Stoffe keineswegs die Durchbildung vertragen, welche sie nothwendig erfahren müßen, um der Idee eines Schauspiels genügen zu können, weil oft gar nicht auszuscheidende Theile entgegen stehen, oder weil die zur Abrundung der Ideen erforderlichen Theile zu weit auseinander liegen und zum Theil sich der dramatischen Behandlung nicht fügen, sondern in den Kreis des Drama hereingezogen episch wirken, so daß dann das ganze Gebilde ein episch-dramatisches Zwitterwesen wird, wie Shakspeare deren mehrere gedichtet hat, welche zwar durch seinen außerordentlichen Dichtergeist mit Schönheiten mancher Art erfüllt, aber weder selbst schön sind, noch einen reinen, wahrhaft erquickenden Kunstgenuß gewähren. Wie weit man auch in der Geschichte der Empfindung Raum gebe, daß der Weltgenius am sausenden Webstuhl der Zeit die Geschichte wirke und webe, so ist es doch auch eine offen vor Augen liegende Sache, daß die Menschen rastlos mit ihrer Schaf- und Baumwolle, mit ihrem Hanf und Flachs und was sie sonst noch gesponnen haben, sich bei diesem Gewebe eindrängen, so daß es, vielfach mit gemeinster oft rohester Arbeit überdeckt, nur hier und da so klar und bestimmt, wie es allein für die Dichtkunst geeignet ist, zu Tage treten kann. Die dramatische Kunst kann nun aber, wo ein solches Verhältniß in den geschichtlichen Stoffen eintritt, weder dem ächt tragischen Stoff durch seine Verborgenheit unter der gemeinen Prosa nachgehen bis zu dem Punkt, wo er wieder zu Tage trit, noch auch das eine der zu Tage liegenden Stücke zu einer genügenden Darstellung der Idee, welche gerade das Ganze erfordert, allezeit ausprägen, wenngleich ein großer Dichtergeist in dieser Hinsicht viel, selbst sehr viel leisten kann. Greifen aber kleine Dichter, und diese sind ja immer in der Mehrzahl, ein solches Ende jenes Gewebes auf, so wißen sie es gewöhnlich nicht anders für

ihre Zwecke zu gebrauchen, als daß sie so lange daran zasern und zupfen, bis sie es zu Zupfsel zerarbeitet haben, welches dann als Fasern die Alltagskleidung ihres Alltagsmenschen bedeutsam schmückt. Den Ausspruch des Herrn Enk, daß in jeder Hütte eine Tragödie sey, wenn man die Herzen kenne, mag man an und für sich gelten laßen, woraus aber gar nicht folgt, daß ein Herzenskenner aus Hüttenschicksalen leicht Tragödien bilden könne, weil wir Menschen die Eindrücke der Kunst nicht durch den reinen Verstand empfangen, sondern durch die Empfindung, deren Erregung ihre unerläßlichen Bedingungen hat. Wenn eine Nachtigall an einem schönen Abend im Gebüsche schlägt, so vermag es uns zu entzücken; wenn wir dagegen einmal, einer solchen Freude hingegeben, gewahrten, daß ein Mensch diese Töne nachahmend hervorbrächte, wie es denn wirklich zuweilen Leute giebt, welche den Nachtigallschlag sehr täuschend nachahmen, so wäre es plötzlich mit unserer Freude zu Ende und es würden uns ganz andere Empfindungen ergreifen, denn diese hängen nicht allein von den erregenden Sachen, sondern auch zugleich von Vorstellungen ab, welche zu den Sachen an sich hinzutreten. Darum thun nicht Zwei dasselbe, wie man zu sagen pflegt, und obgleich man zugestehen muß, daß Pfarrer, Commerzienräthe, Fähndriche und Husarenmajors sehr anständig sind, meinte Schiller dennoch, es könne ihnen nichts Großes begegnen und auch nichts Großes durch sie geschehen, so daß sie nicht für das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebe, wenn es ihn zermalmt, geeignet wären. Darum möchte es auch mit den Hüttentragödien sehr mißlich stehen. Daß die Griechen das historische Trauerspiel so gar nicht anbauten, sie, welche es doch kannten und so lange und in so reichem Maaße Tragödie dichteten, ist sehr geeignet, uns zur Erwägung dieser Gattung aufzufordern. Herr Enk hat auch darüber nachgedacht, und er findet den Grund dieser Erscheinung zum Theil in der Form des griechischen Drama, welche dem historischen wenig zusage, das einen breiteren Hintergrund und Raum zur Entwicklung der Motive bedürfe. Dieser Grund aber ist nicht zuläßig;

denn die trilogische Form des Aeschylus ist gerade diejenige, welche den Raum am besten gewährt, und Niemand hätte einem Tragiker gewehrt, dem großen hochgeachteten Meister nachzufolgen, so wenig als wir an Schiller's Wallenstein Anstoß genommen haben, oder an der beabsichtigten Fortsetzung der natürlichen Tochter würden genommen haben. Wer eine ausgebildete Form, die vor allen für eine Dichtgattung geeignet ist, zu Handen hat, und geht dieser Gattung aus dem Wege, muß demnach einen andern Grund haben. Einen andern und zwar den wichtigsten Grund findet dann Herr Enk darin, daß der griechische Tragiker, wie er den historischen Stoff auch immer faßen mochte, jederzeit sicher seyn konnte, die Parteisucht nicht weniger auswärts, als zu Hause, aufzuregen. Dieser Abhaltungsgrund ist schwerlich je einem griechischen Tragiker in den Sinn gekommen, da sie ja die feindlichen Verhältniße griechischer Völkerschaften gegen einander in den mythischen Trauerspielen nicht ausschloßen, welche Verhältniße ihnen aber nicht für mythisch galten, sondern für wirkliche Geschichte, ihrem Andenken gegenwärtig, und worauf sich Ansprüche fortwährend gründeten. Dafür, daß die römischen Tragiker unter einer großen Zahl von Trauerspielen nur wenige Prätextaten dichteten, da wir, wenn mein Gedächtniß mir nicht untreu ist, nur die Namen von fünf wißen, wozu wir die erhaltene erbärmliche als sechste rechnen können, wird jener Grund ebenfalls angeführt und doch hätte z. B. die Königsgeschichte, die sogar melodramatische Seiten hat, die Furcht, Parteisucht zu erwecken, nicht erregen können. Der Tragiker wird, so lange er kann, den nur gar zu oft schroffen und schwer zu schmeidigenden historischen Stoffen die mythischen vorziehen, weil diese gewöhnlich seinen Ideen einen eben so fügsamen als bedeutenden Gegenstand gewähren, worin sie zur Erscheinung gelangen können. Denn in den mythischen Geschichten sind größtentheils Phantasie und Gefühl, verbunden mit Lebenserkenntniß, thätig gewesen, Anschauungen niederzulegen, welche die Verhältniße des Menschlichen zum Göttlichen, unserer Beschränkung und unserer Freiheit zu dem Schicksal und

der Nothwendigkeit, des Einzelwesens zur Gesammtheit und seiner nothwendigen Ordnung betreffen, und das verschlungene Spiel unserer Schwächen und Leidenschaften nebst den sittlichen Gegensätzen vor Augen stellen. Ihre Katastrophen erfüllen meist mit einem tieferen Schauer, als die der historischen Stoffe, weil in letzteren uns häufig ein bekannterer Gang der Weltbegebenheiten und politischen Bestrebungen entgegentrit, welcher unser Gemüth weniger überrascht, und wenn auch manchmal großartig ergreifend, doch nicht mit dem Grauen der furchtbar aus dem Dunkel heranschreitenden Macht erfüllt, wie dies so häufig in den mythischen Tragödien zu finden ist. In ihnen sehen wir so oft den Menschen, wenn er von der unserm Lebensgang angewiesenen beschränkten Bahn abweicht, oder sein Lebensschicksal selbst lenken will, in verblendetem Wahn, gerade wenn er auf dem Abweg seinen Fuß sicher auf festen Boden zu setzen vermeint, in den Abgrund stürzen, der allwärts so nahe an unsere Lebensbahn grenzt, weil ein täuschender Nebel ihn seinem Auge entzog, während unser unverblendetes Auge ihn mit Schauer seinem Untergang zuschreiten sieht. Gerade daß hier zumeist kein berechenbares und faßbares Maaß zwischen Fehl und Verderben zu schauen ist, bringt mit siegreicher Gewalt über uns herein, und weist uns auf die sittliche und angewiesene Bahn in engster Beschränkung, unsere Leidenschaften reinigend und allen Stolz wie alle Vermeßenheit demüthigend, weil ein Schritt auf dem Abwege eben so gut in den Abgrund stürzen machen kann, als tausend. Wo man Schuld und Strafe mit einander berechnen kann, mindert sich das Grauen der Strafe als einer bekannten Sache, und solches thut der tragischen Wirkung Eintrag, die durch eine den Fehl sicher erreichende aber unberechenbare, unserm Begreifen unzugängliche, in unerforschliches Dunkel gehüllte Macht hervorgebracht wird. Daß es nicht möglich sey, treffliche historische Trauerspiele zu erschaffen, soll damit nicht behauptet werden, sondern nur, daß ihnen mehr Schwierigkeiten entgegenstehen als den mythischen. Herr Enk meint, der große Dichter sey nicht um Stoff verlegen, und mache eben aus dem

Stoffe, woran der kleine scheitert, jederzeit Genügendes, was die bisherige Erfahrung nicht unbedingt bestätigt hat. Shakspeare hat es an großem Dichtergeist nicht gefehlt, aber seine historischen Stücke reichen nicht an seine mythischen Trauerspiele Macbeth und Hamlet und eben so wenig an das rein ethisch-pathetische Trauerspiel Romeo und Julie. Auch hat sein großer Geist aus dem zur Tragödie ungeeigneten Stoff des Königs Lear nichts als ein ganz ungenügendes, theils lächerliches, theils langweiliges, theils widerwärtiges Stück, und aus Andronicus ein scheußliches bilden können, und wen sein Kaufmann von Venedig erfreuen kann, muß dem Gefühl für Schönes, Würdiges und Menschliches in nicht ganz geringem Grade fremd seyn, da auch Shakspeare's großer Dichtergeist den rein barbarischen Stoff, wo schändliche, aus Wahn hervorgegangene, allen sittlichen Gehalt des Menschen mit Füßen tretende Kränkungen eines unglücklichen Volkes ein Individuum desselben gegen seinen Beleidiger mit Rachedurst erfüllen, wie ja auch der Wurm sich gegen seinen Beleidiger krümmt, diesen Rachedurst zur Barbarei steigern und zuletzt jenes Individuum auf das unsittlichste mißhandelt wird, nicht zu einem schönen Kunstgebilde gestalten konnte. Dergleichen beweist, daß nicht jeder Stoff selbst für einen großen Dichter benutzbar ist, und daß er keine poetische Allmacht, sondern eine an Bedingungen gebundene Kraft besitzt. Das Publicum mit seinem Wohlgefallen über dergleichen zum Richter zu bestimmen, wie Herr Enk thut, ist nicht wohlgethan, denn dieses besteht aus vielerlei Leuten und hat allerlei Begehren und Moden, und läßt sich vielfach leiten. Die Masse, welche an Hinrichtungen ein Schauspiel sucht, welche an Schmutz und Spectakel Vergnügen findet, möchte nicht ganz gehörig über das Paßende und Rechte eines Trauerspiels urtheilen, und der Dichter wird immer beßer verfahren, wenn er einem gebildeten Geschmack zu genügen und das Schöne zu erreichen strebt, als zu der Masse, die er zu sich emporheben soll, niederzusteigen und auf sie zu hören.

Gehen wir zu einem andern Punkt über, worin Referent mit

Herrn Enk nicht übereinstimmen kann, und welcher schief aufgefaßt angehenden Dichtern, die es ernst mit der Kunst nehmen, nachtheilig werden könnte, während Herr Enk die Absicht hat, ihnen durch Lehren zu nützen. Er sagt nämlich: es sey schwer zu bestimmen, wie der Dichter die Forderungen, zu gleicher Zeit objectiv und subjectiv zu seyn, auszugleichen vermöge, und wie er eben so seinem Werke entschieden den Stempel seiner Individualität aufzudrücken, als gewißermaßen sich selbst darüber vergeßen solle u. s. w. Die an darstellende Dichter zu machende Forderung ist, daß er objectiv sey, nicht aber, daß er seine Subjectivität beachte um seinem Werke den Stempel seiner Individualität aufzudrücken, denn dies kommt von selbst, so wie auch wieder der Leser oder Zuschauer des Dichters Werk nach seiner Individualität auffaßt. Hielte nun aber ein Dichter es für ein Erforderniß, bei einem zu schaffenden Werke seine Subjectivität ins Auge zu faßen, weil sonst demselben etwas fehlen würde, so könnte er kaum Verirrungen entgehen. Trachten soll er dagegen, durchaus objectiv zu seyn; und doch wird alle Wärme, welche er besitzt, in seinem Werke in deßen innersten Adern pulsiren, weil er ja nichts weiter als die in seiner Phantasie empfangenen Ideen zur Darstellung bringt, diese aber allezeit mit dem wärmsten Hauche seiner ganzen Seele genährt sind und den Lebensgeist seines Herzbluts eingesogen haben. Denkt der Dichter an seine Subjectivität, so hat er stracks sein Object aus dem Auge verloren und sein Werk ist gestört, was bei schwächeren Dichtern, deren Phantasie zur Erzeugung vollkommener Ideen, oder zur Festhaltung erzeugter Ideen nicht stark genug ist, sehr häufig geschieht. Darum unterbleibe die wirklich nutzlose Grübelei über Ausgleichung von Objectivität und Subjectivität, und die Mahnung laute allezeit, der Dichter sey objectiv, und zwar der lyrische in dem Umfange, worin auch er dies Gesetz zu beobachten hat. Referent ist nicht der Meinung, daß Herr Enk über diese Sache selbst in Unklarheit befangen sey, sondern nur, daß er dazu führen könne, weil falsche Auffaßung so nahe liegt. Ob aber der Verfaßer Recht habe, wenn

er die heut zu Tage so vielfältig hervortretende Subjectivität in der aufgeregten, in allen ihren Elementen sich widersprechenden Zeit begründet findet, und meint, der beßere Dichter habe in dieser Zeit gerade nur darin einen festen Halt, daß er ganz subjectiv werde, möchte doch sehr zu bezweifeln seyn. Wohl hängen die Gattungen der Dichtkunst von den Zeitaltern ab, und es können Zeitalter allen Gattungen ungünstig seyn, aber ob der Dichter objectiv sey, oder subjectiv, wo er objectiv seyn sollte, hängt von seiner Kraft ab; denn der wahre Dichter wird das Maaß der Kraft, welches er besitzt, immer geltend machen, weil die bildende Kraft, welche den Dichter eigentlich zum Dichter macht, unter allen Umständen gleich wirkt, wie überhaupt alle Kräfte. Wollen gegenwärtig Viele für Dichter gelten, und herrscht besonders für den Augenblick im Lyrischen ein eben so abgeschmacktes als lächerliches Getreibe, so ist daraus keine andere Folgerung zu ziehen, als daß es Leute giebt, welchen es an Selbstkenntniß und Einsicht in das wahre Wesen der Dichtkunst fehlt, oder daß sie wenig bekümmert um diese, nur ihre materiellen Interessen durch ihre Machwerke zu fördern suchen.

Nicht abgeneigt ist Herr Enk, den dramatischen Dichtern die Einführung des Chors anzurathen, und er zählt die dadurch zu erreichenden Vortheile auf, meint aber auch, es liege auf der Hand, daß er in der Form und Weise, wie er auf der griechischen Bühne einheimisch gewesen, sich nicht auf die unsrige verpflanzen laße, und ein griechischer Chor sey auch der Chor in der Braut von Messina nicht. Hätte nur Herr Enk eine Andeutung gegeben, wie ein anderer Chor als der in griechischer Weise möglich sey, dann ließe sich vielleicht an eine Möglichkeit der Einführung glauben, so aber kann man nur, wenn der griechische Chor nicht eingeführt wird oder werden kann, wünschen, mit Chören verschont zu bleiben, da sie wahrscheinlich nur zum Theaterprunk und den Trauerspielen zu einem schleppenden Beiwerk dienen würden. Gerade der Chor in der Braut von Messina ist gar kein Chor, wenn man nicht mehrere zusammen befindliche Menschen mit diesem Namen benennen will,

sondern zwei Schaaren von Kriegern, welche aus ihren Dienstobliegenheiten in die Rolle des griechischen Chors zu springen suchen, ohne daß der Sprung gelänge. Der Chor kann keine der handelnden Personen des Trauerspiels seyn, weil er sonst eben kein Chor, sondern eine vervielfältigte handelnde Person wäre, und von ihm daher nichts anderes zu erwarten wäre, als was bereits vorhanden ist; er muß daher, wie es der griechische Chor in seiner Vollkommenheit thut, das Publicum oder einen Theil desselben vorstellen, welches rein menschlich mit Theilnahme an Leid und Freude, mit Schauer vor dem Frevel, mit heiliger Scheu vor dem Göttlichen und mit Ehrfurcht vor dem Sittlichen den Verlauf der tragischen Handlung betrachtet und die dadurch erregten Empfindungen ausspricht. Da er hauptsächlich Empfindungen ausspricht, fällt ihm das Lyrische zu, und es gebührt ihm musikalische Begleitung, kurz, es muß der griechische Chor seyn, oder es muß ein schaffender Geist kommen, welcher Ungeahnetes hervorzurufen im Stande ist; ehe aber dieser gekommen, können wir uns selbst nur von der Möglichkeit eines andern Chors nicht überzeugen, der nicht entweder mithandelnde Person, also kein Chor, oder nicht das fünfte Rad am Wagen als schleppender Theaterprunk wäre. — Schließlich werde bemerkt, daß die Sprache dieser Schrift rasch, fließend und frei von schulphilosophischem Jargon ist, jedoch hier und da etwas mehr von Fremdwörtern hätte frei seyn dürfen, zumal nicht in der von dem Verfaßer gewollten Bedeutung gangbarer, wie: „weil der Rayon solcher Scenen bei ihm immer den Mittelpunkt der Handlung berührt." Auch läßt sich bezweifeln, daß es wohlgethan sey, zu sagen: „daß ihr zu kurz fällt" statt: „daß ihr zu kurz fallet," und hart erscheint der Ausdruck: „die zehn Dichter behandeln und jeder dabei neu seyn können." Möge dieser Schrift viele Verbreitung zu Theil werden, und Herr Enk seine Thätigkeit gegenüber der windbeuteligen und hungrigen Journalistik mit Kritik nach gesunden Grundsätzen fortsetzen und erweitern.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt von

H. von Rebenstock.

Der Verfaßer dieser Uebersetzung verdient unsern herzlichen Dank, da dieselbe als eine mit Sprachgewandtheit und Geschmack ausgeführte Uebertragung des für uns so äußerst schätzbaren Gedichts Viele, welchen das Lesen des Originals schwer fällt, befriedigen kann. Wirklich erwirbt sich jeder ein Verdienst, wer zur Verbreitung des Nibelungenliedes beiträgt, da leider im Allgemeinen das Lesen desselben abgenommen hat, was vielleicht zum Theil Uebertreibungen und unverständigen Ueberschätzungen beizumeßen ist. Denn man wollte mit dem zur Deutschthümelei forcirten Patriotismus unsern älteren poetischen Producten eine Stelle anweisen, welche ihnen nach der Natur der Dinge nicht zukam, so daß das größere Publicum nicht darauf einging und selbst große Literatoren nicht viel von dem nibelungensüchtigen und minneliederlichen Wesen, wie es der witzige, scharfsinnige F. A. Wolf nannte, wißen wollten. In dem Nibelungenlied besitzen wir einen Romanzenkranz von zusammhängenden Heldenliedern, welche dem Stoffe nach ergreifend, und durch die in Wahrheit lebendigen, kräftig gezeichneten Gestalten, in welchen das germanische Wesen unverkennbar ist, im höchsten Grade anziehend sind. Lebendigere Gestalten, als die in nationalen Heldenliedern sind überhaupt nirgends zu finden, weil nur das wahrhaft Lebendige sich im Volke fortpflanzt, und Blasses, Farbloses, Unwahres nur durch die Bücherwelt überliefert werden kann. Unschätzbar wäre es für uns, wenn wir ein wirkliches Nationalepos beßäßen, in dem Sinne, welchen wir mit dem Worte Epos zu verbinden gewohnt

ſind, denn die Einwirkung eines ſolchen auf die Literatur eines Volkes, ſelbſt auf ſeine bildende Kunſt, iſt unberechenbar. Deutlich zeigt ſich dies in dem alten Griechenland, wo der große Dichter Aeſchylus ſich ſelbſt gleichſam nur als einen Gaſt an der reichen Homeriſchen Tafel betrachtete trotz der Verſchiedenheit ſeines Geiſtes, und wo der nicht minder große Dichter Sophokles in der Geſtaltung ſeiner Charaktere ſo Homeriſch war, als die Tragödie es zuließ. Auch die Plaſtik ſchloß ſich an Homer an, und hatte an ihm einen ſichern Leitſtern. Aber ſo gut iſt es uns nicht ergangen, und es kann uns nicht im Geringſten fördern, wenn wir das Nibelungenlied durch falſches Vorgeben gewaltſam zu einem Nationalepos ſtempeln und es für unſere Literatur in forçirten Productionen benutzen wollen zu Richtungen, welche nicht natürlich daraus entſpringen. Hat doch auch kein anderes Volk in Europa ein ſolches Heldengedicht wie das Homeriſche, und hatten es doch ſelbſt die Römer nicht, deren Aeneide ein ſpäteres zum großen Theil der Gelehrſamkeit angehörendes Gedicht iſt, mit werthvollen Einzelnheiten, und ſelbſt im Ganzen gar nicht zu verachten. Zwar Niebuhr ſchreibt der Königszeit in Rom bedeutende Heldengedichte zu, da er aber ihr ſpurloſes Verſchwinden nicht zu erklären vermag, ſo läßt ſich nicht daran glauben, zumal da die Zeit der römiſchen Anfänge mehr Stadtgeſchichte einer Bevölkerung etlicher Stämme, nicht aber eine Nation umfangend war. Der natürliche Gang der Poeſie iſt, daß das wahre Nationalepos aus den nationalen Heldenliedern erwachſe, welche letztere faſt bei allen civiliſirten Völkern vorgefunden werden, und zwar erwachſe zu einer Zeit der Civiliſation, welche der Sage nicht gar zu ferne liegt und noch nicht zu dem ganz proſaiſchen bürgerlichen Leben fortgeſchritten iſt, denn es muß die erſte auf das Volkslied folgende, aus ihm entwickelnde Kunſtpoeſie ſeyn. Die Nation muß ſich darin in ihren religiöſen und ſittlichen Grundideen in dem Weſentlichen ihres Charakters und ihrer Neigungen, kurz in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit erkennen, und die Handlung, welche die Fabel des Gedichts bildet, muß eine

die ganze Nation oder wenigstens einen sehr großen Theil umfaßende Unternehmung gegen den fremden Feind seyn. Alles dies fehlt dem Nibelungenliede, denn neben den Heldencharakteren finden wir nicht das deutsche Volk geschildert, weder in seinen Beziehungen zu Gott und der Natur, noch in seinem, um mich so ausdrücken, bürgerlichen Leben, somit fehlt den Helden, da wir sie nicht mit dem allgemeinen Leben des Volkes zusammenhängend und innig verwebt sehen, die Brücke auf welcher sie leicht aus der Vorzeit zu uns gelangen, und auf welcher wir mit ihnen verkehren könnten. Fühlen wir auch, daß sie Verwandtschaft mit uns haben, so bleibt dennoch etwas Fremdartiges, was nicht mit der den Heldengestalten nothwendigen Großartigkeit, welche sich bei jedem Volke von selbst versteht, zu verwechseln ist. Die Handlung unseres Gedichts ist kein nationales Unternehmen gegen den auswärtigen Feind, und kein davon getragener Sieg konnte, Ruhm und schönes Andenken gewährend, alle Germanen erfreuen. Die Geschlechter der auftretenden Helden waren meist bald erloschen und im Gedächtniß des Volks verschwunden, ohne mannigfaltige Localsagen zu hinterlaßen. War nun so schon der Stoff dieses Heldenlieds in seinem innersten Kerne sehr wenig geeignet, ein Nationalepos daraus zu entwickeln, so hätte diese Entwicklung auch bei dem günstigsten Stoff schwerlich stattfinden können, wegen der äußern Verhältniße. Die Germanen gingen erobernd aus einander in bedeutender Weite, zum großen Theil zu Völkern, welche in bürgerlicher Hinsicht weiter waren als sie, so daß dem Aufblühen ihrer Poesie in natürlicher Entwicklung, nicht der Vorschub des sich national-entfaltenden bürgerlichen Lebens ward, weder in Spanien noch Afrika noch in Italien, wo der treffliche Stamm der Ostgothen, der gesondert bleiben wollte von den Italiern, unterging. Nirgends gewann ein germanisches bürgerliches Leben hinlänglich frühe Bestand, um den Grad von Kunstpoesie hervorzurufen, welcher erforderlich gewesen wäre zur Umbildung der Heldenlieder in ein Nationalepos. Man betrachte nur die Zeiten Karl's des Großen, welcher die Bardenlieder sammeln ließ, worin Friedrich

Schlegel das Nibelungenlied vermuthete, wahrscheinlich mit Unrecht. Man blicke selbst auf die Zeit Heinrich's des Finklers, Otto's des Großen, welche jedoch von den alten Heldenliedern schon zu weit entfernt sind, und man wird sich leicht überzeugen, warum wir kein Nationalepos haben. Nehmen wir aber einmal an, diese Verhältniße wären nicht so durchaus hinderlich gewesen, so trat noch ein Umstand ein, welcher, so wie er von unberechenbarer Wirkung auf die Nation in jeder Beziehung gewesen, so auch insbesondere auf die Entwicklung der Poesie von bedeutendem Einfluß sein mußte. Die Germanen, deren erste Heldenlieder heidnisch waren, und einer Naturreligion angehörten, wurden Christen, und vertauschten Naturreligion gegen Offenbarung. Diese neue Lehre, gegen welche sich viele sträubten, und welche Karl mit großer Strenge bei den Sachsen einführte, wies die Menschen in ihren höchsten Interessen von der Muttersprache zum großen Theil an die lateinische. Dadurch bildete sich ein Verhältniß, welches sehr ungünstig war; denn wer einige Bildung unter den damaligen aus den oben angedeuteten Gründen ungünstigen Verhältnißen erlangte, bekam sie in lateinischer Sprache, so daß sie zur Geistescultur des Volks wenig beitrug, und die Geistlichkeit konnte die heidnische Vorzeit nicht billigen, so daß keine gedeihliche Pflege deßen, was sie erzeugt, stattfinden konnte. Dazu kam die abendländische Kaiserwürde, welche als ein fremdes Element in die germanische Welt trat und der natürlichen Fortentwicklung des nationalen Wesens nicht förderlich, manchmal hinderlich ward. Erst der Zusammenstoß der Christen und der Mohamedaner konnte wieder Sagen erzeugen, welche zum Heldenliede geeignet waren, und die darin gedichtete Ritterwelt ward ein neues poetisches Element, welches denn auch seinen Dichter, aber nicht in Deutschland, sondern in Italien fand, wo Arioſto, als das Ritterthum erlosch, sich der reichen Erbschaft bemächtigte, deren er so würdig war, und sein unsterbliches Gedicht schuf. Der Culminationspunkt jenes Kampfs, die Eroberung Jerusalems, war allen Christen gemein, und, obgleich der Stoff zu einem Heldengedicht zu

weit in der neuen Zeit lag, also wenig günstig war, fiel er uns auch nicht einmal zu, sondern Tasso machte ein Epos daraus mit Nachahmung der alten epischen Dichter, des Virgil, Ovid u. s. w., deßen ergreifendste Schilderungen die der Liebe sind. So wenig daher ein wahres Nationalepos in dem oben berührten Sinne für uns gedeihen konnte, welches in der alten Zeit wurzelnd, aus den lebendigen Heldenliedern des Volks hervorgegangen wäre, gerade in der Zeit und unter den Umständen, welche allein dazu hätten geeignet sein können, so wenig gelangten wir im Verlaufe der Zeit zu einem bedeutenden wahren Epos, in welchem bedeutende Thaten der Nation mit dem Charakter und Leben derselben wären geschildert worden. Jetzt sind die Wünsche nach einem solchen vergeblich, da wir nicht die Umstände, welche ein Epos bedingt, erschaffen können. Der Stoff, welcher in des rechten Meisters Hand wohl zu einem, dem Epos sich annähernden Romanzenkranz hätte gestalten lassen, die Hohenstaufen, ist bereits heruntergezogen, und der, welcher die Kraft ihn zu gestalten besaß, und den sinnigen Plan dazu entworfen hatte, schläft bereits den ewigen Schlaf in Syrakus.

Wenn man alle diese Betrachtungen über die Verhältniße der epischen Poesie anstellt, und die Sachen wohl überlegt, so wird man einsehen, daß der Dichter, welcher in dem dreizehnten Jahrhundert dem Nibelungenliede seine jetzige Gestalt gab, nicht mehr leisten konnte, als wirklich geleistet ist. Man wird aber auch das Gedicht nicht überschätzen und ihm größere Bedeutung beilegen, als es wirklich hat, was zu seinem Ruhme auch gar nicht nöthig ist, denn als Heldenlied ist sein Werth hoch genug. Möchte es daher nur recht fleißig gelesen werden, und möchten seine lebenvollen kräftigen Gestalten bei recht Vielen als Abwehrer seichter Lectüre wirken.

Montaigne.

Unſer Urtheil über die Wichtigkeit eines Schriftſtellers richtet im Weſentlichen ſich immer nach ſeinem Gehalt als Urkunde und Darſtellung ſeiner Zeit, nach dem inneren Werthe ſeines Geiſtes und ſeiner Form, und nach dem Einfluß, welchen er auf die Literatur oder ſelbſt auf die Geſchichte ſeiner Nation geübt hat. Von allen dieſen Seiten betrachtet möchte Montaigne einer beſonderen Würdigung werth ſeyn. Eine ſchöne und liebenswürdige Natur, ein naher Beobachter gewaltiger Ereigniße und bedeutender Menſchen, gewährt er zugleich mit einer heiteren Ergötzung auch den ernſteren Genuß, zu tieferem Denken über Welt und Menſchenleben zu veranlaßen, und ſo wie er ganz im Charakter ſeiner Nation ſchrieb, ſo war auch ſein Einfluß auf den Geiſt ſeines Volkes unermeßlich. Dabei iſt er für die jetzige Gegenwart noch beſonders dadurch höchſt anziehend, weil ſeine der unſrigen vielfach ähnliche Zeit eine Betrachtungsweiſe und Urtheile in ihm veranlaßt hat, welche wir oft eher für Aeußerungen aus unſerem Decennium als aus dem ſechzehnten Jahrhunderte halten möchten.

Eine genauere Biographie Montaigne's zu liefern, auch wenn dieſes jetzt noch möglich wäre, liegt außer unſerem Zwecke: wir begnügen uns um das Folgende verſtändlicher zu machen, die bekannten Verhältniße und Schickſale ſeines Lebens hier kurz anzugeben. — Michael Montaigne, Sohn des Peter Eyquem, Herrn von Montaigne, war am letzten Februar des Jahres 1538 geboren. Als einem jüngeren Sohn wurde ihm die gerichtliche Laufbahn angewieſen, und er bekleidete, doch nur eine kurze Zeit lang, wie es ſcheint, das Amt eines Parlamentsrathes zu Bordeaux. Nach dem Tode ſeines ältern Bruders und ſeines Vaters ſehen

wir ihn in den ritterlichen Stand zurückgetreten und im Besitze der väterlichen Herrschaft Montaigne, an der Dordogne gelegen, nicht weit von Bordeaux; doch scheint er niemals weder ein Kriegsamt verwaltet, noch an einem Feldzuge Theil genommen zu haben. Als leidenschaftlicher Freund des Reisens durchwanderte er nicht nur Frankreich in allen Richtungen, sondern auch Deutschland, die Schweiz und Italien. Außerdem erwähnt er vielfach seines Verkehres mit dem Hofe und den Großen: namentlich meldet er, daß er zu Rouen, als Karl IX. daselbst sein Hoflager gehalten, — ohne Zweifel wohl im Jahre als dieser junge König sich für volljährig erklärte, — so wie bei der Versammlung der Stände zu Blois im Jahre 1588 zugegen gewesen sey. Die Stadt Bordeaux erwählte ihn zweimal zu ihrem Maire, damals ein hochgeachtetes Ehrenamt. Durch die Freundlichkeit uns das edle Vertrauen, welches er den Anhängern der beiden Partheien zeigte, obgleich er selbst fest bei der katholischen Kirche verharrte, entzog er sich lange dem Ungemache der zerrütteten Zeit; zuletzt jedoch traf die doppelte Verheerung des Krieges und einer mörderischen Seuche, *wahrscheinlich* im Jahre 1586, auch sein väterliches Erbe. Er starb im Jahre 1592, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaßen. Der frühere Theil seines Lebens ist also den Kriegen Karl's V. und Franz I. gleichzeitig, der spätere den inneren Partheikämpfen und Religionsspaltungen, und er erlebte noch, wenn auch nicht den entschiedenen, doch den wahrscheinlichen Sieg des großen Heinrich IV. Seine Versuche (Essays) gab er zuerst in den Jahren 1580 bis 1588 heraus. Seine anderen Schriften sind für unsere Zeit von keiner besonderen Wichtigkeit: sie bestehen außer einigen Briefen, noch in einer Uebersetzung eines theologischen Werkes aus dem Spanischen, auf welche wir zurückkommen werden.

Unter dem, was er von der Geschichte seines Lebens hin und wieder mittheilt, möchte seine erste Jugenderziehung, so wie sein Verhältniß zu einem frühe verlorenen Freunde noch besonders zu beachten seyn. Sein Vater, so meldet er uns, um die ungeheure

Verschwendung von Zeit und Kraft zu vermeiden, welche mit dem Erlernen der alten Sprachen gewöhnlich verbunden sey, habe folgenden Weg mit ihm eingeschlagen. „Als ich," sagt er (I. 25), „noch an der Brust der Amme war und vor der ersten Entwicklung meiner Sprache, übergab er mich einem Deutschen, der nachher als ein berühmter Arzt in Frankreich gestorben ist, und welcher unserer Sprache gänzlich unkundig, dagegen aber in der lateinischen sehr erfahren war. Diesem waren zwei andere von geringerem Wißen beigegeben, um mich zu begleiten und jenem seine Arbeit zu erleichtern: alle diese redeten in keiner andern Sprache mit mir, als in der lateinischen. — Für die übrigen Hausgenoßen galt als unverletzliche Regel, daß weder mein Vater, noch meine Mutter, noch ein Diener oder eine Magd in meiner Gegenwart irgend etwas Anderes reden durften, als allein nur die lateinischen Wörter, welche sie gelernt hatten, um mit mir kauderwelschen zu können. Alle machten hierbei wunderbare Fortschritte: meine Eltern lernten Latein genug, um es zu verstehen, wie auch die mir besonders zugegebenen Diener. Kurz, wir latinisirten (latinizasmes) uns dergestalt, daß solches bis in unsere umliegenden Dörfer gleichsam überströmte, und es haben sich dort mehrere lateinische Benennungen für Handwerker und Geräthschaften festgesetzt. Mir selbst blieb bis über mein sechstes Jahr das Französische und die Mundart von Perigord so fremd, wie das Arabische. Wenn man mir eine Aufgabe geben wollte nach Art der Collegien (es geschah dieses im Collegium zu Bordeaux), so gab man sie den anderen französisch, mir aber mußte man sie in schlechtem Latein geben, um sie in gutes umzuändern. Georg Buchanan, der große schottische Dichter, und Marcus Antonius Muretus, meine Privatlehrer (im Collegium zu Bordeaux), haben mir oft gesagt, ich hätte in meiner Jugend diese Sprache so zur Hand gehabt, daß sie sich gescheuet hätten mich anzureden." In der That, ein hoher Preis, um welchen hier die Grundlage zu künftiger Gelehrsamkeit gelegt worden wäre, und es möchte wohl Mancher in die Worte

einſtimmen, mit welchen Montaigne die ganze Erzählung beginnt, daß dieſen Weg einſchlagen möge, wer Luſt dazu habe! Ohne über die Möglichkeit der Sache hier genauer zu reden, oder uns der ergötzlichen Betrachtung zu überlaßen, welche Art von Idiom wohl entſtehen müßte, wenn nun die nächſten Umgebungen und Bedürfniße eines Kindes mit Worten aus Latium bezeichnet werden ſollten, müßen wir doch bemerken, daß dieſe Angabe in einem ſchwer auszugleichenden Widerſpruche mit folgender anderen ſteht (III. 13). „Der gute Vater, den Gott mir gegeben hat, ſchickte mich von der Wiege an in ein armſeeliges Dorf, das ihm gehörte, und ließ mich daſelbſt heranwachſen, ſo lange ich der Amme bedurfte, und noch länger, indem er mich ſo an die niedrigſte und rauheſte Lebensweiſe gewöhnte. — Auch hatte er hierbei noch den Zweck, mich mit dem Volke zu verbrüdern, als der Menſchenclaſſe, die unſerer Hülfe bedarf: er glaubte, ich ſolle eher nach dem hinblicken, der die Arme nach mir ausſtrecke, als nach dem, der mir den Rücken zuwende. Deßwegen ließ er mich auch durch Leute aus dem unterſten Volk aus der Taufe heben, um mich ihnen zu nähern und zu verpflichten.“ Es iſt möglich, daß der lebhafte Mann uns Umſtände zu melden vergeßen hat, welche dieſe Widerſprüche ausgleichen würden: in jedem Falle iſt auch das Seltſamſte von einem Vater zu erwarten, welcher, wie Montaigne anderswo meldet, den Knaben durch die Töne eines muſikaliſchen Inſtrumentes aufwecken ließ, um die nachtheiligen Folgen eines ſchreckhaften Erwachens zu verhüten; im Uebrigen möchten wir hier zwar keine directe Unwahrheit, welche wir dieſem Charakter nicht zutrauen können, jedoch eher das bewußtloſe Verſchönern und Uebertreiben lebhafter Naturen anzunehmen haben, vielleicht auch das Einmiſchen einer kleinen Eitelkeit, welche die Zuſtände des väterlichen Hauſes als glänzend und fürſtlich darſtellen möchte. Iſt es doch unſerm Schriftſteller vielfältig und wahrlich unliterariſch genug von ſpäteren Kritikern verargt worden, daß er, ein Edelmann von etwa 10,000 Livres Einkünften, eines Pagen als zu ſeiner Dienerſchaft gehörend erwähne!

Montaigne's Verhältniß zu einem frühe abgeschiedenen Freunde zeigt uns ohne Zweifel die liebenswürdigste Seite seines Charakters. Er gedenkt dieses Freundes hin und wieder in seinen Versuchen, und am ausführlichsten in einem Briefe an seinen Vater, in welchem er diesem den Tod desselben meldet. la Boetie, dieses war sein Name, Verfaßer einer unten genauer zu erwähnenden politischen Abhandlung, so wie einiger anderen kleinen Schriften und Poesien, *) war mit Montaigne zugleich Parlamentsrath zu Bordeaux. Er starb im Jahre 1563, im zwei und dreißigsten seines Lebens, im vierten seiner innigen Verbindung mit Montaigne, den er zum Erben seines theuersten Besitzthums, seiner Büchersammlung, ernannte. Dieser selbst ein so geistiger Mensch, schildert ihn durchaus als einen Mann, der mit entschiedener Ueberlegenheit auf jede Umgebung gewirkt habe. „Der Edelste," sagt er (II. 17), „den ich gekannt habe, und die glücklichste Natur war Etienne de la Boetie; er war in der That ein reicher Geist und bot nach jeder Richtung eine schöne Seite dar; ein Geist nach der alten Weise, gewiß fähig Großes zu wirken, wenn das Schicksal es gewollt hätte; und zu einer so hoch begabten Natur hatte er selbst noch Vieles hinzugefügt durch Anstrengung und Wißenschaft." Ferner (I. 27): „drängt man mich zu sagen, warum ich ihn liebte, so fühle ich, daß dieses sich nur durch die Antwort ausdrücken läßt: weil er es war und weil ich es war. — Wir suchten uns ehe wir uns gesehen hatten, durch Berichte vermocht, welche jeder von dem andern vernommen hatte, und welche mehr auf unsere Neigung wirkten, als sonst Berichte dieses vermögen, wahrscheinlich durch irgend eine Anordnung des Himmels. Bei unserem ersten Zusammentreffen, welches zufällig bei einem großen Feste und in zahlreicher Gesellschaft stattfand, waren wir so von einander ergriffen, und uns so bekannt und verpflichtet, daß von nun an einem jeden von uns

*) Das 28. Kapitel des ersten Buches der Versuche enthält eine Sammlung einiger Sonette von la Boetie.

beiden nichts näher ſtand, als der andere. — In Wahrheit, wenn ich hiermit den ganzen Reſt meines Lebens vergleiche, obgleich ich es durch Gottes Gnade ſanft, leicht und, außer dem Verluſte eines ſolchen Freundes, frei von ſchweren Bedrängnißen hingebracht habe, wenn ich dieſes ganze Leben mit den vier Jahren vergleiche, während welcher ich den erfreulichen Umgang dieſes Mannes genießen durfte, ſo iſt es nur Rauch, nur eine dunkele und unerquickliche Nacht.“ Die Art ſich auszuſprechen iſt hier ſichtbar die Platoniſche, welche damals noch nicht durch eine Legion von Alltagspoeſieen profanirt war; allein wir dürfen wohl überzeugt ſeyn, daß wir es hier nicht mit einer nur angebildeten Manier zu thun haben, und daß wir von einem ſolchen Gemüth edle und milde Anſichten über die menſchlichen Dinge überhaupt zu erwarten haben.

Montaigne will ohne Zweifel in ſeinem Werke ſein eigenes Weſen vollſtändig darlegen, ſeine Bildung, ſein Urtheil über Welt und Leben, ſeine Gedanken über die höchſten Gegenſtände des menſchlichen Forſchens, und beſonders auch ſeine eigene Perſönlichkeit bis in ihre kleinſten äußerlichen Einzelnheiten herab. Die Form des Buches iſt weit von allem Geordneten und Syſtematiſchen entfernt. Es ſind Ergießungen im vollſten Sinne des Wortes, durch irgend eine, und wenn auch ſehr entfernte Veranlaßung in reicher Fülle angeregt. Der Schriftſteller, in einem Labyrinthe anmuthiger und geiſtreicher Betrachtungen umherirrend, ſcheint oft ſeinen Faden zu verlieren, findet ihn jedoch immer wieder, und zeigt dem genauer achtenden Leſer, daß eine feſt gehaltene Grundidee alle dieſe Gedankenſpiele und kühnen Combinationen zuſammenhält. Das Thema ſeiner Kapitel iſt oft ein moraliſcher oder ſonſt ein philoſophiſcher Gegenſtand, oft ein hiſtoriſcher, oder auch eine Reflexien über ganz ſpecielle Verhältniſſe, wie über das Unterhandeln bei Belagerungen, ja bisweilen nur irgend eine Curioſität, wie z. B. antiquariſche Bemerkungen über den Gebrauch der Reitpferde, der Kutſchen und dergleichen. Aber auch an ſolcherlei Gegenſtände weiß er gehaltreiche Gedanken anzuknüpfen, wie denn eben das Kapitel von den Kutſchen

ihn zu intereſſanten Bemerkungen über den Luxus der Regenten veranlaßt. Er ſelbſt war nach ſeinen Aeußerungen über dieſe Form ſeiner Schriften, als einer ihm nothwendigen, ſich vollkommen klar. „Jeder Gegenſtand," ſagt er (III. 5.), „iſt für mich gleich fruchtbar, ich könnte ihn von einer Fliege hernehmen." — Einen großen Theil ſeines Werkes bilden die aus andern Schriftſtellern, meiſt aus alten römiſchen, hergenommenen Stellen; dieſe erſcheinen oft ſo dicht gedrängt, daß ſein Vortrag das Anſehen einer aus fremden Beſtandtheilen beſtehenden Moſaik gewinnt. Er giebt dieſe Stellen bisweilen überſetzt: die proſaiſchen kräftig und mit allen den Vorzügen ſeines eigenen Stils; die poetiſchen nach fremden oder eigenen, meiſt ſehr lahmen Nachbildungen (konnte doch die franzöſiſche Literatur auch ſpäter niemals zu einer dieſes Namens werthen Uebertragung antiker Poeſie gelangen); häufiger jedoch legt er jene Stellen dem Leſer lateiniſch vor, das Verſtändniß dieſer Sprache vorausſetzend, ſelbſt wenn das Kapitel in Form eines Briefes einer Dame insbeſondere dedicirt iſt. Damals war ja noch kaum ein anderer Weg zu höherer geiſtigen Entwicklung vorhanden, als das Studium der antiken Literatur; erſt die neuere Zeit hat allmählig ſo viel des edeln Stoffes in den Nationalliteraturen in leicht zugänglicher Form niedergelegt, daß Bildung und gelehrtes Wißen bis auf einen gewißen Grad ſich trennen konnten. — Montaigne's Sprache, im Weſentlichen — wie ſolches im ſechzehnten Jahrhundert überhaupt ſtattfand — ſchon das heutige Franzöſiſch, bietet doch manches eigenthümliche Intereſſante dar. Er iſt Gascogner und miſcht arglos und auch noch nicht durch den Gedanken an eine Academie gefeßelt, gar manches ächt gascogniſche Wort mit unter; daß er an ſpäterhin mit Unrecht veralteten Redensweiſen reich ſeyn werde, läßt ſich faſt im Voraus erwarten; beſonders merkwürdig aber und ſeinen eigenen originellen Geiſt bezeichnend ſind die Ausdrücke, welche er in Menge ſich ſelbſt ſchafft, und beſonders aus den reichen Vorräthen der römiſchen Stammſprache herübernimmt. Ueber das damals noch Unfixirte ſeiner Landesſprache äußert er ſich auf folgende,

vielfache Einsicht beurkundende Weise (III. 9): „ich schreibe mein Buch für wenige Menschen und für wenige Jahre. Hätte es ein Werk für die Dauer werden sollen, so hätte ich es einer festeren (er meint ohne Zweifel die lateinische) Sprache anvertrauen müßen; allein nach der beständigen Veränderung, welche in der unsrigen bis jetzo Statt gefunden hat, wer kann hoffen, daß sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt von jetzt an in fünfzig Jahren noch im Gebrauche sey? Sie zerrinnt täglich unter unseren Händen und seit meiner Lebzeit hat sie sich um die Hälfte geändert. Wir sagen zwar, sie sey gegenwärtig vollkommen; so hat aber jedes Jahrhundert von der seinigen gesagt. Ich denke nicht daran sie fest halten zu wollen, während sie flieht und sich umgestaltet, wie sie thut. Gute und nützliche Schriften müßen sie an sich feßeln, und ihr Ansehen wird nach dem Schicksale unseres Staates sich richten."

Welch eine merkwürdige Weissagung! Freilich scheint Montaigne hier, wie er häufig that, eher den gänzlichen Fall seines Vaterlandes zu fürchten; allein wie merkwürdig bleibt immer die Ahnung von der durch gute Schriftsteller bewirkten Feststellung dieser Sprache und von ihrer durch die Schicksale des Volkes *selbst* erlangten Weltherrschaft! — Montaigne's Styl zeigt sich, was kaum noch einer Erwähnung bedarf, immer im höchsten Grade anziehend. Besonders ist ihm jene Frische und jenes unmittelbare Leben eigen, welches die geistreichen Schriftsteller der beginnenden Literaturen zu bezeichnen pflegt, welche, noch nicht durch die überwiegende, wenn gleich oft bewußtlose Einwirkung anerkannter Muster bestochen, ein eigenthümliches Naturell kräftig aussprechen; Eigenschaften, die dem derben Dialoge des Plautus, so wie dem anmuthigen Geplauder des Boccacio und überhaupt dem veredelten Naturton ähnlicher Schriftsteller ihre fortwährende Anerkennung sichern. Ueber das Abgerißene seines Gedankenganges wurde wohl meist mit Unrecht geklagt; uns wenigstens scheint er auch bey seinen kühnsten Seitensprüngen seine Hauptrichtung niemals zu verlieren. Das keck Naive kann für den eigentlichen Grundton seines Stils

gelten; nur benutzt er freilich die Freiheit, welche die Sitte, oder vielmehr die Zügellosigkeit seines Zeitalters ihm gestattet, Alles mit seinem eigentlichen Namen zu benennen, vollkommen gradaus. So um die Nichtigkeit alles Irdischen darzustellen (III. 13): au plus eslevé throne du monde, si ne sommes nous assis que sur notre cul. Was dagegen durchaus nur erfreulich, und dies oft bis zum Ueberraschenden, den Leser anspricht, sind Züge einer Veredlung des Ausdrucks und der Darstellung, ein Durchführen der Sprache durch alle beliebigen Töne, wie sie von jeher für das eigentliche Merkmal der Meisterschaft gegolten haben. Es ist wirklich erstaunenswerth, daß in dem damaligen, noch auf keine tief gewurzelte Cultur gegründeten, durch innere Zerrüttung fast aufgelösten Frankreich, auch nur Einzelne zu einer Bildung hatten gelangen können, wie sie in gar manchen Abschnitten dieses Schriftstellers vor Augen liegt. Schwerlich möchten wohl aus der damaligen deutschen Literatur Ausdrucksweisen anzuführen seyn, welche in Hinsicht auf Schönheit, Erhabenheit, Feinheit und philosophische Schärfe die Vergleichung mit einzelnen Stellen Montaigne's könnten wagen wollen. Man lese den anmuthig feinen, nur freilich auch etwas frivolen Brief im Anfange des acht und zwanzigsten Kapitels des ersten Buches, eine Zueignung, mit welcher er einer Dame, Madame de Grammont, jene oben erwähnten Sonette seines verstorbenen Freundes übergiebt: man beachte die Schönheit der Diction in folgenden Worten über das Eitle der bei Lebzeiten errichteten Todtendenkmäler [hier müßen wir nothwendig das Original selbst geben] (I. 3): „heureux qui sachent resjouyr et gratifier leur sens par l'insensibilité et vivre de leur mort; oder die Erhabenheit in folgender Aeußerung gegen den menschlichen Stolz, der sich zum Mittelpunkte des Ganzen machen wolle (II. 12): „qui luy a persuadé que ce branle admirable de la route celeste, la lumiere eternelle de ces flambeaux roulans si fierement sur sa tête, les mouvemens espouvantables de cette mer infinie soyent establies et se continuent tant de siecles

pour sa commodité et pour son service?" oder die abſtracte Beſtimmtheit, mit welcher er (III. 13) die rein-menſchlichen Lebensgenüſſe „intellectuellement sensibles et sensiblement intellectuelles" nennt? Eine ſolche Vollendung der Form findet ſich auch in einem eingeſtreuten poetiſchen Hymnus auf die Sonne (II. 12), welcher mit folgenden Verſen endigt:

„En repos sans repos, oysif et sans sejour, *)
Fils aisné de nature et le père du jour."

und welcher in der That von den oben erwähnten poetiſchen Ueberſetzungen ſich ſo auffallend unterſcheidet, und die ſpäter ausgebildete rhetoriſirende Weiſe der franzöſiſchen Poeſie bereits in einer ſolchen Vollendung darſtellt, daß wir hier immer an eine ſpätere Ueberarbeitung zu glauben geneigt waren. Als mangelhaftere Seite tritt freilich auch bei Montaigne ſchon ein gewißer Hang zum epigrammatiſchen Geſchmacke hervor, dieſes gemeinſchaftliche Gebrechen nicht nur aller ſinkenden, ſondern meiſt auch aller ſich erſt aus dem Rohen herausbildenden Literaturen, beſonders wenn ſie hierbei ſich auf Fremdes zu ſtützen genöthigt ſind. So z. B. (I. 17): „c'est ce de quoi j'ai le plus de peur que la peur," und *bei weitem* mehr noch, denn jener Ausdruck möchte zuletzt noch ganz ergötzlich ſeyn (I. 19): Man kann wohl nur erklären der mit dem wenigſten Bewußtſein verbundene Tod iſt der wünſchenswertheſte („les plus mortes morts sont les plus saines"). Der verſtändige und geſunde Sinn unſeres Schriftſtellers hat indeßen dergleichen Verirrungen nur ſehr wenigen Zugang geſtattet.

Seine Perſönlichkeit betreffend, ſo belehrt uns hier **) Montaigne auf eine ſeltſam naive Weiſe ſogar über die kleinſten Einzelnheiten, wie z. B. über die ihm zuſagende Diät, wie ſein Behagen an gewißen Speiſen und Getränken mit den Jahren gewechſelt habe und

*) Im Sinne von Ruhe, wie oft bei Montaigne.

**) Das 13. Kapitel des dritten Buches, das letzte des ganzen Werkes, hat hauptſächlich dieſen Zweck.

dergleichen mehr. Wir können uns immer der gutmüthigen Geschwätzigkeit nur verpflichtet fühlen, welche uns einen bedeutenden Menschen auch in seiner äußeren Erscheinung vergegenwärtigt; und so möge denn selbst Einiges dieser Art hier seine Stelle finden. Montaigne war nach diesen seinen Mittheilungen an Wuchs unter der mittleren Größe, doch stark und kräftig, von vollem Gesichte und von einem einnehmenden Aeußeren, was ihn einigemal aus gefährlichen Lagen befreite. Körperliche Gewandtheit fehlte nach seinen Angaben ihm gänzlich, nur im Laufe habe er es bis zum Mittelmäßigen gebracht, im Tanz, im Ringen, im Fechten, Voltigiren, im Springen und Schwimmen ganz und gar nicht. Wir führen diese Einzelnheiten deßhalb an, weil sie einen merkwürdigen Beweis liefern, wie ausgedehnt die gymnastische Bildung jener Zeit war, und wie gar Manches sie außer den mit dem damaligen Kriegswesen zusammenhängenden Uebungen umfaßte. Von allen Sorgen für das Hauswesen zeigte er sich, wie sich erwarten läßt, im höchsten Grade abgeneigt und dieser Dinge bis zum Lächerlichen unkundig (I. 38): sie erscheinen ihm, wie einst dem Sallust, als eine sclavische Beschäftigung. Auch das musikalische Talent war ihm versagt (diese ganze Schilderung giebt er von sich II. 17). Die Natur hatte also, mit Vernachläßigung des Körperlichen, des Praktischen aus der niedrigeren Sphäre und des Kunstsinnes, besonders nur über seinen Geist und Verstand ihre reichen Gaben ausgegoßen. Hierüber ausführlicher zu seyn, wäre in der That überflüßig. Jede Seite seiner Schriften beurkundet die Klarheit seines Geistes, die Schärfe seines Verstandes, die Richtigkeit seines Urtheils, so wie seinen Reichthum an zuströmenden Gedanken. Ob ihm das, was wir metaphysischen Tiefsinn zu nennen pflegen, in gleichem Maaße eigen gewesen sey, könnte eher bezweifelt werden; indeßen, so entschieden er auch die Möglichkeit leugnet, mit menschlicher Geisteskraft das Wesen der Dinge zu erkennen, so stellt er sich einer übersinnlichen Welt doch auch niemals leugnend entgegen; vielmehr waren, nach manchen seiner Aeußerungen, Ernst und Tiefe seiner sonst so leichten und heiteren

Natur nicht gänzlich fremd. Er versichert, daß er einen unausgesetzten Drang empfinde, über bedeutende Gegenstände nachzudenken (I. 19); er versichert, daß auch in den ausgelaßensten Zeiten seiner Jugend der Gedanke an den Tod ihm immer nahe gewesen sey; er spricht hin und wieder mit hoher Achtung von der religiösen Beschaulichkeit; wiewohl hier freilich nicht wohl auszumitteln seyn möchte, in wie weit es mit solchen Aeußerungen ihm Ernst war, und ob sie nicht etwa aus der Veranlaßung herrührten, deren wir unten noch genauer gedenken werden. — Ueber Mangel an Gedächtniß klagt Montaigne hin und wieder ausnehmend (I. 9 im Anfang); allein der außerordentliche Reichthum an Stellen der Alten, aus welchen sein Werk oft gleichsam zusammen gewebt ist, und die er meist so treffend anwendet, möchte ihn hier zum Theil widerlegen. — Als ächten Franzosen bewährt er sich übrigens durch die Bemerkung, daß alle seine Geisteskräfte besonders nur in der lebendigen Mittheilung sich entwickelten und äußerten. „Die Beschäftigung mit Büchern," sagt er (III. 8), „ist eine schwache und schlaffe Anregung, die keine Wärme mittheilt; die Unterredung dagegen lehrt und übt zugleich. Wenn ich mit einem kräftigen Geist, mit einem *tüchtigen* Lanzenbrecher mich bespreche, dann bedrängt er mir die Seiten und stößt mich rechts und links; seine Gedanken beflügeln die meinigen; Eifersucht, Ruhmliebe, Wetteifer, Alles treibt mich an und erhebt mich über mich selbst."

Montaigne's wißenschaftlichen Charakter betreffend, so haben sein richtiger Sinn und seine Verhältniße zu dem wirklichen, und zwar zu einem bedeutenden Leben, ihn mit lebhaftem Widerwillen gegen den Erbfeind aller wahren Wißenschaft erfüllt, jene Pedanterei und Geistlosigkeit, welche, in den Materialien des Wißens herumwühlend, das an und für sich Unerquickliche und Todte um seiner selbst willen hochachtet und auf das wirklich Geistige und Belebende mit Verachtung herabblickt. „Es macht mehr Arbeit," sagt er hierüber ganz trefflich (III. 13), „die Erklärungen zu erklären, als die Sache; unser ganzes Thun besteht darin, uns unter ein-

ander zu gloſſiren. Alles wimmelt von Commentaren; an Autoren iſt gewaltiger Mangel. Das erſte und geſchätzteſte Wißen unſerer Jahrhunderte, beſteht es nicht darin, diejenigen, welche im Beſitze des Wißens ſind, zu verſtehen? (I. 38) — — Dieſer verſchleimte, trieſäugige, ungewaſchene Mann, den du nach Mitternacht aus einem Studierzimmer kommen ſiehſt, glaubſt du wohl, daß er unter den Büchern ſuche, wie er rechtſchaffener, zufriedener und weiſer werden wolle? O ganz und gar nicht! Er wird ſterben, oder er wird der Welt das Versmaaß des Plautus enthüllen, oder die wahre Rechtſchreibung eines lateiniſchen Wortes. — Ich für meine Perſon liebe nur die anmuthigen und leichten Bücher, die mich ergötzen, oder die, welche mich erheben und mir zum Führer dienen, im Leben und im Tode (I. 24). — — Auch iſt es nicht ſo wunderbar, wie man ſchreit, daß unſere Vorfahren die Wißenſchaften nicht ſonderlich geachtet haben, und daß ſie auch heute noch nur zufällig in den oberſten Berathungen unſerer Könige eine Stelle finden; — und was ſchadet es auch, wenn ſie uns weder richtig denken noch richtig leben lehren?" Dieſe und ähnliche Ausſprüche drücken indeßen gewiß nur die Ueberzeugung aus, daß allerdings wohl Bildung, Humanität im eigentlichſten Sinne, keineswegs aber nothwendig ſcientiviſche und literäriſche Virtuoſität den höchſten Werth des Menſchen begründe, und es iſt demnach gewiß ſein voller Ernſt, wenn er anderswo ſagt (III. 8): „ich liebe und ehre das Wißen ſo gut wie die, welche es beſitzen, und nach ſeinem wahren Gebrauch iſt es das edelſte und wirkſamſte Beſitzthum der Menſchen." — Ueberall erklärt ſich Montaigne für einen entſchiedenen Verächter der eigentlichen Schönrednerei, und hierauf gründet ſich wohl ſein wenig bewunderndes Urtheil über Cicero, auf welches wir zurückkommen werden. Dagegen ſind Geſchichte und Poeſie, das eigentlich Reale und das eigentlich Ideale unſerer Bildung, die beiden Hauptrichtungen, welchen er, wie jeder geſunde und kräftige Geiſt, mit entſchiedener Liebe ſich hingiebt. Seine Anſichten über Geſchichte ſind durchaus würdig und großartig, ſie iſt ihm nicht Gelehrtheit, ſondern

beurtheilende Kenntniß menſchlicher Schickſale und Charaktere in unendlich größerer Ausdehnung als das reichſte einzelne Leben ſie darbieten könnte (I. 25). Ganz beſonders jedoch über Poeſie und über die Form einzelner Schriftſteller zeigt ſein Urtheil ſich ſo klar, ſein Gefühl ſo richtig, daß eine ſolche Stimme aus einer Zeit, in welcher ein philoſophiſch begründetes Urtheil über das Schöne auch nicht einmal verſucht worden war, uns mit der höchſten Achtung erfüllen muß. Die Poeſie erſcheint ihm zunächſt als ein von ihrer äußeren Form weſentlich Verſchiedenes. „Ich gehöre," ſagt er (I. 25), „nicht unter diejenigen, welche glauben, das gute Versmaaß mache das gute Gedicht. Es gebrauche Jemand eine kurze Silbe lang, daran liegt nicht viel; wenn die Erfindungen mich anſprechen, wenn Geiſt und Urtheil ihre Schuldigkeit gethan haben, ſo ſage ich: ein guter Dichter, aber ein ſchlechter Verſemacher." Daß hiermit jedoch kein überwiegendes Vorherrſchen des Gedankens und der Reflexion gemeint ſei, dies wird durch Stellen, wie die folgende, auf das treffliche dargethan: „Wir haben," ſo läßt er ſich hierüber vernehmen (I. 36), „wir haben bei weitem mehr Dichter *als Ausleger* und Richter der Poeſie, es iſt leichter dieſelbe hervorzubringen als ſie zu kennen. Auf einer gewißen niederen Stufe kann man ſie nach Vorſchriften und Kunſt beurtheilen; aber die höchſte, die edle, die göttliche ſteht über den Regeln und über dem Verſtande. Wer feſten, ruhigen Blickes ihre Schönheit prüfen will, der ſieht ſie nicht, ſo wenig wie das Leuchten eines Blitzes. Sie beſtimmt nicht unſer Urtheil, ſie erfaßt es und reißt es mit ſich fort (III. 9). —— Die alte Theologie iſt ganz Poeſie, und eben ſo die erſte Philoſophie. Sie iſt die urſprüngliche Sprache der Götter." Es zeugt ferner gewiß von der richtigſten Grundanſicht, wenn Montaigne in einer Zeit, die, als eben dem Rohen ſich entwindend, ihrem ganzen Verhältniße gemäß, Kunſt und Bildung über Alles ſchätzen mußte, die Volkspoeſie gehörig zu würdigen, ſie neben der gebildeten zu achten, und den gänzlichen Unwerth der zwiſchen Kunſt und Natur haltungslos ſchwankenden zu erkennen gewußt hat. „Die

volksmäßige und rein natürliche Poeſie," dies ſind hierüber ſeine Worte, „beſitzt eine Naivetät und Anmuth, welche ſie der vollendeten Schönheit der kunſtgemäß vollkommenen an die Seite ſtellt, wie man an den gascogniſchen Villanellen und an den Liedern bemerkt, die man uns von Völkern gebracht hat, welche keine Kenntniß irgend einer Wißenſchaft noch ſelbſt der Schreibkunſt haben. Nur die mittelmäßige Poeſie, welche ſich zwiſchen beiden hält, iſt verächtlich und ohne Ehre und Werth." Zum klaren Beweiſe aber, wie ſehr er jeden wahren Naturlaut, wie fremdartig er auch klingen möge, zu würdigen wiße, führt er uns einige Töne aus der fernſten Fremde an, Liedchen der Cannibalen, wie man die Urbewohner Braſiliens damals nannte. Sie ſind allerdings in ihrer Weiſe höchſt anſprechend, und wir wollen ihnen hier eine Stelle gönnen. Das eine, ein Liebesliedchen, lautet ſo (I. 30): „Schlange weile! Schlange weile! daß von deiner bunten Hülle, meine Schweſter Maaß und Muſter für die reiche Schnur ſich nehme, die ich meiner Theuern ſchenke: ſo ſey deine Schönheit immer trefflicher als die der andern Schlangen." Hierzu fügt Montaigne: „ich habe hinlänglichen Verkehr mit der Poeſie, um urtheilen zu können, daß in dieſer Phantaſie nicht allein nichts barbariſches ſich ausſpricht, ſondern daß ſie vielmehr durchaus Anacreontiſch iſt." Wir möchten hier ſagen, wenn auch nicht frei von der Aeußerung eines barbariſchen Zuſtandes, poetiſch iſt ſie gewiß und ein rührender Beweis, wie der rohe Sohn der Wildniß, durch die Schlangen ſelbſt, mit welchen er vertraut iſt, die gemeinſamen tiefen Gefühle des menſchlichen Gemüthes angeregt fühlt, und ſeiner Empfindung einen ihr harmoniſchen Ausdruck zu geben weiß. Das andere iſt wahrhaft ein Cannibalenlied, es ſpricht die Geſinnung eines Gefangenen aus, der im Begriffe ſteht, abgeſchlachtet und verzehrt zu werden. „Kommt nur Alle! kommt nur Alle! kommet um ihn aufzuzehren! eure Väter, eure Ahnen, die er einſt verzehret, ſpeiſt ihr! dieſes Fleiſch und dieſe Adern, ſind die euern, arme Thoren! Koſtet ſie! daß euer Gaumen euer eignes Fleiſch erkenne." Hier müßen wir

freilich eingeſtehen, daß für den höher ſtehenden Menſchen, und alſo von dem richtigen Standpunkte aus betrachtet, das durchaus Scheußliche kein Gegenſtand der Poeſie ſeyn könne; allein eine poetiſche Darſtellung eines menſchlichen, wenn gleich eines entſetzlichen Zuſtandes werden wir hier immer anerkennen müßen, und ſo mag denn, um an ein Aehnliches zu erinnern, etwa neben Regner Lodbrog's Hoffnung dereinſt in ſeinem Olympus aus Feindesſchädeln zu zechen, auch dieſer Cannibalengeſang eine Stelle finden. Ohne Zweifel aber ſehen wir hier unſeren Schriftſteller auf einer Stufe des Urtheils, auf welche nur die neueſte Zeit ſich wieder erhoben hat. Wie manche aus der ſpäteren claſſiſchen Schule in Frankreich würden wohl an einer ſolchen Poeſie nur einen wohlfeilen Witz geübt haben!

An überraſchend richtigen Urtheilen über einzelne Schriftſteller iſt Montaigne ſo reich, daß wir hier von dem vielen Trefflichen nur weniges anführen können. Virgil's Georgica erſcheinen ihm als das vollendeteſte Werk der Poeſie (alle dieſe Urtheile ſind enthalten II. 10), wie denn auch unſere Zeit hier die kunſtreichſte Ausarbeitung eines edeln Stoffes anerkennen muß, in der Aeneis erkennt er die Ungleichheit der einzelnen Theile; am bewundernswertheſten erſcheint ihm der fünfte Geſang, wahrſcheinlich wirkte dieſer auf ihn, wie auf uns der drei und zwanzigſte der Ilias als bewegtes Gemälde eines Kampfſpieles in der Heldenzeit; das Erkünſtelte und Abſichtliche jener Virgiliſchen Schilderungen konnte ihm, dem die Vergleichung mit dem Griechen fehlte, nicht ſo leicht zur Anſchauung gelangen. Er fühlt beſtimmt, wie Terenz den Plautus an Bildung übertreffe und gleichſam vornehmer (cettuy-cy sent bien mieux son gentilhomme) ſey. Ueber Cicero urtheilt er hart, doch, wie immer, mit Geiſt und Naivetät; es mag ſeine Einſeitigkeit entſchuldigen, daß er hierbei beſonders die philoſophiſchen Schriften dieſes Römers im Auge zu haben ſcheint; den Briefen, in welchen dieſer, wenn auch nicht große, doch gewiß humane und mit der ganzen Bildung ſeiner Zeit geſchmückte Geiſt

ſich am ſchönſten ausſpricht, läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren. „Um kühn die Wahrheit zu geſtehen," ſo erklärt er ſich über Cicero, „ſeine Schreibart ſcheint mir langweilig. Seine Vorreden, Definitionen, Eintheilungen, Wortableitungen, nehmen den größten Theil ſeiner Werke ein, und was er Lebendiges und Markiges hat, wird unter dieſen unermeßlichen Vorbereitungen erſtickt. Habe ich eine Stunde lang geleſen, was für mich viel iſt, und ich frage mich nun, wie viel Saft und Stoff ich gewonnen habe, ſo finde ich, daß es meiſt nur Wind iſt, denn er iſt noch nicht zu ſeinem eigentlichen Gegenſtande gelangt, und zu den Gründen, durch welche ich den Knoten gelöſt zu ſehen wünſchte. — Seine Reden ſind gut für die Schule, für die Gerichtshöfe oder für die Predigt, in welcher man Zeit hat, ſein Schläfchen zu machen, und nach einem Viertelſtündchen den Faden wieder aufnehmen kann." — — Cäſar iſt ihm bei weitem der größte der Geſchichtſchreiber. „Ich leſe," ſagt er, „dieſen Schriftſteller mit etwas mehr Achtung und Ehrfurcht, als man ſonſt menſchliche Schriften zu leſen pflegt, indem ich ihn bald von Seiten ſeiner Thaten und des Wunders ſeiner Größe betrachte, bald an der Reinheit und unübertrefflichen Vollendung ſeiner Sprache mich erquicke. — Mit Ausnahme der falſchen Farben, unter welchen er ſeine ſchlechte Sache und das Unreine ſeines verpeſteten Ehrgeizes verbergen will, kann man gewiß nur das an ihm tadeln, daß er zu ſparſam von ſich ſelbſt redet." — — Bei Tacitus findet Montaigne gerade dasjenige, weßwegen dieſer ſelbſt ſein Werk den früheren Geſchichtwerken nachſetzt, daß er nämlich kein großes öffentliches Leben, ſondern nur die Handlungen Einzelner, die Unthaten der Herrſchenden und die verſchiedenen Todesweiſen der Unterdrückten zu melden habe, beſonders anziehend und belehrend. „Seine Darſtellung," ſagt er, „iſt für einen verwirrten und kranken Staat, wie der unſrige gegenwärtig iſt, ganz beſonders geeignet; oft möchte man ſagen, daß er uns zeichne und uns geißle. — Er war ohne Zweifel ein großer Charakter, rechtlich und muthig, nicht von einer ängſtlichen, jedoch von einer wahrhaft philoſophi-

ſchen und großartigen Tugend. — Er verficht ſeine Anſichten immer mit gediegenen und kräftigen Gründen, auf eine etwas ſpitze und ſubtile Weiſe, nach dem gezwungenen Stile ſeiner Zeit." — — Welche richtige Anſicht Montaigne aber durch das Studium der Alten über eigentliche Proſa, als Kunſtform, wie wir ſagen würden, ſich gebildet habe, das ſagt er bezeichnend mit dieſen Worten (III. 9): „Tauſend Dichter ſchleppen ſich matt dahin auf proſaiſche Weiſe; die beſte antike Proſa aber glänzt überall von poetiſcher Kraft und Kühnheit und ſtellt uns gewißermaßen eine dichteriſche Begeiſterung dar." Wir verweiſen in dieſer Beziehung auch noch auf ſeine trefflichen, jedoch für unſeren Zweck zu ausführlichen Bemerkungen (II. 10 am Ende) über Guicciardini und Commines, und hoffen mit dem Angeführten hinreichende Beweiſe ſeines höchſt erfreulichen Urtheiles über literariſche Dinge gegeben zu haben.

Den äußern Umfang ſeiner Bildung betreffend, ſo bewegt dieſelbe ſich vor Allem, wo nicht ausſchließend, in der damals noch mit ſo begeiſterter Liebe erfaßten alten Literatur, beſonders der römiſchen; der griechiſchen Sprache blieb er faſt ganz *unkundig* (I. 25), weil gewiße Verſuche, ſie ihn ſpielend zu lehren, keinen ſo glücklichen Erfolg gehabt haben ſollen, als die ſeltſame Methode, durch welche er das Latein erlernt haben will. Dennoch finden ſich einige griechiſche Verſe, ſittliche Gnomen, die irgend einer Sammlung entnommen ſeyn mögen, unter ſeinen unzähligen Anführungen aus den Alten. In der römiſchen Literatur zeigt er ſich durchaus einheimiſch, auch in den ſpäteren und weniger geleſenen Schriftſtellern; vor allen ſchöpft er jedoch aus Seneca, der ihn durch ſeine Fülle köſtlicher Aphorismen über geiſtige und ſittliche Dinge um ſo mehr anziehen mochte, je mehr er ſelbſt in rhapſodiſtiſcher Form ſich gefiel, ſo wenig auch das Verwerfliche ſeines überſententiöſen Stiles ihm verborgen bleiben konnte. Neben Seneca ſteht bei ihm Lucretius, deßen vollendet materialiſtiſche Anſichten ihn nur allzuſehr beherrſchen. Unter den Griechen ſind, ſeiner mangelhaften Sprachkenntniß unerachtet, manche einzelne, beſonders Hiſtoriker,

wahrscheinlich nach lateinischen Uebersetzungen, von ihm benutzt worden; vor allen jedoch, und mehr als aus irgend einem anderen Schriftsteller sehen wir ihn aus den sämmtlichen Schriften des Plutarchus schöpfen, welche damals durch die anmuthige Uebersetzung Amyot's — er war Montaigne's persönlicher Freund — ein Nationaleigenthum Frankreichs geworden waren. Dieser Schriftsteller ist vor jedem anderen sein Liebling, ohne Zweifel wohl um der reinen Humanität willen, die ihn durchdringt, und wegen der Fülle von Thaten und herrlichen Aussprüchen, welche er aus einer großen Zeit gleichsam zu uns herüber gerettet hat. — Hierbei vergeße man indeßen niemals, daß das Verhältniß des sechzehnten Jahrhunderts zu der alten Literatur ein anderes war, als das unserer Zeit es sein kann. Der ideale Werth der Alten ist geblieben und wird bleiben; allein abgesehen von dem, was auch im Alterthume selbst nur ein untergeordnetes Interesse hatte, ist in diesen letzten Jahrhunderten über alle realen Wißenschaften ein in der Vorzeit auch nicht geahnetes Licht verbreitet worden. Hierzu war jedoch damals noch kaum ein Anfang gemacht, und es darf uns daher nicht befremden, wenn wir Montaigne seine Betrachtungen über die Natur fast ohne Ausnahme auf die Berichte des Plinius gründen, wenn wir ihn die Veranlaßungen zu seinen mancherlei Reflexionen oft auf die für uns jetzt meist so kleinlichen und sterilen Unterscheidungslehren der alten Philosophensecten gründen sehen. Wo boten auch in der damaligen Literatur sich ihm edlere Anregungen dar? Etwa der damalige scholastische Aristotelismus der Schulen, über welchen er bei jeder Gelegenheit, gewiß nicht mit Unrecht, seinen Spott ergießt? oder die unseeligen Streitigkeiten über kirchliche Lehrsätze, die er für die Hauptursache der tiefen Zerrüttung seiner Zeit halten mußte? Indessen, wenn gleich auf alle Weise von der Bildung des Alterthums durchdrungen, ist Montaigne doch viel zu klar und selbstständig, als daß dieselbe ihn einseitig beherrschen sollte; er kennt und achtet vielmehr auch die damals vorhandenen ihm zugänglichen neueren Literaturen. Er war der

spanischen Sprache kundig; er erwähnt den Bocaccio als seinen Lieblingsschriftsteller, und auch Arioſto und Taſſo — dieſen letzten ſah er ſogar perſönlich zu Ferrara in jenem Zuſtande, in welchem er ſich ſelbſt und ſeine Werke nicht mehr kannte (II. 12) — nennt er mit Achtung, wiewohl er freilich, ihrer Zeit noch zu nahe ſtehend, ihre Eigenthümlichkeit wenig zu würdigen weiß und ſie deßwegen dem Virgil unbedingt nachſetzt. Ueber die franzöſiſche Poeſie ſeiner Zeit fällt er folgendes Urtheil, welches man mit ſeiner Aeußerung über den noch ſo unfixirten Zuſtand ſeiner vaterländiſchen Sprache für unvereinbar halten ſollte, und welches nur durch den edeln Trieb der Vaterlandsliebe einigermaßen erklärt werden kann: „Die Franzoſen, dünkt mir, haben die Dichtkunſt auf die höchſte Stufe erhoben, auf welcher ſie jemals ſtehen wird, und was die Theile derſelben betrifft, in welchen Ronſard und du Bellay ausgezeichnet ſind, ſo finde ich ſie nicht gar weit von der Trefflichkeit der Alten entfernt.“ Ganz anders freilich läßt er ſich über die aus dem Mittelalter überkommenen Ritterromane vernehmen. Nachdem er uns gemeldet, wie er in ſeinem ſiebenten Jahre jedem anderen Vergnügen ſich entzogen habe, um die Metamorphoſen des Ovid zu leſen, fährt er fort (I. 25): „denn was einen Lancelot vom See betrifft, einen Amadis, einen Hüon von Bordeaux und ähnlichen Bücherplunder, woran die Kindheit ſich ergötzt, ſo kannte ich auch nicht ihren Namen, wie ich jetzt ihren Inhalt nicht kenne, ſo wohl geordnet war meine Erziehung.“ Ein beſtändiges Schwanken zwiſchen Extremen liegt ſo ſehr in dem Weſen aller menſchlichen Entwicklung, daß auch die klarſten Geiſter ſich ihm nie ganz entziehen mögen; die Zeiten ſollten wiederkehren, wo viele den Werken des ſchönen Mittelalters, wie man mit unbedingter Lobpreiſung es nannte, einen entſchiedenen Vorrang vor den ſämmtlichen Gebilden der antiken Welt einräumten. Daß Montaigne das wirklich Poetiſche, welches in jenen noch unbehülflichen Dichtungen ohne Zweifel liegt, neben der vollendeten Form der großen Alten nicht zu würdigen wußte, iſt wohl ſehr begreiflich; ſein eigenes Weſen

war darum doch gewiß ächt ritterlich, wenigstens in dem Sinne, den wir überhaupt mit diesem Worte zu verbinden wüßten. Ja wir glauben ihn sogar gerade dadurch am besten zu bezeichnen, wenn wir in ihm eine Vereinigung ritterlicher Sinnesart mit classischer Geistesbildung anerkennen.

Wenn in dem moralischen Charakter Montaigne's, wie er aus seinen Versuchen uns entgegen trit, die schönen und liebenswürdigen Züge vorherrschen, so wollen wir nie vergeßen, daß wir ihn überhaupt nur aus einer Selbstschilderung kennen lernen; im Ganzen möchte sich uns hier jedoch mehr Aufrichtigkeit darbieten, als Bekenntniße gewöhnlich enthalten, und es fehlt nicht an eingestandenen, zum Theil nicht geringen Mängeln. Unter diesen erwähnen wir ganz besonders das bisweilen wie seiner ernsteren und beßeren Natur zum Trotz durchbrechende Grundübel des französischen Wesens, die Neigung zur Frivolität, ferner jenen gränzenlosen Materialismus in seiner Ansicht von dem Verhältniße der Geschlechter, der uns überall in seinen Schriften widrig entgegentrit. Auch nicht in seinem veralteten Französisch möchten wir die Definition wiederzugeben wagen, welche er irgendwo von der Liebe aufstellt; indeßen ist es Pflicht der Billigkeit, hier an die gränzenlose Freiheit sich zu erinnern, welche jene Zeit in dieser Hinsicht überhaupt sich erlaubt hat. Als wesentlichste Eigenschaft seines Charakters macht vor Allem eine unverwüstliche Heiterkeit sich bemerklich. Sich einen gleichförmigen Sinn zu bewahren erklärt er für eine der Hauptaufgaben seines Lebens. „Ich strebe," sagt er (II. 15), „dieses Plätzchen (seinen Wohnsitz) dem allgemeinen Sturme zu entziehen, wie auch noch ein anderes Plätzchen in meiner Seele." Und wie denn ein inniger Sinn auch für äußere Behaglichkeit des Daseyns mit einer solchen Gemüthsart gewöhnlich verbunden ist, so stoßen wir häufig in den Versuchen auf die anmuthigsten Schilderungen seiner Lebenszustände, unter welchen wir nur auf die höchst gefällige Beschreibung (III. 3) aufmerksam machen wollen, welche er uns von seiner in einem weit in das schöne Land hineinblickenden Thurme

aufgestellten Bibliothek entworfen hat. Dergleichen Naturen entgehen freilich dem Verdachte des Egoismus nicht leicht, und auch Montaigne gesteht, daß er diesen Vorwurf nicht allein erlitten, sondern auch gewißermaßen ihn verdient habe. Denn dieses thut er doch wohl, wenn er unverhohlen erklärt (II. 17): „Was Andere einer unendlichen Menge von Freunden und Bekannten, was sie ihrem Rufe und ihrer Größe zutheilen, das richte ich Alles auf die Ruhe meines Geistes und auf mich selbst." — — Ueber Wahrheit und Falschheit im Leben sagt er Vieles, was jedem, und besonders jedem der mit Unwahren hat leben müßen, nur innig wohlthuend seyn kann. So folgendes (II. 16): „Wenn ich den graden Weg nicht schon um seiner Gradheit willen ginge, so würde ich ihn gehen, weil die Erfahrung mich gelehrt hat, daß am Ende der Rechnung er gewöhnlich der glücklichste und ersprießlichste ist. Ich habe zu meiner Zeit tausend schmiegsame, doppelzüngige Leute, die jedermann für klügere Weltkinder hielt, als mich, sich da verlieren gesehen, wo ich mich gerettet habe (II. 18). — Unter allen Mängeln finde ich keinen, der mehr Niedrigkeit und Schlechtigkeit verriethe, als das Ränkemachen. — Ein edles Herz läßt bis in sein Innerstes sehen: da ist Alles gut, oder doch menschlich (II. 19). Der stärkste Beweis jeglicher Verderbtheit ist die Verbannung der Wahrheit," wie Pindarus sagt: „Großer Tugend Beginn, erhabene Wahrheit!" — — Unter die entschiedensten Züge dieses Gemäldes gehören endlich ganz besonders noch Milde des Urtheils und eine vollendete Mäßigung der Gesinnung. „Ich liebe," sagt er (I. 29. III. 1, 3), „gemäßigte und die Mitte haltende Naturen. — Andere streben darnach ihrem Geiste einen Schwung zu geben und ihn in die Höhe zu winden; ich, ihn herabzustimmen und in Ruhe zu bringen: nur in seinem Uebermaaße ist er mangelhaft." Ferner: „Alle rechtmäßigen Bestrebungen sind ihrer Natur nach gemäßigt; wo nicht, so verkehren sie sich in aufrührerische (seditieuses, revolutionäre würde man jetzo sagen) und unrechtmäßige (III. 10). — „Ich kann mich nicht so durchaus und so unbedingt hingeben. Wenn mein

Wille mich der einen Partei übergeben hat, so ist dieses nicht mit so zwingender Verpflichtung, daß mein Urtheil dadurch getrübt werden sollte. Bei den gegenwärtigen Verwirrungen unseres Staates hat mein Interesse mich niemals weder die löblichen Eigenschaften unserer Gegner verkennen laßen, noch die tadelnswerthen derjenigen, an welche ich mich angeschloßen habe. Sie (die gewöhnlichen Parteimenschen) beten Alles an, was auf ihrer Seite steht; ich entschuldige nicht einmal das meiste von dem, was auf der meinigen geschieht. Ein gutes Werk verliert nichts von seinem Werthe, weil es gegen uns gerichtet ist." Wir bemerken hier im Voraus, daß Montaigne sich immer für Erhaltung des Bestehenden und Ueberlieferten erklärt; wie manchen von denen, welche gegenwärtig diesen nämlichen Zweck mit einer der wildesten Revolutionäre würdigen Einseitigkeit und ganz besonders durch persönliche Verunglimpfung der Gegner zu fördern streben, könnte demnach diese ächte Humanität zur heilsamen Beschämung dienen, wofern der Wahnsinn der fixen Idee überhaupt noch zu beschämen wäre. Ganz in diesem Sinne äußert er sich auch über den damals noch von halb Frankreich bekämpften Heinrich IV., denn ein anderer kann hier schwerlich gemeint seyn (II. 21): „ich kenne einen Fürsten, der lieber geschlagen seyn möchte, als daß er schliefe, indeß man sich für ihn schlüge, und der die Seinigen selbst nie etwas Großes in seiner Abwesenheit vollbringen sah, ohne Eifersucht zu fühlen," — und sprechender noch mit den als seine Anspielung gebrauchten Virgilischen Worten: Hunc tandem everso juvenem succurrere saeclo Ne prohibete.

Eine im Allgemeinen uns vollkommen bekannte Epoche wird uns ohne Zweifel durch die gelegentlich gegebenen Schilderungen eines uns werthen gleichzeitigen Schriftstellers, der nicht eigentlicher Geschichtschreiber ist, um Vieles anschaulicher: es ist als ob ein Freund uns ein entlegenes Land beschriebe, das er bereist hat. Wir entnehmen deshalb zunächst das Eine und Andere aus Montaigne's Versuchen, was seine bewegte Zeit uns näher rücken kann.

Noch erscheint der Zustand desjenigen Theiles des Adels, welcher

noch nicht als Hofadel durch Kriechen vor dem Herrn das Recht hatte erkaufen wollen, die ehrenwerthere Mehrzahl der Nation zu verachten, faſt vollkommen wie früher im eigentlichen Mittelalter. „Betrachten wir," heißt es hierüber (I. 42), „in den vom Hofe entlegenen Provinzen das Gefolge, die Unterthanen, das Hofgeſinde, die Beſchäftigungen und die ceremoniöſe Bedienung eines zurückgezogenen, in ſeiner Wohnung ſitzenden, unter ſeinen Dienern erzogenen Herrn, und betrachten wir zugleich auch den Flug ſeiner Einbildungskraft, ſo giebt es nichts Königlicheres: einmal im Jahre hört er von ſeinem Gebieter ſprechen, wie von dem Könige von Perſien, und er erkennt ihn eigentlich nur an wegen irgend einer alten Vetterſchaft, worüber ſein Schreiber die Urkunde aufbewahrt." In der That, unſere Geſetze geſtatten eine große Freiheit, und der Druck der Souverainetät berührt einen franzöſiſchen Edelmann kaum zweimal in ſeinem Leben. Eine eigentliche und wirkliche Unterwerfung trifft unter ihnen nur den, welcher ſelbſt ſich ihr fügt und durch ſolche Dienſte Ehre und Reichthum erwerben will: „denn wer ſich an ſeinen Heerd hocken will und ſein Haus ohne Streit und Proceß zu führen weiß, der iſt ſo frei als der Doge von Venedig," und wohl noch um Vieles freier. Das hier Geſagte gilt indeßen allerdings nur von denen, welche ihre Freiheit ſich bewahren wollten; im Allgemeinen war damals ſchon ſehr bemerklich, was nachher ſo entſchiedene Richtung der Nation geworden iſt, und Montaigne bemerkt hierüber kurz und kräftig (I. 48): „Das übrige Frankreich nimmt die Regel des Hofes ſich zur Regel." — Als Beiſpiel äußerſter Beſtrafung von Edelleuten wird angeführt (I. 15 am Ende), daß ſie ihres Adels beraubt und mit ihrer Nachkommenſchaft für ſteuerpflichtige Rotüriers erklärt worden ſeien und für unfähig die Waffen zu tragen. Hier erſcheint alſo nicht etwa nur die Erhebung in den Adelſtand als poſitive Belohnung, wie man ſie auch unſerer fortgeſchrittenen Zeit immer noch erſcheinen laßen möchte, ſondern die Herabſetzung in den Bürgerſtand wird als poſitive Schmach und Entehrung dargeſtellt; man beraubte ſie

nicht wie in unseren Tagen einen Polignac und seine Genoßen ihrer bürgerlichen Rechte; man machte sie zu Bürgern. Indeßen hatten die sonst so unseeligen Kriege jener Zeit diesem nemlichen Bürgerstand einen kriegerischen Aufschwung gegeben, der, wenn er von Dauer gewesen wäre, damals schon zu einer Umgestaltung hätte führen müßen. „Kaufleute, Dorfrichter, Handwerker," so äußert sich Montaigne hierüber (II. 17), „wir sehen sie in Muth und Kriegeskunde mit dem Adel gleichen Schritt halten: sie kämpfen, sie liefern Schlachten und vertheidigen Städte." Und ebendaselbst: „die übrigen Tugenden sind in dieser Zeit wenig oder gar nicht gangbar; nur die Tapferkeit ist durch unsere bürgerlichen Kriege einheimisch geworden, und von dieser Seite finden sich unter uns starke Seelen, bis zur Vollkommenheit." Wenn jedoch in dieser Hinsicht die aufgeregte Nation, zum Theil wenigstens, die Tugenden entwickelte, die mit so wilden Zuständen vereinbar sind, so erscheinen dagegen alle Anstalten, die ein friedliches Gedeihen befördern sollen, in unermeßlicher Zerrüttung, und besonders die Rechtspflege, damals schon unter erstarrten Formen und kaum begreiflichen Mißbräuchen wie erdrückt. Endlos sind die Klagen unseres Schriftstellers über allgemeine Bestechlichkeit der Richter und gränzenlose Frechheit der Schikane; ein Fall jedoch, den er meldet, ist zu charakteristisch, um hier nicht eine Stelle zu verdienen. „Folgendes," sagt er (III. 13), „hat sich zu meiner Zeit ereignet. Es wurden Einige eines Mordes wegen zum Tode verurtheilt; das Urtheil, wenn gleich noch nicht verkündigt, war doch bereits gefällt und beschloßen. So standen die Dinge, als die Richter durch die Beamteten eines andern benachbarten Gerichtshofes die Kunde erhielten, man habe dort einige Gefangene, welche diese That auf das bestimmteste eingeständen, und ein unzweifelhaftes Licht über die ganze Sache verbreiteten. Indeßen, man berathschlagte, ob man die Vollziehung des gegen die erst genannten gefällten Spruches hemmen und aufschieben solle. Man beachtete die Neuheit des Beispieles und wie es hinderlich auf künftige Urtheilssprüche einwirken könne: die

Verurtheilung sey nach den Regeln des Rechtes ausgesprochen und die Richter hierdurch vor Reue gesichert. Kurz, diese armen Teufel wurden den Formeln der Justiz aufgeopfert." Mag diese Erzählung auch nur die Erfindung einer bitteren Satire seyn (wiewohl der Schriftsteller sie nicht im Tone des Scherzes giebt, noch auch als ob er eines absurden Berichtes beschuldiget zu werden fürchtete); auch als Satire beweist sie, wie damals über die herrschende Rechtspflege geurtheilt worden sey.

Im Gebiete der Wißenschaften hatte die Bewegung der kräftigen Zeit zwar Einzelne gewaltig ergriffen, jedoch auf die hergebrachten geistlosen Formen des Lehrens und der öffentlichen Schulen in Frankreich noch wenig Einfluß geäußert. Noch war Aristoteles allgemein anerkannter (I. 36) „Monarch der Schulen," und es ist bekannt, daß dieses ganz anders zu nehmen sey, als wenn unsere Zeit dem großen Ordner des menschlichen Wißens wieder eine verdiente Verehrung zuwendet. Ueber die in den niederen Lehranstalten herrschende Barbarei der Schulzucht wird bitter geklagt: eine Klage, die freilich noch nahe bis an unsere Zeit hin sehr gegründet war. „Unsere Collegien," sagt Montaigne hierüber (I. 25), „sind wahre Gefängniße einer eingekerkerten Jugend. Betretet sie, wenn sie eben in Thätigkeit sind, ihr höret nichts als Geschrei gemißhandelter Kinder und von Zorn berauschter Lehrer." Die Mehrzahl der Gelehrten standen als Leute von geringer Herkunft in wenig oder gar keiner Achtung. „Wie man," sagt unser Schriftsteller von ihnen (I. 24), „die Philosophen der Vorzeit als Männer ansah, welche über die gewöhnliche Weise erhaben seien, so verachtet man diese niedrigen Menschen, welche durch die Wißenschaften ihren Unterhalt gewinnen wollen, als unter der gewöhnlichen Weise befindlich, als Leute, welche zu Statsämtern unfähig, im Gefolge des Pöbels, sich gemeinen Gewöhnungen und Sitten ergeben." — — In seiner Ansicht von der Arzneikunde bewährt sich Montaigne als einen würdigen Vorgänger Moliere's; allein allerdings hatte diese Wißenschaft jeder Grundlage einer gediegenen

Naturkenntniß ermangelnd, meist nur in gränzenlose Superstition und Charlatanerie sich verloren. „Auch die Wahl ihrer meisten Mittel," so heißt es unter Anderem von den Aerzten (II. 37), „ist einigermaßen mysteriös und wunderbar: der linke Fuß einer Schildkröte, der Urin einer Eidechse (!), Elephantenmist, Maulwurfsleber, Blut unter dem linken Flügel einer weißen Taube abgezapft, und für uns am Steine leidende *) — so übermüthig spotten sie unseres Elendes! — pulverisirter Rattenkoth und andere Abgeschmacktheiten, die eher einem Zauber gleichen, als einer gründlichen Wißenschaft." Was jetzt kaum bei dem Pöbel sich erhalten hat, das galt also damals noch in den obersten Kreisen. — — Wie indeßen Alles im Leben sich nur wiederholt, so ging auch damals schon der geistlosen Pedanterei Verschrobenheit und prunkende Seichtigkeit zur Seite, und äußerte sich, wie gewöhnlich, besonders durch den Einfluß, welchen schöne Geister auf Frauen auszuüben versuchten. „Sie haben," sagt Montaigne hierüber (III. 3), „in dieser Zeit so stark in die Kabinette und in die Ohren der Damen posaunt, daß diese nunmehr, wenn auch nicht das Wesen, doch die Mienen der Wißenschaft sich angeeignet haben. Bei jedem Gegenstande, wie niedrig und alltäglich er auch sey, bedienen sie sich einer neuen und gelehrten Art zu reden und zu schreiben. Sie citiren die Schriften des Plato und St. Thomas bei Dingen, für welche das erste beste eben so gut zum Beweise dienen könnte; die Wißenschaft, welche ihnen nicht in den Geist hat gelangen können, ist ihnen doch wenigstens auf der Zunge sitzen geblieben." Unser Schriftsteller ist jedoch so billig, daß er diesen herben Ausfall sofort wieder gut zu machen sucht, indem er mit den galantesten Wendungen die Frauen in ihr eigenthümliches Gebiet, die Naturanlagen ihres Gemüthes, hinweist, welche er ihnen durch eine ächt poetische Bildung noch zu erhöhen anräth. — — Auch über jene Excentricität, welche in jeder besonders aufgeregten Zeit gerade manchen der beßeren Geister zu ergreifen

*) Montaigne litt in seinem späteren Leben an diesem Uebel.

pflegt, urtheilt Montaigne mit folgenden Worten sehr richtig (II. 12): „unser Geist ist ein unstätes, gefährliches und verwegenes Werkzeug, es ist schwer Ordnung und Maaß damit zu verbinden. Zu meiner Zeit sehen wir die, welche irgend eine seltene Trefflichkeit vor anderen, irgend eine ungewöhnliche Regsamkeit besitzen, fast am meisten der Zügellosigkeit der Meinungen und Sitten dahin gegeben; nur selten ist einer unter ihnen ruhig und zum geselligen Verkehr tauglich."

Noch entnehmen wir Einiges aus Montaigne, was die damalige Barbarei uns anschaulicher machen kann. „Treulosigkeit, diese beständige Begleiterin verwilderter Zustände, galt fast für ein ehrenwerthes Mittel die Oberhand zu gewinnen. „Wer den Vortheil des Krieges hat," so hieß die Maxime (I. 5), „der hat auch die Ehre desselben." Wortbrüchiges Gefangennehmen feindlicher Anführer bei Unterredungen war so gewöhnlich, daß man es für eine feststehende Regel hielt, sich niemals persönlich in eine solche Unterredung einzulaßen (I. 5). Es galt ferner für klug, nicht nur die Besatzung solcher festen Plätze, welche bei geringen Vertheidigungsmitteln dennoch der Uebermacht sich muthig widersetzt hatten, nieder zu machen, sondern auch ihre Befehlshaber mit dem Tode zu bestrafen (I. 14 im Anf.), damit nicht jeder Tropf sich möge einfallen laßen, den Zug eines mächtigen Heeres hemmen zu wollen. Die Zügellosigkeit des Raubens und Plünderns," dieß stellt Montaigne selbst als unbestrittenen Grundsatz auf (I. 47), „ist ein mächtiges Hülfsmittel gegen die Unannehmlichkeiten des Krieges." Die Musterung der Truppen war oft für die eigenen Führer eine höchst gefährliche Sache, denn die wilden Söldner pflegten nicht selten bei Gelegenheit der Ehrensalven, die sie alsdann geben mußten, einen ihnen verhaßten Befehlshaber, wie aus Versehen, niederzuschießen (I. 23). Wie weit aber bei diesen Söldnern der unnatürliche Trieb der Grausamkeit sich entwickelt hatte, darüber sagt uns unser Schriftsteller (II. 11): „Kaum konnte ich es glauben, ehe ich es gesehen hatte, daß es so wilde Seelen gebe, die nur um des

Vergnügens willen morden, welche eines andern Glieder verstümmeln, und ihren Geist schärfen um ungewöhnliche Qualen und neue Todesarten zu erfinden, ohne Feindschaft, ohne Nutzen, nur um das ergötzliche Schauspiel der kläglichen Zuckungen eines unter Martern sterbenden Menschen zu genießen." Und wie denn jeder entsetzliche Druck immer eine ihm entsprechende Kraft des passiven Widerstandes erzeugt, so wird uns anderswo gemeldet (II. 32): „Man wird in diesem armseeligen Jahrhundert Beispiele von Geduld und hartnäckiger Ausdauer finden, welche gar wohl mit spartanischer Tugend verglichen zu werden verdienen. — Ich weiß, daß gewöhnliche Bauern sich die Fußsohlen rösten, die Fingerspitzen mit dem Hahn einer Pistole zerquetschen, die blutigen Augen durch einen um die Stirne gewundenen Strick sich aus dem Kopfe drücken ließen, ehe sie sich nur hätten loskaufen wollen." Selbst dieses wird, wo möglich, noch durch Folgendes überboten (III. 1): „wenn ich zu meiner Zeit sah, daß in einigen unglücklichen Flecken, die man erstürmt hatte, Schufte, um ihr eigenes Leben zu sichern, es übernahmen, ihre Freunde und Genoßen aufzuhängen, so hielt ich sie für bejammernswerther als die Gehängten." — — Doch genug von solchem blutigen Wahnsinn, der ohne Zweifel wohl hauptsächlich aus dem religiösen Fanatismus jener Zeit hervorging. Wie aber jeder Fanatismus neben dem Entsetzlichen zugleich immer auch das Absurde darstellt, so finden wir bei Montaigne auch Folgendes berichtet (I. 40): „sieht man nicht auf Charfreitag eine große Menge Männer und Frauen sich Haut und Fleisch bis auf die Knochen zergeißeln? Und zwar sagt man — denn sie gehen maskirt — es seien unter ihnen einige, welche es übernommen hätten, auf diese Weise für Geld der Religion anderer zu Hülfe zu kommen. — Wenn nun freilich eine solche Wuth der Schwärmerei uns jetzo fremd ist, so möchte dagegen folgendes Urtheil über die religiösen Zustände der Menschen als Quelle solcher und ähnlicher Ausbrüche gewiß nicht nur auf seine Zeit anwendbar seyn (II. 12): „Einige machen die Welt glauben, sie glaubten, was sie

doch nicht glauben, andere, in noch größerer Zahl, machen es sich selbst glauben, und können sich doch gar keine Rechenschaft darüber geben, was sie denn eigentlich glauben nennen."

So war nach seiner eigenen Schilderung die Persönlichkeit des Mannes, welcher uns hier beschäftigt, und so im Allgemeinen seine Umgebung; betrachten wir jetzo noch etwas genauer, wie er unter diesen Verhältnißen über die Menschen und das Leben in deßen wichtigsten Beziehungen geurtheilt hat.

Daß ein solcher Geist eine tief eindringende Kenntniß der Menschen sich werde erworben haben, ist eben so sehr zu erwarten, als daß unter den gegebenen Verhältnißen sein Urtheil im Ganzen kein beifälliges und lobendes sein werde. Wir geben hier einige seiner einzelnen Aeußerungen nur mit der Bemerkung, daß hier Manches noch als eigene Wahrnehmung uns achtungswerth erscheinen möchte, was wir bei einem Neueren nur für eine Wiederholung fremder Gedanken halten könnten; insofern dürften die folgenden aphoristischen Auszüge immerhin beachtenswerth seyn (I. 22). „Da die Welt sich unserem ersten Anblick unter der Gestalt gewißer Gewöhnungen darstellt, so glauben wir mit der Bedingung geboren zu seyn, auf dieser Bahn zu beharren. Hier rede ich noch nicht einmal von dem plumpen Betruge der Religionen, womit schon so viele große Nationen und treffliche Einzelne berauscht gewesen sind; denn da dieser Gegenstand ganz außerhalb der menschlichen Sphäre liegt, so ist es für jeden, den nicht die göttliche Gnade erleuchtet hat, verzeihlich sich hier zu verirren." — „Es (I. 25) ist der Beweis eines hochstehenden und kräftigen Geistes, zu dem Gedankengang eines Kindes herabsteigen und ihn lieben zu können." — „Ich (I. 57) glaube, daß unser Geist mit zwanzig Jahren entwickelt ist und bereits Alles darlegt, was er leisten kann. Nie hat jemand, der nicht in diesem Alter bereits ein hinlängliches Unterpfand seiner Kraft gegeben hätte, sie späterhin bewährt." — „Ich (II. 20) glaube es ist Absicht, Einwilligung und Behagen dabei, sich selbst in der Schwermuth zu erhalten. Ich meine, außer der Eitelkeit, welche

ebenfalls hier sich einmischen kann, ist hier noch ein gewißer Anschein eines feinen Genußes, der uns schmeichelnd lockt, sogar im Schooße der Schwermuth. Sehen wir doch Naturen, die hier recht eigentlich ihre Nahrung suchen." — „Auch (I. 36) unser Urtheil ist krank und folgt der Ausartung unserer Sitten. Ich sehe wie die meisten Menschen meiner Zeit sich sinnreich erweisen, um den Ruhm der edlen Handlungen der Vorwelt zu verdunkeln, indem sie ihnen irgend eine gemeine Veranlaßung unterlegen." — „Die (I. 37) meisten unserer Handlungen sind gewiß nur Maske und Schminke." — „Was (I. 98 im Anf.) jenes schöne Wort betrifft, womit der Ehrgeiz und die Habsucht sich verschleiern, daß wir nicht für uns Einzelne, sondern für das Ganze geboren seien, so laßt uns nur diejenigen fragen, welche den Tanz mitmachen, und sie sollen auf ihr Gewißen antworten, ob sie im Gegentheil nicht eine hohe Stellung, Aemter und alles das kleinliche Getreibe der Welt vielmehr deswegen mitmachen, um aus dem Allgemeinen ihren besonderen Vortheil zu ziehen." Hierbei erscheint ihm jedoch die menschliche Entartung, wie sie von einem höheren Standpunkte aus betrachtet wohl immer erscheinen möchte, bei weitem weniger als eigentliche Verruchtheit, denn vielmehr als niedrige Schlechtigkeit. — „Ich glaube nicht," sagt er (I. 50), „daß so viel Entsetzliches in uns sey, als vielmehr eitles Wesen und Albernheit, wir sind nicht sowohl verworfen als erbärmlich." — Doch was wir auch von solchen Ansichten über die Tiefen der menschlichen Natur halten wollen, erfreulich ist es immer unseren Schriftsteller über uns näher liegende moralisch politische Verhältniße auf seine naive Weise sich äußern zu hören. So Folgendes (II. 54): „Die einfachen Landleute sind ehrliche Leute, und ehrliche Leute sind auch die Philosophen, oder, wie unsere Zeit sie nennt, jene starken und klaren, durch reichlichen Unterricht in nützlichen Wißenschaften bereicherten Naturen. Die Mestizen dagegen, welche jene erste Stufe der geistigen Unbildung verschmäht haben, und doch diese andere nicht haben erreichen können, und welche nun zwischen zwei Stühlen sitzen, die sind gefährlich, albern

und läſtig und ſtören die Ruhe der Welt.“ Um dieſen letzten Ausdruck nicht ganz übertrieben zu finden, muß man freilich Gelegenheit gehabt haben, irgend einen kleinen politiſchen Zuſtand zu beobachten, in welchem die Halbbildung als vorherrſchendes Princip auftrit. Ferner in Beziehung auf die von der Menge angeſtaunten Machthaber und Lenker der höheren Geſchäfte (III. 8): „man beachte, welche in den Städten die einflußreichſten ſind und welche ſich ſelbſt im Leben am beſten fördern, und man wird finden, daß es gewöhnlich die ungeſchickteſten ſind.“ Eben ſo, mit weniger Verehrung der jetzt ſogenannten hohen Diplomatie (ebendaſſelbe, etwas weiter oben): „indem ich die Wichtigkeit der Geſchäfte anſtaunte, habe ich mir ehemals von ſolchen, welche dieſelben bis zum Ende geführt hatten, über ihre Beweggründe und über ihre Geſchicklichkeit berichten laßen, und ich war erſtaunt, nur gemeine Anſichten zu vernehmen, ja, die gemeinſten und abgenutzteſten ſind vielleicht die ſicherſten und bequemſten für den Gebrauch, wenn auch nicht für das öffentliche Aushängen.“

Ueber die Mittel und Wege um zwiſchen den Klippen der leidigen Meinungsverſchiedenheit noch möglichſt gut durchzuſteuern, giebt er, als gewandter Weltmann, höchſt verſtändige Anweiſungen. „Man benehme ſich,“ ſagt er (III. 1), „zwiſchen ſich feindlich entgegenſtehenden, wenn auch nicht mit gleicher, doch mit einer in ſo weit gemäßigten Neigung, daß keiner Alles (d. h. unſere unbedingte Beipflichtung) von uns verlangen könne, und eben ſo begnüge man ſich auch mit einem beſchränkten Maaße ihrer Gunſt. Jene andere Weiſe, ſich beiden Theilen mit allem Eifer zugethan zu zeigen, iſt vielleicht noch mehr unklug als gewißenlos. — Ich ſage dem einen nichts, was ich zu ſeiner Zeit nicht auch dem anderen ſagen könnte, nur mit einem etwas veränderten Tone; dabei berichte ich nur gleichgültige, oder bekannte, oder beiden Theilen erſprießliche Dinge, und kein Intereſſe kann mich je vermögen ihnen eine Unwahrheit zu hinterbringen.“ Gewiß ſo rechtliche als kluge Rathſchläge für Fälle der Noth; denn im Allgemeinen wird wohl jeder, der mit

ganzem Gewißen einer Seite angehört, die unangenehme Empfindung einer Berührung mit entschieden Widerstrebenden sich möglichst zu ersparen suchen: Essig und Oel laßen doch nie vollkommen sich mischen; selbst der alte, gewaltige Aeschylus verschmäht dieses einfache und richtige Bild nicht.

Auf keinen Gegenstand indeßen hat Montaigne seine Beobachtungen der menschlichen Natur mit so großem Interesse angewendet, als auf die Erziehung, und er ist in dieser Hinsicht entschieden der Vorgänger Rousseau's und aller der Neuerer, welche die Bildung einer sich von innen heraus entwickelnden Kraft, im Gegensatz gegen die bloße Bereicherung des Wißens, als ihren Hauptzweck aufstellen. Seine Ansichten hierüber sind in einem Schreiben an eine Dame, Diana de Foix, Gräfin von Gürson, ausführlich enthalten, *) aus welchem wir Folgendes als das Wichtigste ausheben. „Der Erzieher besitze eher einen von Natur wohl organisirten, als einen mit vielen Kenntnißen angefüllten Geist, mehr Sitten und Verstand als Wißenschaft. — Man hört nicht auf, uns in die Ohren zu schreien, als ob man in einen Trichter eingöße, und wir sollen immer nur wieder sagen, was man uns gesagt hat. Ich wünschte, daß der Erzieher dieses unterließe, und daß er recht frühe, nach dem Vermögen des Geistes, den er bilden soll, ihn auf die Probe stellte, indem er ihn die Dinge selbst kosten, sie unterscheiden und darunter wählen ließe, wobei er bald ihm den Weg bahnte, bald auch der Zögling ihn sich selbst bahnen müßte. Der Lehrer soll nicht immer nur vortragen und allein reden; er soll seinerseits den Lernenden anzuhören wißen. — Was der Zögling nun gelernt hat, das stelle er ihm unter hundert Gesichtspunkten dar und auf hundert verschiedene Gegenstände angewendet, um zu sehen, ob er es zu seinem Eigenthume gemacht habe, und den gewonnenen Nutzen beurtheile er

*) Das ganze fünf und zwanzigste Kapitel des ersten Buches. Wir erlauben uns, die hieraus entnommenen Aphorismen nach unserem Zwecke zu ordnen.

nicht nach dem Zeugniße seines Gedächtnißes, sondern seines Lebens. — Er laße ihn Alles durch das Sieb werfen und bringe durchaus nichts auf Autorität und guten Glauben in seinen Kopf. Nichts sey ihm entschiedener Grundsatz, man lege ihm die verschiedenen Sätze vor, er wähle, wenn er kann; wo nicht, so bleibe er im Zweifel. Bei dieser Lehrweise dient Alles, was sich den Augen darbietet, als genügendes Lehrbuch: der lose Streich eines Pagen, die Dummheit eines Dieners, ein Einfall bei Tische, Alles wird zu einem neuen Stoffe; — so wird unser Unterricht, indem er ohne irgend eine strenge Ordnung der Zeit und des Ortes in alle unsere Handlungen sich mischt, ganz unvermerkt seinen Weg sich bahnen. Ganz besonders hierzu geeignet aber ist der Verkehr mit Menschen und das Besuchen fremder Länder; ich wünschte, daß man den zu Erziehenden von seiner zarten Kindheit an umherzuführen anfinge, und zwar besonders zu den benachbarten Völkern, deren Sprache so von der unsrigen abweicht, daß die Zunge, wenn sie nicht frühe dazu gebildet wird, sich dieselben nicht mehr aneignen kann. — Nicht nur den Geist muß man ihm stark machen, sondern auch die Muskeln; der Geist ist also zu sehr bedrängt, wenn er nicht (durch einen rüstigen Körper) unterstützt wird und hätte zu viel zu thun, wenn er allein für zwei Verrichtungen (geistige und rein körperliche) ausreichen sollte. Wenn die Athleten es den Philosophen in der Ausdauer gleich thun, so ist dieses eher Stärke der Nerven als des Muthes, eher physischer Muth als moralischer. — Dieses große Weltganze ist der Spiegel, in welchen wir blicken müßen, um uns selbst gehörig kennen zu lernen, es sey das Lehrbuch unseres Schülers. So viele Neigungen, Secten, Ansichten, Meinungen, Gesetze und Gebräuche lehren uns vernünftig über die unsrigen denken und die Unvollkommenheit unseres eigenen Urtheiles einsehen. — Den Beispielen mögen die nützlichsten Lehren der Philosophie, nach welcher die menschlichen Handlungen zu würdigen sind, sich anschließen." (Philosophie bedeutet also hier durchaus nur eine gewiße Summe allgemein gültiger praktischer Lebensansichten und Vorschriften.)

„Die ersten Unterweisungen, mit welchen man den Geist tränkt, seyen die, welche Sitten und Verstand regeln, welche zur Selbstkenntniß führen und würdig leben und sterben lehren. Wüßten wir das, was doch eigentlich unser Leben ausmacht, auf seine natürlichen Gränzen zu beschränken, so würden wir finden, daß der größere Theil der üblichen Wißenschaften außer unserem Gebrauche liegt, und selbst in denjenigen, von welchen dieses nicht gelten kann, sind höchst unnöthige Auswüchse, die wir beßer unberührt laßen. Nehmet die einfachen Lehren der Philosophie, versteht es, sie auszuwählen und gehörig zu behandeln, sie sind leichter als eine Erzählung von Boccacio. Nachdem nun unser Zögling gelernt hat, was ihn weiser und beßer machen kann, unterhalte (on l'entretiendra que c'est que logique etc.), man sich mit ihm darüber, was Logik, Physik, Geometrie, Rhetorik sey, und die Wißenschaft, die er nun mit schon gebildetem Urtheile sich wählt, wird er bald sich aneignen. — Auch der äußere Wohlstand, die äußere Haltung und Sitte gestalte sich zugleich mit dem Geiste, man bildet nicht einen Geist und einen Körper; man bildet einen Menschen, an diesem soll man nicht scheiden und trennen wollen." — — So sehen wir also die Grundzüge einer Erziehungstheorie, welche später so gewaltige Wirkungen hervorbringen sollte, mit ihrer guten und ihrer tadelswerthen Seite bereits auf das klarste vorgezeichnet. Hier ist der unschätzbare Grundsatz von der Nothwendigkeit einer harmonischen Entwicklung des Menschen, als der innigen Einheit eines leiblichen und eines geistigen Daseyns, schön und kräftig aufgestellt, auch der Kenntniß fremder Sprachen und Nationalitäten wird eine Wichtigkeit für den Zweck der Bildung zugestanden, wie solches mit Ausnahme der neuesten Zeit in Frankreich nicht geschehen ist; denn vergleichen wir hiermit die später bei diesem Volke herrschend gewordene Ansicht, so scheint es fast, als ob die Ausbildung ihrer Literatur im siebzehnten Jahrhundert ihm jene so lange bestandene Verachtung alles Ausländischen erst recht eingeprägt habe. Sehr erfreulich ist ferner, von einer Seite wenigstens, die entschiedene Hinweisung auf das Leben

ſelbſt, wie es uns bilde, und wie wir ſelbſt für ſeine reell vorliegenden Zwecke uns bilden ſollen, und wahrhaft großartig erſcheint jener Blick auf das unendliche Ganze, der allein dem einzelnen eine würdige Lebensanſicht und eine feſte Haltung auch mitten in der ſchwankenden Verwirrung zu ſichern vermöge. Nicht minder entſchieden treten indeßen auch die Mängel dieſer Grundſätze uns entgegen. Wir wollen zugeben, daß der beſondere Zweck, einen damaligen Edelmann zu bilden, ſo wie der im Allgemeinen noch bis zum Unſinnigen klägliche Zuſtand der wißenſchaftlichen Lehranſtalten hier viel auf Montaigne's Urtheil eingewirkt habe; dennoch aber, wenn die von ihm aufgeſtellte Anſicht von Philoſophie und tieferer Wißenſchaft überhaupt jemals bei einem Volke die herrſchende würde, wenn jemals die edleren Geiſter unter demſelben aufhörten an den, wenn auch immerhin unauflösbaren Problemen des Daſeyns Geiſt und Sinn zu üben, ein ſolches Volk im Allgemeinen allem Höheren entfremdet werden müßte. Hat doch auch Montaigne ſelbſt, wie wir bereits geſehen haben, das Streben auf jene ernſten Fragen ſich Antwort zu geben, wenigſtens nicht ganz von ſich gewieſen. Eine gewiße Achtung vor denſelben wenigſtens ſoll doch gewiß jedem mitgetheilt werden, welchen wir vor jener Vernichtung alles geiſtigen Lebens bewahren wollen, außer dem, was der Alltagsverſtand auffaßt, weiter keinen edleren Gedanken und kein gehobneres Gefühl als ein wirklich Reelles anerkennen zu wollen, eine unſeelige Richtung, die wir jedoch bei manchen Menſchen bis zu einem inſtinctartigen und leidenſchaftlichen Haß jeder großartigen Lebensanſicht geſteigert ſehen. — Wir ſehen hier ferner bereits zwei Jahrhunderte vor unſeren neueren Erziehungskünſtlern die leidige Methode des gelegenheitlichen und ſpielenden Lernens angeprieſen, mit ihrem gänzlichen Verkennen des Naturgeſetzes, daß ohne Anſtrengung kein geiſtiges Beſitzthum zu erlangen ſteht, und daß gerade dieſe Anſtrengung des jugendlichen Lerners eine Vorübung iſt für die unvermeidlichen Mühen des Lebens. Die mangelhafteſte Seite jener Anſicht iſt aber ohne Zweifel folgende: ſie ſtellt die Jugend in ein

Verhältniß, in welches die Natur sie nicht gestellt hat, indem sie dieselbe zur Richterin über die Dinge, über unendlich hoch über ihrem Kreise liegende Dinge, über Lebensverhältniße und Wißenschaften machen will. Seltsame Umkehrung der Anordnungen der Natur! fast möchte man hier bereits die bewunderungswürdige Jugend unser Tage finden. Es liegt aber demunerachtet im innersten Wesen der Sache selbst, daß die gereifte Vernunft die erst heranreifende leite, und daß diese einstweilen von jener gar Manches auf Treue und Glauben annehme; so war es immer und so muß es seyn, und der Mißbrauch mancher Lehrenden kann so wenig als Beweis hiergegen gelten, als der Mißbrauch überhaupt jemals etwas gegen das Rechte bewiesen hat.

Indem wir nunmehr unseren Schriftsteller auch von der politischen Seite zu charakterisiren versuchen, entnehmen wir zunächst aus ihm einige aphoristische Sätze, welche diesen Gegenstand im Allgemeinen behandeln, und sodann solche, aus welchen sich auf seine besondere Gesinnungen möchte schließen laßen. — Zunächst jedoch machen wir auf die wahrhaft männliche Gesinnung aufmerksam, vermöge welcher er seine unruhige aber interessante Gegenwart nicht mit einer ruhigeren aber kleinlicheren Zeit vertauschen möchte. „Man muß," sagt er (III. 12), „seinen Sinn mit einer um so kräftigeren Faßung ausrüsten. Laßt uns dem Verhängniße danken, daß es uns nicht in einem weichlichen, schlaffen und müßigen Jahrhunderte hat leben laßen. Wie ich nicht leicht in den Geschichtbüchern von den Verwirrungen anderer Reiche lese, ohne zu bedauern, daß ich sie nicht mehr aus der Nähe betrachten konnte, so gewährt es mir gewißermaßen Genuß, dieses merkwürdige Schauspiel unseres politischen Todes, seine Symptome und Erscheinungen mit eigenen Augen anzusehen. Da ich ihn nicht hemmen kann, so bin ich ganz wohl damit zufrieden, mich daran belehren zu können." — Daß indeßen Montaigne noch nicht so ganz ernstlich an diesen Untergang seines Vaterlandes geglaubt haben mag, das ergiebt sich aus dem, was er anderswo über die innere Lebenskraft der Staaten —

natürlich nur der wahrhaft selbstständigen und auf eigene Nationalität gegründeten — mit folgenden Worten sagt (III. 9): „Ich sehe an unserem Beispiel, daß die menschliche Gesellschaft um jeden Preis sich zusammenhält und zusammenflickt. In welche Lage man sie bringe, sie rücken und legen sich, bis sie sich gefügt und geordnet haben. — Darum sind wir vielleicht noch immer nicht an unserem Ende. Die Erhaltung der Staaten ist eine Sache, die wohl unsere Einsicht übersteigen dürfte. Eine Staatsverfaßung ist, wie Plato sagt, ein mächtiges und schwer aufzulösendes Ding, sie vermag oft innerlichen und tödtlichen Uebeln zu widerstehen." Ein Neuerer sagt: ein großes Reich kann lange sündigen, ehe es sich zu Tode sündiget. — In Hinsicht auf politischen Indifferentismus läßt Montaigne sich so vernehmen (III. 1): „schwankend und als Mestize dazustehen und bei den Bewegungen des Vaterlandes seine Neigung unentschieden zu laßen, das finde ich weder schön noch ehrenwerth. — Es mag solches bei den Angelegenheiten der Nachbarn gestattet seyn; allein bei den eigenen wäre es eine Art von Verrätherei." — Ueber den stets wiederkehrenden großen Gegenstand des Streites selbst aber sagt er ganz trefflich (III. 7): „es sind wenige Dinge, über welche wir ein klares Urtheil fällen könnten, weil wenige sind, an welchen wir nicht auf eine oder die andere Weise ein besonderes Interesse hätten. Höhere und untergeordnete Stellung, Herrschaft und Unterwerfung sind ihrer Natur nach zu Neid und Zwist genöthigt und müßen sich ewig einander bekämpfen. Ich traue weder der einen noch der andern, wenn es sich von den Rechten ihrer Gefährtin handelt; laßen wir die Vernunft hierüber sprechen, welche unbeugsam und unbestechlich ist, wofern sie anders uns wirklich zu Gebote steht. Ich blätterte neulich in einigen schottischen Büchern, welche über diesen Gegenstand streiten. Das im Volksinteresse geschriebene (le populaire) macht die Lage eines Königs schlimmer als die eines Kärrners; das dem monarchischen Princip huldigende (le monarchique) giebt ihm an Macht und Souverainetät seine Stellung einige Klafter hoch

über Gott." — Wir geben noch einiges Einzelne, was uns beſonders treffend zu ſeyn ſcheint (I. 22). „Diejenigen, welche eine Staatsverfaßung erſchüttern, werden gewöhnlich zuerſt unter ihren Trümmern begraben. Selten genießt der Stifter der Verwirrung ihre Früchte, er trübt nur das Waßer für andere Fiſcher. — Die Majeſtät des Königs ſteigt weniger leicht von dem Gipfel zur Mitte herab, als ſie von der Mitte gänzlich in die Tiefe herabſinkt. — Gott weiß es, wie viele bei unſerem jetzigen Streite, wo hundert Dinge von großer und umfaßender Wichtigkeit abzuſchaffen und neu einzurichten ſind, ſich rühmen können, die Forderungen und Gründe der einen wie der anderen Partei klar erkannt zu haben. Es möchte ihrer wahrlich eine kleine Zahl ſeyn. Und was will dagegen der ganze übrige Haufe? — Wenn man dem Wachsthum einer gewaltſamen Neuerung unter der Bedingung Widerſtand leiſten ſoll, daß man überall und in Allem ſich in Maaß und Schranken halte, gegen Menſchen, denen Alles für erlaubt gilt, was ihre Abſicht fördern kann, und die kein Geſetz und keine Ordnung kennen, als ihren Vortheil zu verfolgen, das iſt eine gefährliche Verbindlichkeit und ein ungleiches Verhältniß. — Der rechtmäßige Gang iſt kalt, ſchwerfällig und vielfach gehemmt, und hält nicht aus gegen einen regelwidrigen und zügelloſen Gang." Ohne Zweifel wohl eine richtige Beſtimmung des Verhältnißes zwiſchen dem Beſtehenden und dem Revolutionären; allein zugleich auch ein unerfreuliches Geſtändniß, wie ſchwer es beiden Theilen ſey, aus einem Kampfe dieſer Art, wie Schiller ſagt, die Seele rein zurück zu tragen. Wir werden ſehen, daß Montaigne in dieſer Beziehung den Herrſchenden moraliſche Zugeſtändniße macht, welche wir mehr als bedenklich finden müßen. „Es ſind manche zu dieſer Zeit," ſagt er anderswo (II. 23), „welche wünſchen, daß dieſe heftige Bewegung, welche bei uns ſtattfindet, in irgend einem Kriege mit den Nachbarn ihren Ableiter finden möge, aus Furcht, dieſe tödtlichen Stoffe, die jetzt in unſerem Körper herrſchen, wenn ſie nirgendswohin abfließen, möchten unſer Fieber immer in ſeiner Heftigkeit erhalten und endlich

unſeren gänzlichen Untergang herbeiführen. Und in der That, ein auswärtiger Krieg iſt ein bei weitem geringeres Uebel als ein Bürgerkrieg; ich glaube aber nicht, daß Gott eine ſo ungerechte Unternehmung begünſtigen würde, andere zu beleidigen und anzufeinden, um ſeines eigenen Vortheiles willen." Es liegt ohne Zweifel eine gewiße moraliſche Naivetät in dieſer einfachen Aeußerung des unbefangenen Gefühles, im Gegenſatz gegen eine furchtbare Maxime der Staatskunſt, die freilich vom Anfang der Geſchichte an bis auf unſere Zeit allgemein anerkannt und ausgeübt worden iſt. Dieſer einfache ſittliche Sinn, auf große Weltgeſchicke angewendet, ſpricht ſich nicht minder ſchön aus in folgendem Urtheile Montaigne's über das Verhältniß Europas zu den Urbewohnern von America. „Ich (III. 6) fürchte, wir mögen durch unſere Anſteckung das Sinken und den Ruin dieſes Welttheiles ſehr beſchleunigt und ihm unſere Meinungen und Künſte ſehr theuer verkauft haben. Es war eine noch jugendliche Welt; wir aber haben ſie weder vermöge des Uebergewichtes unſerer Kraft und Tapferkeit zu unſeren Sitten gebildet, noch durch unſere Gerechtigkeit und Güte ſie gewonnen, noch auch durch unſere Großmuth ſie uns unterworfen. — Wer hat je die Intereſſen des Waarentauſches und der Kaufmannſchaft um einen ſolchen Preis befördert! So viele zerſtörte Städte, ſo viele vertilgte Völker, und der reichſte und ſchönſte Theil der Welt einem gänzlichen Umſturz dahin gegeben, wegen des Handels mit Perlen und Pfeffer! O der unedlen Siege!" Doch wenden wir nach dieſem Allgemeineren uns jetzt zu der Frage über die Montaigne'n beſonders eigenen politiſchen Anſichten.

An ein eigentliches Syſtem hat man auch hier bei ihm nicht zu denken, er gehörte unter die Menſchen, denen das Leben ſelbſt Hauptſache iſt, nicht Reflexionen über das Leben und ſyſtematiſches Ordnen dieſer Reflexionen. Wo er indeßen über Principien ſich ausſpricht, da verleugnet ſein klarer gemäßigter Sinn ſich nicht; nur daß freilich — wie wir mit Bedauern zugeſtehen müßen — manche allgemein angenommene, wenn gleich furchtbare Grundſätze

mehr Gewalt über ihn üben, als wir von seiner sonstigen Lebensansicht hätten erwarten sollen; es ist, als ob er hier es gleichsam noch nicht wage einem verderblichen Herkommen entschieden entgegen zu treten. Um so begreiflicher aber erscheint es nun, daß er in Hinsicht auf problematische Dinge, wie die wahrscheinlichen Folgen der Umwandlung einer Staatsverfaßung, durchaus den Zweifelnden wo nicht den Ungläubigen angehört, welche von einem künftigen Neuen wenig hoffen können, dagegen aber von dem Umsturze des Bestehenden Alles fürchten. Staatsverfaßungen sind ihm ein von höherer Hand gegebenes, in dem Dunkel ihres Ursprunges, wie in einem festen Boden gewurzeltes und durch ihre Dauer wie mit einer höheren Sanction geheiligtes, und es liegt in dem Wesen der menschlichen Seele, daß alle diese Beziehungen den mächtigsten Einfluß auf sie ausüben und eben hierdurch die Staaten um so fester begründen. Diejenigen also, welche sich zu dem bekennen, was man heut zu Tage die Stabilität nennt, so wie die, welche sich in dem phantastisch spielenden Bilde gefallen, die Staatsverfaßungen müßten gewachsen seyn (dieß soll wohl heißen, mehr Naturprodukt als Menschenwerk), alle diese möchten Vieles bei ihm finden können, was ihrem Sinn entspräche. Aber auch die, welche der Vernunft, als der eigentlichsten Grundkraft der menschlichen Natur, das Recht zugestehen, auf jeden irdischen Gegenstand, und folglich auch auf den Staat ihre Thätigkeit zu richten, und welche ganz einfach glauben, daß alles Alte zu seiner Zeit einmal neu war, und daß im Gebiete der freien menschlichen Kraft, in welchem doch offenbar der Staat liegt, nichts wachsen solle, wie in der bewußtlosen Natur, sondern mit Verstand und Ueberlegung gepflanzt werden müße, auch diese würden ohne Zweifel manches ihrer Ueberzeugung gemäße in unserm Schriftsteller finden. So möchte er denn im Ganzen unter die von jeher kleine Schaar der wirklich Gemäßigten zu zählen seyn, frei und klar denkend, die natürlichen Rechte nicht wegleugnend, dabei aber fest überzeugt, daß das alt Begründete hoch zu achten und nur mit äußerster Besonnenheit und bei dringendem Bedürfniße abzuändern sey.

Montaigne's wenn gleich ſchwankendes, doch immer verwerfliches Billigen gewißer tyranniſchen Maximen, ergiebt ſich aus folgenden Aeußerungen: „In (III. 1) jeder Staatsverfaßung finden wir Verrichtungen, die nicht nur niedrig, ſondern auch ſittlich ſchlecht ſind, auch die Laſter haben hier ihre Stelle und dienen zur Erhaltung unſeres Verbandes, wie die Gifte zur Erhaltung unſerer Geſundheit. Sind ſie einmal zu entſchuldigen, inſofern ſie uns nothwendig werden und das gemeinſchaftliche Bedürfniß ihre wahre Beſchaffenheit vertilgt (!), ſo muß man dieſe Rolle jenen kräftigen und weniger ängſtlichen Gliedern des Staates überlaßen, welche Ehre und Gewißen dem Wohle des Landes opfern, wie einſt jene Alten ihr Leben opferten, wir andern Schwächeren übernehmen leichtere und minder gewagte Rollen. Das allgemeine Beſte verlangt, daß man verrathe, lüge und morde; doch überlaßen wir dieſen Auftrag gehorſameren und biegſameren Leuten." In wie weit ohne Benutzung ſchlechter Menſchen einige der polizeilichen Inſtitute unſerer Staaten überhaupt gehandhabt werden könnten, und ob Einrichtungen, welche nur durch dieſes Mittel erhalten werden können, nicht auf alle Weiſe aufzuheben ſeyen, indem ſelbſt ein erreichter materieller Vortheil nie Erſatz gewähren kann für ein ſittliches Uebel, dieſes ſind Fragen, über welche, ſelbſt wenn ſie noch einer Unterſuchung bedürften, hier zu reden der Ort nicht iſt; gewiß aber iſt es, Montaigne ſpricht jene furchtbare Maxime dieſesmal mit einer Härte aus, welche wir gerne für ſchneidende Ironie möchten halten können. Uebrigens möchten wohl die meiſten, welche ſich zu Vollſtreckern ſolcher Unthaten darbieten, zu ſich ſelbſt ſagen, wie Butler bei Schiller zu Wallenſtein's Mördern ſagt:

„In Glanz und Ehr' und Ueberfluß könnt ihr
Der Menſchen Urtheil und Gered' verlachen;"

daß aber Jemand um des Vaterlandes willen das Heil ſeiner Seele mit Bewußtſeyn hinopfere, das möchte wohl nur bei neudeutſchen Romantikern und Tragikern vorkommen. Vernehmen wir Mon-

taigne weiter: „Die Gerechtigkeit an und für sich," heißt es ferner in der nämlichen Stelle, „ist anders und edler geordnet als jene andere besondere bei den verschiedenen Völkern geübte (so umschreiben wir das einzelne hier gebrauchte Wort: nationale), und nach dem Bedürfniß unserer Staatsverfaßungen gemodelte" (contrainte au besoing de nos policer). Abermals ein mehr als bedenklicher Versuch, die praktisch mögliche Gerechtigkeit von der reinen Idee derselben gänzlich zu trennen; denn wenn wir auch, der hier herrschenden platonischen Vorstellungsart folgend, gerne zugestehen, daß jede menschliche Gerechtigkeit nur ein unvollkommenes Abbild ihres göttlichen Urbildes seyn könne, so kann doch nichts dazu berechtigen, die eine der anderen feindlich gegenüber zu stellen. — In Folgendem ringt des Verfaßers beßere Natur doch wenigstens sehr sichtbar mit der heillosen Maxime: (ebendaselbst) „Ein Fürst, wenn irgend ein drängendes Verhältniß, ein ungestümes und unvorhergesehenes, aus dem Bedürfniße seines Reiches hervorgegangenes Ereigniß ihn sein Wort und sein Versprechen nicht zu halten bestimmt, oder sonst ihn aus seinen gewöhnlichen Pflichten herauswirft, muß eine solche Nothwendigkeit als einen Streich der göttlichen Strafruthe ansehen; Sünde ist es nicht, denn er hat seine Vernunft einer umfaßenderen und mächtigereren untergeordnet, aber ein Unglück ist es gewiß." (O über den trefflichen, einem Pascal einen würdigen Stoff darbietenden Jesuitismus in diesem und dem Folgenden!) Ich habe einst Jemanden, der mich fragte: wie ist aber hier zu helfen? die Antwort gegeben: es ist nicht zu helfen; wenn er wirklich zwischen diese beiden Aeußersten gedrängt war; sed videat, ne quaeratur latebra perjurio. Er mußte es thun; wenn er es aber ohne Bedauern that, wenn es ihm nicht hart ankam es zu thun, so ist es ein Zeichen, daß es übel mit seinem Gewißen steht. Fände sich aber Jemand (ein Herrscher) von so zartem Gewißen, daß keine Heilung ihm ein entsprechender Preis für ein so furchtbares Mittel schiene, so würde ich deßhalb ihn nicht weniger achten. Verzeihlicher

und würdiger könnte er nicht fallen. Wir vermögen nicht Alles. So oder ſo müßen wir oft den Schutz unſeres Schiffes, wie einem letzten Nothanker, der Führung des Himmels überlaßen. Für welche edlere Nothwendigkeit könnte er ſich aufſparen? (ein zu einer ſo harten Wahl genöthigter Herrſcher.) Was iſt ihm weniger möglich zu thun (alſo eigentlich: nichts iſt ihm oder ſollte ihm ſo unmöglich zu thun ſeyn ꝛc.), als das, welches er nur auf Koſten ſeiner Tugend und ſeiner Treue thun kann? — Dinge, welche vielleicht ihm theurer ſeyn müßen, als ſeine und ſeines Volkes Rettung. Und wenn er auch mit verſchränkten Armen allein nur Gott um Hülfe anriefe, dürfte er nicht hoffen, die göttliche Güte werde reinen und gerechten Händen Erhörung gewähren? Es ſind dieſes gefährliche Beiſpiele, ſeltene, durch einen Krankheitszuſtand veranlaßte Ausnahmen von den gewöhnlichen Regeln; man muß ihnen nachgeben, aber mit großer Mäßigung und Vorſicht. Kein Intereſſe eines Einzelnen iſt ſo wichtig, daß wir ſeinetwegen unſerem Gewißen dieſen Zwang anthun dürften, wohl aber das allgemeine, wenn es ſehr augenfällig und ſehr bedeutend iſt." — Es iſt mehr als *wahrſcheinlich*, daß der Schriftſteller bei allen dieſen Bemerkungen beſonders Karl IX. und ſeine Bartholomäusnacht im Auge hatte. Dieſer aber erſchien ihm durchaus nur als verführter Jüngling und folglich nur als beklagenswerth; er nennt ihn bei Erwähnung einer hugenottiſchen Streitſchrift, welche ihn mit Nero verglichen habe, im entſchiedenſten Tone des Mitleids: „unſeren (II. 32 im Anfang) armen ſeligen König Karl IX." Dieſes Gefühl mag auf jene moraliſch politiſchen Urtheile eingewirkt haben. Wir aber beſchließen dieſen Gegenſtand ſehr gerne mit einer entſchiedenen Aeußerung ſeines beßeren Sinnes. „Iſt (III. 12) aber," ſo frägt er, „wohl jemals irgend ein Uebel in einem Staate, welches werth wäre, durch ein ſo tödtliches Heilmittel bekämpft zu werden? — Plato (ep. 7) billigt eine Hülfe nicht, die nur mit dem Blute und dem Verderben der Bürger erlangt werden könne, — und ich war in dieſer Hinſicht Platoniker, ehe ich wußte, daß ein Plato in der Welt geweſen ſey.

Montaigne's speciellere politische Grundsätze scheinen uns in folgenden Stellen am deutlichsten ausgesprochen zu seyn. Er nennt zwar einmal die Democratie die natürlichste und billigste aller Verfaßungen (I. 3), zugleich jedoch mit Erwähnung ihres vielfachen leidenschaftlichen Treibens, und sichtbar nur als absichtlos hingeworfene theoretische Ansicht. Gegen alle Versuche aber, die wirkliche Verfaßung der Staaten nach rein theoretischen Ansichten umzugestalten, erklärt er sich so kräftig, wie nur irgend ein neuerer Gegner der Theoretiker es thun könnte. „Diese endlosen Streitigkeiten," sagt er wahr und schön (III. 9), „über die beste Form der (bürgerlichen) Gesellschaft, dienen eigentlich nur zur Uebung unserer Geisteskräfte, wie mehrere Gegenstände in den Wißenschaften, deren Wesen nur in Aufregung und Streit besteht und die außerdem kein Leben haben. *) Manches Bild einer Verfaßung wäre anwendbar, nämlich in einer neuen Welt; wir aber haben eine schon gemachte und nach bestimmtem Herkommen geformte Welt vor uns, wir bringen sie nicht hervor wie Pyrrha oder Cadmus. Wie wir auch Gewalt haben mögen sie umzuformen und neu zu ordnen, wir vermögen nicht leicht sie aus ihrer gewohnten Richtung zu reißen, ohne Alles aufzulösen. — Es ist nicht Meinung sondern Wahrheit, für jedes Volk ist die beste und trefflichste Verfaßung die, unter welcher es sich bisher erhalten hat, ihre Form und ihr wesentlicher Vortheil beruhen auf dem Herkömmlichen. Freilich werden wir gerne mißvergnügt mit der gegenwärtigen Lage; dennoch aber behaupte ich, unter einer Volksherrschaft eine Oligarchie verlangen wollen, oder in einer Monarchie irgend eine andere Art der Verfaßung, ist Unrecht und Thorheit. — Wird etwas baufällig, so mag

*) Plusieurs subjects, qui ont leur essence en agitation et en la dispute et ont aucune vie hors de là, d. h.: müßige theoretische Streitfragen. Obgleich wir uns sonst im Ueberſetzen einiges Modernisiren erlaubt haben, so wollten wir doch bisweilen durch Beispiele zeigen, wie mühsam Montaigne's Sprache oft noch nach der Bezeichnung abstracter Begriffe ringt.

man es ſtützen, man mag zu verhüten ſuchen, daß nicht die allen Dingen natürliche Umwandlung und Verderbniß uns allzuweit von unſeren Anfängen und Grundlagen (principes) entferne; aber eine ſo gewaltige Maſſe umgießen und die Fundamente eines ſo mächtigen Gebäudes verändern wollen, das heißt einzelnen Mängeln durch allgemeine Zerrüttung, den Krankheiten durch den Tod Hülfe bringen." — Freilich enthalten dieſe Bilder, wie alle Bilder, nur eine halbe Wahrheit. So wie wir das Streben der Girondiſten, eine alternde Monarchie in einen föderativen Freiſtaat umzuwandeln einen eiteln, wenn gleich edeln Traum nennen müßen, ſo möchte wohl Montaigne ſelbſt es nicht mißbilligt haben, wenn unter den Aſſaſſinen oder unter den africaniſchen Seeräubern edle und gewaltige Männer aufgeſtanden wären, welche die weſentlich ſchlechte Verfaßung dieſer Staaten weſentlich umgeſtaltet hätten. Für Viele iſt dieſes freilich jetzo eine verruchte Lehre; ihnen ſind Islam, Janitſcharen, Talmud, Braminenweſen, Mandarine, Leibeigenſchaft und überhaupt Alles, was ſchon lange ſteht, gar heilige Dinge, und es frägt ſich ſehr, ob ſie innerlich ſo ganz damit einverſtanden ſeyn würden, wenn die höhere Leitung es zuließe, daß der gewiß ſehr ſtabile Zuſtand der Neger oder der Menſchenfreßer auf den Inſeln der Südſee zu humaner Geſittung umgeſtaltet würde. Es wäre dieſes doch immer Bewegung, wo nicht Umwälzung. Uns iſt daher die Unterſtützung, welche dieſe Freunde des Alten und von ſelbſt Gewachſenen den chriſtlichen Miſſionaren zuwenden, immer als höchſt inconſequent erſchienen; denn ſiegen die Bemühungeu dieſer Neuerer, ſo werden ſie ohne Zweifel rein umwälzend wirken und gewiß wenig mehr von dem uralten Zuſtande jener Völker übrig laßen, z. B. in Indien von der ſo ſchön geregelten Begränzung der Stände, von dem Verbrennen der Frauen und von ſo manchem Aehnlichen, was die Macedonier dort ſchon als uralt Beſtehendes vorgefunden haben. Doch der gütige Leſer verzeihe, wenn Montaigne, der Meiſter im Abſchweifen, auch uns zu einer Abſchweifung verleitet hat. — Von jenem Theoretiſiren über politiſche Dinge

ſagt er ferner nicht ganz unrichtig (II. 17): „Welche Rolle ihr hier übernehmen mögt, ihr habt immer eben ſo gutes Spiel wie der andere, vorausgeſetzt nur, daß ihr nicht allzu plump gegen offenbar richtige Grundſätze verſtoßt.“ Hieran reiht nun die ſtärkſte aller ſeiner Erklärungen zu Gunſten des Beſtehenden ſich an: „nach (II. 17) meiner Anſicht kann in den politiſchen Verhältnißen kein ſo übler Gang ſtattfinden, wenn er nur Alter und Dauer hat, welcher nicht beßer wäre als das Verändern und Rütteln. Unter unſeren Sitten und Gebräuchen ſind viele barbariſch und monſtrös, und dennoch, um der Schwierigkeit des Beßermachens und der Gefahr des Einſturzes willen, wenn ich einen Hemmſchuh an unſer Rad legen und es an ſeiner jetzigen Stelle einhalten könnte, ſo thäte ich es von Herzen gerne. Das Schlimmſte in unſerem Zuſtande iſt ſein beſtändiger Wechſel, und daß unſere Geſetze wie unſere Kleider in keiner feſten Form verharren wollen. *) Es iſt ſehr leicht eine Staatsverfaßung der Unvollkommenheit beſchuldigen, denn alle irdiſchen Dinge ſind hiervon voll; es iſt ſehr leicht ein Volk mit Verachtung ſeiner alten Gebräuche zu erfüllen; — aber eine beßere Einrichtung an die Stelle der zerſtörten zu ſetzen, das hat ſchon Manchem, der es verſucht hat, nicht von Statten gehen wollen.“ Indeßen ſagt er denn doch anderswo wenigſtens Folgendes (I. 22): „in der äußerſten Nothwendigkeit, in welcher man ſich an nichts mehr halten kann, wäre es wirklich vielleicht weiſer gehandelt, wenn man das Haupt ſenkte, und dem Stoß ein wenig nachgäbe, als daß man der Möglichkeit zum Trotz darauf beſtände, durchaus in nichts nachzugeben, und ſo der Gewalt Gelegenheit gäbe, Alles unter die Füße zu treten: beßer man ließe alsdann die Geſetze wollen, was ſie können, weil ſie doch nicht mehr können, was ſie wollen.“ Gewiß eine recht naive Andeutung der innern Bereitwilligkeit, mit welcher Conceſſionen gemacht zu werden pfle-

*) Man denke an die unendliche Menge der damals gegebenen und wieder aufgehobenen königlichen Edicte.

gen! Von einem edleren Beweggrunde, von irgend einem Anerkennen der Wahrheit, daß, wenn ein ganzes Zeitalter in seinen Ansichten getheilt ist, beide urtheilende Parteien Menschen sind und keine derselben einen unmittelbareren Zutrit zu der lauteren Wahrheit selbst hat, als die andere, und daß es daher das Uebermaaß des menschlichen Hochmuthes ist, wenn eine derselben, um nicht zu sagen, wenn eine Minorität, die Ueberzeugung aller anderen an und für sich aller Beachtung unwerth erklären will, — hiervon findet sich freilich so wenig bei unserem Montaigne eine Spur, als bei irgend einem der legitimen Parteigänger unserer Tage. Um so erfreulicher dagegen spricht seine nichts weniger als knechtische Ansicht von dem Verhältniße des Herrschers zu seinen Untergebenen so sich aus (III. 6): „um es genau zu nehmen hat ein König Nichts, was eigenthümlich sein wäre; er ist sich selbst anderen schuldig. Die Rechtspflege wird nie des Vortheiles des Rechtsprechenden wegen ertheilt, sondern zum Nutzen desjenigen, dem es gesprochen wird. Man macht einen Vorgesetzten niemals seines eigenen, sondern des Vortheiles der Untergebenen halber, so wie der Arzt für den Kranken da ist, nicht für sich." Und an einer andern Stelle (I. 3): „wir sind jedem Könige dieselbe Unterwürfigkeit, denselben Gehorsam schuldig, denn dieses bezieht sich auf sein Amt; aber unsere Achtung sowie unsere Neigung kann nur seine Tugend von uns fordern." Freilich ließe sich hier mit dem alten Cato sagen: Thor, wer hat dieß je geleugnet? und doch erfreut das einfache Wort, wenn wir es mit der Sinnesart derjenigen vergleichen, denen es als an und für sich ägerlich und höchst bedenklich erscheint, einen Sterblichen, der ein Herrscher ist, nicht auch in jeder menschlichen Beziehung verehrungswürdig zu finden.

Bei diesen und ähnlichen Aeußerungen Montaigne's ist es uns immer als höchst merkwürdig erschienen, daß dergleichen Ideen in jener Zeit überhaupt bereits und zwar so entwickelt hervortreten. Nach dergleichen Reflexionen zu schließen, möchte es scheinen, als ob das damalige Streben allein nur auf politische Umgestaltungen hin-

gerichtet gewesen wäre, während es zunächst nur um Umsturz oder Erhaltung der alten Kirchenform, nicht des Königthums und der Staatsverfaßung, sich handelte. Daß aber mit dem Kirchenwesen auch der Staat sich ändern müße, durch diese Bemerkung hat Montaigne nirgends, wie man doch erwarten sollte, seine von uns angeführten politischen Betrachtungen eingeleitet. Wir überlaßen es indeßen den Historikern die etwa sonst damals in Frankreich bemerkbaren Regungen dieser Art uns nachzuweisen, wir wollten zunächst nur einen merkwürdigen Schriftsteller genauer schildern. Dagegen aber liegt eine kurze Inhaltsanzeige des durch Montaigne uns erhaltenen Schriftchens seines Freundes la Boetie, „über die freiwillige Knechtschaft," ganz in unserem Zwecke; es ist dieses eine zweite merkwürdige Stimme aus jener Zeit und bezeichnet uns zugleich den Mann genauer, welchen Montaigne einen Theil seines eigenen Wesens nennt. Folgendes ist der Gedankengang des Büchleins, man vergeße dabei nicht, daß der Verfaßer überall als eifrigen Bekenner der katholischen Lehre sich kund giebt. la Boetie verbreitet in seiner rhetorischen Sprache zuerst sich weitläuftig über das Naturwidrige, ja eigentlich Unbegreifliche der meist tyrannischen Herrschaft eines Einzigen, oft des Werthloseſten im Volke. Es sey dieses um so unbegreiflicher, da ja doch alle Tyrannei in sich selbst untergehen müße, nicht etwa nur wenn man sie im muthigen Kampfe überwinde, sondern noch unfehlbarer, wenn man nur unterlaße für sie thätig zu seyn. „Man braucht ihm (dem Herrscher)," sagt er, „nichts zu nehmen; es genügt, ihm nur nichts zu geben, das Land hat sich nicht in Mühe zu setzen etwas für sich zu thun; es gebe sich nur nicht die Mühe gegen sich selbst zu handeln." Im Naturzustande würde nur der Gehorsam der angeborenen Pietät, die Unterordnung unter unsere Eltern stattfinden; die Natur hat uns Alle zu gleich freien Gefährten gemacht; in den Thieren zeigt sich ein nie ganz zu überwältigender, die Menschen beschämender Freiheitstrieb. Herrscher in Folge der Eroberung, der Erbfolge oder der Wahl, alle geben sich gewöhnlich

alsbald der nämlichen tyranniſchen Richtung hin, und iſt ihnen die Unterdrückung einmal gelungen, ſo haben die folgenden Generationen der Unterdrückten bald ſelbſt das Andenken an die ehemalige Freiheit verloren. Nur in wenigen einzelnen durch Wißenſchaft, beſonders hiſtoriſche, Gebildeten lebt alsdann dieſe Erinnerung noch fort; daher denn auch die Zwingherrn der geiſtigen Bildung Schranken ſetzen, ſo daß z. B. der türkiſche Großherr (wir möchten fragen: nur dieſer?) keine wißenſchaftlicheren Leute in ſeinem Lande duldet, als er ſie brauchen kann. (J'entends qu'il n'a en ses terres gueres de plus sçavants qu'il n'en demande.) Dieſen wenigen Erleuchteteren iſt indeßen mit dem Thun die Freiheit der Rede und des Denkens genommen. (La liberté de faire et de parler et quasi de penser.) Die übrige Menge wird abſichtlich demoraliſirt und entnervt. Hierbei ſucht man, wo möglich, noch der Perſon des Herrſchers durch einen wunderbaren Nimbus eine übermenſchliche Weihe zu geben, — hier finden ſich nun, wenn gleich mit feinen und liſtigen Wendungen, unverkennbare Hindeutungen auf die wunderbare Kraft der franzöſiſchen Könige durch ihre Berührung zu heilen, ſo wie auf das Oelfläſchchen und die anderen Nationalheiligthümer Frankreichs, — und aus ähnlichem Zwecke umgiebt man ihn mit einem feierlichen, ſein Volk von ihm abwehrenden Ceremoniel. Alles dieſes würde indeßen die Zwingherrſchaft noch nicht auf die Dauer zu erhalten vermögen, wenn dieſes nicht der Bund und die Verkettung derer bewirkte, welche im Beſtehen derſelben ihren eigenen ſelbſtſüchtigen Vortheil finden. Dergleichen umgeben Drei oder Vier die Perſon des Herrſchers, von dieſen hängen einige Hundert ab, von dieſen Tauſende, jeder duldet die Mißhandlungen des Höheren und mißhandelt ſeinerſeits die Niedrigeren, und die ganze verderbliche Genoßenſchaft laſtet zuletzt auf dem Allerunterſten, dem Volke. Genußliebe und Herrſchbegierde bilden das Band des ganzen Vereines, ſie ſind die Phantome, welche alle die, welche daran Theil nehmen, über das Unſeelige und Gefährliche ihres Zuſtandes täuſchen: eine Gefahr, die in dem Maaße

wächst, je höher die einzelnen Dränger gestellt sind, und die folglich bei jenen wenigen äußersten Gliedern der Kette ihren höchsten Grad erreicht hat. — —

Es findet sich in dieser kleinen Schrift, die Schilderung von der Verkettung der Unterdrücker etwa ausgenommen, wenig oder nichts, was zu den politischen Verhältnißen der damaligen Zeit in einer specielleren Beziehung stünde, — die häufig angeführten Belege sind sämmtlich aus dem griechischen und römischen Alterthume genommen, — und das Ganze kann nur als der Ausdruck eines mächtig aber unklar angeregten Geistes angesehen werden; deßungeachtet aber ist das Werkchen ein höchst interessantes Denkmal. Ideen, wie diese, entwickeln sich, so wenig wie Ideen überhaupt, jemals ganz vereinzelt, und auch hier ist ohne Zweifel nur von einem einzelnen Kühneren ausgesprochen, was Viele dachten. Auch finden sich wirklich im Eingange die merkwürdigen Worte: „ich will jetzt nicht die so vielbesprochene Frage (cette question tant pourmenée) behandeln, ob die anderen Formen von Staatsverfaßungen beßer seyen, als die monarchische. Wäre dies jetzt meine Absicht, so möchte ich doch, ehe ich fragte, welchen Rang die Monarchie unter den Staatsverfaßungen einnehme, vorher wißen, ob sie überhaupt eine Stelle unter denselben einnehmen sollte." — Gewiß ein merkwürdiges Vorspiel der Meinungen, welche, immer nach dem Zwischenraum eines Jahrhunderts, zuerst das damals noch mehr vereinzelte England, und dann Frankreich und Europa erschüttern sollten! Das Erstaunenswertheste bleibt hier immer, daß die Katastrophe so spät erst eintrat. Vorher sollte in Frankreich die Vernichtung der Nationalrechte, das Kunstreiche und Systematische einer willkürlichen Regierung und der blendende Schimmer des Despotismus ihre höchste Höhe erreicht haben, bis endlich im achtzehnten Jahrhundert, folgereicher freilich und umfaßender, als es damals möglich gewesen wäre, die gewaltige Umgestaltung erfolgte.

Wie Montaigne's Ansichten von kirchlichen Dingen gewesen

ſeien, möchte aus dem Bisherigen ſich bereits entnehmen laßen. Sie entſprechen gänzlich ſeinen politiſchen Ueberzeugungen. Staatsreligion und Kirchenthum erſcheinen ihm als uralte Einrichtungen, welche im Lauf der Zeit ſich beßer geordnet haben, als ſolches auf dem Weg der Reflexion und der Theorieen möglich wäre; es iſt daher Klugheit und Pflicht, lieber die Mängel des Beſtehenden zu tragen, als der Ungewißheit und den unvermeidlichen Gefahren der Umgeſtaltung ſich auszuſetzen. Bei dieſer ächt katholiſchen Sinnesweiſe unterwirft denn Montaigne häufig und bei jeder Veranlaßung ſich ſelbſt, ſeinen Glauben und ſein Urtheil tief demüthig der Autorität der Kirche. Es hat uns indeßen immer geſchienen, und die gehäuften und frömmelnden Redensarten, womit er dieſe Unterwerfung auszuſprechen pflegt, ſcheinen uns dafür zu ſprechen, daß wir hierunter, wenn auch noch nicht eine eigentliche Heuchelei, doch jene Art des conventionellen öffentlichen Bekenntnißes zu vermuthen haben, wodurch unnöthige Colliſionen mit dem Kirchenweſen und ſeinen Dienern vermieden werden ſollen. Was aber ſchon zu jeder Zeit als Regel der einfachſten Lebensklugheit erſcheint, das war wohl in der damaligen dringend nothwendig, denn hier galt es für die eine oder andere der beiden Parteien mit Entſchiedenheit ſich auszuſprechen. Ja wir möchten wohl nicht zu weit gehen, wenn wir annehmen, daß Montaigne überhaupt in ſeinem Inneren dem Gehorſam gegen jede Art der poſitiven Religion ſich möge entzogen haben, und daß es ihm deßhalb um ſo thörichter erſchienen ſey, um irgend eines dogmatiſchen Bekenntnißes willen alle Lebensverhältniße zu gefährden. Hiervon unten mehr. Wo aber einmal ein ſolcher Zuſtand eingetreten iſt, — vorausgeſetzt nämlich, daß er nicht aus einem gänzlichen Läugnen der göttlichen Dinge und ihrer Erfaßbarkeit durch den menſchlichen Geiſt entſprungen iſt, — da erſcheinen bekanntlich die einzelnen Religionen nur als mehr oder weniger unvollkommene äußere Darſtellungen der der Menſchheit verliehenen Grundideen, und es kann, wo es ſich nicht etwa von einem Aeußerſten, wie etwa von einem mexicaniſchen Opfercultus

handelt, die Wichtigkeit der äußeren Formen immer nur sehr relativ seyn. Von diesem Standpunkte betrachtet, wird es gewöhnlich als rathsam erscheinen, bei der Form zu verharren, um welche die Zeit ihren Nimbus gezogen hat, und der wir durch unsere Geburt angehören.

Doch was hierüber auch Montaigne's innerste Ansicht gewesen seyn mag, er zeigt auch hier sich immer klar und ruhig und betrachtet sogar mit heiterem Humor das Treiben seiner trüb bewegten Gegenwart. So z. B. (I. 46): „Wird die Nachwelt nicht sagen, unsere Glaubensverbeßerung sey sorgsam und genau gewesen, indem sie nicht nur die Irrthümer und Laster bestritten und uns mit Andacht, Demuth, Gehorsam, Friede und jeder Art von Tugend erfüllt, sondern sogar auch unsere alten Taufnamen, Karl, Ludwig, Franz, bekämpft, um die Welt mit Ezechielen, Methusalemen und Malachiasen zu bevölkern, an denen man doch sogleich einen ganz anderen Glaubensgeruch verspürt?" Also hier bereits ein Vorspiel der bekannten Verrücktheit der englischen Puritaner. — Seine Unterwürfigkeit unter die Kirche spricht Montaigne besonders entschieden aus in einem Kapitel, in welchem er, der Alles in seine mannigfaltige Sammlung aufnahm, sogar von einem asiatischen Gegenstande, von dem Gebet zu handeln unternimmt. „Ich unterwerfe," sagt er hier (I. 56 im Anfang), „meine unförmlichen und schwankenden Einfälle denen, welchen es zusteht, nicht nur meine Handlungen und Schriften, sondern auch meine Gedanken zu regeln. Ihr verwerfendes so wie ihr billigendes Urtheil soll mir gleich annehmbar und heilsam seyn, indem ich für unsinnig und ruchlos erkläre, wenn etwa in dieser Rhapsodie, aus Unachtsamkeit oder Unkunde irgend etwas sich befinden sollte, was den heiligen Beschlüßen und Vorschriften der katholischen, römisch apostolischen Kirche zuwider wäre, in welcher ich geboren bin und sterben will." Sollte, so frägt gewiß hier ein jeder, sollte ein Montaigne in vollem Ernste geneigt gewesen seyn, von irgend einem Sterblichen sich seine Gedanken regeln zu laßen? oder sind diese sclavischen und fröm-

meinden Betheuerungen aus dem oben erwähnten Beweggrunde entſprungen? — — Seine Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit eines ſinnlichen Cultus ſpricht er übrigens im Gegenſatze gegen die proteſtantiſche Anſicht ſo klar aus, wie nur immer heut zu Tage, wenn auch nicht ein neumodiſcher Altgläubiger, doch ein unbefangener Würdiger dieſer Formen es thun könnte. „Wir haben," ſagt er (III. 8), „es immer mit dem Menſchen zu thun, deßen Weſen im höchſten Grade materiell iſt (duquel la condition est merveuillesement corporelle). Mögen die, welche uns in dieſen letzten Jahren eine ſo beſchauliche und immaterielle Religionsübung aufbauen wollten, ſich nicht wundern, wenn Mancher denkt, daß ſie ihnen unter den Fingern entwiſcht und zerronnen wäre, wenn ſie nicht mehr als Wahrzeichen, Vorwand und Werkzeug der Parteiung als um ihrer ſelbſt willen noch unter uns haftete." Eben ſo entſchieden iſt er auch in ſeiner antiproteſtantiſchen Anſicht vom Leſen und Ueberſetzen der Bibel. Hierüber ſagt er (I. 56): „es iſt (was die Schrift enthält) nicht eine Geſchichte zum Erzählen; es iſt eine Geſchichte zum Verehren, zum Fürchten, zum *Anbeten*. Ueber die ſeltſamen Leute, welche glauben, das Volk könne ſie jetzt behandeln, weil ſie dieſelbe in die Volksſprache überſetzt haben! Liegt es etwa nur an den Worten, daß ſie nicht Alles verſtehen, was ſie in der Schrift finden? Ich will mehr ſagen: ſo wie ſie um dieſes Wenige ihr näher gekommen ſind, haben ſie andrerſeits ſich um ſo weiter von ihr entfernt. Eine gänzliche, nur auf andere ſich verlaßende Unkunde war heilſamer und weiſer, als dieſe eitle Wortgelehrſamkeit, dieſe Pflegerin der Anmaßung und Vermeßenheit. Ich glaube auch, daß die einem jeden gegebene Freiheit, ein ſo heiliges und gewichtiges Wort in Idiomen aller Art umherzuſtreuen, mehr Gefahr als Nutzen bringt. — — Wißen wir denn, ob bei den Basken und in Bretagne eine hinreichende Zahl von Richtern zu finden ſey, um einer Ueberſetzung in ihre Sprache ein genügendes Anſehen zu verſchaffen?" Gewiß! nicht aus blinder Hingebung an ein altes geiſtfeßelndes Inſtitut iſt auch dieſe Aeußе-

rung gefloßen, ſondern vielmehr aus jener Anſicht, welche die poſitive Religion und alſo auch eine Läuterung und Vereinfachung ihrer Dogmen, nicht als das höchſte Beſitzthum des Menſchen anerkennen will; denn mit dieſer Ueberzeugung hätte der edle und humane Mann gewiß einem jeden, auch dem Basken und Bretagner, den möglichſten Zutritt zu den belebenden Quellen gegönnt. — Auch über die wohlthätige Einwirkung der reformatoriſchen Beſtrebungen auf die alte Kirche ſelbſt urtheilt Montaigne im Weſentlichen ſehr verſtändig und wie die Wirklichkeit ſolches nachher beſtätigt hat, wenn gleich mit jenem von uns ſchon bemerkten frömmelnden Anſtrich in den Worten. „Es iſt," ſagt er (II. 15), „eine Wirkung der göttlichen Vorſehung, daß ſie ihre heilige Kirche durch ſo viele Stürme hat erſchüttern laßen, um durch dieſen Widerſtreit die frommen Seelen aus dem trägen Schlummer zu wecken, in welchen eine ſo lange Ruhe ſie verſenkt hatte. Wenn wir den durch die Zahl der Verirrten erlittenen Verluſt, gegen den Gewinn abwägen, daß wir wieder in Athem geſetzt worden, daß durch dieſen Streit unſer Eifer und unſere Kräfte wieder geweckt worden ſind, ſo weiß ich nicht, ob der Nutzen nicht den Schaden überwiegt." Hier ſehen wir alſo die religiöſe und moraliſche Rückwirkung der Reformation auf die alte Kirche klar erkannt; die vortheilhaften Folgen dieſer Reibung in Hinſicht auf mannigfaltige Anregung und Entwicklung des Geiſtes aller europäiſchen Völker boten damals noch weniger der Beobachtung ſich dar. — Endlich ſcheint uns auch Montaigne's Urtheil über religiöſe Toleranz vollkommen mit ſeiner Geſammtanſicht von Volksglauben und Kirchenthum übereinzuſtimmen. Wem das Kirchenweſen als eine durch die Zeit ſelbſt begründete, zu dem Beſtehen des Staates unentbehrliche Einrichtung erſcheint, — eine Anſicht, die damals noch durch keine hiſtoriſche Erſcheinung erſchüttert war, wie ſolches in unſerer Zeit vielfach geſchehen iſt, durch den praktiſch ausgeübten Grundſatz von der politiſchen Gleichheit aller Confeſſionen, oder daß der Staat ſelbſt ſich zu gar keinem beſonderen Glauben bekenne, ſondern allein nur die Verehrung eines

höchſten Weſens von ſeinen Bürgern fordere, — wer alſo zu jener altherkömmlichen Anſicht von der Einheit des Staates und der Kirche ſich bekennt, der wird den Grundſatz der Toleranz immer höchſt bedenklich finden und ihn als eine nur durch den Drang der Noth zu entſchuldigende Abweichung von der natürlichen Norm anſehen müßen. So betrachtet, wird uns folgende Aeußerung Montaigne's nicht als Zeichen eines harten und finſteren Sinnes erſcheinen (II. 19 am Ende): „es iſt beachtenswerth, daß der Kaiſer Julianus um die Verwirrung der inneren Zwietracht anzuſchüren, ſich des nämlichen Mittels bediente, welches unſere Könige ſo eben angewendet haben, um ſie zu erſticken, der Gewißensfreiheit. Man kann freilich einerſeits ſagen, den Parteien volle Freiheit laßen, ihre Meinungen zu nähren, das heiße die Zwietracht erſt recht verbreiten, da nunmehr keine Schranke der Geſetze mehr ſtattfinde, die ihren Lauf bändige. Dagegen aber ließe von der anderen Seite ſich einwenden, indem man ſo den Parteien die Freiheit ihrer Meinungen zugeſtehe, würden ſie, eben durch dieſe Leichtigkeit dieſelben zu äußern, gemäßigter und milder, und es werde ihr Stachel, der durch die Seltenheit, die Neuheit und Schwierigkeit der Sache ſich ſchärft, hierdurch abgeſtumpft. Und ſo glaube ich denn zur Ehre der Frömmigkeit unſerer Könige, daß ſie, weil ſie nicht konnten, was ſie wollten, ſich wenigſtens ſtellten, als wollten ſie, was ſie konnten."

Dieſe Bemerkungen würden unvollſtändig bleiben, wenn wir ſie nicht noch auf einige philoſophiſche Anſichten ausdehnen wollten, durch welche alles Obige erſt ſein eigentliches Licht erhält. — Wir geben in dieſer Abſicht zuerſt einige aphoriſtiſche Aeußerungen unſeres Schriftſtellers, — wie denn überhaupt hier an keinen Zuſammenhang zu denken iſt, — und ſodann einen kurzen Auszug aus dem Kapitel, welches mit Recht für ſein philoſophiſches Glaubensbekenntniß gehalten werden darf.

Ueberall, wo es ſich nicht von der Religion des Staates handelt, verwirft Montaigne ſo entſchieden alles Hingeben an fremde

Autorität, überall erklärt er die Bereitwilligkeit zu glauben so sehr für ein Merkmal der Schwäche, wie z. B. in den Worten (I. 26 im Anfang): „der Glaube ist ein Eindruck in unsere Seele: je weicher sie ist und je weniger Widerstand sie darbietet, um so leichter läßt ihr Etwas sich eindrücken, — — darum laßen auch Kinder, das Volk, Frauen und Kranke sich am leichtesten an den Ohren führen;" überall also erklärt er sich so bestimmt für die Unerläßlichkeit des selbstständigen Denkens, daß diese Grundbedingung aller Philosophie ihm gewiß nicht abgeht. — Seine Richtung ist hierbei durchaus nur praktisch sittlich und nichts weniger als metaphysisch oder naturphilosophisch. Sehr schön sind hierüber seine Worte (I. 25): „da Ehrgeiz, Habsucht, Vermeßenheit mich bestürmen, und da ich so manchen anderen Feind des Lebens in mir selbst habe, sollte ich wohl viel über die Bewegungen im Weltgebäude nachdenken?" Wenn er ferner die Dialectik bis zum Uebermaaße verachtet, so vergeße man nicht, daß die klägliche Scholastik jener Zeit einen Geist dieser Art nur mit Ekel erfüllen konnte. Leider aber ist hierbei seine Gesammtrichtung nur allzusehr eine materialistische: Lucretius ist entschieden sein Lieblingsschriftsteller, und zwar nicht allein um seines kräftigen Dichtersinns, sondern auch um seines trostlosen Systemes willen; aus ihm entnimmt er besonders sehr viele Stellen, welche die ausschließende Realität der Sinneneindrücke aussprechen, diese Grundlage eines jeden materialistischen Systems, wiewohl er freilich auch diesen nur einen relativen Vorzug vor den geistigen Verrichtungen einzuräumen scheint und zuletzt die einen wie die anderen als gleich trügerisch darstellt. So wie er nun hiermit allein schon eine mit der christlichen unvereinbare Weltansicht ausspricht, eben so direct greift er wenigstens eine einzelne Lehre der christlichen Moral durch die Lobpreisungen an, welche er, gewöhnlich mit aus Seneca entnommenen Sentenzen, dem Selbstmorde, als der Rettung aus einem erniedrigten Leben, bei jeder Gelegenheit ertheilt. Daß Montaigne's Ansichten besonders interessant sind, wo er als der unverkennbare Vorgänger Rousseau's

und anderer dieſem gleichgeſinnten auftrit, iſt bereits beſonders in Hinſicht auf Erziehung bemerkt worden. Aber auch in ihrer Grundanſicht über Weſen und Zweck der Menſchheit überhaupt findet ein merkwürdiges Uebereinſtimmen bei ihnen Statt. Hier findet ſich nämlich auch bei Montaigne ſchon jene rein unhaltbare Lehre von dem, was dem Menſchen naturgemäß ſey, welche als der weſentliche Irrthum des Rouſſeau'ſchen Syſtemes angeſehen werden kann. Es erſcheint hier nicht, was unſer Herder ſo edel entwickelt hat, Humanität als des Menſchen eigentlichſte Natur, oder, was faſt das nämliche iſt, Kunſt im weiteſten Sinne als die Aeußerung ſeiner wahrhaft menſchlichen Kräfte; vielmehr wird als ächter Naturzuſtand, und folglich als Gegenſtand des Strebens für die von der Natur abgewichenen, jene kräftige, kein Höheres ahnende, eines unbefangenen Sinnengenußes ſich freuende Halbthierheit geprieſen, welche Rouſſeau nicht allein als Ideal aufſtellt, ſondern auch bei den auf der niedrigſten Culturſtufe ſtehenden Völkern noch in der Wirklichkeit zu ſehen glaubt. Wir bringen hierzu Belege. Den Zuſtand der Cannibalen, nämlich jener braſiliſchen Anthropophagen, deren Naturpoeſie er, wie wir oben bemerkt haben, ſo richtig zu würdigen weiß, ſchildert er mit entſchieden reizenden Farben. „Sie ſind," ſagt er (I. 30), „ein Volk, bei welchem keine Art von Handel ſtattfindet, keine Kenntniß der Schreibekunſt noch der Zahlen, keine Obrigkeit oder höhere Staatsgewalt, ſelbſt nicht dem Namen nach, keine Dienſtbarkeit, kein Reichthum und keine Armuth, keine Verträge, Erbſchaften, Theilungen, keine ernſte Beſchäftigungen, keine Achtung vor Verwandtſchaft außer nur im Allgemeinen, keine Kleidung, kein Landbau, kein Metall, keine Bekanntſchaft mit Wein oder Getraide. Selbſt die Wörter, welche Lüge, Verrätherei, Verſtellung, Geiz, Neid, Verläumdung, Verzeihung (le pardon. Dies kann wohl nur in dem Sinne ſtehen, dieſe unſchuldigen Weſen haben ſich nie einander etwas zu vergeben,) bezeichnen, ſind hier unbekannt. Wie weit würde Plato den Staat, welchen er ſich gedacht hat, von dieſer Vollkommenheit entfernt finden?" Ein

anderesmal sagt Montaigne von diesen Naturmenschen, „daß sie — wie man damals glaubte — nur aus Altersschwäche stürben, das schreibe er nicht etwa der milden Luft ihres Landes zu (II. 12), sondern vielmehr der Ruhe und Heiterkeit ihrer von jeder Leidenschaft, von allem angestrengten und peinlichen Denken freien Seele; wie solches denn natürlich sey bei Menschen, welche ihr Leben in edler Einfachheit und Unwißenheit hinbringen, ohne Wißenschaften, ohne Gesetz, ohne König und ohne irgend eine Art von Religion." Ob wohl diese heitere Gemüthsruhe bei keinem der beiden Theile getrübt wurde, wenn sie, wie der Schriftsteller selbst meldet, ihre Gefangenen auf das köstlichste nährten und pflegten, um eine feige Liebe zum Leben in ihnen zu erwecken, wenn diese aber allen solchen Lockungen einen starren Muth entgegensetzten, den sie in Liedern, wie das oben angeführte, aussprachen, und wenn jene nun ihr lang aufgespartes Schlachtopfer endlich erschlugen, brieten und auffpeisten? Es ist wirklich unbegreiflich, wie sehr eine vorgefaßte phantastische Meinung auch den hellsten Geist umnebeln kann! Und so heißt es denn zuletzt geradezu (III. 13): „die Natur giebt immer beglückendere Gesetze, als wir uns selbst geben könnten. Dieses beweist das Gemälde des goldenen Zeitalters bei den Dichtern und der Zustand der Völker, welche keine anderen Gesetze besitzen."

Die am meisten zusammenhängende Darlegung seiner Ansichten giebt uns Montaigne im zwölften Kapitel seines zweiten Buches. Dieser sehr weitläuftige Abschnitt führt die Benennung einer Apologie des Raimund von Sabunde. Es war dieser Mann nach der Angabe der Literatoren — das Genauere überlaßen wir den gelehrten Theologen — aus Barcellona gebürtig und lehrte in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die Theologie zu Toulouse. Er hinterließ ein Werk: Theologia naturalis, sive liber creaturarum, einen Versuch der geoffenbarten Religion durch die Erkenntniß der Natur eine Stütze zu geben. Montaigne übersetzte, schon vor dem Jahre 1580, dieses nach seiner Angabe in einem mit lateinischen Formen untermischten Spanisch geschriebene Buch ins

Französische, auf den Wunsch seines Vaters, der in demselben eine Schutzwehr gegen Luther's damals zuerst in Frankreich sich verbreitende Glaubensneuerungen suchte. Diese Uebersetzung mit dem zueignenden Briefe an seinen Vater ist noch vorhanden. Folgendes ist ein gedrängter Auszug aus dem genannten Abschnitte.

„Man wirft," sagt er, „diesem Werke des spanischen Philosophen vor, es wolle durch Vernunftgründe unterstützen, was nur durch Glauben und durch besondere Einwirkung der göttlichen Gnade zu erfaßen sey." Daß man aber die christliche Religion allerdings nur durch solche überirdische Unterstützung sich aneignen könne, dies erklärt Montaigne wiederholt für die unerläßliche Grundlage aller christlichen Lehre: „sie habe mit unserer Vernunft auch das mindeste nicht gemein, sie sey ein unvergleichbar über alles Irdische Erhabenes, ein durchaus mit menschlichem Maaße nicht zu Meßendes." Wenn wir daher, dies wird jenem Einwurfe entgegnet, unsere Vernunft auch hier in Anwendung bringen, so geschieht dieses nur, weil wir unmöglich ihrer Thätigkeit einen würdigeren Stoff bieten können, und wir gebrauchen sie nur im demüthigen Dienste des geoffenbarten Glaubens, wie selbst die Glieder unseres Körpers dazu dienen müßen ihm durch Niederknieen und ähnliche Handlungen unsere Ehrfurcht zu bezeigen. So sollte wenigstens das Verhältniß zwischen Vernunft und Offenbarung sich darstellen; — allein beachten wir die Wirklichkeit, so möchte es scheinen, als gründe die Religion der Christen sich einzig nur auf Menschliches, so schwankend und vom Aeußeren abhängend ist ihr Glaube, so tief versunken ihr moralischer Zustand. Unser sittliches Leben aber sollte unwiderleglich uns als die alleinigen Besitzer einer wahren Offenbarung beglaubigen, denn die übrigen Formen *) sind allen Religionen gemeinsam, alle haben Hoffnung, Vertrauen, (wunderbare) Ereignisse, Cerimonien, Buße, Märtyrer. — — — Alles dieses ist ein

*) Toutes autres apparences; soll wohl die Art ausdrücken, wie sie in Hinsicht auf Ueberlieferungen und Dogmen sich gestaltet haben.

offenbares Zeichen, daß wir unſere Religion nur auf unſere Weiſe und durch unſere Hände erhalten, auf gleiche Weiſe, wie auch die anderen Religionen mitgetheilt werden. Wir ſind uns in einem Lande begegnet, wo ſie im Gebrauche iſt, wir achten ihr Alter und das Anſehen der Menſchen, welche ſie uns überliefert haben, wir fürchten ihre Drohungen gegen ihre Verächter oder folgen ihren Verſprechungen: alles menſchliche Beziehungen, die nur als untergeordnete Rückſichten auftreten ſollten. Ein anderes Land, andere Gewährsmänner, gleiche Verſprechungen und Drohungen könnten uns auf die nämliche Weiſe einen ganz verſchiedenen Glauben einprägen. Wir ſind Chriſten mit gleicher Beglaubigung, wie wir Franzoſen oder Deutſche ſind. — Was iſt dies aber für ein Glaube, welchen Furchtſamkeit und Geiſtesſchwäche in uns begründet haben? Ein ſchöner Glaube, welcher glaubt, was er glaubt, weil er nicht den Muth hat, es nicht zu glauben! — — Auch deßhalb ferner verarge man Niemanden die Anwendung ſeiner Vernunft auf die uns umgebende Welt auch in Hinſicht auf die göttlichen Dinge, weil ja die Erſcheinungswelt und der Glaube nothwendig auf Eins hindeuten müßen. Kein Theil der Welt verleugnet ſeinen Urheber. Es hieße der göttlichen Güte Unrecht thun, wenn das Weltall nicht mit unſerem Glauben übereinſtimmte. Himmel und Erde, die Elemente, unſer Leib und unſere Seele, Alles findet hier ſeine Einigung. (Toutes choses se conspirent.) — — — Andere werfen dem Raymond vor, ſeine Vernunftgründe ſeien ſchwach. *Die menſchliche Vernunft iſt*, wie dieſes die Schrift ſo häufig ſagt, *überhaupt ſchwach* und unvermögend *oder vielmehr ganz und gar nichtig*. Hiermit iſt das eigentliche Thema der Abhandlung gegeben, welches nun nach allen Richtungen hin kräftigſt ausgeführt wird. Wer ſagt uns, wird nun gefragt, daß *wir* Mittelpunkt und Zweck des Weltganzen, daß außer uns keine vernünftigen Weſen ſeyen? Hierauf folgt eine Reihe von Bemerkungen, durch welche wahrſcheinlich gemacht werden ſoll, daß auch den Thieren ein dem unſrigen ſehr analoges Erkenntnißver-

mögen verliehen sey. Sie sind ohne Ausnahme aus der poetisirenden Naturkunde der Alten, der einzigen damals vorhandenen, entnommen, und so wird uns denn zuletzt aus Plinius gemeldet, daß die Elephanten sogar religiöse Abwaschungen vornehmen und mit Augen und Rüßel die Sonne anbeten. Indessen scheint es dem Schriftsteller selbst mit diesen Wunderdingen nicht so ganz Ernst zu seyn; vielmehr möchte bei diesem Feldzuge gegen den menschlichen Stolz auch viel Humor sich einmischen, wie es denn unter Anderm heißt: „wenn ich mit meiner Katze spiele, wer weiß, wer weiß, ob sie nicht mehr sich die Zeit mit mir vertreibt, als ich mit ihr?“ In jedem Falle aber, so wird der Gedankengang nun fortgesetzt, macht ein erhöhtes Erkenntnißvermögen den Menschen nicht glücklicher; er erwirbt es sich nur um den Preis seines inneren Wohlseyns und seiner Charakterstärke, welche beide durch die höhere Geistesentwicklung leiden. Allzuhoch indeßen darf auch die höchste Entwicklung des menschlichen Geistes nicht angeschlagen werden, alles Ringen desselben hat ihm nur sein eigenes Unvermögen dargethan. „Oder hat wohl dieses Streben, welchem er so *viele* Jahrhunderte lang sich hingegeben hat, ihn mit irgend einer haltbaren Wahrheit bereichert? Der ganze Ertrag einer so langen Mühe war, daß er nur seine Schwachheit erkannt hat. Darum sind auch die Ergebniße des menschlichen Denkens so schwankend, ja zum Theil so absurd, daß man kaum glauben sollte, daß es denen, welche sie ans Licht gefördert, ein voller Ernst damit gewesen sey. Ich kann mich kaum überzeugen, daß Epikurus, Plato und Pythagoras ihre Atome, Ideen und Zahlen für baare Münze haben ausgeben wollen. Bei dieser Dunkelheit und Erkenntnißlosigkeit der Welt hat jeder dieser großen Geister sich abgearbeitet, um nur irgend eine Art und einen Schein des Lichtes zu gewinnen. — Und was ist auch vermeßener, als daß man gleichsam auf Kosten der Gottheit (indem wir sie zu begreifen und zu definiren wagen) dieses kleine Stückchen (le petit echantillon de suffisance [Vermögen, Geisteskraft,]) Vernunft gebrauchen, das es ihr uns zu ertheilen gefallen hat.“

——— Sollen wir indeßen das von der Erkenntniß angeben, welches dieſe ſo ſchwache natürliche Kraft des Menſchen noch mit der meiſten Sicherheit gewonnen hat, ſo iſt dieſes der Glaube an ein höchſtes, die Welt nach einer ſittlichen Ordnung beherrſchendes Weſen (der moraliſche Deismus, wie wir ſagen würden). „Unter allen uralten menſchlichen Meinungen ſcheint mir die am wahrſcheinlichſten und am meiſten zu entſchuldigen, welche Gott als eine unbegreifliche, alle Dinge hervorbringende und erhaltende Macht anerkannte, als ein Weſen, welches, ganz Güte und Vollkommenheit, die Verehrung der Sterblichen gnädig aufnehme, unter welcher Form, unter welchem Namen und auf welche Weiſe ſie auch dargebracht werde.“ Hier drängt ſich freilich die Frage auf: wie? eine ſolche Ueberzeugung bei Menſchen, denen weiter nichts Genaueres offenbaret worden, die wäre nur zu entſchuldigen? Uns wenigſtens ſcheint es wirklich, als ob Montaigne in ſeinem Beſtreben, das, was doch zuletzt ſeine eigene Anſicht war, nur indirect anzudeuten, ein wenig gar zu weit gehe, und, wie ſolches bei einem gefliſſentlich angenommenen Tone zu geſchehen pflegt, die Farbe allzudick auftrage. — Dieſe, eigentlich monotheiſtiſch ausgeſprochene Anſicht wird nun auf die polytheiſtiſchen Religionen des Alterthums übertragen, ohne daß der Gedanke ausdrücklich entwickelt wäre, daß das Anerkennen eines Göttlichen überhaupt bei dem ſinnlichen Menſchen ſich unvermeidlich in eine numeriſche Mehrheit der angebeteten Weſen zerſpalte, als deren Grundlage jedoch immer jenes allgemeine Glauben an ein Göttliches anerkannt werden müße, und daß daher eine ächt humane Richtung der Pietät auch ſelbſt in dem Polytheismus ſtattfinden könne. Auch hier, ſo wird nun weiter gefolgert, mußte die Religion, was ſie nie entbehren kann, ein Aeußeres, einen Cultus ſich aneignen und es iſt ſogar denkbar, daß die Wunder und Orakel, deren ſie ſich rühmten, der Leitung des auch dieſer Völker ſich erbarmenden höchſten Weſens nicht entbehrten. ——— Jedoch, hiermit wird das Hauptthema wieder aufgenommen, von dieſem ganz Allgemeinen abgeſehen, ſobald im Einzelnen das eigentliche Weſen der Dinge erkannt werden ſoll,

ſo giebt ſofort unſer gänzliches Unvermögen ſich kund. Nachdem um dieſes zu beweiſen viele Träumereien der alten Philoſophen über das göttliche Weſen aufgezählt worden, wendet er ſich zu den Vorſtellungen der Menſchen von einer künftigen Fortdauer und ſpricht ſich darüber beſonders ſo aus: „Wenn einige der Unſrigen in einen gleichen Irrthum verfallen ſind (es war kurz vorher von Mahomet die Rede), indem ſie ſich nach der Auferſtehung ein irdiſches und zeitliches Leben mit allen Arten ſinnlicher Genüße gedacht haben; glauben wir dann wohl, daß Plato (hier wird plötzlich mit der uns ſchon bekannten Schlauheit der heidniſche Philoſoph vorgeſchoben) wirklich dafür gehalten habe, unſer ohnmächtiges Ergreifen und die ſchwache Kraft unſeres geiſtigen Weſens könnten vermögend ſeyn an ewiger Herrlichkeit oder ewiger Strafe Antheil zu nehmen? (dieſer von uns abgekürzte Satz fällt aus ſeinem Gedankengange. Dieſer hätte wohl folgender ſeyn müßen: konnte Plato annehmen, ein für ſinnliche Genüße empfängliches und alſo materiell organiſirtes Weſen könne eine Ewigkeit durchdauern? dieſes nimmt *Plato* indeßen bekanntlich nirgends an, und man ſieht auch hieraus, daß dieſe Polemik eigentlich eine ganze andere Richtung hat). Man ſollte ihm von Seiten der menſchlichen Vernunft ſagen: wenn die Genüße, welche Du mir in einem andern Leben verſprichſt, von der Art ſind, wie ich ſie bereits hienieden genoßen habe, ſo haben ſie nichts mit der Unendlichkeit gemein, — denn jeder Genuß der Sterblichen iſt nur ſterblicher Natur; — wenn man aber, um uns ihrer fähig zu machen, unſer Weſen umgeſtaltet und verwandelt, ſo muß dieſes eine ſo gänzliche und allumfaßende Verwandlung ſeyn, daß wir, nach der Naturlehre, nicht mehr wir ſelbſt ſeyn werden. — Und wenn Du, Plato, ferner ſagſt, es ſey der geiſtige Theil des Menſchen, der die Belohnungen eines künftigen Lebens genießen werde, ſo ſagſt Du ein eben ſo unerweisbares: denn ſo wäre es nicht mehr der Menſch, nicht mehr wir, welche dieſer Genuß angienge, da wir aus zwei weſentlichen Haupttheilen beſtehen, deren Trennung eben der Tod und Untergang unſeres Weſens iſt." Nun

wendet die Reflexion sich zu der alten Frage von Freiheit und Vorausbestimmung, und sucht sie folgendermaßen als unlösbar darzustellen." Ferner, worauf gründet sich die Gerechtigkeit der Götter, wenn sie nach dem Tode die guten und tugendhaften Handlungen des Menschen belohnen, da sie selbst es sind, welche sie in ihm veranlaßt und hervorgebracht haben? — — Der Mensch kann nur seyn, was er ist, und nur nach seiner Faßungskraft denken, — — und dennoch wagen wir, was uns jenseits dieser Grenze liegt, für ein Unmögliches, für ein Unding zu erklären. Nun wird der Unvollkommenheit aller menschlichen Sprache gedacht, wobei unter Anderem mit gewohntem Humor gesagt wird: „die meisten Veranlaßungen der Unruhen, welche die Welt verwirren, sind grammatischer Art (Wortstreitigkeiten). — Am sichtbarsten," wird ferner bemerkt, „zeige sich das menschliche Unvermögen in der Unmöglichkeit unsere eigene Seele zu erkennen. Wie eine geistige Einwirkung einen so mächtigen Eindruck auf ein körperliches Wesen machen könne, und die Natur der innigen Verbindung dieser wunderbaren Springfedern, das hat nie ein Mensch gewußt. Der Grund aber, warum mit so vielem Unvermögen doch so viele Anmaßung sich verbinde, wird nun besonders in der Leichtigkeit gesucht, womit man gewiße Grundlagen des Erkennens als erwiesen anzunehmen pflege." „Nie," sagt er, „untersucht man die allgemeinen Eindrücke" (les communes impressions, die ersten Anschauungen und Denkformen) „genauer; man erforscht ihren Stamm nicht, — man streitet nur über die Zweige. — Auf einmal anerkannte Grundlagen aber kann man leicht bauen, was man will, — und wem man seine ersten Annahmen glaubt, der ist unser Herr und Gott." Nun wendet sich die wenig geordnete Betrachtung wieder zu der Frage von der Fortdauer, und nachdem sie hier abermals gegen die allbekannten Argumentationen polemisirt und unter Anderem dem alten Dilemma: „entweder wird unser Geist gar nicht seyn, oder auf höherer Stufe seyn, den Einwurf entgegnet hat: und wo liegt der Beweis, daß er nicht auch tiefer sinken könne? Nach allem diesem also beschließt er

die Unterſuchung mit folgenden Worten: wir wollen offen geſtehen, daß nur Gott es uns geſagt hat und der Glaube, denn eine Lehre der Natur und unſerer Vernunft iſt es nicht; wer ſein Weſen und ſeine Kräfte prüft, innerlich und äußerlich (von der materiellen und von der geiſtigen Seite), ohne dieſes göttliche Vorrecht (höherer Erleuchtung und gläubigen Annehmens), wer den Menſchen erforſchen will, ohne ihn zu überſchätzen, der wird keine Wirkſamkeit noch Fähigkeit in ihm wahrnehmen, die auf etwas Anderes hindeute, als auf Tod und Erde." Es wird ferner nachgewieſen, wie die Sinneneindrücke durch materielle, beſonders klimatiſche Einwirkungen, die Urtheile durch Leidenſchaften einem beſtändigen Schwanken unterworfen ſeien. Daher denn der endloſe Wechſel der Meinungen, der Ueberzeugungen, der Syſteme, der Verfaßungen. „Wenn die Natur," ſagt er hierüber, „in ihrem gewöhnlichen Fortſchreiten auch den Glauben, die Urtheile, die Meinungen umfaßt, wenn dieſe ihre Umwälzung, ihre Zeit, ihre Geburt, ihren Tod haben, wie die Kohlpflanzen; — welches zwingende und dauernde Anſehen können wir ihnen beilegen? — wenn ein ganzes Volk, wenn das menſchliche Geſchlecht während mehrerer Jahrhunderte ſich verrechnet hat, welche Sicherheit haben wir, daß ſie bisweilen aufhören ſich zu verrechnen? daß ſie nicht gerade in unſerem Jahrhunderte ſich verrechnen?" Hierdurch, wird ferner bemerkt, falle auch die gewöhnliche Annahme von gewißen ſittlichen Naturgeſetzen von ſelbſt, indem noch keines irgendwo unter dieſem Namen aufgeſtellt worden ſey, welches andere Völker nicht durch ihre Ueberzeugung und ihr Thun wieder umgeſtürzt hätten; ja wenn die Natur dergleichen umfaßende Normen wirklich beabſichtigt habe, ſo habe doch die Willkür des menſchlichen Geiſtes ſie wieder umgeſtürzt. Das Endergebniß iſt und bleibt demnach: die Sinneneindrücke wie die Vernunfterkenntniße des Menſchen ſind beide gleich ungewiß, oder vielmehr beide gleich trügeriſch. Dieſes wird nach allen Wendungen der Unterſuchungen in den Ausſpruch zuſammengefaßt: „es findet kein beharrliches Daſein ſtatt, weder unſeres Weſens noch des der Gegenſtände:

wir, unſer Urtheil und alle ſterblichen Dinge ſind in endloſem Fließen und Umwälzen befangen, darum läßt kein beſtimmtes Verhältniß des einen zu dem anderen ſich feſtſtellen; denn der Urtheilende und das Beurtheilte bewegen ſich in gleich endloſem Schwanken." Hieran reiht ſich eine herrliche Stelle aus Plutarchus nach der Amyotiſchen Ueberſetzung: „Darum muß man ſchließen, daß Gott allein ſey, nicht nach irgend einem Maaße der Zeit, ſondern nach einer unwandelbaren und unbeweglichen Ewigkeit, durch keine Zeit gemeßen noch irgend einem Abnehmen unterworfen: vor ihm iſt Nichts, noch wird Etwas nach ihm ſeyn, noch eins Neueres oder Jüngeres: ein wirklich Seiendes, das durch ein einziges Jetzt das Immer umfaßt: Nichts iſt, was wahrhaft ſey, als nur er allein, und man kann nicht ſagen, er iſt geweſen, er wird ſeyn; denn er iſt anfangslos und endlos." Den Schluß des Ganzen bildet Seneca's Ausſpruch: „o welch ein verächtliches Weſen iſt der Menſch, wenn er ſich nicht über das Menſchliche erhebt!" welcher dann unſeren Schriftſteller zu dem Ausrufe veranlaßt: „er wird ſich erheben, wenn Gott ihm wunderbar die Hand reicht; — es geziemt aber unſerem Chriſtenglauben und nicht deiner ſtoiſchen Tugend auf dieſe wunderbare Umwandlung zu hoffen." — — —

Vermiſchte Schriften von Friedrich Jacobs.

(Deßen vermiſchte Schriften. Dritter und vierter Theil. 8. Leipzig, in der Dyk'ſchen Buchhandlung. 1829 und 1830.)

Von den beiden vorliegenden Bänden der vermiſchten Schriften des geiſtvollen und gelehrten Jacobs enthält der erſte akademiſche Reden und Abhandlungen, der zweite Abhandlungen über Gegenſtände des Alterthums, und ſie ſind mit Ausnahme einer Unterſuchung über die Memnonien, ganz der Erörterung des Lebens, der Sitten, Künſte und des eigenthümlichen Charakters der Hellenen gewidmet, und als Hauptreſultat hat der würdige Verfaßer gefunden, daß dies Volk religiös-ſittlich geweſen, und einen für die Schönheit ausgebildeten Sinn gehabt, wie kein anderes. Da die Hellenen, ungeachtet ſo vieles für ihre Vortrefflichkeit ſpricht, von nicht wenigen verunglimpft werden, ſo hat der Verfaßer mehrmals gegen dieſe eine Polemik angewendet, welche als Muſter empfohlen werden kann. Ohne Bitterkeit zeigt er durch Thatſachen, welche öfters eine feine Ironie veranlaßen, die Verkehrtheit mancher Beſchuldigung. Faſt ganz dieſer Polemik gewidmet iſt die Vorrede des dritten Bandes, in welcher die Behauptung, es ſey das helleniſche Volk wegen des Polytheismus nicht religiös-ſittlich geweſen und nur das Chriſtenthum mache ſittlich, nach den geſchichtlichen Zeugnißen auf eine Weiſe unterſucht wird, welche die Würde des Chriſtenthums nicht verletzt, ſondern darthut, daß die Sünde menſchlicher Schwachheit oft mit Unrecht der Religion aufgebürdet wird. Noch an mehreren Stellen des vorliegenden Werkes kommt der Verfaßer auf dieſen Punkt zurück und ſtets bleibt ihm der Sieg, was nicht allein an der Schwäche der Gegner liegt, ſondern gewiß und wohl allein darin, daß die Sache ſich wirklich ſo verhält, daß

der Polytheismus der Hellenen keine Unsittlichkeit der Menschen begünstigte. Nicht nur die Geschichte jenes Volkes beweist, daß dasselbe nicht in höherem Maaße unsittlich gewesen, als die Christen es sind, sondern die religiösen Ansichten, welche den hellenischen Polytheismus begleiteten, beförderten, so weit die Religion bei der Schwachheit der menschlichen Natur es vermag, Sittlichkeit und selbst Heiligkeit der Gesinnung in einem solchen Grade, daß der Hellene, welcher ihnen ganz gefolgt wäre, Anspruch auf sittliche Vollkommenheit machen könnte. Bei einer Untersuchung dieser Art kommt es nicht darauf an, was für Folgerungen wir auf unserm Standpunkte aus einer Religion ziehen können, wobei man gewöhnlich die Wirkung betrachtet, welche sie auf uns selbst, oder unsere Mitwelt haben würde, sondern auf die Wirkung, welche sie auf das Volk gehabt hat, deßen Eigenthum sie war. Gerade von der verkehrten subjectiven Beurtheilung gehen die Anklagen der Eiferer oder Unkundigen aus, welche erst ihr Urtheil aus ihrer Denkart und Gefühlsweise bilden, und dann die Bestätigung in geschichtlichen Angaben beizubringen trachten, ohne zu bedenken, daß die Beförderung der Unsittlichkeit bei den Hellenen durch ihre Religion aus der Angabe mancher schlechten Handlungen, welche stattfanden, eben so wenig geradezu aus der Religion abgeleitet werden kann, als die schlechten Handlungen der Christen aus der durchaus reinen Lehre des Evangeliums. Da der Polytheismus unsittliche Handlungen der Götter enthält, wenn man sich dieselben ganz menschlich denkt, so würden diese allerdings von übler Wirkung gewesen sein, wenn der Hellene sich zur Nachahmung berechtigt geglaubt hätte. Dies war nicht der Fall, sondern dieses Volk glaubte, wie wir aus seinen Schriften, Gesetzen und allem, was uns von demselben erhalten ist, gewiß wißen, daß die Götter jeden Frevel bestrafen, und daß die Nemesis keine schlechte Handlung übersehe. Sich mit der Gottheit vergleichen zu wollen, galt dem Hellenen als der größte Frevel, und bei solcher Gesinnung konnte Unsittliches in der Göttergeschichte nicht nachtheilig wirken. Doch es mögen diese wenigen

Worte genügen gegen eine unverſtändige, vorzüglich auf Mangel an Kenntnißen beruhende Anklage, denn bei einem tieferen Eingehen in die Sache, und beſonders bei einem Umkehren dieſer Beſchuldigungen, könnte ſie ſich leicht gegen das Chriſtenthum zu wenden ſcheinen, wozu Referent nicht beitragen will, weil auch dies ein thörichtes Beginnen wäre, da die Religion nicht verantwortlich gemacht werden kann für die ſchlechten Handlungen derer, welche ihren Geboten nicht folgen.

Die erſte Abhandlung des dritten Bandes iſt eine Rede über die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit, gehalten in der Akademie zu München im Jahre 1808. In dieſer ungemein geiſtvollen und auf einer reichen Gelehrſamkeit ruhenden Rede zeigt der Verfaßer, wie die Hellenen Gymnaſtik, Muſik, Poeſie und Philoſophie anwendeten, um das Gemüth harmoniſch zu ſtimmen, und Maaß in die Seele zu bringen, worin der eigentliche Unterſchied des Hellenismus von den Eigenthümlichkeiten des Charakters anderer Völker beſteht. Bei dieſer Erziehung war das Gemüth der Hauptgegenſtand der Bildung, und ihre Abſicht nicht der Erwerb von Gelehrſamkeit und Kenntnißen, ſondern Veredelung des Menſchen. Die Gymnaſtik, welche nicht in dem Grade wie der Erwerb von Kenntnißen die Eitelkeit reizt und fördert, war ſo glücklich eingerichtet, daß ſie Geſundheit, Gewandtheit und Anſtand des Körpers vortrefflich beförderte, und dadurch ſehr günſtig auf die Seele wirkte. Die einfache, nicht die Leidenſchaften aufreizende oder weichliche und ſchwermüthige Träumerei begünſtigende Muſik begleitete die poetiſche Erzählung edler großer Thaten oder ſittlicher Ermahnungen, und brachte dieſe in das Gemüth, ſo daß die Wirkung ſicherer war, als wären dem Verſtande Grundſätze geboten worden, welche, wenn das Gefühl nicht edel iſt, ſelten befolgt werden. Der Bildung durch Philoſophie ſchreibt der Verfaßer vielleicht mehr zu, als ſie wirklich geleiſtet hat, da ſie erſt dann im Leben eintrat und auch nur eintreten konnte, wann der Jüngling herangereift war, und es bedürfte noch genauerer Nachweiſungen aus dem Leben der Hellenen über

die glückliche Wirkung derselben von der Zeit an, wo man die Philosophie als einwirkend betrachten kann. Auch Friedrich Schlegel legt in der Geschichte der alten und neuen Literatur einen hohen Werth auf den Einfluß der Philosophie, welche durch die Entwicklung der Zeitalter hervorgerufen wird und wieder einflußreich zurückwirkt. Der Haupteinfluß derselben hat sich bisher, wenn man die populäre Wirkung betrachtet, in Beziehung auf Religion geäußert, sei es durch Gestaltung, wie sie in verschiedenen Zeitaltern des Christenthums Statt gefunden, oder durch Auflösung, in Zeiten wo die Ehrwürdigkeit des Cultus durch mancherlei Einflüße geschwächt ist. Daß in Hellas Philosophie, wenn man diesen Namen nicht in einem ganz allgemeinen Sinne nehmen will, gestaltend auf die Religion gewirkt habe, so daß der dadurch bedingte Cultus Staatsreligion ward, bezweifelt Referent, und würde sich gerne darüber belehren laßen. Wo aber Philosophie auflösend in Beziehung auf Religion wirkt, muß sie öfters eher unter die Dinge gezählt werden, welche den Sittenverfall befördern, als unter diejenigen, welche ein Mittel zur sittlichen Bildung sind. Verbreitet sich die Speculation einer Philosophie unter dem Volke, so muß noch in Betracht gezogen werden, daß sie oft auch falsch und verderblich angewendet wird, und daß dies bei ihrer Verbreitung in Hellas geschehen sey, ist die Ansicht eines großen Geistes des Alterthums, des patriotischen, alte Zucht, Sitte und Religiosität vertheidigenden Aristophanes, welcher die Sittlichkeit der Gesinnung als durch die Speculation des Verstandes gefährdet auf das nachdrücklichste schildert.

Unter den von dem Verfaßer erläuterten Bildungsmitteln ist die Gymnastik von manchen, welche die Sache nicht gehörig erwogen, als eine das Schamgefühl verletzende und dadurch auf die Sittlichkeit der Hellenen nachtheilig wirkende Sache dargestellt worden, welche der Verfaßer mit einem Grunde zurückweist, gegen welchen Niemand etwas Haltbares wird einwenden können. „Daher," sagt er, „hat denn auch die Kunst bei keinem anderen Volke die Nacktheit an männlichen und weiblichen Körpern mit größerer Keuschheit

behandelt, noch ſich bei der Darſtellung des Menſchen und Göttlichen weiter von der lüſternen Ueppigkeit entfernt gehalten, zu welcher die neuere Kunſt, unbekümmert um die Forderungen der Religion und Zucht, nur allzuoft herabgeſunken iſt.“ Die Anklage beruht beſonders auf der Anſicht, weil das Zeitalter des Anklagenden nicht die Nacktheit ertragen könnte, ohne daß die Lüſternheit befördert würde, darum habe ſie nachtheilig bei den Hellenen gewirkt. Wer will aber leugnen, daß der ſittliche Menſch bei vielem nicht zur Lüſternheit aufgeregt wird, wo der verderbte mit unſittlicher Phantaſie ſich nicht rein zu erhalten vermag? Hierzu kann man noch rechnen, daß die Gewohnheit über den Menſchen eine Macht ausübt, welche vielem, was zu reizen vermag, bald dieſe Kraft benimmt.

Die Erziehung durch die angegebenen Mittel, verbunden mit der Religioſität, welche in allen Lebensverhältnißen leitete, bildete unter äußeren günſtigen Verhältnißen den Hellenen zu der edeln Humanität, welche ihn zum Gegenſatz des Barbaren, deßen höchſtes Ziel die Veredlung und Bildung des Geiſtes nicht war, machte. Unter den äußeren Einflüßen ſcheint der Verfaßer dem Klima und Boden von Griechenland nicht den Werth, welchen andere darauf gelegt haben, beizumeßen, wiewohl er günſtigen Einfluß anerkennt. Referent bekennt ſich zu denen, welche dem Klima einen höchſt wichtigen Einfluß auf die Charakter- und Gemüthsbildung, wenn auch nicht eigentliche Verſtandesbildung im engeren Sinne, beilegen zu müßen glauben. Wir ſehen Völker von gleicher Abkunft, urſprünglich gleichen Einrichtungen und gleicher Religion unter verſchiedenen Himmelsſtrichen weſentlich verſchieden werden, und können dieſe Erſcheinung kaum anders als durch die Verſchiedenheit des Himmelſtrichs erklären. Die Entwicklung der Geiſtesanlagen iſt durch den Körper bedingt, und ſie muß bei einem Volke, welches durch das Klima auf das höchſte begünſtigt wird, anders werden, als wo klimatiſche Einflüße drückend auf den Körper wirken.

Von dieſer Wahrheit können wir uns bei den verſchiedenen Völkern der Erde überzeugen, und werden dabei die einflußreichſten

Lebenseinrichtungen ebenfalls vom Klima und Boden bedingt finden. Wenn man daher auch nicht die Verschiedenheit der Völker in solchem Maaße von klimatischer Einwirkung herleiten will, wie Herder es gethan in den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, so glaubt doch Referent, daß es nicht bloß als begünstigender Nebenumstand, sondern als eine Hauptsache angesehen werden muß, wodurch der menschliche Geist nicht herabgewürdigt werden kann, da Niemand behaupten wird, er werde vom Klima erzeugt. Außer der durch das glückliche Klima bedingten Muse und Oeffentlichkeit des Lebens, welche die hellenischen Staatseinrichtungen möglich machten, muß in der Entwicklungsgeschichte der Hellenischen Bildung die politische Sicherheit von außen, und die Religion, welche den Menschen vorzüglich auf das irdische Leben beschränkte, in Anschlag gebracht werden. Wäre der Hellene geknechtet worden durch Ueberwinder, nie hätte er die hohe Stufe der Geistesbildung erreichen können, worauf wir ihn erblicken, und hätte ein mächtiger Nachbar, mit Eroberung drohend eine politische Einheit und mit ihr eine politische Richtung nach dem Auslande bewirkt, so würden die Hellenen vielleicht auf die Gestaltung der Staaten einen größeren Einfluß ausgeübt und historisch ein wichtigeres Volk sein, aber die Blüthe der Humanität, welche nur durch das gehörige Maaß einer sichern Muße erreicht wird, hätten sie nicht erlangen können. Daß die Hellenen jenseits keine größeren Freuden erwarteten, als auf dieser Erde, und das Leben der Schatten im Hades nicht als einen glücklichen Zustand betrachteten, mußte nothwendig dem Leben auf Erden einen höheren Werth in ihren Augen geben, als derjenige darauf legen kann, welcher die Zeit hienieden als eine Prüfungszeit betrachtet, von welcher ihn der Tod befreit, damit er in das wahre Leben eingehe. Ein sinniges und religiös sittliches Volk wird bei solchem Glauben dem irdischen Leben alle Liebe weihen und es verschönen in jeder Weise, und so haben es die Hellenen gethan, da sie dem Versinken in Unbegreifliches keine Zeit widmen konnten und von Verachtung des Irdischen nicht ergriffen wurden.

Daß die Eleuſiniſchen Myſterien für die Eingeweihten in dieſer Anſicht eine Aenderung bewirkt haben, und daß ſie von der Art waren, eine Aenderung bewirken zu können, iſt ſehr zweifelhaft, wenn wir nicht die Stellen, welche von dem jenſeitigen Glücke der Myſten melden, allzu günſtig auslegen wollen; denn auch am Glücke des Hades und der Perſephone Theil zu nehmen, wenn es gleich beſſer iſt, als im Schlamme zu wohnen, konnte nach helleniſchen Begriffen kein Glück ſein, welches die Erdenfreude überwog. Rechnen wir zu dieſem Allen noch, daß die helleniſche Bildung von einem einfachen Standpunkte glücklicher Entwicklung ausging, wie er in der von den Homeriſchen Gedichten geſchilderten Welt erſcheint, und allmählig weiter ſchritt ohne das Eindringen einer größeren Civiliſation aus der Fremde, welcher Fall die Völker gewöhnlich natürliche Stufen überſpringen läßt zum großen Nachtheil ihres Charakters und wahrer Nationalbildung, ſo muß man geſtehen, daß ſich Alles vereinte, um auf dieſem Punkte der Erde die Humanität zur ſchönſten Blüthe zu bringen.

In den Zugaben zu dieſer Rede erläutert der Verfaſſer mit eben ſoviel Geiſt als Gelehrſamkeit 59 Punkte, welche in der Rede berührt ſind, und manche dieſer Erläuterungen iſt zu einer kleinen Abhandlung geworden. Nicht ſelten drängt ſich dem Verfaßer dabei die moderne Welt mit ihren Sitten auf, und obgleich eine edle Milde durch die ungünſtigen Urtheile über dieſelbe durchleuchtet, ſo ſind doch manche Gebrechen unumwunden gerügt. Beſonders muß Referent dem Verfaßer beiſtimmen in dem Vorzuge, welchen er der Helleniſchen Erziehung giebt vor der modernen, deren Haupttendenz, abgerechnet einzelne Verſuche, über deren Richtigkeit zu urtheilen noch nicht angeht, das Unterrichten iſt. Daß der Verfaßer dem Humanismus vor dem Philanthropismus, welcher nützliche Sachen gelehrt wißen will, den Vorzug bei der Erziehung gebe, verſteht ſich nach dem Geſagten von ſelbſt. Unter den Zugaben hebt Referent die Abhandlung über die helleniſche Männerliebe hervor, worin der Verfaßer das Edle derſelben nachweiſt und hinlänglich

erörtert; wie denn auch andere ſie nicht als eine Verirrung der menſchlichen Natur haben gelten laßen, da ja, was man Ausgeartetes in derſelben bemerkt, auch bei andern Völkern vorkommt, welche von der wahren helleniſchen Männerliebe nichts wißen. Sie darf alſo nicht mit der Verirrung der menſchlichen Natur, welche die Hellenen mit andern Völkern theilen, verwechſelt werden, und ſo unbegreiflich auch nach unſern Sitten dieſe Männerliebe ſeyn mag, ſie iſt erwieſen als eine an ſich edle und in ihren Wirkungen veredelnde Liebe. Dies ſollte uns dahin führen, in unſerm Urtheil uns beſcheiden zu mäßigen und öfters die Geſchichte zu Rathe zu ziehen, als nach unſern ſubjectiven, durch unſere Sitten bedingten Anſichten das, was uns aus andern Zeiten überliefert wird, deuten zu wollen. Ein Volk, welches durch körperliche und geiſtige Schönheit ſo entzückt werden kann, daß eine reine und edle Männerliebe daraus erwächſt, welche von eigentlicher Heldenbrüderſchaft der Krieger zu trennen iſt, muß auf einer höheren Stufe des Geiſtes und Gemüthes ſtehen, als ein Volk, welches dies gar nicht begreifen kann. Eine Zugabe, welche man vielleicht nicht erwartet hätte, führt den Titel: das heutige Griechenland, und war zu anderem Zwecke beſtimmt, da es ſich darin um den Kampf handelt, wodurch die Griechen ſich von der türkiſchen Herrſchaft befreiten. Ein edler, menſchlicher Sinn ſpricht ſich darin mit beredten Worten aus, und wenn dieſe Zugabe auch keinen der in der Rede berührten Punkte näher erläutert, ſo iſt ſie doch werth, hier aufgenommen zu ſeyn, und wird den Leſer erfreuen. Da der Raum gebrechen würde, über ſämmtliche Zugaben zu berichten, ſo übergeht Referent die andern, den Erziehern noch beſonders eine über Deutſche Gymnaſtik und eine andere über Muſik empfehlend.

Die zweite Rede, in demſelben Jahre und an demſelben Orte gehalten, verbreitet ſich über den Vorzug der griechiſchen Sprache in dem Gebrauche ihrer Mundarten. Da die verſchiedenen Stämme ſich unabhängig von einander ausbildeten, ſo mußte natürlich der Dialekt jedes Stammes ſich zur Vollendung ausbilden, ohne daß

ein gemeinſamer Dialekt für Alle ſtattfinden konnte, was nur durch Einflüße geſchieht, welche bei den Hellenen ſich nicht vorfanden. Der Vornehme durfte ſich in dem Gemeinweſen nicht abſondern, und eine andere ihn auszeichnende Sprache reden. Dabei leitete die Hellenen ein ſo richtiges Gefühl in Betreff der beſondern Vorzüge der einen Mundart vor der andern, daß die Kunſtwerke der Rede in der ihrem Inhalt und der entſprechenden Form angemeßenen Mundart verfaßt wurden. Weil der joniſche Dialekt weich und fließend ſich für epiſche Erzählung eignet, blieb er die Mundart des Epos, und der Dorier Herodot verfaßte in ihr ſeine epiſchen Geſchichten. Der äoliſche und doriſche Dialekt, voll männlicher Kraft und Würde, für die Lyrik paßend, wie ſie in Hellas blühte, ward als die beſte Mundart in dieſer Hinſicht anerkannt, und von den Atheniſchen Dichtern angewendet. Den großen Vortheil, welchen ein ſolches Verhältniß der Sprache gewährt, ſetzt der Verfaßer auseinander, und zeigt, wie auf dieſe Weiſe ein Kunſtwerk der Rede bis in alle Theile und ſelbſt in dem Kleinſten der äußern Form vollendet werden konnte. In der deutſchen Sprache wäre ein ähnliches Verhältniß möglich geweſen, doch hat es ſich nicht entwickelt, und würde, wollte man jetzt noch den Verſuch machen, unnatürlich ſeyn. Wie wenig das, was die deutſche Sprache in dieſer Beziehung noch zuläßt, allgemein anerkannt wird, zeigt ſich deutlich darin, daß die Verirrung möglich war, Hebel's Alemanniſche Lieder zu überſetzen, nicht in eine fremde Sprache, ſondern in das Deutſche. Ueber den hohen Werth einer gelungenen Form und ihr Gedeihen bei den Hellenen ſagt der Verfaßer mit Recht: „Vielmehr offenbart ſich auch hier der eigenthümliche Sinn der Hellenen für die Harmonie aller Theile eines organiſchen Ganzen, und ihre fromme Scheu, an das Alte zu rühren, wenn es durch die Kunſt geheiligt war. Fern war von ihnen die Unſitte, immer das Neueſte dem Neuen, und das Neue dem Alten vorzuziehen. Formen, welche einmal glücklich geſchaffen und vollendet ſtanden, waren für ewige Zeiten beſtimmt; und ſelbſt jener Gebrauch der Mundarten in ihren

eigenthümlichen Gattungen trug dazu bei, daß, indem die äußere Form festgehalten ward, auch das innere Wesen einer jeden Gattung heiliger und unverletzlicher stand." Möchte dieses, sowie die ganze treffliche Rede beherzigt werden, und verkehrten Bestrebungen, wie z. B. in Betreff der Bibelübersetzung von Luther, steuern, der Verfaßer jedoch seinem wahren Sinne nach verstanden werden, da es sonst geschehen könnte, daß bei oberflächlicher Auffaßung dieser Rede Verirrungen und nutzlose Bestrebungen zum Vorschein kommen könnten.

Die dritte Rede, im Jahre 1810 in der Münchener Akademie gehalten, hat den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken zum Gegenstand. Nachdem der Verfaßer den Reichthum an diesen Kunstwerken, welcher hinlänglich verbürgt ist, geschildert, geht er zur Erörterung der Ursachen über, welche die plastische Kunst bei den Hellenen in so reichem Maaße gedeihen machte, und sucht die Gründe auf, aus welchen die Neueren in der Malerei zwar viel, in der Plastik dagegen nur wenig geleistet haben. Als erste Ursache bezeichnet der Verfaßer die Religion der Griechen, welche im Polytheismus die Götter als schöne menschliche Gestalten darbot, und welche den plastischen Sinn, welcher mit der Kindheit der Völker zu entschwinden pflegt, festhielt. „Da ihr oblag," sagt der Verfaßer, „die göttliche Herrlichkeit in der Beschränkung menschlicher Leiber zu zeigen, so konnte sie nicht, wie die Aegyptische, bei einer mühsamen Abformung deßen, was ihnen die Gegenwart bot, stehen bleiben; sondern sie mußte schon früh auf großartige Formen verfallen, in deren faßlichem Ebenmaaße sich eine höhere Natur spüren ließ." Und weiterhin sagt er von der Wirkung dieser Kunst: „Wie nun aber die Religion Idealität der Kunst erzeugte, so erzeugte hinwiederum die Idealität der Kunst Religion. Solche Gestalten, wie die alte Sculptur auf die Altäre stellte, schienen einer höheren Welt entnommen; ihre Schönheit und Würde galt für eine Beglaubigung ihres wirklichen Daseins, und gebot die Verehrung. Und gewiß hatte eine Kunst, die das Irdische so mit

dem Himmlischen verschmolz, und, was Plato das schönste Schauspiel nennt, den Zusammenklang schöner Sitten und einer schönen Gestaltung anschaulich darstellte, ein wohlgegründetes Recht, ihre Werke der Anbetung auszustellen." Dadurch daß die Griechen der Natur so treu blieben in ihren Darstellungen, und Künstler hatten, welche ihr zu folgen verstanden, gelang es ihnen Bildwerke zu schaffen, welche ohne sich in eine unbestimmte, in Nebel verschwimmende Idealität zu verlieren, und das affectirte Zerrbild der Menschengestalt zu werden, edel und ideal waren, insofern die edle Natur ideal ist, und das Gemeine nicht zuläßt. Auf demselben Wege entstanden die großen Kunstwerke der modernen Malerei. Wir haben mehr schwächere Werke der griechischen Kunst übrig behalten, als Erzeugniße der besten Zeit, doch auch in diesen bewundern wir den Adel einer natürlichen Kunst, welche idealer ist, als manche moderne Erzeugniße, in welchen man ein Ringen nach Idealität sieht, wodurch Charakterlosigkeit und Affectation entsteht, so daß solche Werke uns fremdartig erscheinen, nicht weil sie als Ideale über dem Gewöhnlichen stehen, sondern weil wir sie als unwahr erkennen, und eine Willkühr der Erfindung ohne innere Nothwendigkeit erblicken. Die Griechische Kunst nahm bei dem genauen Anschließen an die Natur nicht das Zufällige in den Individuen nachahmend auf, wie es z. B. in der niederländischen Malerei oft sichtbar wird, sondern folgte dem reinen Charakter der Natur, und stellte in der Menschenbildung der Götter diese oder jene Seite des Menschen dar, geläutert von dem, was in dem einzelnen Individuum nicht als nothwendig erscheint, sondern in Beziehung auf die Natur als eine zufällige Zuthat oder Schwäche betrachtet werden kann. Sie ahmten schöpferisch, in welchem Sinne Aristoteles das Wesen des poetischen Schaffens eine Nachahmung nennt, die Idee und die reine Form der Natur nach, so daß diejenigen, welche die Idealität der griechischen Kunst vertheidigen, bei den Ueberresten von Bildwerken, kaum des historischen Beweises, welcher geführt werden kann, bedürfen. Die Gegner dieser Ansicht, welche nur um

das Mehr oder Weniger der Idealität in der Erfindung streiten können, da ohne den Willen eine Idee in ein Kunstwerk zu legen, die Darstellung eine zufällige, nicht aber eine charakteristische wird, haben, in so fern sie eine andere Wahrheit der griechischen Kunst vertheidigen, ebenfalls Recht. Doch ausschließlich wahr ist keine der beiden Ansichten zu nennen, und wenn die Alten schon das Ideale anerkannten in den Kunstwerken, so beweisen Anekdoten, wie z. B. von der schönen Phryne, von den zu Modellen geforderten Jungfrauen, daß man, abgesehen von der Wahrheit der Anekdoten selbst, bei der Bildung einer Gottheit das Portraitiren nicht unglaublich fand. Doch genug hiervon, da Referent sich in den über diesen Punkt geführten Streit nicht einmischen will. In einer klaren Kürze stellt der Verfaßer, nachdem er über den Einfluß der Religion auf die Kunst gehandelt, die übrigen Einflüße dar, und Referent möchte noch einen von untergeordneter Art hinzufügen, welcher zwar kein erzeugender, aber ein befördernder seyn kann, nämlich den der Architectur. Plastik und Malerei sind sehr oft Begleiterinnen der Architectur, und je nachdem diese die eine oder die andere Kunst vorzüglich begünstigt, wird ein Einfluß stattfinden, welcher vielleicht nicht ganz zu übersehen ist, so daß eine durch Material, Bedürfniß und Klima mannichfach bedingte Kunst wenigstens mittelbar ein geweckes Kunstvermögen weiter führen hilft. Daß die neuere Plastik hinter der Griechischen zurückgeblieben, hat, wie der Verfaßer richtig bemerkt, darin seinen Grund, daß sie nicht als eine auf heimathlichem Boden natürlich erwachsene Kunst entwickelt ward, sondern durch Bewunderung des schon Vollendeten eine mehr oder minder gelungene Nachahmung des Vorhandenen blieb.

Den vierten Theil eröffnet eine Abhandlung über die Gräber des Memnon, vorgelesen in der Münchener Academie im Jahre 1810. Das Thema dieser Abhandlung giebt der Verfaßer in folgenden Worten an: „Wenn wir den äthiopischen Feldherrn der aufgedrungenen Kennzeichen seiner irdischen Würde entledigen, und ihn

in die Gemeinſchaft der Götter zurückführen, von welcher er, wie wir glauben, ausgegangen iſt, ſo verſchwinden die Bedenklichkeiten, die den Hiſtoriker quälen, indem auch hier nichts Hiſtoriſches übrig bleibt, als die Verbreitung eines uralten Cultus von Aethiopien aus nach Aegypten, und durch einige Theile von Aſien bis hin zu dem Geſtade der Propontis." In dem Memnonien ſieht der Verfaßer die Spuren der Wanderung jenes äthiopiſchen Gottes. Dieſe Anſicht kann jetzt nicht mehr als kühn gelten, und da ſie auf eine einleuchtende Weiſe ſonſt Unerklärtes genügend erklärt, ſo ſcheint es Referent, welcher in die Erklärung des Verfaßers keinen Zweifel ſetzt, daß dagegen ſich erhebende Bedenklichkeiten, wenn ſie von keinen hiſtoriſchen Gründen begleitet ſind, nicht von Erheblichkeit ſeyn können. Eine Unterſuchung über das Memnonsbild, und Erläuterungen der Inſchriften bilden die Zugabe dieſer Abhandlung.

Die zweite Abhandlung hat die helleniſchen Frauen zum Gegenſtande, und als Einleitung dient ihr eine allgemeine Betrachtung der Ehe. Dieſe Betrachtung iſt mit ſo vielem Scharfſinne und zugleich edlem Gefühle dargeſtellt, daß nicht leicht etwas Würdigeres und Richtigeres über dieſen wichtigen Gegenſtand geſagt werden kann. Da der Verfaßer dem Verſtande ſein volles Recht widerfahren läßt, und ein überſchwängliches Gefühl nicht allein zur Grundlage der Ehe gemacht wißen will, ſo kann es geſchehen, daß ſeine Worte denen mißfallen, welche große Zartheit und Reizbarkeit des Gefühls als das die menſchliche Natur allein Adelnde betrachten. Den Grund, warum in der Ehe dem Manne das Abweichen von der Bahn des Rechten leichter nachgeſehen werde, als dem Weibe, finden wir treffend erläutert. Nicht darauf beruht die verſchiedene Beurtheilung derſelben Sache, daß Männer die Geſetze gemacht haben und nicht auf untergeordneten bürgerlichen Rückſichten, ſondern auf dem richtigen Gefühle, daß der Mann von der Verirrung vermöge ſeiner Geiſtesanlage leicht zurückkehren kann, während das Weib vermöge ſeines Weſens nur dann der Verirrung anheim fallen kann, wenn es durch eine jede Rückſicht der Pflicht

und des Rufes überwiegende Leidenschaft von dem Gatten losgerißen ist, wodurch der Bruch unheilbar wird.

Der Zustand der griechischen Frauen ward uns von mehreren Seiten als ungünstig geschildert. Es hieß, sie seien abgesondert und in das Haus eingeschloßen gewesen, hätten keine Bildung erlangt, und daher stamme die den Griechen so eigenthümlich charakterisirende Verachtung der Weiber im Ehestande, ja sogar die Knabenliebe. Man pries die Bildung der Hetären, und nahm an, daß geistreiche Männer den Umgang dieser dem ihrer ungebildeten Hausfrauen vorgezogen hätten. Das Uebertriebene und Falsche dieser Ansichten hat der Verfaßer hinlänglich dargethan durch eine Prüfung der Gründe, welche man geltend gemacht, und den angeblichen historischen Beweisen andere, das Gegentheil beweisende entgegengestellt.

Der Mißverstand jener Ansicht kam wohl vorzüglich daher, daß man das Verhältniß der Griechischen Frauen nach den Verhältnißen moderner Gesellschaften, hauptsächlich wie sie sich in Frankreich und anderwärts nach dem Vorbilde dieses Landes gestaltet hatte, beurtheilte. Daß eine vollständige Entwicklung des weiblichen Charakters möglich sei, ohne ein Umhertreiben in Gesellschaften, und ohne eine gewiße Summe von Conversationskenntnißen, übersah man, aber der würdige Verfaßer hat dies in sein volles Licht gesetzt. Auch bei dieser Gelegenheit zeigt es sich, wie wenig der Beurtheilung fremder Verhältniße zu trauen, wenn sie unsere Verhältniße zu Grunde legt, und zur Bestätigung der auf diese Weise gebildeten Ansicht abgerißene Schriftstellen ohne Prüfung ihres wahren Gehalts als Belege gebraucht. Bei Meiner's gesellte sich zu dieser Ansicht noch die Hypothese, daß die Hellenen mit den Slawen verwandt seyen, und er suchte nach gleichen Gebräuchen und Einrichtungen, welche diese Hypothese bestätigen könnten, wie es denn nicht Wunder nehmen kann, wenn er mit Befangenheit und Vorurtheil zu Werke ging. Der zweite Hauptgegner, welchen der Verfaßer widerlegt, ist der Theologe Tholuck, deßen Bestreben, das sogenannte

Heidenthum in jeder Hinsicht herabzusetzen, den Verfaßer vielleicht jeder Widerlegung hätte überheben können, da der Kreis, in welchem ein solches Bestreben Eingang findet, keine Widerlegung will und darum auch keine annimmt. Der Verfaßer beginnt seine Erörterung mit der Homerischen Poesie, in welcher die Frauen hochgeachtet und hoher Achtung werth erscheinen. Da in dieser Poesie die Schilderungen menschlicher Verhältniße den Stempel der Wahrheit tragen, so ist das Zeugniß unverwerflich. Ferner wird erwähnt, daß die Frauen Orakelpriesterinnen waren, daß die Pythagoreischen Frauen selbst Lehren der Weisheit verbreiteten, und daß Hellas Dichterinnen hatte. Wie im Zustande der Herabwürdigung sich eine Reihe von Dichterinnen hätte bilden können, deren Ruhm größer und verbreiteter war, als der der meisten modernen Dichterinnen, läßt sich nicht begreifen, und dient zu einem vorzüglichen Beweise gegen jene Ansicht. Wenn diese sich nun z. B. auf Euripides Aussprüche stützt, so galt derselbe schon den Alten nicht als ein Dichter, welcher die Frauen durchaus der Wahrheit gemäß darstellte, sondern als Weiberhaßer, welcher die Schattenseite hervorhob. Ihm stellt der Verfaßer Sophokles entgegen, ohne, wie die Gegner thun, zu verschweigen, was sich gegen diesen Beweis könnte einwenden laßen, denn er sagt: „Nun ist uns zwar keineswegs unbekannt, daß Sophokles, nach Aristoteles Ausspruche, die Menschen darstellt, wie sie seyn sollten, also nach der Idee; aber doch darf darum Niemand glauben, daß die Idee edler Weiblichkeit in so lebendiger Gestaltung ohne Grundlage, gleichsam aus dem Nichts, habe aufsteigen können; und wenn uns in diesen hohen und schönen Gestalten nicht leere Phantome täuschen, so wird man uns auch gestatten, zu glauben, daß von dem Lichte, in welchem sie erscheinen, ein Strahl auf die Athenienſischen Frauen falle, hinreichend das Dunkel verächtlicher Nichtachtung zu zerstreuen, mit dem ihre Ankläger sie umgeben haben.“ Daß auch die Vorstellung von dem strengen Verschluße, unter dem die Frauen und Jungfrauen gehalten worden, über die Wahrheit hinausgehe, und daß er nicht gesetzmäßig war, wird genügend dar-

gethan, doch die mehrfach besprochene Frage, ob die Athenienſiſchen Frauen das Theater beſucht haben, mag der Verfaßer nicht entſcheiden, demungeachtet neigt er zur Bejahung dieſer Frage, und weiſt wenigſtens den ſubjectiven Grund, es ſey z. B. für Frauen unanſtändig geweſen, Ariſtophaniſche Komödien zu ſehen, ab. Es wird freilich nirgends ausdrücklich erwähnt, die Frauen hätten das Theater beſucht, aber ſehr ſonderbar wäre es doch, wenn den Frauen dieſer Beſuch nicht vergönnt geweſen wäre, daß dies nirgends bemerkt worden.

In einem reichhaltigen Anhange zu dieſer Abhandlung unterſucht der Verfaßer die Angabe, daß die Hetären einen höhern Grad der Bildung gehabt hätten, als die Hausfrauen, und daß darum ihr Umgang von den geiſtreichen Männern geſucht worden ſei. Bei dieſer Unterſuchung, welche alle Nachrichten genau erwägt, erweiſt es ſich, daß jene Angabe durchaus übertrieben iſt, und daß zuletzt Aſpaſia übrig bleibt, welche für die vermeinte hohe Bildung Aller einſtehen muß. Auf dem hiſtoriſchen Wege, welchen der Verfaßer mit Glück eingeſchlagen hat, zeigt ſich keine zuverläßige Spur, welche uns jenes Verhältniß als gewiß anzunehmen berechtigte. Was ſich von den geiſtreichen und witzigen Einfällen der namhaften Hetären beibringen ließ, finden wir hier vereinigt, und es wird wohl jeder eingeſtehen, daß zu ſolchem Witz wenig Bildung erforderlich iſt. Für das, was der Verfaßer nicht beibringen mochte, gehörte nicht mehr Witz, aber vielleicht noch mehr Mangel an Scheu im Ausdrucke. Wer die vorliegende Abhandlung lieſt, und die moderne Welt mit der Griechiſchen vergleicht, wird dem Glauben an die aufgeſtellte Behauptung ohne Zweifel entſagen, ohne ſich durch eine Hetäre irren zu laßen, für deren Geiſtesbildung allerdings vieles zu ſprechen ſcheint. Es kann hier nicht auf eine oder einige wenige ankommen, weil man den ganzen Stand hat erheben wollen.

Da ein genauerer Bericht über beide vorliegende Bände, wegen des darin enthaltenen Reichthums einer höchſt geiſtreich angewendeten Gelehrſamkeit, das gewöhnliche Maaß einer Anzeige überſchreiten

müßte, so begnügt sich Referent mit den wenigen gegebenen Andeutungen, welche diesen Reichthum ahnen laßen. Möchten besonders jüngere Philologen die Schriften des würdigen und milden Mannes studiren, um zu lernen, wie Gelehrsamkeit mit würdiger Darstellung und Schärfe des Verstandes mit edlem Gefühl vereint die schönsten Früchte in der literärischen Republik erzeugen.

Druckfehler.

Seite 173 Zeile 3 von oben lies: schleppend erscheint.
„ 329 „ 1 „ oben streiche nicht.
„ 409 „ 4 „ unten lies: voulte statt route.

543969

J. D. Sauerländer's Verlag.